Deutsche Dichtung

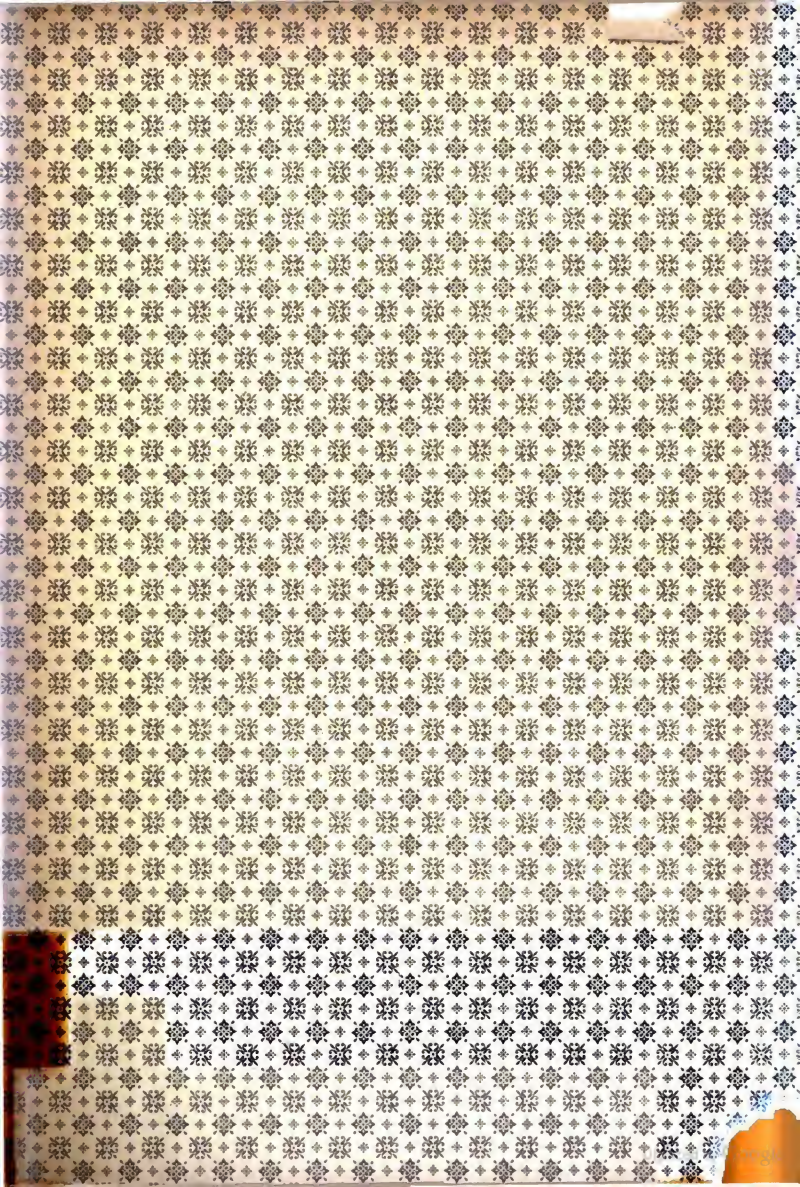
0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zwanzigster Band.

April 1896 bis September 1896.

Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1896.

Digitized by Google

Druck von Wilhelm Baensch, Berlin SW.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XX. Bandes.

Seite

Abnoba, Hermann, in Meißen 55. 68
Adler, Friedrich, in Prag . . . 160. 185. 209. 234
Arminius, Wilhelm, in Cöthen i. A. . 54. 259. 260
Arnold, Robert F., in Wien . 133. 176. 209. 234
Arnswaldt, Carl von, in Göttingen . 68. 87. 271

Bachmann, Georg, in Moskau 248
Baumann, August, in Berlin 192
Beaulieu, G. v., in Berlin 296
Bloem, Walter, in Barmen 87. 119
Bondy, Josef Adolf, in Prag 135. 168. 286
Bulthaupt, Heinrich, in Bremen . . . 118. 134. 277

Doepkemeyer, Otto, in Herford 286
Driese, Paul, in Frankfurt a. M. 221. 248

Ebers, Georg, in München 161
Ende, Amalie von, in Chicago 95
Engel, Georg, in Berlin 200

Faktor, Emil, in Prag 223
Faller, Emil, in Zofingen 179
Fleischhauer, O, in Erfurt 54
Frankl, Ludwig August (Ungedruckter Nachlaß) 12. 121. 145. 158. 186. 210. 235. 272. 287
Franzos, Karl Emil, in Berlin 25. 77
Frenzel, Karl, in Berlin 105

Godin, A., in München 209
Grube, Max, in Berlin 249
Grün, Anastasius (Ungedruckter Nachlaß) 12. 121. 145. 158. 186. 210. 235. 272. 287
Grüninger, Hans M., in Neckarbischofsheim 120. 135. 157 191. 271

Häcker, Gustav (Ungedruckter Nachlaß) . . . 260. 258
Hege, Heinrich, in Pola 11. 54. 134
Heine, Anselm, in Halle a. S . . 1. 33. 57. 81
Heyse, Paul, in München 7
Hügli, Emil, in Bern 55
Hüthig, Emil, in Burgenstadt 135

Jensen, Wilhelm, in München 258

Kellner, A., in Neapel 179
Kiesewetter, Max, in Neufahrwasser 192
Klinke, Hugo, in Adenhoven 95
Knuffert, Rudolf, in Donauwörth 134
Kreyer, Max, in Berlin 261

Seite

Lange, Hans, in Diez 53
L'Arronge, Adolf, in Berlin . 8. 38. 69. 96. 169
Lingg, Hermann, in München 7
Lohagen, Fr., in Siegen 120
Lothar, Rudolf, in Wien 177

May, Adolf, in Pforzheim . . . 87. 185. 234. 295
Mauthner, Fritz, in Berlin 197
Mendelssohn-Bartholdy, Albrecht, in Karlsruhe 94
Mönckeberg, Carl, in Hamburg 119
Morgenstern, Christian, in Berlin . . . 68. 95
Moszkowski, Alexander, in Berlin 114
Müller-Weilburg, in Hamburg . 176. 185. 233. 295

Nagel, Hans, in Vegesack 55

Olfers, Marie von, in Berlin 129. 153. 181. 205. 229. 253
Oswald, J. G., in Basel 120
Ottmer, F., in Berlin . . . 20. 47. 63. 89. 144

Pietsch, Ludwig, in Berlin 136

Rittershaus, Emil, in Barmen 67
Robertin, H., in Mecklenburg . . . 11. 61. 62. 247
Roberts, Alexander Baron von, in Berlin . . 20 266
Rodenberg, Julius, in Berlin 110
R., A., in * * * 95

Salus, Hugo, in Prag 53. 88
Scholz, Wilhelm von, in München 135. 185
Schubert, J., in Leipzig 13
Stauf von der March, Ottokar, in Wien . 244. 295
Susan, Camillo B., in Wien 160

Telmann, Konrad, in Rom 118
Trojan, J., in Berlin 141
Tromberg, Georg, in Berlin 134

Vollmoeller, Karl, in Stuttgart 221. 286

Waitz, G., in Berlin 88
Werherr, Armin, in Aschach 192
Wichert, Ernst, in Berlin 112
Wilhelm, Paul, in Wien 134. 193
Wimmershof, Paul, in Elberfeld . . 19. 120. 168
Wolzogen, Ernst von, in München 165

Zobeltitz, Fedor von, in Spiegelberg bei Topper . 222

Digitized by Google

Inhalt des XX. Bandes.

Seite

Romane, Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Der Rosenstock. Novelle von Anselm Heine 1. 33. 57. 81
Das Adoptivkind. Erzählung von F. Ottmer 20. 47. 63. 89
Glücklich? Erzählung von Marie von Olfers 129. 153. 181. 205. 229. 253

Lyrik.

Nur Tropfen ins Meer. Von Hermann Lingg . . 7
Aus der neuen italienischen Lyrik. Von Paul Heyse:
I. Falter. Von Luigi Pinelli 7
II. Auf dem modenesischen Apennin. Von Alfredo Testoni 7
Die Rose. Von Heinrich Hege 11
Heimweh. Von H. Robertin 11
Einsamkeit. Von J. Schubert 11
Du. Von Paul Wimmershof 19
Frühlingsskätzchen. Von Hans Lange 53
Die Festung. Von Hugo Salus 53
Lenzlied. Von O. Fleischhauer 54
Dauerndes Licht. Von Heinrich Hege 54
Frühlingsmärchen. Von Wilhelm Arminius . . 54
Im zoologischen Museum. Von Hermann Abnoba . 55
April. Von Franz Nagel 55
„Das morgenkühle Wehen streicht . . " Von Emil Hügli 55
Gedichte. Von H. Robertin:
Traum 61
Weihnachtswunder 61
November 62
Herbst 62
Winternacht 62
Ad astra 62
Die Pockenliese. Von Emil Rittershaus 67
An —. Von Christian Morgenstern 68
Dahin. Von Carl von Arnswaldt 68
O scheltet nicht! Von Hermann Abnoba . . . 68
Die Möwe. Von Walter Bloem 87
Frühlingslied. Von Carl von Arnswaldt 87
Selige Nacht. Von Adolf May 87
Ostersonntag im Berliner Tiergarten. Von G Waitz 88
Der Poetensteg. Von Hugo Salus 88
Bei der Arbeit. Von A. R. 95
Im Frühling. Von Hugo Klinke 95
Guter Rat. Von Christian Morgenstern 95
Lenzsturm. Von Amalie von Ende 95
Bestattung. Von Heinrich Bulthaupt 118
Den Kommenden. Von Konrad Telmann . . . 118
Sei ruhig! Von Karl Mönckeberg 119
Hochzeitsreise. Von Walter Bloem 119
Laue Nächte. Von Paul Wimmershof 120
Madeleine (Altmannisch.) Von Hans M. Grüninger 120
Heimkehr. Von Fr. Lohagen 120

Seite

„Zeige dich mir, du Süße . . ." Von F. G Oswald 120
Dora. Von Robert F. Arnold 133
Biographie. Von Heinrich Bulthaupt 134
Philisterleben. Von Rudolf Knuffert 134
Vom Sonnenschein. Von Heinrich Hege . . . 134
Mittagsglimmer. Von Georg Tromberg . . . 134
Mein Leid. Von Paul Wilhelm 134
Der Perser. Von Wilhelm von Scholz 135
Im neuen Lenz. Von Hans M. Grüninger . . 135
Sonnenregen. Von Emil Hüthig 135
Golgatha. Von Josef Adolf Bondy 135
Nur Eins ist Dein! Von F. Ottmer 144
Träume. Von Friedrich Adler 160
Abschied. Von Camillo J. Sujan 160
Die Linde. Von Paul Wimmershof 168
Sommerabend. Von Josef Adolf Bondy 168
„Ein heißer, schwüler Nachmittag . . " Von Wilhelm Müller-Weilburg 176
Wandver. Von Robert F. Arnold 176
Sonntag-Nachmittag. Von Emil Faller 179
Albanesisches Hochzeitsliedchen. Von A Kellner . . 179
Trüber Mut. Von Friedrich Adler 185
Das Lied. Von Adolf May 185
„Hoch über dem Kleefeld . . ." Von Wilhelm Müller-Weilburg 185
Der fremde Wanderer. Von Wilhelm von Scholz . 185
Wie rücksichtslos! Von Hans M. Grüninger . . 191
Sehnsucht. Von August Baumann 192
Die wogenden Saaten. Von Armin Werherr . . 192
Waldabend. Von Max Kiesewetter 192
Morgengang. Von Paul Wilhelm 193
Vor Tag. Von Gustav Höcker. (Ungedr. Nachlaß) 209
Der Kaiser. Von Friedrich Adler 209
Christusbild in Meran. Von A Godin 209
San Sebastian. Aus dem Dänischen des P. A. Rosenberg von Robert F. Arnold 209
Stimmen. Von Karl Vollmoeller 221
„Kommt je der Tag." Von Paul Driese 221
Drei rote Lilien. Von Wilhelm Müller-Weilburg 233
Im Garten. Von Emil Faktor 233
Zu Deinen Füßen . . . Aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Robert F. Arnold 234
An Lieschen. Von Friedrich Adler 234
Schlummerlied. Von Adolf May 234
Tiefe Schatten. Von H. Robertin 247
Gartenland. Von Georg Bachmann 248
„Warum wollt Ihr mir grollen . . ." Von Paul Driese 248
Abschied. Von Wilhelm Jensen 258
Traumwünsche. Von Gustav Höcker. (Ungedr. Nachlaß) 258
Gedichte von Wilhelm Arminius:
Nebelgeister 259
Nachtstimmen 259

Digitized by Google

Seite

Mittagszauber 259
Abendstille 260
Frühlings-Traum 260
Junimond 260
Chiemsee-Traum 260
Ermunterung. Von Carl von Arnswaldt . . . 271
Kummer. (Alemannisch.) Von Hans M. Grüninger 271
Das Kind. Von Karl Bollmoeller 286
Liebeslied. Von Otto Doepkemeyer 286
Auf schmalem Rain. Von Josef Adolf Bondy . . 286
Herbstmorgen. Von Wilhelm Müller-Weilburg . 295
Abendandacht. Von Adolf Man 295

Epische Dichtungen.

Aus Indien. Aus dem Englischen des Rudyard Kipling von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy 94
Der Wachenheimer Trunk. Von Hans M. Grüninger 157
Der große Pan. Von Ottokar Stauf von der March 244
Saladins letztes Gebet. Von Ottokar Stauf von der March 295

Dramatische Dichtungen.

Viktoria. Schauspiel in einem Akt von Heinrich Bulthaupt 277

Essays und Mitteilungen.

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst. Von Adolph L'Arronge.
An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin 8
I. Die Theaterfreiheit 38
II. Die Regisseure 44
III. Die Meininger 69
IV. Berlin 71
V. Vorschläge zur Besserung unserer Theaterzustände 96
VI. Bühnen-Verein und Genossenschaft . . 101. 169
Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls:
Vormärz und März 12
Ueber Lenau, Hebbel, Halm und Heine . . 121 145
Zur Charakteristik Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls 158. 186
Ein Dichter als Politiker 210. 235
Vor dreißig Jahren 272. 287
Wiener Theater. Von Rudolf Lothar 177
Die Litteratur der Bulgaren. Von Karl Emil Franzos.
III. Das Volkslied 25
IV. Kirchliche Volksdichtung. Liebeslied. Türkenlied 77
Die Geschichte des Erstlingswerks:
Meine Erstlinge. Von Alexander Baron von Roberts 29
Die Berlinerin:
Die Berlinerin. Von Karl Frenzel . . . 105
Die junge Berlinerin des alten Berlins. Von Julius Rodenberg 110

Seite

Die Frau Geheime Rätin. Von Ernst Wichert 112
Die musikalische Berlinerin. Von Alexander Moszkowski 114
Berliner Künstlerinnen. Von Ludwig Pietsch . 136
Die Marktfrau. Von J. Trojan 141
Unsere Auguste. Von Georg Ebers 161
Die musterhafte Hausfrau. Von Ernst von Wolzogen 165
Schriftstellerei Von Fritz Mauthner 197
Kleine Mädchen Von Georg Engel 200
Die Aristokratin. Von Fedor von Zobeltitz . . 222
Die Berliner Schauspielerin. Von Max Grube 249
Die Arbeiterin. Von Max Kretzer 261
Wir vom Militär. Von Alexander Baron von Roberts 266
Die Berliner Vereinsdame. Von G. v. Beaulieu 296

Vermischtes.

Nachrufe an Otto Roquette und Hyazinth Wäckerle 32
Prof. Dr. Richard Muther als Plagiator . . . 252

Litterarische Notizen.

32. 56. 104. 128. 152. 180. 252. 276. 300.

Neue Bücher.

56. 104. 128. 180. 252. 276. 300.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Boy-Ed, Ida, Ninfa 276
Carmer, H. Dirk Klein 128
Crone, Max. „Gedichte" 152
Dannbacher, A. „Epigramme und Gnomen" . . 152
Eichenberg, Marie. „Charakteristiken u. Erfahrungen" 152
Eckstein, Ernst „Jucunda Juventus!" 152
Gitschthaler, Anton. „Wetterleuchten" 104
„Gedichte eines Ungenannten" 152
Hörmann, Leopold. „Biographisch-kritische Beiträge zur oesterreichischen Dialektlitteratur" . . . 152
Rothe, Robert. „Gedichte" 152
Krebs, Otto „Gedichte" 152
Lange, M. A. „Geistige Größen der Gegenwart" . 300
Litterscheid, Franz. „Erste Veilchen" 152
Lorinser, Gisela „Aus schöner und banger Zeit" 152
Merwart, Karl. „Neckenspäße" 128
Möncheberg, Carl. „Illusionen" 128
Müller-Guttenbrunn, A. „Der inspendierte Theater-Director" 104
„Museum, Das" 180
Preuschen, Hermine von. Ninfa 276
Ring, Max. „Gedichte" 56
Rodziewicz, Marie. „Sie" 104
Rückerts, Friedrich. Werke. 276
Telmann, Konrad Ninfa 276
Tiltinger, Hermine. „Aus dem Kleinleben" . . 180
Wagner, Christian. „Neuer Glaube" 128
Zobeltitz, Fedor. „Ohne Gelänt" 128

Digitized by Google

Der Rosenstock.

Novelle von Anselm Heine.

Ferdinand Brömme war Orchestergeiger in einer mittelgroßen sächsischen Provinzialstadt.

In jedem Wetter und zu jeder Stunde des Tages konnte man ihn, seinen langen schwarzen Kasten in der Hand, gleichmäßigen Schrittes durch die Straßen gehen seh'n. Abends saß er dann im Theater an seinem von Spinnen- und Fliegenspuren geschwärzten Pulte, da, wo die zweiten Geigen sich befinden, und spielte.

Er hantierte seinen Bogen mit emsigem Fleiße, unermüdlich, und er zählte getreulich die Pausen, wie es die Partitur vorschrieb. Auch wenn er sich einmal zu dem Bierseidel hinabbückte, das zwischen den Beinen seines Stuhles stand, zählte er gewissenhaft weiter.

Dieses schüchterne Hinabbiegen erinnerte ein wenig an die Art, mit der kleine Schulmädchen ihr Taschentuch benutzen, ganz verstohlen, tief in die Tasche gebückt, als ruhe beständig ein tadelnder Blick auf ihnen.

Er hatte überhaupt etwas Linkisches, um Entschuldigung Bittendes in seinem Wesen. Vielleicht kam das, weil er so klein war, und gar so dürftig aussah in seinem schwarzen schmalen Abendröckchen. Vielleicht trug auch sein sanfter sächsischer Dialekt zu diesem Eindruck bei. Im Uebrigen war er ein ganz hübscher kleiner Mensch mit seinem blonden Schnurrbärtchen und den treuherzigen dunklen Augen. Nur die Haare hätte er sich schneiden lassen können. Schon im Interesse seines Rockkragens.

Aber grade so wie er hatten schon sein Vater und Großvater ausgesehen, und grade so hatten sie an diesem alten schwarzen Pulte gesessen — da, wo die zweiten Geigen sich befinden — und gespielt.

Das war nun eben so bei der Familie Brömme. Der Sohn that, was der Vater getrieben hatte, um wiederum von seinem Sohne abgelöst zu werden. Sie hatten etwas Typisches in ihren Lebensschicksalen und in ihren Gewohnheiten. Es verstand sich bei ihnen ganz von selbst, daß immer der älteste Sohn das Schneiderhandwerk ergriff, der zweite oder dritte aber die Geige strich. Sie waren alle friedliche Durchschnittsmenschen, deren Lebenstage in begnüglicher Zufriedenheit dahinflossen. Große Schicksale hatte noch keiner von ihnen gehabt, aber auch keiner noch war auf einen grünen Zweig gelangt. Vielleicht war daran ihr Mangel an Unternehmungsgeist schuld, ihre genügsame Sinnesart, die nur auf das Nächste gerichtet war, und lieber ein bescheidenes Geschick willig ertrug, ehe sie sich in das wilde Meer der Wünsche und Sehnsuchten hineingewagt hätten.

Auch der jeweilige Musiker unter ihnen pflegte seiner Kunst in gelassener Weise. Da gab es keinen Ehrgeiz, keine Träume, keine getäuschten Hoffnungen! Stetig betrieb er sein Metier, ein Geschäft wie jedes andere, nur mit dem Vorzuge noch geschmückt, daß es bei dem Schneiders-Sohne, oder -Enkel keine besonderen körperlichen Qualitäten verlangte, und daß es überdies noch eine sichere städtische Anstellung verhieß.

Es ging eben alles in sächsischer Gemütlichkeit vor sich. Aufregungen gab es nicht. Die unumgänglich notwendigen Gefühlsäußerungen bei Geburten, Heiraten und Todesfällen machte man in hergebrachter Form ab. Freude und Schmerz beschränkten sich auf ein zahmes Mittelmaß.

So war auch unser Ferdinand, der dritte Sohn des Orchestergeigers Friedrich Brömme, in bekömmlicher Gleichförmigkeit aufgewachsen, hatte zu seinem dritten Geburtstage die übliche kleine rotangestrichene Fünfgroschen-Violine in den Arm bekommen, und war dann allmälig von der

Digitized by Google

Viertelsgeige bis zum ausgewachsenen Männerinstrument herangereift. Mit zwanzig Jahren bekam er seine Stelle im Stadtorchester und heiratete gleich darauf seine kleine Choristin, die Tochter des Theatersouffleurs, ein hübsches, braves, fleißiges Mädchen. Vor einigen Jahren war dann sein Vater gestorben, und er war an dessen Platz heraufgerückt. Nun hatte er selbst bereits zwei kleine Buben, Fritzchen und Karlchen genannt, zwei freundliche blonde Liliput. Schon hatte er dem Karlchen die unvermeidliche, rotangestrichene Fünfgroschen-Geige in die Hand gegeben, und seine Frau ließ Fritzchen „nähen", das heißt eine große Stopfnadel mit eingeknotetem Faden durch ein Stückchen Erbsstüll ziehen. Er sollte sich üben.

Karoline Brömme war eine rundliche kleine Frau geworden, trotz der beständigen Arbeit ein Bischen zu sehr auseinandergegangen, aber noch ganz nett, mit einem angenehmen Lächeln um den Mund und in den Augen. Sie hätte hübscher sein können, wenn sie gedacht hätte, sie wäre es. So fiel es weder ihr noch ihrem Manne ein, danach zu sehen. Sie ging ganz auf in ihrer Arbeit und in ihren Kindern. Aus dem Hause ging sie wenig. Und in's Theater kam sie gar nicht mehr. Sie hatte im ersten Wochenbette ihre Stimme verloren und damit, zu ihrem großen Kummer, ihre Erwerbsquelle.

Ferdinand ließ es sie nicht entgelten, daß ihnen diese Einnahme, auf die er gerechnet hatte, fehlte, und die brauchbare kleine Person wußte sich allerhand Verdienst zu verschaffen, der ihr die regelmäßige Löhnung ersetzte. Sie war immer thätig, von früh bis spät, besorgte alles selbst im Haushalt und bei den Kindern und fand dabei noch Zeit, auf den Erwerb zu denken. Bald hatte ihr die Theatergarderobiere, ihre gute Freundin, einen Kostümauftrag vermittelt, bald nahm sie die Kinder ihrer „Kolleginnen" für bescheidenes Entgelt in Pflege, während die Mütter der Kunst pflogen, oder sie half an den großen Ballettagen der Friseuse beim Lockenbrennen und Schminken. Im Ganzen hielt sie sich lieber fern von den Vorstellungen. Die Welt der Bretter hatte für das Theaterkind keinen besonderen Reiz mehr. Und das man sich durch eine Theateraufführung erfreuen oder rühren lassen könne, das begriff sie nicht.

Wenn sie sich einmal entschlossen hatte, von ihrem dritten Range aus eine Vorstellung mit anzusehen, so schwirrten tausend banale persönliche Betrachtungen durch ihren Kopf, so daß sie am Schlusse kaum wußte, was sie gesehen hatte.

„Ob die Mimi auch nicht hängen bleibt mit ihrer Schleppe? Ich hätte sie doch bis unten hin mit Roßhaar füttern sollen. — Der dicke Richard hat natürlich wieder nichts gelernt, da kann der Vater sich die Seele aus dem Halse schreien. — Jetzt, jetzt muß der Alt einsetzen. Natürlich wieder die Müllern zu früh. Die muß sich immer vorthun vor den Andern. — Was? Noch ein Zwischenspiel? Da hat mein armer Brömme ja heute gar keine Pause."

So ging es fort, und Lohengrin, die zärtlichen Verwandten, Richard der Dritte wie die cavalleria rusticana zogen unbeachtet ihrem Ohr und Auge vorüber.

Dem Ferdinand ging es übrigens nicht viel anders von seinem Standpunkt aus. Er beurteilte die Opern nur nach ihrer Länge, die Schauspiele nach ihren Zwischenakten.

„Heute haben wir ein hübsches Stück," hieß es, wenn sich das Orchester bereits im zweiten Akt entfernen durfte. „Ein Wagner-Abend" bedeutete, daß seine Karoline ihm das Abendbrot in die Ofenröhre setzen sollte, und „eine neue Nummer" verhieß verdoppelte Proben „ein Gast" unerwartete Zusätze oder Streichungen, Ausnahmeproben und veränderte tempi.

Es war ein arbeitsvolles Leben, das er führte. Regelmäßig wie seine Uhr, und nüchtern wie sein Geigenspiel.

Vor Tagesanbruch stand er in Schlafrock und Pantoffeln in der Küche neben der immerbrennenden Grude und übte, während er sich den Rücken wärmte. Die Frau kochte ihm inzwischen Kaffee, die Kinder schliefen noch. Wenn er dann aus seiner großen goldgeränderten Tasse, die die Aufschrift trug: „dem Hausherrn", seine heiße, dünne Portion des sächsischen Mokka vertilgt und zwei blonde, weiche Semmeln dazu gebrockt hatte, zog er sich Rock und Ueberzieher an, seine Frau steckte ihm das „Wurst-Bemmchen" als Frühstück in die Tasche, und mit einem freundlichen „Na adien Karoline, mach' es gut" ging er bedachtsam die Treppe hinunter.

Fast immer hatte er noch vor der Theaterprobe Stunden zu geben. Für ein Honorar von 75 Pfennigen bis 1 Mark kam er in die Häuser. Meist waren es die bildungsdurstigen Söhne und Töchter unbemittelter Lehrer, die er unterrichtete, ab und zu auch ein ehrgeiziges Portierskind.

Digitized by Google

Mittags kam er dann nach Hause zum Essen. Fritzchen holte ihm aus dem Bierkeller drüben ein Seidel Dresdner Waldschlößchen, und er setzte sich auf das alte eingesessene Ledersopha, das er vom Vater geerbt hatte und aß. Die Unterhaltung wurde meist von den Kindern geführt, die immer etwas zu fragen hatten, worauf Vater Ferdinand mit der den Vätern eigenen Unfehlbarkeit freundlich antwortete. Die Frau ging ab und zu, servierte und schnitt vor. Sie hatte keine Zeit, Konversation zu machen. Hier und da tischte sie eine Neuigkeit auf, die sie etwa auf dem Markte von der Gemüsehändlerin, oder von der Nachbarin erfahren hatte, oder sie gab den Kindern Verhaltungsmaßregeln.

Ferdinand Brömme war zufrieden, gerade so wie es war. Seine Gemütlichkeit ging ihm über alles. Und wenn er sich so umsah an seinem sauber gedeckten Tisch, auf dem die braunen Kartoffelpuffer dampften, seine Jungen betrachtete und seine Frau, alles so niedlich, nett und freundlich, dann überkam ihn eine unbewußte große Befriedigung. Manchmal hatte er wohl das dunkle Bedürfnis, etwas Derartiges zu äußern, aber ehe diese schwache Regung durch die dicke Schicht von Gewohnheit und Bequemlichkeit hindurchdringen konnte, war sie schon erloschen. Höchstens bewies noch ein unmotiviertes, nachdenkliches „Nu eben“ den vorangegangenen Prozeß.

Und Karoline Brömme verlangte auch nichts anderes. Nichts, als daß die Welt und sie in alter Ordnung weitergingen!

Nach Tische rauchte der Hausherr eine Pfeife und übte eine halbe Stunde, dann ging er mit Frau und Kindern spazieren, wochentags auf den Gottesacker, am Sonntag in den „Gosengarten.“

Wer ihn so gesetzt und großväterlich einherschreiten sah, gab ihm gut fünfzehn Jahre mehr, als er in der That hatte, denn eigentlich war Ferdinand Brömme noch ein recht junger Mann, nur daß er sich nie Zeit genommen hatte, es zu sein.

Zu Hause schrieb er dann entweder Noten ab, was er als bequemen Nebenverdienst ab und zu verrichtete, oder er mußte zur Probe, zum Konzert, zum Unterricht. Abends folgte das Theater. Das ging einen Tag so wie alle Tage. Selbst der Wechsel der Jahreszeiten brachte keine auffallende Veränderung in diese Lebensweise hinein.

* * *

Es war an einem Abend im Anfang Mai. Nach langer kalter Zeit der erste wirklich warme Tag! Der Himmel war noch hell, aber der Mond stand schon da und blendete. Ein eigentümliches schwaches Rauschen lag in der Luft, eine geheime Aufregung, die sich deutlich zwischen den gewohnten Stadtgeräuschen bemerklich machte. Es klang wie das Schmelzen verborgener Gewässer, wie das Regen und Rauschen beknospeter Zweige, wie der Flügelschlag von tausend heimkehrenden Vögeln. Auf der Straße spielten die Kinder Kreisel. Dünnblütige Alte saßen auf ihren Holzschemelchen, dicht an die Häuserwand gedrückt und labten sich am Wiederstrahl der Sonnenwärme, die die Ziegel tagsüber eingeschluckt hatten. Die Menschen, die sich in den Straßen begegneten, grüßten sich mit einem Lächeln, als wollten sie sagen: „Der Frühling ist wiedergekommen, weißt Du's schon?“

Ferdinand Brömme hatte seinen Winterüberzieher aufgeknöpft und ging behaglich seines Weges. Er freute sich darüber, daß es jetzt schon so hübsch lange hell bleibe. Bei den theuern Oelpreisen machte das schon einen bedeutenden Unterschied im Verbrauch. Und das ewige Heizen! Nein, er war froh, daß es endlich Sommer wurde! Und wie gut es überall nach Veilchen roch!

Als er am Hauptportal des Theaters vorüberging, um zu dem kleinen Seiteneingang des Bühnenpersonals und der Orchestermitglieder zu gelangen, war bereits ein ansehnliches Publikum dort in Bewegung. Equipagen und bescheidnere Gefährte rasselten herbei; auf der Treppe begrüßten sich die befreundeten Familien, Damen mit kleidsamen Spitzenshawls um den Kopf und Herren mit gezogenem Hute, deren Schädel aussah, als sei er mit einer Rasen-Mähmaschine behandelt.

Ferdinand Brömme wurde jetzt von einer älteren, stattlichen Dame angerufen, die soeben den Wagen verließ. „Ach, Herr Brömme, gut, daß ich Sie sehe! Wir waren so lange verreist, und da — — Wieviel betrug doch Ihre Rechnung?“

Der gute kleine Ferdinand besann sich eine Weile, während die Dame vergeblich in den Falten ihres Kleides nach der Tasche suchte.

„Fünf Seiten (Schlummernde Lüfte) macht 1 Mark 75 Pfennige,“ sagte er endlich, „und dann noch von vor zwei Jahren (Ich will nicht, daß der Mond Dein Antlitz sieht) transponiert

Digitized by Google

macht 3 Mark 50 Pfennige. Zusammen also 5 Mark 25 Pfennige."

Die Dame hatte ihre Tasche jetzt gefunden und gab ihm das Geld. „Ich vergesse es sonst doch immer wieder," sagte sie dabei lächelnd.

Brömme dankte und steckte die kleine Summe sorgfältig in seine blaue runde Perlenbörse. Er hatte, von der zerstreuten Schuldnerin so bald noch keine Bezahlung erwartet. Nun war es ihm fast wie ein Geschenk, das er erhielt!

Vergnügt ging er weiter, während er seine Uhr zog, um zu sehen, ob er sich auch nicht verspäten würde. Schon sechs Minuten vor Sieben! Um Zeit zu sparen ging er gar nicht erst ins Stimmzimmer, sondern benutzte den Chorsitzenkorridor, der mit der Souterrain treppe in Verbindung steht.

„Servus, Herr Brömme," rief ihm ein hübscher junger Mensch im Bauernkostüm zu, während er vorüberlief.

„Schönen guten Abend, mein lieber Herr Pokorny," erwiderte der höfliche Sachse in seiner umständlichen Art. „Nu? was machen Sie Gut's? Sie haben ja richtig wieder ein paar ganz anständige Solostellen erwischt, Sie Rackerchen!"

Pokorny bewegte abwehrend den dunkeln Lockenkopf. „Ich bitt' Sie! Höchste Zeit wird's endlich, daß ich ankomme! Beiläufig vier Jahre bin ich schon am Singen! — Uebrigens eine sehr eine gute Bajazzo-Aufführung heuer," fuhr er in seinem hellen Wienerisch fort, „die Musik reißt einen mit fort, man kann halt nicht anders."

„Nu eben," sagte Brömme ruhig und sah nach der Uhr. „Entschuldigen Sie gütigst, ich muß 'nunter! Es könnte mir sonst am Ende wirklich gar noch passieren, daß ich ganz und gar zu spät käme."

„—pfehl mich, Herr Brömme!"

Der junge Mann war schon ein paar Schritte vorbei, als er noch einmal umkehrte. „Ein Kompliment an das Linerl," sagte er eilig, „sie soll mir nicht böse sein, daß ich mich noch nicht bedankt hab' dafür, daß sie mir meinen verrissenen Wams wieder gerichtet hat. Ich hab's ihr schon durch die Mimi bestellen lassen; ich schenk ihr mal was Schönes, — wann's Geld nur einmal langen wollt!"

Er lachte, daß man alle seine hübschen spitzen Zähne sah, nickte noch einmal vergnügt und lief davon, während Brömme gravitätisch das Treppchen hinabstieg.

Joseph Pokorny war eine Chorbekanntschaft Frau Brömmes. Er war ein liebenswürdiger, begabter Mensch, dem Jedermann gut sein mußte. Auch Herr Brömme hatte eine Art väterlichen Wohlwollens für den jungen Sänger, der übrigens nur wenige Jahre jünger war als er selbst. Joseph trank manchmal am Nachmittag eine Tasse Kaffee bei der Familie Brömme, oder man ging zusammen spazieren. Der gutmütige Ferdinand hatte ihm hier und da mit ein paar Groschen ausgeholfen, und Karoline flickte ihm aus alter Freundschaft seine Sachen. Sie war schon Braut gewesen, als er an das Theater kam; aber der Umstand, daß sie beide die hübschesten Erscheinungen des ganzen Ensembles waren, führte sie immer zusammen, wo ein paarweises Auftreten des Chores geboten war. So hatte sich eine harmlose Intimität zwischen ihnen entsponnen. —

Als Brömme den Orchesterraum betrat, waren schon alle versammelt. Selbst der Kapellmeister stand an seinem Pulte und blätterte in der Partitur. Brömme stimmte noch leise, rückte die Noten zurecht, schraubte die Lampe höher und nickte dann seinen Kollegen zu.

Es war ein seltsames Zwielicht heute Abend. Von draußen kam der Tag in blassen grauen Streifen zu den Fenstern herein, im Hause leuchteten die milchigen Glühlichtblumen, von der Rampe strahlte grünweißes Licht und hier unten brannten rötliche Oellampen. Er hatte etwas Beunruhigendes, dieser weiche Zwitter, etwas Aufregendes.

Oder war es nur die Frühlingsunruhe, die bis hier hinein geschlichen kam?

Selbst Brömme spürte etwas Ungewohntes in der Luft. Vielleicht war es der intensive Blumengeruch, der aus den Logen drang. Man hatte große Toilette gemacht heute Abend, dem Gaste zu Ehren, der diesmal den Bajazzo sang. Die Damen trugen frische Bouquetchen im Gürtel, die Herren Veilchensträuße im Knopfloch, der Konzertmeister, der gerade vor ihm saß, hatte eine Tuberose angesteckt.

Der eiserne Vorhang ging in die Höhe, das Vorspiel begann. Ferdinand Brömme strich wacker seine Violine. Nur selten warf er einen Blick hinüber nach dem Zwischenaktsvorhang, wo sich das losgetrennte Zeugstück, aus dem der verwachsene Komödiant Tonio herausschauen sollte, sachte hin und her bewegte, oder hinauf zu dem menschengefüllten Trichter der Ränge

Digitized by Google

und Sperrsitze, in dessen Mittelpunkte er gefangen saß, eingeklemmt zwischen den beiden Welten, denen er nicht zugehörte.

Er aber saß unbekümmert da in seinem Zwischenreiche und spielte.

Ferdinand Brömme war nicht sentimental! —

Das Largo setzte ein, der Prolog begann. Tonio war in seiner ganzen Mißgestalt vorgetreten, um das Publikum zu begrüßen und das Stück zu erklären.

„Denn nicht wie sonst gilt heut' der Satz:
„Die Thränen der Bühne sind falsch, sind Lug.
„Falsch alle Seufzer auch, und die Schmerzen Betrug.
„Nehmt drum die Bühne nie ernst!
„Nein! — heut schöpft der Dichter kühn
„Aus dem wirklichen Leben schaurige Wahrheit!"

Dann endlich kein kräftiger Aufruf: „Das Spiel kann beginnen." Und nun das Bivace und der Auffahrtsmarsch. Die Geigenbogen flogen förmlich in der Luft umher, die Pauke dröhnte, hier unten hörte man das Stampfen des Pferdes auf dem Linoleum des Bühneneinsatzes. Eine wilde, rasende Lustigkeit zitterte in dem eiligen Zweivierteltakte der Musik; Kinderjubel und die Hochrufe des Chores, in die sich der Empfangsapplaus des Publikums für den Darsteller des Bajazzo mischten.

Der berühmte Gast stand ernsthaft auf seinem Jahrmarktswagen, Nedda und die Komödianten hinter sich. Er verneigte sich, wiederholte seine Reklame, die verhängnisvolle Ohrfeige wurde gegeben, und Pokorny sang sein kleines Solo, in dem er den Bajazzo auffordert, mit ihm und den andern Bauern in die Schenke zu kommen.

Brömme konstatirte, daß alles gut von statten ging. Die Abgangsarie des Bajazzo mit ihrem leidenschaftlichen Schmerzensausbruch hatte sogar einen fast südlichen Applaus entfesselt.

„Donnerwetter, das packt," sagte die Kesselpauke im tiefsten Bierbaß, als die Scene vorüber war.

„Nach meiner Meinung hat der gute Cavio sein Adagio ein bischen gar zu sehr nach Recitativ genommen," sagte ein sächsischer Kollege zu Brömme, „man könnte fast sagen frei!"

„Nu eben," bestätigte Brömme. „Warum geht's denn nicht weiter?" fragte er nach einer Weile.

Man blickte auf den Kapellmeister, der Kapellmeister blickte nach den Vorhang, dann hinauf in die Loge des Regisseurs. Das Publikum fing an, sich zu unterhalten. Man wurde unruhig.

Endlich kam der alte Huth, der Theaterdiener, herunter. Die Vorstellung mußte abbrechen. Die Darstellerin der Nedda, deren Mann im letzten Spielabschnitt den Bajazzo sang, hatte Weinkrämpfe bekommen aus Aerger über den glänzenden Empfang des Gastes. Sie weigerte sich weiter zu singen. Die zweite dramatische Sängerin war bereits beurlaubt, es war nichts zu machen. Der Inspicient kam herunter und berichtete: Regisseur und Direktor seien rasend, aber der Theaterarzt habe erklärt, bei diesem Nervenzustande könne die Sängerin nicht auftreten.

Inzwischen trat oben bereits der Regisseur vor den Vorhang und entschuldigte den zerstörten Abend mit Erkrankung der Sängerin. Der Gast würde seine Einzelscenen singen.

Derartiges war in der soliden Stadt noch nicht vorgekommen. Eine allgemeine Aufregung ging durch das Haus. Vom Orchester aus hörte sich das Sprechen, Lachen und Kleiderrauschen an wie ein nahes Meeresbrausen mit einzelnen Windstößen. Man hatte genug zu thun, sich gegenseitig zu verständigen, wo man anzufangen habe. Der Kapellmeister gab rasch die nötigen Anordnungen. Es mußten zwei Scenen verbunden werden, ein Uebergang improvisiert, kurz es gab heillose Verwirrung. Dem guten Brömme stand der helle Schweiß auf der Stirne. Eine solche Unregelmäßigkeit! Er wußte sich kaum zu fassen.

Endlich klopfte der Dirigent auf sein Pult. Das Finale des dritten Aktes:

„Hüll' dich in Tand nur und schminke dein Antlitz,
„Man hat bezahlt so, will lachen für sein Geld"

und weiter bis zu der ergreifenden Stelle:

„Die vielen Thränen, die im Spiel wir verhüllen,
„Geknicktes Hoffen, manch todeswunde Herz,
„Ah! lache Bajazzo, schneid' die tollsten Grimmassen,
„Kennst kein Gefühl, bist nur ein Spielzeug zum Scherz."

Atemlos lauschten die Zuhörer. In diesem Augenblick trat es vielleicht manchem unter ihnen zum erstenmale vor die Seele, daß es wirklich so ist, wie Bajazzo singt. Man dachte an die eifersüchtige Sängerin. Wie oft mochte Aehnliches niedergekämpft werden da auf der Bühne, und man erfuhr nichts davon, sah nur die Maske.

Brömme jedenfalls war wirklich erschüttert. Das Erlebnis hatte ihn aus seinem Gleichmut aufgerüttelt. Er fühlte sich unruhig und unsicher in dieser neuen Regung. Dazu der Blumenduft, die Frühlingsstimmung, die auf allem lag —!

Digitized by Google

Er fuhr sich ein paarmal nach der Stirn und sah sich fragend um. Er selbst und alles schien ihm verwandelt. Und jetzt mußte er sich zusammennehmen, jetzt kam der neue Uebergang. Der Kapellmeister sah scharf hinüber zu den Blechinstrumenten und dann zu den Streichern, die den Zusatz prompt exekutierten. Nun war man glücklich drüben in der Schlußszene des letzten Aktes.

„Nein, bin Bajazzo nicht blos“ und so weiter. Neddas Erwiderungsgavotte blieb aus, und von dem tragischen Schlusse blieben nur die letzten Worte stehen, die mit ihrer monotonen Skandierung so erschütternd wirkten:

„Geht ruhig heim, das Spiel ist aus.“

Einige Minuten später befand sich Ferdinand Brömme auf der Straße, ohne recht zu wissen, wie er dort hingekommen sei. Er war wie betäubt.

Gewohnheitsmäßig schritt er, seinen Geigenkasten an der Hand, das Johann Georgengäßchen entlang und wollte eben auf seine Vorstadtschaussee zusteuern, als ihm einfiel, daß Karoline und die Kinder wahrscheinlich noch nicht zu Hause sein würden. Sie hatten eine Verwandte besuchen wollen, die ganz weit draußen im Südviertel wohnte. Und er hatte keinen Stubenschlüssel. Sollte er sie abholen?

Er sah nach der Uhr. Um neun würden sie sicher dort fortgehen. Ehe er hinkam, war es schon zu spät. Wie ärgerlich das war! Er hätte so gut diese freie Zeit zum Notenabschreiben benutzen können, wenn er den Stubenschlüssel mitgenommen hätte! Aber schließlich — das Wetter war so schön, warum sollte er nicht ein bischen spazieren gehen?

Er erschrak fast selbst bei dem verwegenen Gedanken, aber er setzte sich doch gleichzeitig wieder in Bewegung, ging zum Theater zurück und von dort die Promenade hinab bis zum Flusse, immer die Geige in der Hand.

Dort war es still und einsam, nur einige eng umschlungene Gestalten wandelten in den dunkelsten Gängen der Anlagen umher. Der Mond stand groß und seltsam gelb über den Weidenbüschen und spiegelte sich im Wasser. Etwas Glänzendes schwamm langsam den Fluß hinunter. Es sah aus wie eine fremde Riesenblüte.

Ferdinand Brömme sah ihr lange nach, wie sie sachte dahinglitt, manchmal einen Wellenhügel hinaufschwimmend, manchmal sich neigend. Und jetzt hatte die Strömung am Wehr das stumme weiße Wesen aufgegriffen. Hoch oben schiffte es umher, dann füllte sich, wie's schien, der reine Kelch mit Wasser, die Blumenform verbog sich und zerging — es war nur ein Stück zusammengefaltetes Papier gewesen.

Aber es hatte einen starken Eindruck auf Brömme gemacht. Er war noch nie so lange unbeschäftigt und sich selbst überlassen gewesen wie eben jetzt, noch nie allein spazieren gegangen. Er empfand fast etwas wie Furcht bei dieser Einsamkeit. Und doch war er nicht gerade ängstlich. Nur daß es so ruhig licht war um ihn her, und keiner, der etwas von ihm wollte. Seltsam, ganz seltsam war ihm das! Wenn es gegangen wäre, wie es sollte, dann würden sie jetzt gerade beim Intermezzo sein, der Bajazzokomödie auf der kleinen Jahrmarktsbühne!

Ob es wirklich eine wahre Begebenheit sein mochte, die der Komponist da wiedergegeben hatte? Aber das wäre ja ganz schrecklich! So etwas sollte doch überhaupt nicht vorkommen! So ein eifersüchtiger Mensch ist ja wie ein Tier, das blindlings um sich schlägt! Wie kann man nur so unvernünftig sein!

Freilich, wenn er zum Beispiel dächte — es ist ja natürlich Unsinn — nur so zum Spaße — wenn er sich nun zum Spaße einmal dächte, seine Karoline hätte es mit einem Anderen! — Er mußte selbst darüber lachen, so komisch war ihm der Gedanke. Nein, Gott sei Dank, so etwas war in seiner Familie noch nicht vorgekommen. Bei den Schauspielern freilich, da hörte man so allerhand, und auch unter seinen Kollegen kam manches vor, aber die, bei denen so etwas passierte, die waren auch selbst danach! Die hatten meistens so einen Stich ins Geniale!

Mit einer gewissen Zärtlichkeit dachte er an seine Karoline. Er versuchte es, sich ihr Gesicht vorzustellen. Hatte sie eigentlich blaue Augen oder graue? Es schien ihm, als hätte er sie eigentlich noch nie so recht ordentlich betrachtet.

Er war jetzt an eine kleine, weiß gestrichene Brücke gekommen, die ein Privatgrundstück mit dem diesseitigen Ufer verband. Der Mond beschien das Doppelbild in der Luft und im Wasser mit gleicher Klarheit. Eine süße Sehnsucht ergriff den einsam Wandelnden. Es war ihm, als müsse er hinübergehen über diese Brücke, um da irgend ein großes, unbekanntes Glück zu finden. Zu Worten dachte er das nicht, dazu war er zu ungeübt, aber diese Empfindung ließ doch eine

Digitized by Google

traumhafte Spur in ihm zurück, sodaß er ziellos durch den warmen, dunstigen Abend dahinschritt und vor jedem Hollunderbusche, dessen Zweige erwartungsvoll gespreizt dem nächsten Tage entgegenschwollen, mit einem verwunderten Lächeln stehen blieb. (Fortsetzung folgt.)

Nur Tropfen ins Meer.

Gab nicht oft Schwächern
Der Stärkere nach?
Entfiel nicht schon Köchern
Das Schwert und zerbrach?

Lebt nicht Erbarmen
Für Schmach und Schuld,
Leiht Hilfe den Armen
Aus wahrer Huld?

Oft kam es, daß Tugend
Die Fehler verzieh
Der Schönheit und Jugend
Sogar dem Genie!

Auch stellte sich gegen
Gewalt für Recht
Mit blankem Degen
Ein kühn Geschlecht.

Die Wahrheit sagten
Trotz Willkühr und Wahn
Die Tapfern und wagten
Ihr Leben daran.

Vor Freude droh klopfe,
Herz, nicht so sehr!
Es fällt nur ein Tropfe
Zuweilen ins Meer.

Es hat oft Wissen
Die Waag' und das Maaß
Dem Trug entrissen,
Wie hoch er auch saß.

Oft wurden auch Schranken
Urplötzlich gefällt
Wenn große Gedanken
Durchblitzten die Welt.

Ihr jauchzt ob des Falles?
Jauchzt nicht so sehr,
Es sind doch alles
Nur Tropfen ins Meer!

Dies sagt Euch ein Ringer
Im Geistesheer,
Nur ein geringer. —
Ein Tropfen im Meer!

Hermann Lingg.

Aus der neuen italienischen Lyrik.

Uebersetzt von **Paul Heyse.**

I.

Falter.

Von **Luigi Pinelli.**

Sieh, wie so freudenvoll tanzen sie, schweben sie
Über dem purpurnen blühenden Klee,
Nippen den Morgenthau, suchen sich, suchen sich,
Flügel der Liebe, wie Blüthenschnee!

Leben ein Stündlein nur, aber im glänzendsten,
Glühendsten Hauche der sonnigen Lüfte
Zwischen den Becken voll würziger Düfte,
Haben den Blumenkelch, drin sie geboren,
Dann sich zu Hochzeit und Sterben erkoren.

O so ein Leben, wie Blitzesflammen,
Drin alles Erdenglück auf Einmal loht,
Und dann im blühenden Thale zusammen
Sterben den seligen Falltod.

II.

Auf dem modenesischen Appenin.

Von **Alfredo Testoni.**

Bleicht erglänzt das Tageslicht,
Wo empor die Fichten steigen,
Deren Holz aus seinen Zweigen
Weithin duftend sich verflicht.

Wipfelrauschen unterbricht
Hörbar kaum das tiefe Schweigen,
Wo sich sanft die Schatten neigen
Zum Versteck so süß und dicht.

Munter wandelt du dahin
Erdbeeren suchend dort im Hag,
Hirten mit dem heckten Sinn.

Warum mit den Feuerblicken
Lachst du heimlich? Willst du, sag
Erdbeeren oder Küsse pflücken?

Digitized by Google

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst.*)

Von **Adolph L'Arronge.**

An die ehemaligen Mitglieder des Deutschen Theaters zu Berlin.

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

Meine lieben Freunde, denen ich dieses Buch zum Gedenken an mich und an das „Deutsche Theater zu Berlin" zueigne, Ihr seid heute wohl verstreut in allen deutschen Landen; aber mir ist es in diesem Augenblicke, als säße ich Euch Alle um mich versammelt, als wartetet Ihr darauf, daß ich zu Euch spreche. Selbst Diejenigen unter Euch, die nur flüchtige Gäste im „Deutschen Theater" waren, deren Züge mein Gedächtniß verloren hatte, werden lebendig in meiner Erinnerung, treten in deutlicher Erscheinung vor mein Auge, heben mit freundlichem Gruß ihre Hand über die Schar der Angesammten und drängen ihr Gesicht dem meinen zu, als wollten sie sagen: hier bin auch ich; als wollten sie fragen: gilt Deine Widmung auch mir? Ja, meine Lieben! Ich überdenke die Begebnisse am „Deutschen Theater" — Jahr für Jahr, Tag für Tag; sie reihen sich wie Perlen auf eine Schnur, und wo Perle auf Perle nicht passen will, weil ein Knoten in der Schnur die Annäherung scheidet, da hilft mein gutes Gedächtnis den Knoten lösen, und so wird mir alles klar — bis auf die Stunde. Ich sehe Euch Alle wieder, selbst die, denen ich in nur kurzer Zwischenzeit die Hand zum Willkomm und zum Abschied reichen mußte.

Nicht leichten Herzens habe ich das „Deutsche Theater" aufgegeben, und noch heute trübt die glücklichen Bedingungen, unter denen ich meine Muße genießen kann, zuweilen wie ein leichter Schatten der sehnliche Gedanke an die Stunden der Freude und Befriedigung, die ich in ernster und fröhlicher Arbeit mit Euch durchlebt habe. Ich will Euch nicht mit Lügen, nicht mit sentimentaler Umschreibung der Wahrheit umschmeicheln: ich weiß sehr wohl, daß meine Meinung nicht immer die Eure war, daß Einige von Euch mir wohl ein Weilchen gegrollt haben, wenn ich nicht that wie sie wollten, sondern das, was ich für das Richtige hielt. Aber all' diese kleinen Differenzen ergaben sich doch nur aus persönlichen Ansprüchen und Widersprüchen und auch nur da, wo das Verhältnis vom Schauspieler zum Direktor in Frage kam; rein menschlich haben wir immer in friedlichem und freundschaftlichem Verkehr zueinander gehalten, und Ihr habt mir Eure Sympathie und Anhänglichkeit vielfach und in herzlichster Weise dargethan. Und niemals sind Differenzen zwischen uns aufgekommen in unserem Zusammenwirken auf der Bühne, als Regisseur war ich Euch immer ein willkommener Freund und Ratgeber, nie haben meine Weisungen Widerspruch von Euch erfahren; und wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, gerne zugebt, von mir gelernt zu haben, so gebe ich nicht minder gerne zu, daß meine Kraft durch Eure Unterstützung gewachsen ist. Die Rückerinnerung an dieses gemeinsame freudige und gedeihliche Wirken und Schaffen im Dienste einer schönen Kunst, die für uns der Inhalt des Lebens ist, das ist es, was sich zuweilen wie ein Sehnen zwischen die Tage meiner Muße drängt und was mir den Gedanken gegeben hat, Euch, meine Freunde, dieses Buch über deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst als ein Zeichen meiner Dankbarkeit zuzueignen.

Ihr werdet manches in diesen Blättern finden, was Ihr von mir schon früher gehört habt — auf den Proben oder in vertraulichen Gesprächen; so namentlich werdet Ihr Euch in dem Abschnitt über die Regisseure meiner Worte erinnern, und nicht bloß das, Ihr werdet mir auch zuerkennen, daß das, was ich über die Regiekunst am Theater sage, nicht etwa nur theoretische Kritik ist, sondern das Ergebnis einer durch eigne Thätigkeit erprobten praktischen Erfahrung. Die Jüngeren unter Euch, die, nur mit ihrem schönen Talent und fröhlichem Eifer ausgerüstet, ihren Einzug in das „Deutsche Theater" nahmen, haben sich voller Zuversicht meiner Führung anvertraut und haben es, so hoffe ich, nie zu bereuen gehabt. Können sich doch manche von ihnen heute mit Stolz neben die

*) Im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt wird demnächst unter obigem Titel eine Schrift des hervorragendsten deutschen Theater-Praktikers erscheinen, die sicherlich in den weitesten Kreisen Beachtung finden wird. Wir teilen hier zunächst den Widmungsbrief mit der die Schrift eröffnet, und werden einige Kapitel in den nächsten Heften folgen lassen. Die Red.

Digitized by Google

Besten ihrer Kunst stellen! Und haben doch auch Künstlerinnen und Künstler von bewährtem Namen und Ruf, wie Hedwig Niemann, Anna Haverland, Siegwart Friedmann, Josef Kainz, Georg Engels, Gustav Kadelburg, Hermann Nissen und viele Andere durch unermüdlichen Fleiß auf den Proben erwiesen, daß die Schauspielkunst selbst denjenigen, der längst das Handwerksmäßige überwunden, in jeder neuen Rolle eine neue Aufgabe stellt, welcher man nur mit ernstlicher Arbeit und Ueberlegung beikommen kann, wenn man in seinem Berufe edleren Zielen zustrebt und sich nicht mit der handwerksmäßigen Routine begnügen will.

Soll die Aufführung eines Schauspiels in ihrer Wirkung eine reine und vollkommene sein, so ist es nötig, daß ein Theater für alle Rollen die möglichst beste Besetzung wählt. Das „Deutsche Theater" ist in seinem Bestreben, dieser Aufgabe nahe zu kommen, anfänglich zuweilen zu weit gegangen, indem es auch Rollen, die auf Grund ihrer Bedeutung im Stück gar nicht in besonders auffallende Beachtung gerückt sein sollen, durch namhafte Künstler besetzt und dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf unwichtige Nebendinge gelenkt hat. Das kann eine Schädigung des Stückes und noch mehr eine Schädigung des betreffenden darstellenden Künstlers bedeuten, weil man im Hinblick auf seine Autorität mehr von ihm verlangt, als er durch die Repräsentation einer unwichtigen Rolle zu geben vermag. Wir haben diesen Fehler später wohl eingesehen und vermieden; immerhin aber habe ich es mir zur Aufgabe dienen lassen, jedes Stück, auch in seinen Nebenrollen, so gut zu besetzen als es mir die vorhandenen Kräfte erlaubten. Ich habe hierbei in erster Reihe die Eigenart und individuelle Begabung meiner Schauspieler in Anschlag gebracht, und so ist es denn, wie Ihr Euch vielleicht mit Ununt erinnern werdet, gar oft vorgekommen, daß nicht jedem in einem Stücke diejenige Rolle zugeteilt wurde, die ihm die wünschenswerte schien. Jedes große Theater braucht einige Schauspieler, deren wenig beneidenswertes Los es bleibt, immer die minder dankbaren Rollen spielen zu müssen; und deren Klagen über schlechte Beschäftigung habe ich sehr wohl verstanden, namentlich wenn es junge strebsame Leute waren. Einerseits habe ich Euch, wie Ihr jungen Mißvergnügten wohl noch im Gedächtnis habt, mit dem Trost abzuspeisen gesucht: „es giebt keine schlechten Rollen, es giebt nur schlechte Schauspieler". Das ist auch — cum grano salis — richtig. Andererseits aber habe ich mich auch immer auf den Proben bemüht, auch den weniger dankbaren Rollen etwas Interessantes abzugewinnen und habe es durch meine Beihilfe oft dahin gebracht, daß Ihr selber zu dem Studium der Rolle Anregung und von Publikum und Kritik Anerkennung dafür fandet.

Die Erinnerung an das Zusammenwirken mit Euch auf der Bühne, die Erinnerung an unsere Proben, die wohl an keinem andern Theater ernster und gewissenhafter genommen werden konnten, sind, wie ich Euch schon eingangs gesagt habe, für mich eine sprudelnde Quelle freudiger Genugthuung. Freilich waren manchmal unsere Proben bei der Einstudierung eines neuen Stückes unsere einzige Freude, der einzige Lohn unserer Mühen; denn wir wurden bei der ersten Aufführung belehrt, daß wir uns getäuscht hatten, daß unser Mühen einer verlorenen Sache gegolten hatte. Aber das hat uns niemals abgehalten, am nächsten Tage eine neue Probe mit demselben Eifer zu beginnen.

Und wie Ihr immer willig gewesen seid, meine Einwendungen und Vorschläge zu beachten und ihnen zu folgen, wie Ihr nie ermüdet seid, ein und dieselbe Scene wieder und immer wieder zu probieren, oft nichts weiter als diese eine Scene an einem ganzen Vormittag! Wie Ihr es sogar übel, fast strafend vermerktet, wenn ich einmal, mißlaunig durch ein Aergernis im Bureau, auf die Probe kam und Euch stillschweigend ohne Unterbrechung probieren und agieren ließ! Wie Mehltau über Blätter legte sich eine Verstimmung auf Eure Lande. „Warum sagt denn der Alte nichts?" flüsterte einer dem andern zu, bis endlich ein Sprecher vor mich hintrat (gewöhnlich Freund Kadelburg) und ganz entrüstet fragte: „Was ist denn los, Direktor? Das ist doch keine Probe?!" Und wie Ihr dann wieder voll Humor bei der Sache wart, wenn Ihr mich zum Lachen und zur Teilnahme gezwungen hattet!

Wahrlich, meine Lieben, es ist nur eine Schuld, die ich abtrage, wenn ich Euch hiermit vor der Oeffentlichkeit meinen Dank zolle.

Nu wie viele kleinen Einzelheiten erinnere ich mich, die den gemessenen Ernst einer Probe zuweilen mit wohlthuender Heiterkeit unterbrachen! Wer sollte es auch von Otto Sommerstorff erwarten, der den Percy, den Vetter von Strahl und andere ritterliche Helden mit Ernst und Würde probierte und dann plötzlich eine meiner sachlichen Anmerkungen mit einem Kalauer illustrierte, wie ich ihn so schlimm mir nicht in meinen jugendlichsten Possensünden erlaubt hätte!

Oder wenn Max Pohl, nachdem wir wohl ein Dutzend Proben vom Hamlet hinter uns hatten und ich noch immer einen großen Teil des Vormittags brauchte, um mit Agnes Sorma als Ophelia die Wahnsinnsscene zu studieren, bescheiden an mich herantrat und sagte: „Herr Direktor entschuldigen, ich bin der König Claudius und habe in diesem Akte allerdings auch zu thun; aber ich möchte doch höflichst gebeten haben, inzwischen, bis der Wahnsinn Opheliens unheilbar feststeht, nebenan im Keller frühstücken zu dürfen?" —

Gustav Kadelburg war auf den Proben einer der Eifrigsten und Gewissenhaftesten, aber es fehlte ihm vollständig an Auffassungsvermögen dafür, daß er, wenn eine Probe beispielsweise um 10 Uhr angesetzt

Digitized by Google

war, um diese Zeit auch hätte auf der Bühne erscheinen müssen. Er kam immer zu spät. Und welche Entschuldigungsgründe er dann vorbrachte! Er bedurfte ihrer so viele, daß er selbst die alltäglichsten, uns aus der Schule her noch erinnerlichen, nicht außer Kurs setzen durfte. Die Uhr ging nach, schreckliche Migräne („ich weiß wirklich nicht, ob ich heute Abend werde spielen können!"), der Droschkengaul war gestürzt, die Brücke war aufgezogen, es gab gar keine aufgezogenen Brücken mehr!), und dann: das Glatteis, das mußte oft herhalten. Er hinkte, der Arme, und nahm für den Unfall allen Ernstes Beileidsbezeugungen entgegen. Aber als er gar eines Abends zu seiner Scene in „Faust's Tod" zu spät kam, welche Entschuldigung hatte er dafür bereit? Man denke sich: er war verhaftet worden, ein Schutzmann auf der Straße hatte ihn gezwungen, ihm auf die Polizeiwache zu folgen! „Warum? Was ist geschehen? Sie sprechen Sie doch?" — „Ich kann nicht — heute nicht — morgen!" — Während der ganzen schlaflosen Nacht fragte ich mich immerwährend: Was kann nur Radelburg verbrochen haben? Ich konnte den Morgen und die Probe gar nicht erwarten. Endlich! Da kam er. „Nun? nun?" „Es war ein Irrtum — glücklicherweise! Aber die Aufregung — der Schreck — Sie begreifen?" — Wirklich, der Aermste sah noch ganz blaß aus. Und er war zu der heutigen Probe, während er sonst immer wenigstens zwanzig Minuten zu spät kam, nur zehn Minuten zu spät gekommen! Dieses auffallende Anzeichen von Absicht zur Besserung machte mich verstummen, erfüllte mich sogar mit einer gewissen Rührung. Aber Radelburg ist kein Freund von Rührung, vom nächsten Tage ab hielt er wieder regelmäßig seine zwanzig Minuten Verspätung ein.

Und wissen Sie wohl noch, meine liebe Freundin Niemann, in welche Verzweiflung mich manchmal Ihr nervöser Lachreiz versetzt hat? Ihnen brauchte nur Engels oder sonst ein gefälliger Kollege das geeignete Gesicht zu zeigen und Sie mußten lachen, lachen, auch wenn Sie sich in einer schwer ernsten Situation des Stückes befanden; und dieses Lachen kam immer wieder, auch wenn Sie sich zwangen, es zu unterdrücken. Mit all' der Rücksicht, die man einer Dame und einer Künstlerin von Ihrem Range schuldig ist, stellte ich Sie zur Rede, vermahnte Sie höflichst und bat Sie, doch mehr Gewalt über sich zu üben. Sie antworteten mir ganz zerknirscht: „Lieber Direktor, ich ärgre mich ja selber so sehr über meine Thorheit, aber wenn mich das Lachen überkommt, dann giebt es kein Halten, ich kann es nicht unterdrücken. Sie haben ganz recht, mich zu schelten, aber wenn Sie das so höflich thun, hilft es nichts; sein Sie einmal recht grob zu mir, vielleicht kann ich mich dann bezwingen." — Und da kam es wieder — bei der Probe eines sentimentalen rührseligen Stückes. Ich weiß nicht, ob Engels wieder der Attentäter war, aber in dem Moment, wo Ihre Thränen fließen sollten, stopften Sie sich plötzlich das Taschentuch, anstatt es vor die Augen zu drücken, in den Mund und schüttelten sich vor Lachen. Da sprang ich zornig von meinem Stuhl auf und schrie Ihnen zu: „Frau Niemann, wenn Sie nicht aufhören zu lachen, werde ich Sie in Strafe nehmen!" Sie sahen mich ganz verblüfft an, das Lachen verstummte, und Sie vergossen die vorgeschriebenen Thränen.

Nehmt es nicht krumm, meine lieben Freunde, daß ich unsere Koulissengeheimnisse ausplaudre; mich stimmt die Erinnerung daran so fröhlich, und ich denke, auch Ihr werdet lächeln, wenn ich Euch die kleinen Geschichten ins Gedächtnis zurückrufe. Sie, mein lieber Engels, waren in der That fast immer der Schuldige, wenn in unerlaubter Weise gelacht wurde, und ich habe Ihnen das nur deshalb zu gut gehalten, weil auch so viel erlaubtes Lachen auf Ihre Rechnung kam; aber ganz ungerupft lasse ich Sie jetzt doch nicht los. Sie wissen, es war eine Eigentümlichkeit von mir, ein sehr genaues und gewissenhaftes Lernen der Rollen zu verlangen, und es bereitete mir ein Vergnügen, wenn Ihr schon auf der ersten Probe möglichst viel von Euren Rollen wußtet, weil sich dann freier probieren ließ. Sie konnten diesem meinem Vergnügen nie das rechte Verständnis abgewinnen, aber Sie kamen, wenn auch zögernd, meinem Wunsche nach. Um Ihren Eifer anzufachen rief ich auf der zweiten oder dritten Probe unserer Soufflerin, die Ihnen so gern behilflich war, zu: „Sein Sie nicht so lant, Frau Weinholz. Herr Engels braucht Sie nicht, der kann seine Rolle." Darauf traf mich ein Blick aus Ihren wunderbaren Augen, der wohl sagen sollte: ist das ernst gemeint? Aber Sie erzählten uns nunmehr wirklich ohne Soufflense eine ganze Menge Dinge, die so ungefähr in den Rahmen des Stückes, das wir eben probierten, hätten passen können; bis endlich der Moment kam, wo sich die Kollegen schon freudig lächelnd hinter ihnen versammelt hatten und ich Ihnen zurief: „Aber Engels?!" Dann traten Sie dicht vor mich heran und hielten mit der ernstesten Miene über den Charakter oder den Wortlaut Ihrer Rolle einen Spruch, ungefähr folgendermaßen: „Pardon, Direktor, in meiner Rolle steht an dieser Stelle „jedoch"; ganz gewiß, es steht „jedoch" da. „Jedoch" ist ja allerdings gleichbedeutend mit „aber", wenigstens in sehr vielen Fällen, jedenfalls ist „jedoch" hier kein Fehler; aber wenn Sie „aber" lieber hören als „jedoch", so kann ich auch „aber" sagen. Aber daraus dürfen Sie nicht den Schluß ziehen, daß ich „jedoch" gesagt hätte, weil ich nicht wüßte —" — Wenn ich Sie hätte aussprechen lassen, wäre das Stück nie zur Aufführung gekommen; ich schnitt also Ihren Speech damit ab, daß ich der Soufflense gestattete, Ihnen zu souffliren — morgen würden Sie es gewiß nicht mehr nötig haben. Und so war es auch in den meisten Fällen. Wenn Sie auch Ihre Rollen ein wenig später lernten als Andere, mein lieber Engels, so war es mir doch immer eine große Freude, Sie in diesen Rollen wachsen und oft

Digitized by Google

über die Bedeutung derselben hinauswachsen zu sehen. Sie sind nicht nur der erste Komiker der deutschen Bühne, Sie sind auch ein Künstler, dem die Natur eine genialische Begabung geschenkt hat wie nur Wenigen.

So könnte ich von Vielen noch Vieles erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß meine Vorrede derselbe Vorwurf treffen könnte wie meine Hamlet-Proben: König Claudius will auch seine Scene probieren; oder deutlicher: man will wissen, was ich über deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst zu sagen habe.

Also nehmen wir Abschied. Die meisten von Euch sind noch jung oder stehen in der kräftigen Mitte des Lebens, sie haben noch Hoffnungen, Aussichten, Thaten vor sich. Ich habe vor wenig Tagen mein achtundfünfzigstes Lebensjahr angetreten, ich muß mich wohl für den Rest, der mir noch beschieden ist, mit Erinnerungen begnügen. Meine Wünsche begleiten Eure Wege! Lebt wohl und bewahrt ein treuliches Gedenken Eurem „Alten".

Berlin, im März 1896.

Die Rose.

Soll ich die Rose, die sie heut mir gab,
Schon heute pressen in ein Büchergrab?

Sie lächelt noch so hold und süßer Duft
Schwebt märchenhaft durch meines Zimmers Luft.

Sie lächelt noch! O wie sie mich erfreut,
Die mir ein Gott auf meinen Pfad gestreut!

Sie ist ein Stück von diesem Sommertag,
Ist wie das Herz, an dem ich heute lag.

Gewiß! Sie soll noch blüh'n die kurze Zeit!
Zum Welken bleibt ihr eine Ewigkeit!

Heinrich Hege.

Heimweh.

Sie haben mich gefragt, ob krank ich wär',
Warum mein Blick so matt und freudeleer?
Ich hab' den Kopf geschüttelt, gelächelt dabei
Wie kamen sie nur darauf, daß krank ich sei? —

Ich hab' dann gelächelt, und doch ist mir bang.
Ich will's ja selber glauben: ja, ich bin krank;
Mir ist so weh, so öde, meine Ruh ist hin,
Und Sehnsucht heiß und brennend umfängt den Sinn.

In stillen Dämmerstunden, da steigt's empor
Verklärt vom Abendstrahle, was ich verlor:
Ich seh' vor mir erscheinen der Heimath Bild —
O weh, was klopft das Herz mir so rasch und wild!

Da ist der alten Buchen grünlaubig Gewirr,
Da sih' ich wieder träumend am stillen Teich,
Dort schweife ich wie einstmals wohl über die Flur
Und such' im tanzen Grase des Rehes Spur.

Rot schimmert zwischen Linden des Hauses Dach —
Ich schau durch die blanken Fenster ins Wohngemach;
Ich höre Stimmen klingen so lieb und traut —
Weh! plötzlich ist entschwunden, was ich geschaut.

Mir ist so weh, so öde, meine Ruh' ist hin,
Und Sehnsucht heiß und brennend umfängt den Sinn.
Ich möcht' mich selbst verlachen, und doch ist mir so bang'
Sie haben ja recht, die Leute: ja, ich bin krank!

H. Robertin.

Einsamkeit.

Die Einsamkeit ist eine stolze Spröde!
Nicht jedem wird ein Kuß von ihrem Munde,
Der zu ihr hinsieht, daß sein Herz gesunde,
Aus menschenschwüler, lärmerfüllter Rede.

So manchem Waller, leidgebeugt und blöde,
Gewährt sie des Vergessens Götterstunde;
Doch Vielen reißt sie vollends auf die Wunde
Statt sie zu heilen. Kennt sie denn nicht

Sie ist gerecht! Nur wer, in sich gefestet,
Nicht unterlag der Welt, der argen Buhle,
Darf ruh'n am Schlage ihres reinen Busens;

Doch wer vom Gifthauch jener ist verpestet,
Dem wird ihr Felsensitz zum Richterstuhle,
Ihm zeigt sie starr das Angesicht Medusens!

J. Schubert.

Digitized by Google

Vormärz und März.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

„Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (1845—1876)“ betitelt sich ein Buch, das im Spätherbst dieses Jahres im Verlage der Concordia Deutsche Verlagsanstalt in Berlin, erscheinen wird; Herausgeber desselben ist der Sohn Frankls, Dr. Bruno von Frankl-Hochwart in Wien. Der Briefwechsel wird berechtigtes Aufsehen erregen, denn er bietet eine Fülle bisher unbekannter, höchst interessanter Details zur politischen, wie zur Kultur- und Litteratur-Geschichte Oesterreichs. Dem ersten Abschnitt des Werkes, der die Ueberschrift des vorliegenden Aufsatzes trägt und die Briefe beider Dichter von 1845—48 enthält, seien die folgenden Mitteilungen entnommen.

* * *

Ueber die Anfänge des später so innigen Freundschaftsbundes zwischen Grün und Frankl ist dem Herausgeber Authentisches nicht bekannt. Es scheint jedoch außer Zweifel, daß sie einander zuerst in dem oft geschilderten Poetenwinkel des vormärzlichen Wien, im „Silbernen Kaffeehause“, begegneten. Daß sie schon 1836 in näheren Beziehungen standen, erweist ein Brief Grüns an den damals in Rom lebenden Maler, Radierer und Schriftsteller Johann Christian Reichert vom 24. Oktober 1836, in dem sich folgende Stelle findet[1]:

„... Kaum sind 8 Tage verflossen, seit mein letzter Brief an Sie abging, und schon wieder läuft einer vom Stapel! War aber jener größtentheils von einem schnöden Egoismus dictirt, so ist dieser im Gegensatz ein gutes, gottgefälliges Werk. Wenn ich Ihnen in dem Ueberbringer dieser Zeilen Herrn Frankl, meinen Freund und Mitstürmer bei der Attaque auf den Musenberg, empfehle, glaube ich alle Parteien zufriedengestellt zu haben, nämlich: Sie, weil ich Ihnen an Herrn Frankl eine angenehme und interessante Bekanntschaft verschaffe, Herrn Frankl, weil er mir, einst zurückgekehrt von Rom, gewiß niemanden wird nennen können, an den er lieber empfohlen worden wäre, und endlich den lieben Herrgott, weil dieser an dem Vereine der Gerechten und Guten sein allerhöchstes Wohlgefallen hat. ...“

Als Frankl seine „Sonntagsblätter“ begründete, wurde Grün sein fleißiger Mitarbeiter. Dort erschien auch 1845—46 die Vorrede zu Grüns „Volksliedern aus Krain“ und eine Reihe dieser Lieder[2]), erstere allerdings nicht ohne einige Kürzungen durch den Rotstift des Censors. Den Dank für diese „kostbaren Krainerlieder“ spricht ein Schreiben Frankls vom 5 März 1845 aus, ein anderes, vom 16. März desselben Jahres, bringt die Entschuldigung, daß er seinen Dank noch nicht mündlich gesagt: „Es scheint, daß der zwar schwache, aber ungewohnte politische Luftzug des Dienstag-Abend mir einen starken materiellen Schnupfen zuzog, der mich seit jenem Abend zu meinem Verdrusse ans Zimmer fesselt“. Gemeint ist eine Beratung über die Denkschrift der Wiener Schriftsteller gegen die Censur, die am 11. März 1845 bei Bauernfeld stattgefunden hatte[3]).

Nach dem Erfolg dieser Denkschrift frägt u. a. der erste Brief Grüns an Frankl, der sich erhalten hat. Sein Hauptinhalt aber bezieht sich auf ein seltsames Mißverständnis, das damals das ganze litterarische Deutschland in Erregung versetzte.

Im März 1835 erschien in dem Cottaschen „Morgenblatt“, dann auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 135) das nachstehende Sonett:

Verlorenes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

[1]) Ungedruckt. Nach einer Abschrift im Besitz des Herausgebers.

[2]) Sonntagsblätter 1845, Nr 11—13, 18, 20, 41; 1846 Nr. 2 u. 4.

[3]) Vergl. „Presse“ Nr. 135 vom 17. Mai 1862: „Aus halbvergangener Zeit. Schriftsteller-Demonstrationen im Jahre 1845“ von Frankl.

Digitized by Google

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst gen Traut; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume.
Er reckt nach der entschwund'nen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen tote Wände.

N. L.

Es war eine Zeit, wo das Mitgefühl für das Schicksal des im Herbst vorher erkrankten Lenau und die Hoffnung auf seine baldige Genesung noch überaus lebendig war. Darum zweifelten viele Leser nicht, daß dies Sonett das erste Zeichen dieser Genesung sei; die Tonart, die Initialen, der Ort des Erscheinens deuteten darauf hin, und als nun vollends die „Wiener Zeitung" kurz darauf aus Stuttgart meldete, daß Lenau wieder „sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben", wurde die Vermuthung für die meisten Freunde des Dichters zur Gewißheit und das Sonett ging unter Lenaus Namen durch die deutsche Presse. Auch Grün zweifelte nicht, schrieb in freudiger Erschütterung drei Sonette an den unglücklichen Freund, denen er die erste Strophe des oben mitgetheilten Sonetts als Motto vorsetzte und sandte sie zum Abdruck in den „Sonntagsblättern" mit folgendem Begleitschreiben an Frankl:

Seit der Nachricht von der Erkrankung Lenaus hat nicht bald etwas auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, als sein neuestes Lied, das er in der Krankheit geschrieben und die „Allg. Ztg." in Nr. 135 mitgetheilt hat. Diesem tiefen Eindrucke und meiner Liebe zu dem Kranken Worte zu leihen, entstanden die mitfolgenden Sonette, welche ich, wenn kein Anstand deren Aufnahme im Wege steht, den „Sonntagsblättern" bestimme. Ich erfülle dadurch mir selbst den längstgehegten Wunsch, endlich einmal Ihrer freundlichen Aufforderung, mein verehrter Freund, und meinem gegebenen Versprechen durch die That nachzukommen. In Kürze hoffe ich noch Einiges, theils für Sie, größerentheils aber für auswärtige Freunde nachtragen zu können. Da ich hier mein eigener Abschreiber bin, liegt darin schon einige Entschuldigung für Verzögerungen.

Das durch einige Zeitungen verbreitete Lügengerücht, als habe nebst Zedlitz und Halm auch ich Anstand genommen, die Denkschrift in Censurangelegenheiten zu unterfertigen, hat mich als ein neuer unverdienter Angriff auf meinen Karakter wirklich empört. Ich wollte anfänglich, trotz meiner Abneigung gegen alle Erklärungen, öffentlich gegen jene Anschuldigung protestiren; doch ich hätte nur wiederholen können und müssen, was ich auch mündlich geäußert, daß jene Denkschrift eher zu gemäßigt als zu überspannt, eher zu wenig als zu viel fordert, und daß ich demnach, wenn überhaupt ein Bedenken, solches nur in diesem Sinne hätte haben können. Doch ich wollte mich durch eine derlei Separat-Erklärung nicht von den übrigen Unterzeichnern der Denkschrift isoliren, und dies zwar um so weniger, als es mir der eigentliche Triumph der guten Sache zu sein scheint, daß trotz so mannigfacher Meinungsschattirungen sich doch so viele und achtbare Männer zu jenem Minimum der Anforderungen vereinigt haben. Und so verspare ich meine Expectoration auf eine andere Gelegenheit.

Wenn Sie unsern verehrten Hammer sehen, melden Sie ihm doch freundlichst viele herzliche Grüße von mir ebenso auch an unsere gemeinsamen Freunde im Inpiritum und in der Concordia. Nur leid that es mir, dem Abschiedsfeste für Marsano nicht beigewohnt zu haben und es nur aus Bauernfelds allerdings trefflicher und lebendiger Beschreibung zu kennen. Ist Bauernfeld bereits abgereist und wohin? Ich muthe Ihnen nicht zu, bei Ihrer vielfach in Anspruch genommenen Zeit, sich in umständliche Korrespondenz mit mir einzulassen; aber gelegentlich ein paar Zeilen mit einigen Schlagworten würden Sie nicht ruiniren und mich sehr erfreuen.

Ich habe fast vergessen, Sie zu fragen, welche Folgen von unserem gemeinschaftlichen Einschreiten zu gewärtigen sein dürften? Wie Ironie klingt es beinahe, wenn ein Wiener Correspondent der Allgemeinen Zeitung versichert, soviel sie schon errungen, daß in Hinkunft die Expeditionen (lies: Executionen) der Censur beschlemnigt werden sollen. Bei sonstiger Beibehaltung des Systems leuchtet mir der Gewinn hierbei nicht ein; im Gegentheile, ich sehe nur eine Einbuße; denn wenn schon durchaus geköpft und kastrirt werden soll, so trägt doch Jeder lieber einige Zeit länger seinen Kopf . . . . in der Welt herum.

Mit den herzlichsten Grüßen aufrichtiger Freundschaft

Ihr ergebener

A. Auerspeg.

Thurn am Hart, 27. Mai 1845.

Inzwischen hatten das „Morgenblatt", dann auch die „Allgemeine Zeitung" die Erklärung gebracht, daß das Gedicht nicht von Lenau sei; sie kam Grün unmittelbar nach Absendung seines Berichts zu Gesicht. Doch lag derselbe noch auf der Post und er konnte die folgende Nachschrift beifügen:

P. S. Aus einem späteren Artikel der Allg. Ztg. erfahre ich so eben, daß das Haus der „Freiherrn von Außen" in diesen Tagen eine beträchtliche Vermehrung erhalten hat durch die Vielen, die dem Pseudolenau aufgesessen sind. Es ist doch schmälich an die Leiden einer der edelsten

Digitized by Google

Geister einen literarischen Betrug zu knüpfen! Abgesehen von der moralischen Seite ist das Ding doch mit vielem Geschick gemacht und geeignet, die beabsichtigte Täuschung hervorzurufen. Obschon die nächste äußere Veranlassung zu meinen 3 Sonetten somit zum Theile wegfällt, so bleibt doch die Hauptsache die Gesinnung, welche sie dictirt hat und somit nehme ich keinen Anstand, Ihnen dieselben zur Verfügung zu stellen, indem ich nur die Bitte beifüge, in dem Sonette Nr. III, welches in directer Beziehung zu dem Sonette des Pfendolenan steht, einige Aenderungen für den Druck vorzunehmen.

Es ist von Interesse, zu verfolgen, wie rasch und gewandt Grün das Gedicht umgestaltete.

Die ersten sechs Zeilen jenes Sonetts lauteten:

Ich hör' ein Lied sich deiner Stub' entschwingen:
Genesung ist's! Du blühst in Sängen wieder!
Des Dichterbaumes Blüten sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüten bringen.

Ein trostlos düsteres Lied, doch ganz dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder u. s. w.

Statt der beiden ersten Zeilen setzte er nun:

O hört' ein Lied ich deinem Mund' entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder!
Des Dichterbaumes u. s. w.

Und statt Vers 5.

Sei's auch ein düstres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne u. s. w

Endlich wählte er, statt des „Falschmünzers Versen", wie er grimmig schreibt, die Zeilen Lenaus:

„Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Reiche der Natur."

In dieser Form erschienen die drei Sonette in Franks Zeitschrift und gingen auch in die Gedichte Grüns über.[4]) Daß eine „Falschmünzerei" vorgelegen, glaubte Grün noch neun Jahre später, als er für Cotta die Biographie Lenaus schrieb, und äußerte sich in seinem Manuscript, daß da eine kaum ganz absichtslose Mystification stattgefunden. Die Stelle kam Gustav Pfizer vor Augen; sie ging ihn zunächst an, denn er war 1875 Redakteur des poetischen Teils des „Morgenblatt" gewesen. In einem bisher ungedruckten Schreiben an Grün (Stuttgart, 18. Dez. 1854) erbat er die Aenderung: „daß eine leidige, wohl von niemand entfernt beabsichtigte Mystifikation des Inhalts, mittelst der irreführenden Buchstaben stattgefunden", und gab folgende Aufklärung, die hier folgen möge, da sie in dieser Vollständigkeit bisher nie bekannt geworden:

„Ein mir nicht persönlich bekannter junger Mann, Hermann Eytel, schickte das fragliche Sonett ein, das mir des Drucks wert schien. Ich erinnere mich nicht mehr, ob er wünschte, daß sein Name nicht genannt werde, oder ob ich, um ihn nicht ohne seine Genehmigung zu nennen, die Auskunft ergriff — genug, ich bezeichnete die letzten Buchstaben seiner Namen als Chiffren des Verfassers — und nur worden, wenn ich mich recht erinnere, gegen meine Absicht große Buchstaben genommen; mir aber kam nicht der entfernteste Gedanken an jene Aehnlichkeit, erst lange nachher (durch Schurz oder Reinbeck) hörte ich davon, der aber von dieser harmlosen Erklärung nicht wissen wollte . . ."

Auch andere dürften sich da wohl ein Fragezeichen gestatten. Ein Dichter dieses Namens hat allerdings gelebt.[5])

Was den sonstigen Inhalt von Grüns Schreiben betrifft, so gehörte die falsche Anschuldigung, jene Denkschrift gegen die Censur nicht unterzeichnet zu haben, in die Kette jener planmäßigen Verleumdungen, denen der Graf und Dichter ausgesetzt war, seit er sich 1839 mit einer Standesgenossin vermählte und nur noch selten politische Gedichte veröffentlichte. Ein „Minimum der Anforderungen" bedeutete jene Denkschrift allerdings, denn sie verlangte nicht etwa Aufhebung der Censur, sondern auch die Ernennung „wissenschaftlich gebildeter, rechtlicher und sittlicher Censoren," sowie eine minder abhängige Stellung für dieselben.[6]) — Die „Concordia" und das „Supiritum" waren Wiener Schriftsteller-Vereine jener Zeit[7]); der Dramatiker Wilhelm Marsano (1797—1871), damals noch Oberstlieutenant und bürgerlich, hatte trotz seiner Stellung den Mut, diesen von der Polizei ungern geduldeten Vereinen anzugehören. Der „verehrte Hammer", der ausgezeichnete Orientalist Josef von Hammer-Purgstall (1774—1845), war einer der eifrigsten Vorkämpfer für jene Denkschrift; über diese seine Thätigkeit berichtet auch das nachfolgende Antwortschreiben Franks an Grün:

Wien, 8. Juni 1845.

Hochverehrter Herr!

Ich muß Ihnen doppelt danken: Einmal für die Auszeichnung, die Sie fortgesetzt so freundlich und es wahrhaft fördernd meinem Blatte angedeihen lassen; dann für die wenngleich wehmütige Freude, die ihre Sonette mir bereitet haben. Das zweite ist nach meiner und mehrerer Freunde Empfindung das gelungenste und zählt mit den letzten acht Zeilen des dritten Sonettes zum Schönsten, daß Sie schrieben.

[4]) „Sonntagsblätter", 1845, Nr. 23. Letzter Abdruck in „Anastasius Grüns Gesammelte Werke", Berlin 1877. II. 121—123.

[5]) Friedrich Hermann Eytel (1819—1869), Pfarrer in Maichingen, Verf. v. „Psalter im modernen Gewande" (1862). — Ueber den Pseudolenan vergl. auch Schurz, Lenaus Leben, Suttgart 1855, II, 273 ff.

[6]) Vergl. über Entstehungs-Geschichte, Inhalt und Schicksale der Denkschrift den zu [3]) citierten Aufsatz Franks.

[7]) Vergl. „Presse" Nr. 59 vom 1. März 1862: „Aus halbvergangener Zeit V. Die bürgerlichen Supirer", und „Presse" Nr. 310 vom 31. Juli 1864: „Die vormärzliche Concordia"; beide Aufsätze von Frankl.

Digitized by Google

Ich schrieb heute an Kolb und Cotta und ergriff die Gelegenheit, Beiden die Sonette mitzutheilen und deren Nachdruck für die „Augsb. Allg. Ztg." und das „Morgenblatt" als eine gleichsam Lenau schuldige Satisfazion zu empfehlen.

Ueber unsere Petizion verlautet nur, daß Gf. S. einen vom Hofrath Malz abgefaßten Bericht erstattet hat. Ich fürchte, wir haben nichts erzweckt, als den Gf. K. populär gemacht zu haben, der vielleicht die ganze Sache unterstützte, um das Censurwesen, daß zur Zeit der Burschenschaften an die Staatskanzlei überging, wieder dem Ministerium des Innern zu vindicieren.

Es verlautet, daß den Oesterreichern ohne hiesige Censur gestattet werden soll, ihre Bücher in Deutschland zu verlegen. Das hieße aber die inländischen Buchhändler ruiniren, denn wer ließe noch hier drucken. Baron Somaruga erzählte mir vor einigen Tagen, daß Staatsrath Pilgram contra Weiß es durchgesetzt habe, daß die schon früher in den juridischen Zeitschriften gestattete Mittheilung von Rechtsfällen, die seit 2 Jahren untersagt wurde, wieder stattzufinden habe.

Wahr ist es, er theilte es Hammern selbst mit, daß Pyrker beim Gf. S., der ihn zweimal nicht vortieß, zum Drittenmale vorkam, um seine Unterschrift — zu entschuldigen und nur dadurch zu motiviren, daß er jedenfalls manches einzuwenden habe gegen die Censur, die in Oesterreich — keine katholischen Zeitschriften gestattet!! Er wäre übrigens moralisch gezwungen worden, denn er hätte nicht gewußt, um was er bei Hammer geladen sei. Dieser hat den Zweck ihm mitgetheilt und mußte nun dies sich sagen lassen! Der Prälate hat sich durch einen unbegreiflichen Gedächtnisfehler wunderlich an Jenen gewendet, der ihn im Momente Lügen strafen konnte.

Hammer ist mit dem Bewußtsein Nichts zu erreichen, nur um das Prinzip zu retten, um die nun erledigte Stelle eines Hofbibliotheks-präfekten eingekommen, die nur durch Mißbrauch den Gelehrten ab und der höchsten Aristokratie zugewendet wurde.

Daß Sie zu der Beschuldigung, Ihre Unterschrift verweigert zu haben, schwiegen, darin thaten Sie Recht; überlassen Sie es Ihren Freunden ein Wort darüber zu sagen.

Rücksichtlich Halms soll sein Onkel wirklich um Verzeihung gebeten haben.

Bauernfeld ist in London, Gutzkow, wie ich höre, unter fremdem Namen in Ischl.

Erlauben Sie hochverehrter Herr Graf! daß ich Ihrer freundlichen Einladung Folge gebe und Ihnen von Zeit zu Zeit Einiges aus unserem Leben mittheile.

Ihrer angedeuteten literarischen Sendung entgegensehend, ergreife ich den Anlaß zum Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung mit der zu sein ich die Ehre habe Ihnen wahrhaft ergeben

Frankl.

Ergänzend sei beigefügt, daß der einzige Erfolg der Denkschrift eine Verschärfung der Censur-Bestimmungen war. Die Nachricht, daß die österreichischen Autoren nicht mehr verhalten sein sollten, ihre im Ausland verlegten Schriften der Censur vorzutegen, wen nsie persönlich unbehelligt bleiben wollten, war gleichfalls unrichtig; im Gegenteil wurden die bezüglichen Maßregeln nur verschärft. Mit „Graf S." ist der damalige Präsident der obersten k. k. Polizeihestelle in Wien, Joseph Graf Sedlnitzky, mit „Graf K." der Staats- und Konferenz-Minister Franz Anton Grai Kolowrat-Liebsteinsky gemeint; er galt als freisinnig und Gegner des Metternichschen Systems. Pilgram und Weiß von Starkenfels waren Referenten im Staatsrat. — Halm (Münch-Bellinghausen) war zu der oben erwähnten Beratung bei Bauernfeld erschienen, sträubte sich aber hartnäckig, die Petition zu unterschreiben und schlug vor, daß Bauernfeld allein sie im Namen Aller zeichne. Da er damit nicht durchdrang, so unterzeichnete er endlich, but aber dann den Heerbann seiner vornehmen Verwandten auf, das Verbrechem vergessen zu machen. Der Lohn blieb nicht aus; er erhielt noch im selben Jahre die Stelle des „ersten Kuriers" an der Hof-Bibliothek; Hammer's Bewerbung um den Präfektur-Posten blieb unberücksichtigt.

Das nächste Schreiben Frankls vom 26. September 1845 enthält die Nachricht, daß er eine Reise nach Deutschland und Holland antrete und teilte u. a. folgendes „Neueste in Censur-Angelegenheiten" mit:

„Vom 18. September (?) begonnen ist Deinhardstein machtkollvommener Censor aller hiesigen Journale, die fortan keiner Vorcensur wie bisher und keiner Nachcensur bei der Hofstelle unterworfen sein werden. Deinhardstein machtvollkommener Censor! Warum waren wir auch so subversiv und haben eine Petizion eingereicht!!

Ferner: Ein Allh. Handbillet soll des Inhalts erflossen sein, daß fortan bei geringeren Anlässen, somit auch bei allen Journalartikeln kein Rekurs gestattet ist. Warum waren wir auch so subversiv? u. s. w.!!

Dasselbe Schreiben enthält die Bitte Frankls, dem Freunde seinen „Don Juan" widmen zu dürfen.

Grün erwiderte darauf aus Ilmen an Hart am 18. November 1845 mit der Erklärung, „daß es mir zur Ehre und Freude gereichen wird, meinen Namen mit einem so ausgezeichneten Werke in Verbindung zu wissen." Gleichzeitig sandte er für die „Sonntagsblätter" ein Gedicht, „dessen Held in Kürze in Wien erwartet wird." Es war vermutlich Karl Egon Ebert, der damals eben nach Wien kam und von der „Concordia" gefeiert wurde. Das Gedicht

Digitized by Google

ist in der Franklschen Zeitschrift nicht abgedruckt worden, schwerlich aus einem andern Grunde, als weil die Censur es nicht gestattete. Eine Aeußerung Franklś hierüber liegt nicht vor; das nächste Stück des Briefwechsels ist sein Schreiben vom 17. Mai 1846:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Endlich ist mein „Don Juan d'Austria“ flott geworden und ich habe die Ehre, ihn Ihnen in seiner nicht unglänzenden Rüstung vorzustellen[8]).

Sie konnten mir nicht Freundlicheres, nicht Förderuderes erweisen, als indem Sie gestattet haben, daß er als goldenes Feldzeichen Ihren Namen seinem ritterlichen Helme auffügen durfte; nicht Förderuderes sage ich, weil er dadurch als „ebenbürtig“ zum Kampfe zugelassen wird, mag er nun sehen, wie er fertig wird, — nicht Freundlicheres konnten Sie mir aber anthun, weil es mir gegönnt ist, zugleich meine Verehrung für Ihren glänzenden Genius auszudrücken.

Wenn ich mich Ihnen somit zum herzlichsten Danke doppelt verpflichtet fühle, so möchte ich es noch für ein Drittes: für Ihre Kritik. Je strenger, desto schmeichelhafter wird sie mir sein, weil mich das den Maßstab wird erkennen machen, den Sie an mein poetisches Können anlegen. Je milder Sie sind, desto bedenklicher werde ich Ihr Urtheil hören.

Unserem unglücklichen Lenau geht es leider schlimm. Vor einigen Wochen lähmte ein Schlag seine Zunge; wenn sie sich auch bald wieder löste, so ist der heftigere Rückfall stets zu fürchten. Sein Schwager geht jetzt dran, ihm einen Curator zu bestellen, schon Cotta's wegen, da der Vertrag im ersten Anfalle von Raserei von Niembsch vernichtet wurde. Durch energische Vermittlung ist das schon verloren geglaubte Ackerland in Amerika für 1000 Dollars verkauft worden.

Von Hormayr lege ich einen Brief bei, den ich mir wieder zurück erbitte, er dürfte Sie wohl interessiren. Mir nannte er in Bremen die Anemonen sein „Kleingewehrfeuer“, er wolle demnächst die Lunte an die Kanone legen.

Haben Sie den sehr merkwürdigen Artikel in der „Deutschen Allg. Ztg.“ (aus der Breslauer nachgedruckt) rücksichtlich der Galizischen Vorfälle contra = Gedlitz in der „Augsb. Allg. Ztg.“ gelesen? Es sind merkwürdige Aktenstücke. Das unglückliche Ereignis soll dem Staat 7000000 Fl. Mz. kosten.

Trotz der ernstesten Bewegung herrscht hier der Lindismus und der Jennilismus[9]) und die Preise in Pokornis Theater kümmern uns mehr, als der Umstand, daß in der Aerarialkassa völlige Ebbe herrscht, so daß der Eisenbahn-Bau in Böhmen unterbrochen ist, weil man den Pächtern keinen Vorschuß zu leisten im Stande ist.

Uebrigens ist der Fürst noch immer Staatskanzler und der Graf S. Polizeipräsident. Ich denke an Friedrich II. Ausruf, als die Soldaten nicht recht in den Kampf gehen mochten.

Eben erzählt man mir, daß gestern Abend bei der Vorstellung des „Deutschen Kriegers“ im Burgtheater sich ein in der 10. Bank im Parterre sitzender Offizier in dem Momente erschossen hat, als die La Roche (Frl. Enghaus) ihre Hand dem Krieger reicht. Es soll ein Höllenlärm entstanden sein.“

Der Brief Hormayrs an Frankl liegt gedruckt vor[10]); die Ansicht, die Grün im Folgenden darüber äußert, ist durchaus zutreffend. Freilich darf nicht vergessen werden, daß der Mann, der seinen Lohn für die 1809 in Tirol geleisteten Dienste dann 1813 durch die Festungshaft in Munkacz gelohnt erhalten, mit Recht gegen die damaligen Machthaber in Oesterreich verbittert war. Voraus nehmend sei bemerkt, daß dem „Kleingewehrfeuer“ seiner „Anemonen“ thatsächlich kein „Kartätschenfeuer“ folgte; Grün hatte also in seiner Antwort an Frankl richtig prophezeit. Dieselbe lautete:

Sehr verehrter Freund!

Sie haben mir durch Uebersendung Ihres stattlichen „Don Juan d'Austria“ eine doppelte Freude bereitet, erstens die des Genusses Ihrer schönen Dichtung und endlich die, mein Streben von einem trefflichen Mann und wahren Dichter so freundlich anerkannt zu sehen. Empfangen Sie für Beides meinen wärmsten und herzlichsten, nie versiegenden Dank! Sie haben mir aber auch ein kleines Leid zugefügt durch die mir sonst so schmeichelhafte Aufforderung zu einer Kritik Ihres Werkes, ein Leid sage ich, weil es mir wehe thut, einem von Ihnen ausgesprochenen Wunsche nicht entsprechen zu können. Mir fehlen zu sehr Neigung und Beruf, aber auch Talent zum Kritiker, als daß ich hoffen könnte, meine Kritik in irgend einer Beziehung für Sie ersprießlich zu wissen. Vielleicht würde die Kritik einer Schrift, die mir durch Tendenz und Form Widerwillen einflößte und gewissermaßen zum Angriff aufforderte, mir gelingen können, aber niemals vermöchte ich es, an ein Werk, das mich mit Liebe und Freude erfüllt, kalt

[8]) „Don Juan d'Austria“ (Leipzig 1846, J. J. Weber) erschien in einer für jene Zeit außergewöhnlich guten Ausstattung.

[9]) Im Jahre 1846 gastirten die berühmte Sängerin Jenny Lind und die noch mehr gefeierte Tänzerin Fanny Elsler in Wien. Als einige Enthusiasten eine Adresse für die Sängerin beantragten, stießen sie auf lebhaften Widerspruch. Grün soll damals den Ausspruch gethan haben: „Es müßten in Oesterreich bereits ganz andere Adressen erlassen worden sein, um eine solche Adresse sich gleichfalls gefallen lassen zu können.“

[10]) „Presse“ Nr. 81 vom 22. März 1862: „Aus halbvergangener Zeit. VII. Hormayr und die Götter Griechenlands“ von Frankl.

Digitized by Google

das kritische Messer anzulegen. Ich bin zu sehr Genußmensch, sowohl im Leben wie in der Poesie, und zu sehr eingedenk des Goethe'schen „Zergliederers seiner Freuden", um nicht jeder Störung des Genusses schon von Weitem aus dem Wege zu gehen. Das ist zwar gewiß ein Fehler, ich gestehe es, aber es ist gewiß auch ein Schritt zum Glücke. — Soll nun durchaus nicht nur Lob, sondern auch Tadel über Ihr Gedicht ausgesprochen werden, so liegt dieser zum Theil in einer Wahrnehmung, die ich nicht aufsuchte, sondern die sich mir gewaltsam selbst aufdrängte. Ihr Gedicht interessirt uns — wenigstens mich — viel mehr für den Dichter, als für den Helden. Es gleicht einem schön erfundenen, korrect gezeichneten, mit lebhafter Färbung ausgestatteten Heldenbilde, dessen gefälliger und geistreicher Erklärer Sie sind. Obschon ich mit Spannung und Bewunderung Ihren Worten lauschte, so weiß ich doch nicht, wie es geschieht, daß ich bisweilen wünschte, der Held möchte selber aus dem Rahmen herausspringen und leibhaft seine Tragödie zu Ende spielen. Vielleicht ist dies ein Fehler der meisten epischen Dichtungen und liegt zum Theil in der Art selbst. Nachdem Sie mir nun gegen meinen Willen diesen Tadel mit Daumschrauben abgenöthigt haben, muß aber der Strom des Lobes desto unaufhaltsamer hervorbrechen. Ein großer Vorzug des Gedichtes bleibt es, daß sowohl das Interesse als auch die Vollendung der Ausführung bis zum Schlusse im fortwährenden Steigen begriffen ist. Trefflich insbesondere ist alles, wo Ihnen der Geschichtstoff, ich hätte bald geschrieben Gichtstoff, da er dies wirklich bisweilen für die Gesundheit der Poesie wird, nicht Zwang anlegte. Trefflich und ächt poetisch ist das ganze Verhältniß des Helden zu seiner Mutter und zu Maria, neu und glücklich die Idee, daß der vom Glück Getragene eben auf allen seinen Bahnen dem wahren Glück aus dem Wege geht, das wieder in dämmernder Form seine Schritte begleitet, von großartiger Schönheit die Scene auf dem Schiff mit dem Marabu, das Kommen und Scheiden der fremden Nonne, der Leichenzug. Ich hätte noch für einige Seiten Stoff zum Lobe, ganz zu geschweigen der vollendeten Ruhe und Reinheit der Form, um die ich Sie beneiden könnte. Glück auf!

Für Hormayr's Brief meinen herzlichsten Dank. Er ist interessant und wäre es noch mehr, wenn er nicht auf ein Haar allen Briefen gliche, die Hormayr schreibt. Alle die stereotypen Schlagwörter von Fort- und Rückschritt, sciences exactes und fable convenue, Academie und Sinecuren, Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung ꝛc. ꝛc. kennt jeder, der jemals in neuester Zeit einen Brief von Hormayr erhielt. Wie sein neuestes Buch immer zum Theil ein Plagiat seiner ältern ist, bis auf die einzelnen Wendungen und Redensarten, so auch seine Briefe. Und so wird sein versprochenes Klatschfeuer auch nur das bereits im Kleingewehrfeuer verschossene Blei wieder ausspeien.

Ende Juni oder Anfangs Juli hoffe ich Sie wieder in Wien zu sehen und mündlich diesen Brief zu ergänzen.

Den Aufsatz contra Zedlitz (=) kenne ich nur aus seiner Rückwirkung auf die Augsburger Allgemeine und aus deren Entgegnungen. Es ist doch großentheils eine mißliche Sache, deren Vertheidigung Zedlitz auf sich genommen. Ob sich unsere Finanzmänner den aus den Galizischen Ereignissen kommenden Wink in Betreff der zeitgemäßen Ablösung der Frohnen, Grundzinse, Zehnten ꝛc. werden entgehen lassen? „Der Stand unseres Credits und unserer Finanzen gestattet uns nicht, mit dem Staatssäckel (wie in andern wohladministrirten Ländern geschah, z. B. Würtemberg, Baden ꝛc.) die Last des Bodens erleichtern zu helfen und den Berechtigten die Ablösungssumme zu sichern; aber ihr Bauern, schlagt die Edellente todt, das ist die wohlfeilste und gründlichste Ablösung. Probatum est!"

Die Nachrichten über Lenau betrüben mich tief in die Seele. Ich will nochmals im Laufe dieses Sommers den bittern Kelch trinken, dieses zertrümmerte Geisteswerk anzusehen; es ist ein Gebot meines Herzens, den armen Kranken, wo möglich, wieder zu besuchen.

Mit dem Ausdrucke wiederholten Dankes und wahrer Hochachtung, herzlich grüßend, auf Wiedersehen

Ihr aufrichtiger Freund

A. Auersperg.

Thurn am Hart, 4. VI. 46.

Dies der Briefwechsel aus dem Vormärz, soweit er erhalten und von Interesse ist. Welchen Antei beide Freunde an den Ereignissen des März nahmen ist ja bekannt. Es soll nur an das wichtigste erinnert sein. Während Frankl das erste censurfreie Gedicht „Die Universität" schrieb, dann an der Bildung der „Akademischen Legion" thätigsten Antheil nahm, reiste Auersperg, seiner „richtigen Kombination der Zeitbewegungen" vertrauend[1]), am 12. März von Graz ab, traf am nächsten Morgen, also im rechten Augenblick, in Wien ein und half mit Bauernfeld die Entscheidung herbeiführen. Die beiden Männer waren es ja, die durch ihren Gang in die Hofburg und die denkwürdige Unterredung mit dem Erzherzog Franz

[1]) Vergleiche über den Anteil Grüns an den März-Ereignissen Bauernfelds Erinnerungen („Nord und Süd" 1877, Heft 6), darunter namentlich die Briefe Grüns an B vom 3. Februar 1849 und 20. Mai 1869. — Ueber die Audienz in der Hofburg vergl. Bauernfeld „Aus Alt- und Neu-Wien: „Die Märztage") und Karl Emil Franzos: „Bauernfeld im März 1848" („Deutsche Dichtung" XIV., 294 ff.).

Digitized by Google

Carl, dem Bruder des Kaisers, die ungesäumte Zusicherung einer Konstitution erwirkten. Am 16. März eilte Grün nach Graz zurück, weil dort Unruhen zu befürchten waren; drei Tage darauf schrieb er an Frankl:

Mein verehrter Freund! Wie gerne hätte ich Ihnen im Momente unserer Freiwerdung die Hand gedrückt und Ihnen ausgesprochen, was mich in jenem großen Momente bewegte, die Freude über den Sieg, der Stolz, diesem edlen, herrlichen Volke anzugehören, die Hoffnungen auf eine große, herrliche Zukunft Oesterreichs. Die Fluth der sich überstürzenden großen Ereignisse riß mich mit sich fort und ließ mich nicht bis zu Ihnen gelangen, doch wird Ihnen wohl Dr. Becher“ [12]), mit dem mich ein flüchtiges Begegnen zusammenführte, meinen Gruß und meine Bitte ausgerichtet haben, daß auch mein Name der Erklärung der Schriftsteller (über die Besitzergreifung der freigegebenen Presse) beigefügt werden möchte. — Nachdem am dritten Tage der Erhebung das herrlichste gewonnen war, trieb es mich mit dringender Gewalt hieher zurück, wo ich ein Herz wußte, das noch um mich zitterte, und wo ich vielleicht die schöne Mission haben konnte, Mißtrauen und Ungewißheit beseitigen und erbitterte Gemüther versöhnen zu helfen. Denn ich ahnte ganz richtig, daß aus denselben Ursachen dieselben Wirkungen eintreten dürften, wie in Wien, so auch hier; dort hatte ich aber mit eigenen Augen gesehen, wie die langjährige Knechtung und Mißhandlung auch die loyalsten, edelsten Herzen mit Argwohn und Mißtrauen in einem Grade erfüllt hatte, der zu den verderblichsten Folgen führen konnte! Gottlob, auch hier ist nun in alle Gemüther die Sicherheit gekommen, daß Wien das Gewonnene festzuhalten wissen werde.

Von dem Vertrauen meiner hiesigen Mitbürger in das Comité zur Organisirung der Nationalgarde gewählt, bin ich in diesem Augenblicke vielbeschäftigt, fast über das Maaß meiner physischen Kräfte. Wir müssen alle zusammenwirken, um den neuen Bau verständig und ehrlich zu führen. Daß meine Muse vorläufig unthätig bleiben muß, bis Ruhe und Sammlung wiederkommen, billigen Sie unter diesen Umständen wohl selbst; und doch möchte ich zuerst in Ihrem Blatte — das sich unter schwierigen Verhältnissen immer so achtungswerth erhalten und nun eine schöne Zukunft vor sich hat — zuerst ein Lebenszeichen meiner literarischen Thätigkeit niederlegen. Ein Gedicht, das ich, kaum acht Tage vor den großen Ereignissen geschrieben und für die Grenzboten bestimmt hatte, würde in diesem Momente vielleicht nicht ganz passen, da es den lange verhaltenen Grimm der Nation in etwas aufregender Art — die nun vermieden werden muß — auszusprechen versucht. Sie drucken es wohl einmal bei späterer Gelegenheit als Kuriosum? — Den Namen Anastasius Grün, unter welchem ich so lange gekämpft habe, will ich nicht ablegen, wie man auch die Rüstung, die in der Schlacht war, nicht beseitigt oder gar wegwirft. Das Visir ist ja längst schon gelichtet.

Ihre Ansicht darüber zu vernehmen wäre mir sehr lieb.

Auch darüber sind Sie mit mir einverstanden, daß bis zur Erlassung eines Preßgesetzes die Presse unter dem Schutz der Schriftsteller stehen muß, die ihr Achtung und Würde zu bewahren wissen werden.

Gott segne unser herrliches schönes Land, unser urkräftiges, prächtiges Volk. Oesterreich über Alles!

Mit herzlichem Gruße und aufrichtiger Hochachtung

Ihr treuergebener

Graz, 19. 3. 48. A. Auersperg.

Der Brief bedarf keiner Erläuterung, wohl aber sei an dieser Stelle aus den handschriftlichen Quellen, die dem Herausgeber zur Verfügung standen, einiges über den Dichternamen Auerspergs mitgeteilt. Karl Gottfried Ritter von Leitner schrieb an Frankl (Graz, 23. September 1877) u. A.:

„Als er (Auersperg) mir das neue Heft der Handschrift der „Blätter der Liebe“ zeigte, wies er auf das Titelblatt und las mit komischem Pathos: „von Anastasius Grün“ und lächelte mit einer gewissen Genugthuung dazu, wie zu einem gelungenen Scherze. Es machte den Eindruck, als freue er sich, durch die Wahl des etwas mönchisch genahmen den Namens Anastasius einen prickelnden Gegensatz zu diesen Liebesliedern gefunden zu haben. Damals und selbst noch dem Erscheinen dieser harmlosen Jugendpoesien hatte er wohl noch keine Ahnung von der ernsten Bedeutung, die man, nachdem seine späteren Freiheitssänge zu berühmt geworden waren, diesem Wahlnamen als dem eines Herolds wahrer geistiger Auferstehung und eines bereits aufgrünenden Völkerfrühlings beilegte.“

Dieser Ansicht Leitners, wonach der Wahl des Namens kein tieferer Sinn zu Grunde gelegen, widerspricht allerdings eine von P. v. Radics (Anastasius Grün. Verscholleues und Vergilbtes, Leipzig 1875) mitgeteilte Briefstelle Grüns vom März 1876:

[12]) Dr. Alfred Julius Becher, Musikkritiker, k. k. gerichtlich erschossen zu Wien am 23. November 1848. In dem in Reschauers, „Das Jahr 1848“ (Wien 1872) enthaltenen Abdrucke des Manifestes der Schriftsteller Wiens (I. S. 379) finden sich die Namen Grüns und Bechers nicht; die Unterzeichnung unterblieb wohl nur im Sturme jener Tage. Hingegen findet sich die Unterschrift Auerspergs unter einem Aufrufe vom 14. März, gemeinsam mit denen Kollorado-Mannsfelds, Arthabers, Bauernfelds, Bachs (Reschauer, a. a. O. I. 356), welcher die Absicht verfolgte, beschwichtigend und versöhnend auf die Bevölkerung einzuwirken.

Digitized by Google

„Der Dichtername (Anastasius Grün) ist durch seine sprachliche Etymologie erklärlich und heißt als Grün auferstanden oder wiedererstehend, nachdem der wahre Name der damaligen Censurverhältnisse halber nicht wagen konnte, mit einiger Aussicht auf ungestörte Wirksamkeit literarisch aufzutreten."

Wie dem auch sein mag, der Dichter hing an den Namen von Anbeginn seiner Laufbahn bis an sein Ende. In einem Schreiben an Gustav Schwab vom 28. November 1829, das einige Gedichte für das „Morgenblatt" begleitete, findet sich die Stelle:

„ . . . Nur muß ich Sie um Eines bitten, um Pardon für den ehrlichen Anastasius. Ich habe nicht ganz absichtslos den halb ernsten, halb spaßigen Namen gewählt, brechen sie nicht den Stab über den Anastasius, so lange wir einen deutschen Dichter haben, der Hühnerwadel heißt! Ich denke nur: sind die Sachen gut, so werden sie auch den Namen zu Ehren bringen; sind sie aber schlecht, so hole der Teufel die schlechten Sachen mit samt dem schlechten Namen! . . ."

Daß er zwanzig Jahre später die „Rüstung", die er in der Schlacht getragen, nicht ablegen mochte, wird vollends begreiflich sein. In demselben Sinne erwiderte denn auch Frankl:

Hochverehrter Freund!

Es ist Morgens 3 Uhr. Ich schreibe auf der Wachtstube, um Ihren Brief, der mir überaus große Freude machte, zu erwidern. Welche stolze Befriedigung muß Sie jetzt durchseelen, der Sie uns schon vor so vielen Jahren zeigten, daß Sie ein Bürger unserer Gegenwart sind. Ich freue mich, daß Ihnen ein so schöner Lohn wird. Gott erhalte Sie!

Ich bin im bewegtesten Leben. Mit der Universität unter den Ersten bewaffnet, für meine Gemeinde[12]) in angestrengtester Thätigkeit, indem ich wegen Feststellung der confessionellen Frage dem u. s. Ständ. Comité beigezogen bin, habe ich plötzlich meinem Blatte einen vollen Umschwung und ein tägliches Ergänzungsblatt „Abendztg.", das jeden Abend um 7 Uhr erscheint, beigeben müssen.

Ich war sehr in Versuchung Ihren edlen, gesinnungsvollen Brief abzudrucken. Darf ich es? Sie sollten uns jetzt nicht ohne Zeichen lassen. Man denkt tausendfach an Sie, man fragt, warum schweigt Grün? Es ist bekannt, daß Sie hier gewesen. Der Brief würde mit Jubel gelesen werden. Ihr gütiges Versprechen, mir ein Gedicht zu schicken, bitte ich schon jetzt zu erfüllen, aus 2 Ursachen: der egoistischen, weil es meinem Blatte nur großes Vertrauen erwecken würde, und weil man Ihr Wort in diesem Momente zu hören gespannt ist.

Ihren Namen, da Sie mich zu fragen so gütig sind, sollen Sie nicht aufgeben. Ich würde aber vorschlagen:

Auersperg
genannt Anastasius Grün

wie dies schon der arme, unglückliche Lenau gethan hat. Eben hatte ich ein Lied an ihn fertig, als Seidl mir ebenfalls eines an ihn brachte, das ausgezeichnet schön und in meinem nächsten Blatte[13]) abgedruckt ist.

Nun grüße ich Sie aus vollem Herzen und mit dem Ausdrucke inniger Verehrung.

27. März 1848. Frankl.

Grün konnte den Wunsch des Freundes nach einem Beitrag zunächst nicht erfüllen; als ihm die Ereignisse wieder Muße zu litterarischem Schaffen ließen, hatte die Reaktion die Zeitschrift bereits unterdrückt. Weitere Briefe schienen die Freunde 1848 nicht getauscht zu haben.

[12]) Frankl war Sekretär der Israelitischen Gemeinde zu Wien.

[13]) Litteraturblatt, Beilage zu den „Sonntagsblättern" 1848 Nr. 6, S. 31 ff.

Du.

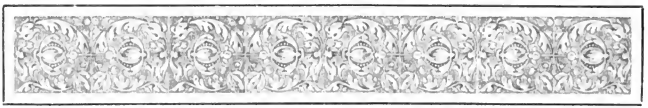
So sanft bist Du
Wie die Abendruh,
Wie klingt aus Weiten
Der Feierglocken
Gedämpftes Läuten.

Du bist so gut
Wie verklärend ruht
Gleich silbernen Bächen
Der Mondenschimmer
Auf dunklen Teichen.

Du bist so schön,
Wie in ewigen Höhn
Ein Stern mag prangen:
Hoch lichtverbreitend
Da längst er vergangen.

Paul Wimmershof.

Digitized by Google



Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Ollmer.

(Fortsetzung.)

VIII.

So lagen die Dinge, als Johann Joachim Erler starb. Nach dem zärtlichen Verhältnis, das während der letzten Jahre zwischen ihm und Mimi geherrscht hatte, brachte die Eröffnung seines Testaments eine häßliche Ueberraschung. Es zeigte sich, daß Gustav um Mimis willen vollständig enterbt war. Nur die Zinsen des Gesamtvermögens waren ihm bestimmt. Dieses selbst aber mußte innerhalb eines Jahres aus dem Geschäft gezogen und in Konsols bei der Bank von England niedergelegt werden. Nach Gustavs Tode ging es dann an Amélies Kinder über. Als Grund für diese Bestimmungen war angegeben: „Damit die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß das ehrlich erworbene Vermögen dereinst an die Tochter des Tischlers Magenzeller kommt."

Selbstverständlich stand es Gustav frei, den Akt nicht anzuerkennen, sondern sich sein Pflichtteil auszahlen zu lassen. Er dachte aber gar nicht daran, seines Vaters letzten Willen zu bekämpfen, obwohl er sich auf das tiefste verletzt fühlte. Die Hintansetzung, die ihm widerfuhr, war um so ungerechter, als er selbst Mimi niemals zu seiner Erbin gemacht hätte. Sie sollte eine anständige Mitgift bekommen, weiter nichts. Nun war er in die peinlichste Lage versetzt. Nichts anderes blieb ihm übrig, als das Geschäft, für das er sich mit großen Plänen getragen, die nach dem Tode des alten, pedantischen Herrn zur Ausführung gelangen sollten, in aller Stille aufzulösen. Denn was kann ein Kaufmann, der über kein Kapital verfügt, beginnen? Seine eigenen Mittel waren keine nennenswerten, da seine Ausgaben kaum je hinter den großen Einnahmen seines Anteils am Geschäfte zurückgeblieben waren und die Mitgift seiner Frau nur eine geringe gewesen. Wenn er sich aber sogar entschlossen hätte, auf der Auszahlung seines Pflichtteils zu bestehen, so hätte dies seine Lage nur verschlechtert, denn es hätte an sich ohne die Zinsen des ganzen Vermögens, nicht nur zur Weiterführung des Geschäftes nicht gereicht, sondern nicht einmal seine Lebensbedürfnisse gedeckt, und ihn zu einer Einschränkung nach allen Richtungen hin gezwungen. So mischte sich in seinen Schmerz um den Vater eine Empfindung unverdienter Kränkung, die begreiflicherweise seine Gefühle gegen Mimi nicht besserte.

Vom Bedürfnis nach einer Aussprache seiner Kümmernisse getrieben, suchte er Mitgefühl bei seiner Frau. Er wähnte, sie müsse sich in diesem Augenblicke tief in seiner Schuld fühlen; widerfuhr ihm doch all dieses nur, weil er einst schwach genug gewesen, ihr den Willen zu thun.

Aber Luise war so sehr über die Schädigung empört, die Mimi in ihren Augen durch das, wie sie es nannte, hinterlistige Betragen des alten Erler erfahren, daß sie für Schmerz und Enttäuschung ihres Mannes kein Verständnis hatte. Im Gegenteil, sie sprach nur ihre Entrüstung über Mimis Enterbung in den heftigsten Worten aus.

Gustav, von dieser Ungerechtigkeit auf das äußerste gereizt, ließ sich dazu hinreißen, ihr zu sagen: „Ueber die Zurücksetzung, die Deine Tochter durch das Testament erfahren hat, kannst Du Dich beruhigen. Sie wäre auch sonst nie meine Erbin geworden. Ich habe gehofft, John Lawson ins Geschäft zu bekommen — der sollte dann den Namen Erler annehmen und die Firma weiterführen, natürlich wäre ihm in der Folge auch das Vermögen zugefallen. Daß nun nach mir nichts bleibt — weder Name, noch Haus — ist ein Schmerz, den auch Du verstehen müßtest."

Digitized by Google

Nein, sie verstand nicht! Sie hörte nur heraus, daß auch er Mimi enterbt hätte und so waren ihr Vater und Sohn wieder, was eine Zeitlang durch des Alten verändertes Wesen gegen ihr Herzenskind anders gewesen: die feindliche Partei, von der man, wie sich eben herausgestellt hatte, selbst über das Grab hinaus jede Heimtücke erwarten konnte.

Mimi hatte ihr siebzehntes Jahr erreicht. Merkwürdigerweise war es Luise gelungen, sie in völliger Unkenntnis ihrer Herkunft zu erhalten. Selbstverständlich blieb ihr auch verborgen, in welche Vermögenslage Gustav Erler selbst um ihretwillen geraten war. Sie hielt sich und galt bei vielen für die Tochter und einzige Erbin Gustav Erlers.

Da ereignete es sich eines Tages, daß sie, in einer ihr tausendmal vergeblich verbotenen Unart, die Thür zur Eingangshalle selbst öffnete, als es an ihr klingelte. Vor ihr stand ein junger Bursche von ungefähr ihrer eigenen Größe, der seinen weichen Filz in sichtlicher Verlegenheit in den Händen drehte. In seinem Gesicht war etwas, was sie anzog und befremdete. Was es sei, hätte sie nicht zu sagen gewußt: ihre eigenen Züge, durch eine breite Nase entstellt, von fahlblondem Haar umgeben, sahen ihr daraus entgegen.

„Was wollen Sie?“ fragte sie.

Er maß sie mit demselben seitlichen Blick aus geschlitzten Augen, der ihr eigen war, wenn sie Böses vorhatte.

„Sind Sie die Mimi?“ beantwortete er ihre Frage mit einer neuen.

Sie warf den Kopf zurück. „Ich bin für Sie Fräulein Erler und nicht die ‚Mimi‘!“

Er grinste sie an. „Wollen wir mal sehen! Die Mimi Magenzeller bist Du und meine Schwester dazu.“

Sie prallte kreidebleich zurück. Sie hielt ihn für einen Wahnsinnigen.

Er fuhr aber so sicheren Tones fort, daß sie ihm in immer wachsender Erregung lauschte:

„Weißt Du das wirklich nicht? Haben die Leute, bei denen Du da bist, es Dir bis jetzt verheimlicht? Die Tochter vom Tischler Magenzeller bist Du und die da“ — er deutete mit dem Daumen unbestimmt ins Haus hinein — „haben Dich ihm nur abgekauft, weil sie selbst keine Göhren hatten. Weißt Du denn gar nichts mehr vom Haus und vom Vater mit dem Stumpf, statt der rechten Hand?! Jetzt ist er tot. Na, verdienen konnte er so nichts mehr. Und von der Mutter, die uns immer mit Süßigkeiten das Maul gestopft hat, wenn sie Karten legen oder Romane lesen wollte? Und wie wir zusammen vom Spind gefallen sind — Du warst vier und ich drei — weil wir das Gelegglas herunter holen wollten, um es auszulecken?“

Minis Gesicht hatte immer mehr den Ausdruck tödlichen Schreckens angenommen. Es dämmerte wie ein Erinnern in ihr auf. Sie griff sich mit der Hand an die linke Schläfe — die kleine Narbe da — hatte sie die nicht von damals, von jenem Fall her?

„Die Mutter hat mir das alles gesagt, damit ich Dich erinnere. Ich wußt' es auch nicht mehr! Und wie eines Tages die zwei feinen Herren gekommen sind? Der eine war ein Doktor. Ganz ausgezogen hat er Dich und angeschaut und abgeklopft. Und mit dem anderen bist Du dann fortgereist, hierher, nach Berlin —“

Das Mädchen taumelte. Ja, ja, er hatte Recht. So war's. Nun wußte sie's wieder. Wie hatte sie es durch all die Jahre vergessen können! Plötzlich faßte sie sich nach der Kehle und stieß einen gurgelnden Schrei aus.

Die Diener kamen herbeigeeilt. Sie fuhren den jungen Menschen an, was er hier suche, was er dem Fräulein gethan habe. Der zuckte nur die Achseln und ging ohne Sträuben von dannen, als sie ihm die Thür wiesen. Er werde wiederkommen, sagte er höhnisch, wenn Herr Erler zu Hause sei. Der werde ihm schon geben müssen, was er von ihm wolle.

Einen Augenblick später war Mimi die Treppe emporgestürmt und riß die Thür zu dem Zimmer auf, in dem Luise regungslos, von Kopfschmerz fast betäubt, auf dem Ruhebette lag.

„Was ist's?“ fragte sie emporfahrend. „Um Gotteswillen, was ist Dir, Kind?“ schrie sie, als sie Minis todblasse Züge, ihre zitternden Lippen sah.

„Mama,“ stammelte das Mädchen, „Mama, — ist es wahr —“

„Was denn mein Kind?“

„Daß ich nicht eure Tochter bin?“

Luise richtete sich vollends in die Höhe.

„Wer hat Dir das gesagt?“ rief sie.

„Er — einer — der behauptet, daß er mein Bruder ist! Er sagt, ein Tischler ist mein Vater — Magenzeller — o Mama, sag', sag' — es ist nicht wahr!“

In ihrer Erregung war Mimi dicht an die Mutter herangetreten und hatte ihre Schultern umfaßt.

Digitized by Google

„Mein armes Kind!“ war alles, was die gepeinigte Frau hervorbrachte.

„Ich will nicht, ich will nicht! Die Schande — ein Tischler — und der ordinäre Mensch mein Bruder — nein — ich will nicht!“ In maßloser Aufregung stampfte Mimi den Boden und ballte die Fäuste.

Plötzlich kam ihr ein neuer Gedanke.

„Wie heiße ich denn nun — Erler? oder vielleicht wirklich Magenzeller? Pfui!“

Luise schwankte. Was sollte sie ihr sagen? Dann siegte aber das bessere Gefühl, vielleicht auch die Erkenntnis, daß vor Gustav eine Lüge nicht würde bestehen können.

„Magenzeller,“ sagte sie leise, ohne die Augen zu dem Mädchen zu erheben.

„Nicht einmal das — nicht einmal Euren Namen habt Ihr mir gegeben!“

Mimi war ganz außer sich. Sie riß sich von der Mutter, die ihre beiden Hände gefaßt hatte, los und warf sich in einem Ausbruch wahnsinniger Wut und Leidenschaft zu Boden, wie sie es als Kind oftmals gethan hatte. Ein trockenes Schluchzen schüttelte sie, abgebrochen, heiser kamen einzelne Worte aus ihrer Kehle.

„Die Schande, die Schande!“ jammerte sie. „Magenzeller, pfui! Nicht Erler, nicht einmal Erler!“

Luise hatte sich mühsam erhoben und stand nun über das tobende Mädchen gebeugt. So gut sie es in ihrem peinigenden physischen Schmerz, in ihrer eigenen Erregung vermochte, suchte sie es zu beruhigen.

Aber Mimi achtete ihrer nicht, immer krampfhafter wurde ihr Schluchzen, immer heftiger die Beschimpfungen, die sie gegen ihre obskure Verwandtschaft, die Vorwürfe, die sie gegen ihre Pflegeeltern ausstieß.

Da trat Gustav ein. Er hatte schon unten gehört, die gnädige Frau habe Migräne und das Fräulein sei durch einen jungen Burschen, dem sie selbst die Thür geöffnet, erschreckt worden. Der freche Mensch habe übrigens gedroht, wieder zu kommen, Herr Erler werde ihm schon seine Wünsche erfüllen müssen.

Gustav ahnte nichts Gutes. „Was geht hier vor?“ fragte er.

Luise sah zu ihm auf, das Gesicht von Schmerz verzerrt. „Das Kind hat soeben erfahren, daß es nicht immer uns gehört hat.“

Mimi stieß unartikulierte Schreie aus.

„O,“ sagte Gustav. „War das ihr Bruder?! Wie oft ist es ihr aber auch verboten worden, selbst aufzumachen wie eine Portierstochter?“

„Was bin ich denn Besseres!“ schrie sie.

Auf Gustavs Stirn schwoll die Zornesader. Dann aber überkam ihn Mitleid mit seiner Frau, die auf ihr Ruhebett zurückgesunken war und mit fahlem Antlitz in den Kissen lehnte. Und auch das junge Ding da that ihm leid. Es war die erste Bitternis, die ihr widerfuhr, so weit ihr Erinnern reichen konnte, seitdem er sie über die Schwelle seines Hauses getragen, wo sie gehütet und geliebt und verzärtelt worden, wie selten ein Geschöpf unter der Sonne.

Fast zärtlich strich er ihr über das wirre Haar, dessen schwere Flechten ihr gelöst über den Rücken flunteten und sagte weich: „Steh auf, Kind, das ist nun so. Darein mußt Du Dich fügen!“

Sie zuckte mit den Schultern, ohne den Kopf aus den verschränkten Armen zu heben.

„Komm',“ sagte er noch immer ruhig, „denk' an Mama, der Du so viel zu danken hast. Es thut ihr weh, Dich so zu sehen.“ Dabei suchte er sie emporzurichten.

Aber sie rüttelte ihn ab. „Laß mich — laß mich!“

Nun erschien doch wieder der böse Zug zwischen seinen Brauen. Er faßte sie derb an den Armen. „Steh auf!“ befahl er mit völlig veränderter Stimme, „nun ist's genug!“

Doch schon war sie auf die Füße gesprungen und stand ihm nun gegenüber, einen Ausdruck so wilden Hasses im Gesicht, daß er unwillkürlich zurückwich. Aber ihre Augen blitzten ganz nahe in die seinen.

„Du, Du!“ zischte sie, „Du hast mir nun gar nichts mehr zu sagen, wenn Du nicht einmal mein Vater bist! Die da“ — sie deutete auf Luise, die wie ohnmächtig in ihren Kissen lehnte — „die hat mich wenigstens geliebt. Aber Du — gehaßt hast Du mich und gequält und mir nicht einmal Deinen Namen gegönnt, sogar das Gnadenbrot hast Du mir nur so hingeworfen! Dank,“ höhnte sie, „welchen Dank bin ich Euch schuldig?! Mir zu lieb werdet Ihr mich schwerlich genommen haben! Nur damit Mama ein Spielzeug hat, während Du — wo anders bist!“

Noch einmal faßte sie Gustav hart an und schüttelte sie, als wollte er sie zur Besinnung bringen, doch bebte seine Stimme kaum merklich, als er nun sagte: „Geh' — Du bist außer Dir,

Digitized by Google

Du weißt nicht, was Du sprichst. Ich will darum von alle dem nichts gehört haben. Geh' auf Dein Zimmer und zeig' Dich erst wieder, bis Du bei Sinnen bist."

Seine Ruhe wirkte. Ohne weiteren Widerstand ließ sie sich zur Thüre hinausschieben, die er sorgfältig hinter ihr schloß. Dann wandte er sich seiner Frau zu. „Luise," sagte er, wieder mit ungewohnt weicher Stimme, „es thut mir leid — aber schließlich kann's doch wieder von ihren Proletarier-Gewohnheiten."

„Das bliebe sich gleich," erwiderte die Frau. „Hätte ihm einer von der Dienerschaft geöffnet, das Unheil wäre dasselbe. Aber wie kommen die Leute plötzlich dazu, sich zu melden? Was wollen sie? Du hast sie wohl damals nicht richtig abgefunden?"

Er überhörte den Vorwurf, der in der letzten Frage lag — ins Unrecht wurde er ja auf alle Fälle gesetzt — und antwortete gelassen: „Das habe ich wohl. Was nützt das aber solchem Pack gegenüber!"

„Warum haben sie bis jetzt geschwiegen?"

„Haben sie auch nicht. So lange Magenzeller lebte, war Ruhe. Der war, wie es scheint, noch ein verhältnismäßig anständiger Mensch. Kaum war er aber tot — vor einem Jahr ungefähr, da ging das Erpressen an. Zuerst hieß es, seine lange Krankheit habe sie ins Elend gebracht u. s. w. Ich gab — ziemlich viel sogar. Nach zwei Monaten dieselbe Sache — diesmal schon ohne Vorwand. Wieder griff ich in die Tasche, ließ aber durch meinen Anwalt schreiben, daß ich nichts mehr thun würde. Es nützte nichts — es kam Brief auf Brief. Zuerst Bitten, dann Drohungen: sie würden sich an Dich wenden. Dann: sie würden Mimi aufklären, es ginge nicht an, daß die Tochter im Ueberfluß, Mutter und Bruder in Not lebten."

„Und Du?"

„Ich antwortete einfach nicht."

„Wie konntest Du so handeln! Wie konntest Du das Kind einer Entdeckung aussetzen!"

„Ich dachte nicht, daß sie ihre Drohung wahr machen würden. Und wenn auch, sollte ich mich ganz in die Hand dieses Gesindels geben? Wußte ich denn, bis zu welchen Anforderungen sich ihre Unverschämtheit steigern würde?"

„Weil Dir Mimi eben nichts ist! Sonst wäre Dir kein Opfer zu groß gewesen, um sie zu bewahren!" stöhnte Luise.

Nun wurde er beinahe zornig — aber ein Erinnern hielt ihn zurück. Wie er seine Frau so daliegen sah, den ihm wohlbekannten Zug peinigenden Schmerzes im Gesicht, tauchte das Bild vor ihm auf, wie er einst, wenn sie ihren bösen Tag gehabt, stundenlang im verdunkelten Zimmer an ihrem Bett gesessen, ihre kalte Hand in der seinen, bis sie endlich den erlösenden Schlaf gefunden und er, dessen Herz in Liebe und Mitleid für sie schmolz, aufgeatmet hatte, als hätte er ihre Leiden körperlich mitempfunden.

„Luise," sagte er sanft, „nimm den Vorfall nicht zu tragisch. Es ist ja fast ein Wunder, daß Mimi bis heute nicht von ihrer Herkunft erfahren hat. Auf die Dauer wäre das Geheimnis doch nicht zu hüten gewesen. Jeden Augenblick konnte ein Zufall ihr entdecken —"

„Ich hätte sie davor zu schützen gewußt, wie ich sie bis jetzt geschützt habe. Warum hast Du mich nicht gewarnt?"

„Aus Schonung. Wozu Dich überflüssig aufregen. Ich sagte Dir schon, ich glaubte, die Geschichte würde im Sande verlaufen."

„Was aber nun?" fragte Luise heftig. „Jetzt mußt Du doch die Leute ein für allemal abfinden. Sie können nicht hierherkommen, uns behelligen, das Kind unglücklich machen."

„Beruhige Dich nur," erwiderte er. „Es wird alles geordnet werden."

„Und dann — wie recht ich hatte! — hättest Du ihr doch wenigstens deinen Namen gegeben! Dann wäre diese Enthüllung lange nicht so kränkend für sie gewesen. Daß ich ihr aber sagen mußte, sie heiße Magenzeller —"

„Du weißt, es geht nicht."

„Es ginge schon, wenn Du nur wolltest! Aber was liegt Dir an ihrem Glück oder Unglück!"

Noch einmal wetterleuchtete es über Gustavs Stirne. Wieder aber rührte ihn das gealterte, leidensvolle Gesicht der Frau, die er einst auch um ihrer Schönheit willen so heiß geliebt hatte. Wie mit einem Ruck faßte er einen Entschluß.

„Nein," sagte er, „außergewöhnliche Schritte thu' ich nicht, setze mich auch keiner Ablehnung aus. Aber sobald ich fünfzig bin, soll sie den Namen bekommen, das verspreche ich Dir."

Vor ihrer Thür blieb er aufatmend stehen — es war ihm doch schwer geworden, sich solche Gewalt anzuthun bis zum Schluß.

Digitized by Google

IX.

Mit Magenzellers wurde er leicht fertig. Er ließ ihnen durch seinen Anwalt die Wahl stellen, wegen wiederholter Erpressung belangt zu werden, oder, mit einer ziemlich beträchtlichen Summe ausgestattet, nach Amerika zu verschwinden. Natürlich wählten sie das zweite.

Schwerer ward es ihm, sich Mimi gegenüber zurechtzufinden. Hatte er ihr auch gesagt, er wolle von ihren Reden nichts gehört haben, so klangen sie doch in ihm nach. Ihr schnöder Undank empörte ihn. Nicht einen Funken von Gefühl hatte sie für Luise gezeigt, keine Spur von Schmerz darüber — was doch das erste, natürliche gewesen wäre — daß sie nicht ihr Kind, ihr Fleisch und Blut sei! Nichts als Scham über ihre niedrige Verwandtschaft, als Angst vor einer Erschütterung ihrer Stellung in den Augen der Welt! Und dann — daß sie es gewagt, auf seine Lebensweise anzuspielen! da zeigte sich wieder die Magenzeller: seine wirkliche Tochter, eine siebzehnjährige Erzieherin hätte nicht einmal geahnt, daß es Verhältnisse gebe wie die, die sie ihm frech vorgerückt. Andererseits konnte er nicht umhin, sich zu fragen, ob er nicht einige ihrer Vorwürfe verdient habe? Hatte er dem fremden Kinde, das er unter sein Dach genommen, Liebe geboten? Konnte er es vor sich selber leugnen, daß er ihre Anwesenheit vom ersten Augenblick ab als einen Zwang, gewissermaßen als ein schweres, ihm angethanes Unrecht empfunden hatte?! Wenn er anfangs Einfluß auf ihre Erziehung zu gewinnen versucht, so war es nur aus Pflichtgefühl, aus dem Streben geschehen, daß aus dem Wildling ein Mensch werde, welcher dem Hause, in dem er doch nun leider einmal leben sollte, keine Schande machte. Eitelkeit, persönliches Ehrgefühl hatten ihn zu diesen Schritten getrieben, nicht die Rücksicht auf das Geschöpf, um das es sich handelte, oder auf Luise. Und wie bald hatte er jede Einmischung aufgegeben — bei den ersten Unannehmlichkeiten, die Luise ihm deshalb bereitete. Bisher hatte ihn dies niemals beunruhigt; durch diese peinliche Scene aber war die Frage in ihm wach geworden, ob denn thatsächlich alles Unrecht auf Mimis und Luisens Seite sei. Daß das Mädchen ihn nicht liebe, war ihm stets klar und völlig gleichgültig gewesen, daß er sie aber so deutlich hatte empfinden lassen, wie ungern er sie aufgenommen und nun duldete, verletzte seine vornehme Denkweise und war ihm ein Stachel. Auch sagte er sich, daß eine Entdeckung ihrer Herkunft, in der rohen Art wenigstens, wie sie geschehen war, hätte vermieden werden können, daß thatsächlich seine Interessenlosigkeit für alles, was Mimi betraf, die Schuld daran trug. Bei etwas mehr Vorsorge von seiner Seite, hätte er ihr und damit Luisen diesen Auftritt wohl ersparen können.

Noch ein anderes, was ihm kurz darauf widerfuhr, stimmte ihn milde, ein unerwartetes Glück: John sollte nun doch der Teilhaber und Erbe der Firma werden.

Gustav hatte seiner Schwester, mit der ihn noch immer die innigste Liebe verband, nach des Vaters Tode sein übervolles Herz ausgeschüttet, ihr auch von seinen, nun vereitelten Plänen bezüglich ihres Aeltesten geschrieben. Sie hatte ihm darauf erwidert, wie überaus schmerzlich sie es empfinde, daß er zu Gunsten ihrer Kinder verkürzt sei. Sie hätte ihm John mit Freuden überlassen, nicht nur, weil auch sie daran hing, Namen und Haus Erler erhalten zu sehen, sondern vor allem, weil ihm damit sein Wunsch erfüllt wäre. Auch an ihres Mannes Einwilligung war nicht zu zweifeln, da John von jeher zum Kaufmann bestimmt war; ebenso schwebte dem Jungen selbst der große Betrieb in seines Großvaters Geschäft als Ideal vor. Gleichwohl war nicht daran zu denken, da ja das Vermögen bis nach Gustavs Tode festgelegt war.

Aber John war ein Glückskind! Von seinem ersten Augenblick ab, wo er durch sein bloßes Erscheinen seine Mutter zur seligsten Frau der Welt gemacht, bis heute, wo ihm plötzlich die Erbschaft einer Million in den Schoß fiel, nach einer alten Tante Lawyons, die ihn in ihr vereinsamtes Herz geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Litteratur der Bulgaren.

Von Karl Emil Franzos.

III. Das Volkslied.*)

Meine beiden ersten Aufsätze waren dem Zwecke gewidmet, über die altbulgarische Litteratur, dann über das Volkslied der Bulgaren Aufschluß zu geben. Es schien mir für meine Aufgabe: die Orientierung des deutschen Lesers über ein ihm bisher wohl fremdes Gebiet wichtig, zunächst an das Volkslied eines anderen südslavischen Stammes, der Serben, anzuknüpfen, das ja schon seit Goethe's Tagen bei uns Beachtung gefunden hat, und zu betonen, was diese Volksdichtung mit jener der Bulgaren Gemeinsames hat. Nun aber muß auch der Unterschiede gedacht sein.

Daß das bulgarische Volkslied dem serbischen an individualisierender Kraft und schon dadurch an poetischem Werte nachsteht, ist bereits erwähnt; einen weiteren Unterschied zu seinen Ungunsten, und zwar nicht blos in der Form, sondern auch im Inhalt begründet das Wesen beider Sprachen. Die serbische ist wohllautender und geschmeidiger, ihre Syntax ist ausgebildeter, vollkommener, ihr Wortschatz ist ein größerer, namentlich für alle Gemütserscheinungen reicherer. Den wesentlichsten Unterschied aber begründet natürlich, allerdings bloß dem tiefer eindringenden Blick erkennbar, der Unterschied im Volkscharakter, und dieser sichert dem Liede des Bulgaren eigentümliche Vorzüge, die jenem seines Nachbarn fehlen, und umgekehrt.

Wir thun einen kühnen Griff, sind uns aber gleichwohl bewußt, ein in der Hauptsache durchaus berechtigtes Gleichnis zu wählen, wenn wir die Serben als die Franzosen, die Bulgaren als die Engländer des Balkans bezeichnen. Der Serbe ist liebenswürdiger, lebhafter, beredter, ungeduldiger; der Bulgare schweigsamer, kälter, mißtrauischer, geduldiger. Verschwendung ist auch dem Serben nicht nachzusagen; Geiz, wie unter den Bulgaren trifft man selten. Der Serbe ist phantasievoller, rascher entflammt, aber auch rascher entmutigt; der Bulgare geht langsam, fast zaudernd an sein Werk, aber was er angepackt, läßt er nicht mehr los. Darum ist der Serbe im Angriff ein vortrefflicher, in der Vertheidigung ein wenig zuverlässiger Soldat, der Bulgare thut in Glück und Unglück in gleich zäher, hingebungsvoller Weise seine Pflicht gegen das Vaterland. Darum auch ist der Serbe, wenn nicht grade träge, so doch zu ausdauernder Arbeit wenig geneigt; der Bulgare ist der beste Arbeiter unter den Südslaven, am tauglichsten gerade für solches Schaffen, welches unausgesetzte Geduld und Zähigkeit erfordert; er hat unter den ungünstigsten Bedingungen die Grundlage industrieller Thätigkeit zu legen gewußt. Der Serbe wirbt um sein Weib zärtlicher und feuriger, aber der Bulgare behandelt es besser; die Serbin ist schöner und anmutiger, die Bulgarin keuscher und fleißiger. Auch das Verhältnis beider Völker zur Kirche wird durch unser Gleichnis annähernd ausgedrückt. Der ungebildete Serbe erfüllt die Formen seines Ritus, ohne viel dabei zu denken oder zu fühlen; der gebildete ist ein Freigeist, ja, der Mode folgend, ein Atheist. Dem Bulgaren, gleichviel welchen Bildungsgrades, wohnt ein Hang zu religiöser Grübelei, ein starkes metaphysisches Bedürfnis inne; der ungebildete giebt sich gerne dem Aberglauben, der gebildete der philosophischen Spekulation hin; der Gesamtheit ist noch heute abzusehen, daß sie einst das Volk der zahlreichsten und seltsamsten Sekten gewesen.

Die Parallele ließe sich mühelos weiterspinnen; für unsere Zwecke sind diese Hauptzüge genügend: Dort ein Volk der Phantasie, hier ein Volk des Verstandes, dort größere Begabung für die Dichtkunst, hier für die Wissenschaft. Aber dort auch ein Hang zur Vergeudung reicher Kräfte, hier ein ernstes Zusammenraffen aller Gaben, ein kraftvolles Streben nach Wahrheit und Vertiefung. Und wüßten wir nichts von diesen Gegensätzen, das Volkslied, dieser

*) Vgl. I. Einleitung. Die altbulgarische Litteratur. Band XIX. S. 217 ff. II. Die Türkenzeit. Das Volkslied Band XIX Seite 270 ff.

Digitized by Google

Spiegel der Volksseele, würde sie uns verraten. Die Volkspoesie der Bulgaren steht an Zahl wie an dichterischer Kraft, an Wohllaut wie an Reichtum der Tonarten der serbischen nach; sie ist ungefüger, die Uebergänge kunstloser; aber dafür begegnen wir hier zuweilen einer Kraft und Tiefe des Empfindens, die in der kunstlosen, ja rohen Ausdrucksweise doppelt erschütternd wirkt, und um deretwillen wir gern auf die Vorzüge größerer Phantasie und Kunst verzichten. Das Lied der Serben ist ungleich beredter und selbstbewußter, jenes des Bulgaren kürzer, finsterer und melancholischer, mehr ein Aufschrei der Klage, ein Racherus, als ein Gesang. Man darf dreist behaupten, daß überhaupt aus dem Liede keines anderen Volkes so gellende, so wilde, so erschütternde Naturlaute des Schmerzes klingen.

Aus diesen Andeutungen setzt sich freilich noch keine lebensvolle Charakteristik zusammen, aber bei der Fremdartigkeit dieser Lieder wäre dies vielleicht überhaupt eine unmöglich zu lösende Aufgabe, sofern man nicht Proben mitteilen könnte. Erfreulicherweise ist dies in reichem Maße möglich. Nachdem bereits Moritz Hartmann zur Zeit des Krimkrieges einige Uebersetzungen veröffentlicht — obwohl der Sprache nicht kundig und auf die wörtliche Uebersetzung seines Dragomans angewiesen, hat er gleichwohl mit wahrhaft genialem Instinkte den charakteristischen Ton getroffen — ist dem deutschen Leser (1879) durch Georg Rosen in den beiden obengenannten Büchern ein voller Einblick in diesen Schatz ermöglicht worden. Hat es früher die Sache geboten, einigen Ansichten Rosen's entgegenzutreten, so gebietet es nun die Wahrheitsliebe, seine Uebertragungen als das zu bezeichnen, was sie sind: wahre Meister- und Musterstücke an schlichter Schönheit des Ausdrucks und sorglichster Wiedergabe der Eigentümlichkeiten des Originals. Nur wer beide Sprachen kennt, wird voll anzuerkennen vermögen, was Rosen hier geleistet. An Zahl wie an Wert minder erheblich sind jene Uebertragungen, welche Josef Wenzig einige Jahre vor Rosen (1876) in seiner „Bibliothek slavischer Poesien" veröffentlicht hat.

Wir beginnen mit dem „Frauenlied", welches sich ja, wie bereits bemerkt, ungleich reicher und schöner entwickelt hat, als das Heldenlied, und zwar mit jener Gruppe von Gesängen, welche für die bulgarische Volkspoesie am bezeichnendsten sind, „die Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens", wie sie Rosen nennt, also Mythen und Sagen, in welchen sich das Verhältnis des Volksgemüts zur Natur äußert, jenes innige und starke Verhältnis des naiven Menschen, welches das religiöse Dogma nicht hat ersticken können. Gleich das erste von Rosen übersetzte Lied dieser Art ist sehr charakteristisch:

„Sagt, was schimmert und was wimmert
Auf der Höh' des Bielsolchitze?
Ist dort frischer Schnee gefallen?
Oder sind es weiße Schwäne?

Nicht ist frischer Schnee gefallen,
Auch nicht sind es weiße Schwäne;
Auf dem Berg ein weißes Zelt ist's,
Drunter liegt der junge Stojan,
Liegt erkrankt der junge Stojan.
Spricht zu seiner Schwester Stojan:
„Höre Schwester, weiße Jana!
Geh' und hol' mir kaltes Wasser,
Wasser aus der weißen Donau."
Spricht zu ihrem Bruder Jana:
„Nicht doch, Bruder, junger Stojan!
Ist mir unbekannt der Weg doch,
Daß ich geh' zur weißen Donau,
Daß ich geh' und wiederkehre."
Spricht drauf Stojan und entgegnet:
„Höre, Schwester, arme Jana!
Schneid' etwas in Dein'n Finger,
Daß Dir rotes Blut hervorquell'!
Mit dem Blute, thalwärts steigend,
Bäum' und Felsen Dir bezeichne,
Bis Du hingelangt zur Donau;
Wenn Du dann geschöpft das Wasser
Und zurückkömmst, an den Zeichen
Wirst die Wege Du erkennen."
Jana folgte ihrem Bruder,
Ritzt' ein wenig sich den Finger,
Und, den Berg herniedersteigend,
Bäum' und Felsen sie bezeichnet.
So zur weißen Donau kam sie,
Schöpfte von dem kalten Wasser
Und begab sich auf die Rückfahrt.
Wehe Jana, arme Jana!
Niederfiel ein feiner Regen,
Der verwischte all' die Zeichen —
All' die Zeichen roten Blutes
An den Bäumen, an den Felsen
Jana so, die arme Jana,
Sie verlor die Weg' und Stege,
Umirrt' sie in Berg und Walde,
Irrt umher drei Tag und Nächte,
Konnte keine Spur entdecken,
Daß zum Bruder sie gelange,
Zu dem kranken Bruder Stojan!
Jana dann, die arme Jana,
Flehte zu dem Herrn gar traurig:
„Höre, Herrgott, lieber Herrgott!
Mach' mich, Gott, zu einem Vöglein,
Grauen Vöglein, einem Kukuk,
Daß ich fliege auf die Buche
Und erspähe meinen Bruder,
Meinen kranken Bruder Stojan."
Und der Herr erhört' ihr Flehen.
Macht' aus ihr ein graues Vöglein,
Graues Vöglein, einen Kukuk
Und das Vöglein klagt noch heute.

Der Uebersetzer macht zu dem Liede die Anmerkung: „Der Kukuk ist den Südslaven das Symbol der Aengstlichkeit und Trauer. Sein Ruf wird als sehnsüchtige, hilflose Klage aufgefaßt." Aehnlich fassen denselben die Nordslaven auf, wie denn überhaupt der abenteuerliche Vogel schon durch seine Lebensweise die Phantasie aller Völker lebhaft

Digitized by Google

angeregt hat; aber wir meinen, daß sich das bulgarische Lied unter den unzähligen Kukussagen wohl sehen lassen kann.

Mit den anderen Südslaven teilt der Bulgare den Glauben an die „Wilen“, gute und böse Feen. Auch seine Phantasie formt sie als jugendliche Frauengestalten, die im Gebirge leben und mit Leidenschaft des Tanzes pflegen. „Wie die serbischen Wilen, so treten auch die bulgarischen in Bundesgeschwisterschaft mit ausgezeichneten Helden; daß dieselben sich aber mit gewöhnlichen Menschen verählen oder mit ihnen in Liebschaft treten, ist eine den Bulgaren eigentümliche Auffassung.“ Dieselbe spiegelt sich in dem nachstehenden, gleich den folgenden von Rosen übersetzten Liede wieder:

„Einen Reigen tanzten
Einst dreihundert Wilen
Auf der Alpe Gipfel,
Auf der ebnen Matte.
Doch bei ihrem Reigen
Fehlt der Spielmann ihnen.
In der Stadt Bitolien
Hieß es, sei ein Spielmann.
„Wen nur soll'n wir senden,
Der den Spielmann hole?
Djurdja laßt uns senden,
Djurdja, Fee der Oede,
Djurdja, Fee der Oede,
Sie, der Mädchen bestes.
Rasch wird Djurdja hingeh'n,
Rasch wird sie zurück sein.“
Also sandten aus sie
Djurdja, die Gebirgsfee,
Djurdja, Fee der Oede,
Sie, der Mädchen bestes.
Zwier schlug sie die Flügel
Und zum dritten flog sie,
Flog, bis sie gelangte
In die Stadt Bitolien.
Dort den Dimo fand sie,
Wie er saß beim Mahle,
Schlug ihn in den Nacken,
Fast zerbrach die Zähn' er
Schlug ihn auf den Scheitel,
Fast sprang aus sein Augpaar.
Fort trug sie den Dimo
Auf der Alpe Gipfel,
Auf der Alpe Gipfel,
Auf die ebne Matte.
Also sprach zum Spielmann
Da der Wilen Alte:
„Spiele, Dimo, spiele:
Spielst Du uns zur Genüge,
Geben wir zum Weib Dir
Djurdja, die Gebirgsfee,
Djurdja, Fee der Oede,
Sie, der Mädchen bestes.
Dimo spielt' und spielte
Wohl drei Tag' und Nächte,
Wohl drei Tag' und Nächte,
Ihnen ward's zur Genüge,
Daß sie ihm vermählten
Djurdja, Fee der Oede.
Heim sie führte Dimo
Nach der Stadt Bitolien,
Führte sie als Eh'weib
In die eigne Wohnung.
Er verschloß die Fenster,
Er verschloß den Rauchfang;
Und so hielt die Djurdja
Er drei Jahr' im Hause,
Bis ein Kind, ein Knäblein,
Ihnen ward geboren.
Dimo lud den Pathen,
Daß das Kind er taufe;
Da zu Dimo red'te
Djurdja, die Gebirgsfee:
„Thu' nur auf, o Dimo,
Rauchfang jetzt und Fenster!
Fortan, Dimo, nimmer
Werd' ich Dir entrinnen,
Da dies Kind, den Säugling,
Ich im Hause habe.“
Sich bethören ließ er
Und that auf die Fenster.
Zwier schlug sie die Flügel
Und zum dritten flog sie; —
Schnöd' also verlassend
Ihren Neugebor'nen,
Kehrte sie zur Wildniß,
Ihrer Heimatstätte.“

Nicht seines dichterischen Wertes, sondern der eigentümlichen Auffassung wegen sei das nachstehende Wilenlied mitgeteilt:

„Es erbaut die Fee der Oede
Fee der Oede sich ein Luftschloß;
Nicht im Himmel, nicht auf Erden,
Baut es auf in dunkler Wolke.
Was an Balken sie dort aufstellt,
Junge Männer sind's, verlobte;
Was an Ständern sie hineinfügt,
Mägdlein sind's mit weißem Antlitz;
Was an Querholz sie daraufsetzt,
Bräute sind's mit schwarzen Augen;
Was als Dach sie drüberbreitet,
Kleine Kinder sind's in Windeln;
Als Thürpfosten fügt hinein sie
Dorfvorsteher grauen Bartes;
Deren zarte Ehgespons
Dienen ihr als Oberschwelle.
Doch es fehlen der Unholdin
Siebzehn Kinder, kleine Kinder.
Um das hohe Schloß zu decken.
Sendet Botschaft drum die Wila
Sendet Botschaft sie nach Praskow,
An die Bürgerschaft von Praskow,
Geben sollen die von Praskow
Ihr die dichten Donaudörfer,
Daß sie kleine Kinder aufläs',
Um ihr hohes Schloß zu decken.
Hielten Rat drauf die von Praskow
Hielten Rat drauf und beschlossen,
Daß sie nicht der Wila gäben

Digitized by Google

An der Donau dichte Dörfer,
Um dort Kindlein aufzufesen,
Sondern das Gebirg ihr gäben.
Daß sie auszög mit dem Sturmwind,
Aufzusammeln schlanke Tannen —
Schlanke Tannen sich und Föhren,
Um das hohe Schloß zu decken.
Zornig ward die Fee der Oede,
Auszog sie in das Gebirge,
Stürmt' drei Tage, wühlt drei Tage,
Und riß aus die schlanken Tannen.
Schlanken Tannen sich und Föhren
Und das hohe Schloß sie deckte!

Wie man sieht, muß die Wila bis zu einem gewissen Grade den Willen der Menschen respektieren; sie darf in den Donaudörfern nicht eher ihre Beute holen, bis die Bürger von Praskow dies gestattet; diese opfern lieber den ihnen zugehörigen Gebirgswald, über den die Wila gleichfalls ohne ihre Zustimmung keine Macht hat.

Eine höchst merkwürdige Vermischung heidnischer und christlicher Anschauungen zeigt das folgende Lied:

„Einst auf Reisen ging die lichte Sonne;
Nachgelaufen kam ihr ihre Mutter:
Lichte Sonne, sag', wo wirst du nächt'gen?
Wer wird dir das Abendessen geben?
Wer wird dir das Bett zum Schlafen breiten?
Wer wird in der Früh' dich morgen wecken,
Daß die Städt' und Länder du erwärmest,
Und darin die vielen armen Leute
Ohne Kleider, ohne Schuh' und Gürtel?
Laß' dich das nicht kümmern, liebe Mutter!
Beim allmächt'gen Herrgott werd ich nächt'gen,
Gottes Mutter wird mir Nachtmahl geben,
Gottes Mutter mir das Lager breiten,
Gottes Mutter in der Früh' mich wecken,
Daß die Städt' und Länder ich erwärme
Und darin die vielen armen Leute
Ohne Kleider, ohne Schuh' und Gürtel."

Eine Großartigkeit der Auffassung, eine Tiefe des Einblicks in das Walten der Natur, wie man ihr selten im Liede eines Volkes begegnen mag, erweist das nachstehende:

„Eingeschlafen lag ein Mägdlein
Zwischen zweien grünen Wäldern,
Zwischen zweien kühlen Bornen,
Und kein Mensch war in der Nähe,
Ueber ihr der höchste Herrgott.
Unter ihr die schwarze Erde,
Ihres Hauptes Pfühl ein Feldstein.
Drunter lag die böse Schlange.
Und zu Gott die Schlange betet:
„Laß, o Gott dies Mägdlein sterben!
Möcht' in ihrem Haupthaar nisten,
Fleisch aus ihren Wangen essen,
Wasser aus den Augen trinken!"
Wie die Schlange dies gebetet,
So gewährt ihr Gott der Herr es.
Jenes Mägdlein mußte sterben,
Daß in ihrem Haar sie nistet,
Daß sie aß aus ihren Wangen,
Daß sie trank aus ihren Augen.

Dasselbe Lob würde auch dem folgenden Liede zuzuerkennen sein, sofern man sich der Auffassung Rosens anbequemen kann. „Zwischen Schlange und Haar", sagt er, „besteht für den Bulgaren (wie schon für den alten Griechen) eine gewisse Wahlverwandschaft. Im menschlichen Haar zu nisten, ist das stete Gelüste der Schlangen, und Sündern wachsen in schweren Krankheiten mit dem Haare Schlangen aus dem Leibe. Der Vorsichtige läßt daher sein Kopfhaar abrasiren, und der Barbier, welcher, der Eitelkeit seines Scheergastes fröhnend, ihm einen unter dem Turban hervor auf die Schulter hängenden Schopf läßt, setzt ihn der Gefahr aus, von dem bei ihm einkehrenden Geschmeiß vergiftet zu werden. Auch die Pest ist ein übermenschliches Wesen; sie erscheint als alte Frau. So sehr man sie fürchtet und flieht, betrachtet man sie doch als im Gehorsam Gottes stehend; Gott nimmt sie auch, allerdings mittelst einer kleinen Unwahrheit gegen die Flüche einer verzweifelten Mutter in Schutz." Jedenfalls ist das Lied merkwürdig genug, um hier mitgeteilt zu werden:

„Welch ein Klaggeschrei im Thal und Bergland?
Ueberschwemmt mit trüber Flut der Gießbach?
Oder brennt ein allgewalt'ges Feuer?
Oder rast der mächt'ge Herr, der Pascha?
Nicht der Gießbach überschwemmt, der trübe;
Auch nicht brennt ein allgewalt'ges Feuer:
Noch auch rast der mächt'ge Herr, der Pascha:
Nein, es ist die Pest, die schwarze Pest ist's
Welche alles schlägt und alles hinrafft.
Nicht bloß, daß sie Alt und Jung vernichtet,
Nein, sie sucht ein Haus heim, drin ein Jüngling,
Einer Mutter einz'ger Sohn; den schlägt sie,
Schlägt den einz'gen Sohn und macht ihn sterben.
Jeden Tag die Mutter geht zum Grabe;
Spricht am Morgen: „Guten Morgen, Söhnlein",
Spricht am Abend: „Guten Abend, Söhnlein:
Ist auch, Söhnlein, warm dein Erdenhaus hier?
Ist auch weich, mein Sohn, dein Erdenbett dir?
Ist auch weich der Stein, darauf dein Haupt ruht?"
Aus der Erde tönt es ihr zur Antwort:
„Warm, o Mutter, ist das Erdenhaus mir,
Weich ist mir das Erdenbett, o Mutter,
Weich ist mir der Stein auch, drauf mein Haupt ruht.
Fluche, Mutter, du der schwarzen Pest nicht,
Denn auch sie folgt den Geheißen Gottes.
Nein, dem Ihrer fluche, unseren Bartscheer,
Der mir auf dem Haupte ließ den Haarzopf.
Darin nistet die dreihäupt'ge Schlange
Mit zwölf kleinen Schlänglein, ihren Kindern."

An Zahl und Wort beträchtlich ist auch die Gruppe der „kirchlichen Volksdichtungen", wie sie Rosen nennt, also jener Gesänge, welche Elemente der christlichen Heiligenlegende frei ausgestalten. Von diesen, wie von anderen Gattungen des bulgarischen Volksliedes soll ein nächster Aufsatz berichten.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Neue Folge.*).

Meine Erstlinge.

Von Alexander Baron v. Roberts.

Ein hübsches Nippesbändchen, von den Jahren vergilbt, liegt vor mir und guckt mich ganz fremdartig an mit seinem Pseudonym. Ich gucke es wieder an, halb mitleidig, halb hochmütig: wie ich mich doch mit solchen Spielereien abgeben konnte! Es lohnt nicht einmal den Titel zu nennen, so sehr ist dergleichen aus der Mode. Bei seinem Erscheinen nickte die Kritik mit ihrem bekannten flüchtigen Wohlwollen und drückte dem harmlosen Dinge das Klischee auf: „Stifter —Andersen.“ Und abgethan! Ein Wunder, daß sich einige Käufer, ja sogar Verehrer fanden. Ich selbst hütete das Geheimniß unter dem Pseudonym wie eine liebe, schwärmerische Jugendthorheit, ja ich schämte mich fast — denn ich war Lieutenant! Baute Pontonbrücken und hatte viel mit Sprengpulver und Dynamit zu schaffen, und die Erinnerungsmedaille des Feldzugs 66, die damals funkelnen auf meiner Brust haftete, meinte auch: es paßte sich nicht recht! Einmal wurde ich aus meinem Pseudonym herausgelockt. Eines Tages betrat ich zu Köln am Rhein, wo ich in Garnison stand, den bekannten Buchladen von August Lesimple, um ein Vielliebchen oder sonst ein Damengeschenk zu erstehen. Der Besitzer legte mir meine „Genrebilder“ vor, er hätte schon manches Exemplar davon verkauft und er selbst sei entzückt. Es war zu viel für einen jungen, verschämten Autor. „Ich bin der Verfasser!“ platzte es mir in meiner Freude heraus. „Oh, nicht möglich!“ Und ein Händedruck, aus dem sich dann eine Freundschaft mit dem vortrefflichen, für alles Schöne begeisterten Manne entwickelte. Natürlich dürfte er mich nicht verraten!

Ja ich schämte mich ein bißchen. Wenn es denn sein mußte, so hätte es sich geziemt, so meinte ich, daß ich sporenklirrend und unter Hussa mit einem kecken Reitersatz in die Litteratur hineingesprungen wäre. Es war nicht hübsch von mir, es war nicht brav, denn das Büchlein bedeutete das Herbarium meiner Jugend. Deshalb Herbarium, weil mich eigenartige Verhältnisse gezwungen hatten, meine poetischen Schwärmereien gleich gestohlenen Blumen heimlich einzupressen.

Ich hatte von Kind an Hang zur Poesie empfunden, bin aber in einer Luft aufgewachsen, die solche Neigung nicht begünstigte. Es war zu Luxemburg. Der Sinn dieser kräftigen und tüchtigen Rasse ist praktisch und realistisch und darauf war auch unser Gymnasium eingestimmt. Zudem spielte in meinem Elternhause die Litteratur gar keine Rolle. Es soll dies keine Anklage sein, denn es stände schlimm um den Weltlauf, ja um die Kultur — man mißverstehe nicht dies Pardoxon — wenn Poesie das Szepter führte. Poesie und Kunst sind Schmucksachen und ich begreife nicht recht die Horizont-Enge derer, die sie zu einer tonangebenden Wichtigkeit aufbauschen möchten. Aber ich hatte einen instinktiven Hunger danach. Als Deutscher, obgleich von englischen Voreltern abstammend, mußte ich mir die Schätze unserer Litteratur selbst ausschürfen. Ich hatte Boileau eher kennen gelernt als Schiller; über die allerdings herrliche Prosa der französischen Kanzelredner Bossoet, Massillon, Bourdoloue hinweg entdeckte ich auf eigene Faust Goethes Gedichte; und während uns Amaranth von Oskar von Redwitz mit seinem süßen Marien-

*) Vgl. Band XVIII., Seite 164, wo wir die leitenden Gesichtspunkte dieser „Neue Folge“ selbstbiographischer Aufsätze dargelegt haben. Anm. d. Red.

Digitized by Google

kult zur obligatorischen Begeisterung anbefohlen wurde, naschte ich heimlich wie ein Kind, Heines „Buch der Lieder“.

Ich las bei Vilmar, der mein Wegweiser wurde, das Wort „Dichterberuf“. Und die dunkle Ahnung schlich an mich heran, ob nicht ein solcher Beruf auch in mir schlummerte. Ich warf einmal, als Primaner, das Fragment eines Trauerspiels aufs Papier. Aber wie erschrocken ob solchen Unterfangens stand ich ab. Denn es war kurz vor meinen Eintritt in die Armee. Familientradition schrieb mir einen solchen Beruf vor und das adlige Kastengesetz läßt nicht viel Auswahl zu. Heute blicke ich mit Genugthuung auf eine fast zwanzigjährige Laufbahn als Offizier zurück. Denn ich lernte das Leben kennen in Höhen und Tiefen; ich lernte die Begriffe Pflicht, Dienst, Disziplin heilig halten; ich hatte Gelegenheit, dauernd mit dem Volke in seiner Tüchtigkeit, seiner Tapferkeit, seinem Humor Berührung zu pflegen, und ich bezweifle, ob ein anderer Beruf solch' reichliche Gelegenheit giebt, das Weltbild in seiner Buntheit zu erfassen, wie dieser.

Mein Aufenthalt in Berlin, gelegentlich meines Kommandos zur Artillerie- und Ingenieur-Schule, bedeutete für mich ein Erwachen künstlerischer Seelenregung. Mit einem Durste, um den ich mich heute beneide, schlürfte ich das Kunstleben der Residenz. Die Oper stand damals auf einer Höhe, die sie so leicht nicht wieder erreichen wird. Besonders die Musik hatte mir es angethan; ja die Leidenschaft wurde so groß, daß ich Stunden nahm und zu komponieren trachtete. Doch dazu gehört Muße und Konsequenz. Allenfalls die Poesie verträgt Dilettantismus; andere Künste fordern den ganzen Mann. Und so verfiel ich auf die Auskunft, das was von Melodiendrang in mir lebte, in Worten auszuströmen. Noch heute kann ich diese musikalische Art des Schaffens nicht ganz verleugnen, meine Diktion liebt das Refrainartige und meine Romankapitel streben nach einer rondo-artigen Geschlossenheit. Der Konzertsaal ist meine ergiebigste Arbeitsgelegenheit, sie bietet mir den Doppelgenuß des Empfangens und des Schaffens. Unvergeßlich bleiben mir die weihevollen Stunden, wo ich in den damals so populären Symphoniekonzerten Meister Liebigs meine poetischen Pläne auf den Wogen klassischer Musik schaukeln ließ. Um sie in obigem Bändchen buchhändlerisch an Land zu bringen. Und damit müßte ich nun auch die Harmlosigkeit dieser Erstlingsgeschichte beschließen.

Doch sollte es nicht im Sinne der vorliegenden Einladung liegen, daß nur solche Erstlinge zu Worte kämen, die den Namen ihres Verfassers in weiteren Kreisen bekannt und beliebt gemacht? Fünfzehn Jahre lang ließ ich die Poesie völlig schlummern, um dann plötzlich mit Erfolg zu debütieren; es war mein eigentliches Erstlingswerk und hieß: „Es.“ Fünfzehn Jahre ... als „talentvoller Dilettant“, wie mich einmal ein wohlwollender Kritiker abgestempelt hat, durfte ich mir solche Pausen gestatten. Von einem Berufsdichter, wenn es solche giebt und die Sache durch solche Benennung nicht entweiht wird, verlangt man, daß seine Leyer jahraus, jahrein erklinge. Ich hatte keine Zeit dazu. Es kam der Krieg 1870 mit seinen gewaltigen Ereignissen, seinen erschütternden Eindrücken. Und der heilige Ernst des Dienstes forderte sein völlig absorbierendes Recht. Die Müßiggängerei des Offizierstandes ist längst zur Fabel geworden, die nur noch in den „fliegenden Blättern“ und in den Stücken oberflächlicher Dramatiker nach dem Beifall des Publikums hascht. Es wird in der deutschen Armee gewaltig viel gearbeitet und die Zeiten sind vorüber, da Leyer und Schwert ein effektvolles Emblem abgaben, wie bei den früheren Offizier-Poeten, die in ziemlicher Anzahl der deutschen Litteratur angehören. Wohl rührte ich in meinen wenigen Mußestunden noch die Feder, doch es waren militär-wissenschaftliche Aufsätze, Untersuchungen über Sprengmittel, Panzerungen, Torpedos u. a. Später wurde ich Lehrer an den königlichen Kriegsschulen, ich war es gerne, denn die Aufgabe war lohnend: in frischen, zumeist strebsamen Jünglingen den Geist der Tüchtigkeit, Pflichttreue und Entschlußfähigkeit zu pflegen und zu fördern! Wenn man meinem Stil später zuweilen allzugroße Knappheit vorwerfen durfte, so mochte diese meine pädagogische Thätigkeit daran schuld sein.

Ich war schon längere Zeit Hauptmann, als mir ein Wiener Feuilleton-Preisausschreiben in die Hände fiel. Damals waren solche Wettkämpfe noch nicht abgedroschen und es gelüstete mich, mitzuthun. Wie ein plötzliches Erwachen der lieben schämigen Jugendneigung! Ein glückliches Thema fiel mir gleichsam vom Himmel, zugleich mit dem Titel. Eine seltsame Zuversicht kam über mich, als wenn mir der Preis nicht

Digitized by Google

fehlen könnte. Unter Thränen eigener Ergriffenheit schrieb ich die kleine Geschichte von dem angenommenen Es-Knäblein, und andere erzählen mir immer wieder, wie sie sein Schicksal ebenfalls zu Thränen gerührt hat. Mehrere Wochen vergingen, als mir eines Abends in eine Loge des Erfurter Stadttheaters die Zeitung hineingereicht wurde. Es war das Wiener Telegramm, das da meldete, daß „Es“ unter 800 Mitbewerbern den ersten Preis davongetragen. Und Laube, Wilbrandt, Erich Schmidt hatten das Urtheil gefällt. Ich war nicht blasiert, nein, das war ich nicht, trotz meiner Altersreife. Ich jubelte auf, ich fühlte mich wieder jung, ein neues Leben war in mir erstanden, das eines Poeten, dem der erste, schöne Erfolg ein „Vorwärts!“ zuruft.

„Es“ wurde in allen Zeitungen nachgedruckt und noch heute nach Jahren gehört es zur Korrespondenz des „Verfassers von Es“, wie ich von jetzt ab in der Litteratur markiert war, Anträge zu Uebersetzungen aus verschiedener Herren Ländern mit dem Bescheide zu erledigen, daß die Novelle längst übersetzt sei. Auch erhaschte ich zufällig ein Zeichen, was Popularität sei, ich meine im bessern Sinne: die dankbare Teilnahme aus Volkskreisen. An einem Sonntag im Glacis lustwandelte hinter mir ein Paar, ein Arbeiter mit seinem Weibe, während das Kleine vor ihnen hertrippelte. Der Arbeiter erzählte. Umständlich und wichtig, sie horchte begierig. Es war die Geschichte meines „Es“. Zum Schluß hob die Mutter, ergriffen wie sie war, ihr Kleines empor, und nun herzten sie es beide gemeinsam, während der Sonnenschein lachte und Frühlingsgesang in den Bäumen über ihnen tirilierte. Es hat mir kein Beifall das Herz so erquickt wie dieser, auch nicht, als ich wenige Jahre später auf der Bühnenrampe stand und der rauschende Applaus von tausend Zuschauern mir entgegenschallte.

Eine andere Art Freude, ich will es Gaudium nennen, machten mir die mancherlei Anregungen, beileibe nicht Nachahmungen! — die von dem kleinen Werke auszustrahlen schienen. Gewiß war es nur Zufall, daß es von jetzt ab in den Journalen von einsilbigen Titeln wimmelte. Auch wurde das „Es-Motiv“ in ausgiebiger Weise variiert. Da gab es ein „Er, sie, es“, ein „Sie und es“, ein „Er“, ein „Sie“, — ein „Ich und es“, ein „Du“ —und die Permutation ist noch lange nicht abgeschlossen.

Ich war seitdem mit Aufträgen zu Skizzen und kleinen Erzählungen überhäuft, und wenn ich auch der Meinung bin, daß eine enge Spezialität eines echten Künstlers nicht recht würdig sei, so glaubte ich mich doch beschränken zu müssen, da ich in mir selbst die Neigung zu einem größeren Werk nicht verspürte und ich anderurteils das Verdienst genoß, die künstlerische „Short-Story“, die in Amerika und Frankreich längst in hohem Ansehen stand, bei uns eingeführt zu haben.

Eines Abends, ich hatte längst den Abschied genommen, fand ich mich im Hause von Frau Fanny Lewald, an die ich durch ihren Neffen, meinen Verleger Heinrich Minden, empfohlen worden war. Ein hochinteressanter Abend. Ein scharfgeistiger Wind schien durch die weiten Räume zu wehen, die bis an die Decken mit Büchern ausstaffiert waren; Büsten und Porträts bedeutender Männer schauten ernst, fast streng hernieder; überall gestickte, gehäkelte, gemalte Zeichen der Pietät, wie sie der tapferen Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung von dankbaren Frauen gewidmet worden sein mochten. Und inmitten solchen der Erinnerung geweihten Räumen Frau Fanny Lewald selbst, thronend gleichsam auf dem straffgepolsterten Pfühl ihres Ruhmes, eine Pythia in der Haltung, eine Marquise von Angesicht. Zum ersten Mal ward es mir hier klar, was für eine hochwichtige Sache doch das Schreiben sei, ich hatte auch nie Gelegenheit gehabt, mich so ausschließlich stundenlang über Litteratur unterhalten zu dürfen. Und meinen profanen Händen ward es vergönnt, in den mit feiner Stichelschrift bedeckten Manuskripten der Verfasserin wie in kostbaren Inkunabeln zu blättern. Plötzlich, nach einer gefälligen Aeußerung über meine Kleinigkeiten, sagte die vielbändige Romanschriftstellerin: „Roberts, Sie werden nie zweispännig fahren!“ Das heißt, ich wäre darauf beschränkt, zeitlebens nur Rippes zu schreiben. Ich quittierte mit höflicher Verbeugung sowohl dieses Orakel wie die demokratische Anrede. Aber von da an vermochte ich nicht mehr zuzuhören. Ich beschloß „zweispännig“ zu fahren! Gleich huschten mir auch schon die Gestalten meines künftigen Romans durchs Hirn. Und als ich mich später empfohlen hatte und die Treppe hinabstieg mit einer Büchse Marmelade der überaus gastlichen alten Dame versehen — eine Verfüßung des Pythia-Ausspruches sollte damit wohl nicht symbolisch ausgedrückt werden? — da stand mein Roman in seinem Rückgrat straff vor mir. Es war das in kräftigen Farben gehaltene Sitten-

Digitized by Google

bild aus dem niederen Soldatenstand: „Die schöne Helena“, das ich dann niederschrieb. Ich erntete damit reiche Anerkennung, auch bei der jüngeren Litteraturrichtung. Ob aber solche, nur das Leben und nichts als dieses abspiegelnde Arbeit, die jede sogenannte höhere Tendenz ausschloß, nach dem Geschmack meiner damaligen Gastgeberin gewesen wäre? Roberts schrieb dann noch mehr Romane und tummelte sich mit besonderem Vergnügen „zweispännig“ in der Arena, die ihm der Pythiaspruch so drakonisch verschlossen hatte.

Durch ein ähnliches „Noli tangere!“[1] angestachelt, beschritt ich später die Bühne. Ich bin nie ein eifriger Theaterbesucher gewesen und lese auch Dialogisiertes nicht gern, weil sich dort die Unnatur am breitesten macht. Die Schulfirma „Naturalismus“ allein vermag sie nicht zu verdecken. Meine Gedanken waren rein von dramatischem Ehrgeiz. Auch stand es ja fest im Kanon der dramaturgischen Tempelhüterschaft, daß privilegierte Erzähler von den geheiligten Brettern auszuschließen seien. So zog ich es also vor, auf der friedlicheren Romantrift zu verweilen und von hier aus zuzuschauen, wie die da oben in den Schroffen und Abgründen des Theaters sich die Glieder zerbrächen.

Bei einem Diner wurde Theater geredet; ich mochte Ketzerisches geäußert haben. Plötzlich schmetterte es wie Trompetenton über die Tischbreite: „Na wissen Sie Roberts, was Sie vom Theater verstehen! Sie werden ja nie Dramatisches liefern!“ Es war ein berühmter Dramatiker, von der aussterbenden Pathos-Art, sonst ein lieber Kerl und wir standen uns gut zusammen. Roberts nahm das Geschmetter durchaus nicht übel, Roberts verneigte sich verbindlich, wie er dies gewohnt ist, und lächelte nur mit einem ganz feinen Ansatz von Ironie. Innerlich aber erwachte der alte Militär in ihm und der schwor: „Das wollen wir kriegen!“ Es ist da ein schwieriges Ding von einer Schanze zu nehmen . . . um so strammer muß drauf losgestürmt werden! Der Siegespreis ist groß.

Und wir kriegten sie, die Schanze! Roberts schrieb nach seiner Novelle „Satisfaction“ das Schauspiel gleichen Namens. Der Erfolg ist bekannt; das Siegesbülletin verzeichnete in seinem verzwickten Jargon „durchschlagend.“ Von dem lieben Kerl und scharfen Kritiker erhielt ich ein Glückwunschtelegramm. Ich dankte höflich und rief: „Gesegnet sei die Kritik!“ Hatte ich nicht Ursache von Herzen so zu rufen, nachdem sie mir den Mut gemacht, zweimal je eine höhere Litteraturstufe zu erklimmen, ja die allerhöchste?

Litterarische Notizen.

Die „Deutsche Dichtung“ hat den Verlust zweier Mitarbeiter zu beklagen, die ihr während all der langen Jahre ihres Bestehens, vom ersten bis nahezu zum letzten Hefte, unverbrüchlich treu geblieben sind. Dieser Umstand, und daß sie beide Dichter waren, die diesen Namen verdienten, ist freilich das einzige Gemeinsame, was sich von ihnen sagen läßt, aber es genügt, um ihnen hier an derselben Stelle und in demselben Atemzuge ein Wort warmen Danks und dietätvollen Gedenkens zu widmen. In der Nacht vom 17. zum 18. März ist Otto Roquette zu Darmstadt verschieden. Was er als Dichter bedeutete, weiß jedermann, und viele, die es bei seinen Lebzeiten nicht ihren Lesern hätten erzählen mögen, weil er nicht jenen —ismus pflegte, auf den sie eingeschworen sind, berechnen es nun in den Nekrologen, die sie pflichtschuldig veröffentlichen: die „Deutsche Dichtung“ pflegt schon bei Lebzeiten der Dichter zu sagen, was sie wert sind, und auch bei Roquette hat sie nach dieser Hinsicht nichts nachzuholen. In Band I., S. 265 ff. findet sich sein Portrait, eine Probe seiner Handschrift, und ein Essay von J. J. Honegger, der mit feinstem Verständnis eine Charakteristik des Dichters entwirft; in Band X., S. 44 ff. hat er selbst die Geschichte seines Erstlingswerks „Waldmeisters Brautfahrt“ unseren Lesern erzählt; in Band XVI., S. 52 beginnend, findet sich in vier längeren Aufsätzen sein Lebensgang geschildert. Am besten aber hat er selbst dafür gesorgt, unseren Lesern in guter Erinnerung zu bleiben; in den nun abgeschlossenen neunzehn Bänden ist kein einziger, der nicht irgend einen Beitrag von ihm enthielte; das meiste, was er an epischen und lyrischen Dichtungen in den letzten zehn Jahren geschaffen hat, ist in den Spalten der „Deutschen Dichtung“ erschienen, und wie er einst für das erste Heft des ersten Bandes seine Novelle in Versen: „Celario“ beisteuerte, so für das erste Heft des letzten Bandes seines „Findlings“, dessen liebenswürdige Frische so viel freudige Anerkennung fand: das vorliegende Heft ist das erste eines neuen Bandes, das ohne seine Mitwirkung erscheint. Er versprach etwas zu senden, aber ein so treuer Vorhalter er war, diesmal konnte er nicht mehr . . . Wie er als Mensch war, welche Ansichten er über die Litteratur der Gegenwart hatte, sei ein andermal dargelegt; hier nur so viel: eine feinere Natur, ein reinerer, festerer Mensch hat selten gelebt . . . Der andere Freund, den uns der Tod in den letzten Wochen geraubt hat, ist kein berühmter Poet gewesen, aber ein echter: Hyazinth Wäckerle, der Schwabe. Auch von ihm finden sich in nahezu jedem Bande der „Deutschen Dichtung“ einige seiner liebenswürdigen humor- und gemütvollen Gedichte im Dialekt seiner Heimat, der Gegend am Bodensee; er wurde nicht müde, sie zu senden, wir, sie zu drucken, unsere Leser, sich daran zu erfreuen. Hyazinth Wäckerle war das Pseudonym des trefflichen Mannes: er hieß in Wahrheit Josef Fischer und war königl. bayerischer Seminarlehrer zu Lauingen: dort ist er, wie wir erst vor kurzem erfuhren, am 2. Februar 1896 gestorben. Sein letzter Brief an den Herausgeber, wenige Wochen vor seinem Tode, äußerte mit rührender Bescheidenheit seinen Herzenswunsch: eine Sammlung seiner ausgewählten Gedichte zu erleben; wir wären ihm gern hierbei nach Kräften behilflich gewesen; ehe wir's konnten, ist er gestorben. Wir wissen nicht, ob sich sein Wunsch je erfüllen wird, aber zu jenen, die, mit oder ohne Sammlung, sich bei allen, die sie kennen gelernt, ein dauerndes Angedenken gesichert haben, gehört auch unser braver, allzeit getreuer, allzeit fröhlicher Hyazinth Wäckerle.

K. E. F.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck im Ganzen ist untersagt und wird strafrechtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Der Rosenstock.

Novelle von Anselm Heine.

(Fortsetzung.)

So war er allmählich an einen Nebenarm geraten, dessen Brücke er überschritt, um zur Stadt zurückzukehren. Er fühlte Pflaster unter seinen Füßen, spürte Gossengerüche und den warmen Dunst, der aus den geöffneten dunklen Häusern drang. Es war das quartier latin seiner Stadt, in das er geraten war. Nur wenige der niedrigen Fenster waren erleuchtet. Die Musensöhne entschädigten sich wohl bereits nach des Tages Arbeit bei Bier und Skatspiel im Restaurant. Es war ziemlich dunkel in der Gasse, deren hohe Häuser den Mond verbargen. Um so auffallender wurde der Heimwandernde jetzt von dem Anblick eines erleuchteten Blumenladens betroffen, in dessen schmalem Schaufenster ein herrlicher Rosenstock stand.

In der That war der Anblick wohl geeignet, auch weniger bescheidene Gemüter zu entzücken. Der kleine Baum glänzte als einziges Blütengewächs unter einer Anzahl Blattpflanzen hervor. Es war kein elegantes Ladenfenster, das er zierte. Schwarzragende Aeste hinter der angrenzenden Mauer verrieten, daß sich dort die Gärtnerei befinde und daß man hier vorn im Lädchen nur die präsentabelsten Handelsartikel als Gewerbszeichen aufstellte.

Stolz trug er seine Krone über dem festen, graden Stämmchen. Er stand kerzengrade da und regte sich nicht. Just hinter ihm auf dem Ladentische befand sich eine Blendlaterne. Das durchscheinende Licht verwandelte Blättchen um Blättchen in glänzenden Smaragd, deutlich wurde das blaßgrüne Geäder sichtbar im dunkleren Grün, und da, wo sich die Formen deckten, schimmerte ein goldiges, geheimnisvolles Dunkel, dessen Rätsel den Blick unwiderstehlich lockte. Das Schönste aber waren diese Blüten. Große, mattglänzende Muschelblumen mit tiefrotem Kelchgekräusel. Jede Blüte ein weiches Rund. Wie schön das war! Ob sie wohl dufteten? Ob sie kühl waren und zart, wenn man sie berührte?

Dieselbe große Zärtlichkeit und unbestimmte Sehnsucht, die ihn da draußen ergriffen hatte, nahm wieder von ihm Besitz. Und er war so unbewandert in Gefühlen, so gänzlich wehrlos gegen dieses Neue! Seine Lippen brannten, er hatte Lust das kalte Fensterglas zu küssen. Und plötzlich dachte er an seine liebe, gute Karoline, die ihm so treu war, und die nicht wußte, daß er hier stand und sie lieb hatte.

Sein Frühlingsrausch schlug jetzt ins Weinerliche um. Er hätte fast geschluchzt, als er an alles dieses dachte. Aber nun wollte er ihr eine Freude machen! — Und dann sah er wieder den schönen, leuchtenden Rosenbaum an. Es zog ihn förmlich dazu hin. Er konnte nicht widerstehen. Ein Gewohnheitsempfindler hätte vielleicht aus dieser aufgeregten Lenzes-Unruhe ein Gedicht gemacht, er hätte sich durch einen genußreichen Seufzer damit abgefunden, der gute Spießbürger aber wußte sich nicht anders zu helfen — er ging hinein und kaufte den Rosenstock.

„Fünf Mark," sagte die Gärtnersfrau und sah den dürftigen kleinen Menschen fragend an.

Er wurde rot vor Schreck. Aber gleich darauf fiel ihm das Geld ein, das ihm die Frau Kommerzienrätin soeben gegeben hatte, und mit einem unerhörten Leichtsinn sagte er sich, daß er dann sogar noch 25 Pfennig „zu viel" habe. Er war immer noch wie ein Verwandelter. Liebevoll betrachtete er sein Eigentum, und konnte es sich nicht versagen, die eine der großen Blüten heimlich zu streicheln.

Er wollte seinen Schatz gleich mit sich nehmen,

Digitized by Google

aber da er schon die Geige trug, fürchtete er ihn ungeschickt zu fassen und am Ende zu verletzen. Er mußte davon abstehen.

„Der Otto kann gleich hinspringen," sagte die Verkäuferin, als ihr Brömme seine Wohnung sagte, „er geht so wie so gleich nach Haus. Er hat Sie nämlich seine Schlafstelle da hanßen."

Brömme diktierte noch einmal ausführlich: „Frau Karoline Brömme, Martinsberg 6, Hofgebäude rechts, 3 Treppen." Dann sah er, wie der kleine Gehilfe das Prachtstück in seine beiden Hände bekam und damit zur Thüre hinausgelassen wurde. Er war auf einmal wie ernüchtert. Gerade als hätte der Rosenstock einen Zauber auf ihn ausgeübt, der nun erlosch. Am liebsten hätte er den Jungen zurückgerufen, aber er genierte sich.

Als er jetzt die Börse zog und all das gute, liebe Silber in die schwarzporige Hand der Alten legen mußte, begriff er sich nicht mehr. Mit einer beleidigten Miene, als sei ihm bitter Unrecht geschehen, ging er zur Thüre hinaus. Er hatte immer noch die Börse in der Hand.

Zum Glück wußte Karoline nichts von diesem eben eingenommenen Gelde! Er konnte ihr sagen, er hätte das Rosenbäumchen sehr billig bekommen. Das war zwar eine Lüge, und es war für ihn eine ungewohnte Sache, zu lügen — aber er zog das immer mehr der beschämenden Gewißheit vor, von seiner Frau für einen Verschwender gehalten zu werden. Wo er es immer war, der auf Sparsamkeit drang. Seine ganze Stellung als gewissenhafter Familienvater wäre dadurch erschüttert. Die instinktive Furcht der kleinen Menschen, sich lächerlich zu machen, nahm von ihm Besitz.

Nein, er konnte ihr nicht sagen, daß er fünf Mark fortgeworfen hatte für einen dummen Blumentopf! Es kam ihm jetzt selbst vor wie ein böser Traum. Langsam, auf einem großen Umwege schlich er nach Hause. Am liebsten hätte er gezögert bis Karoline zu Bett gegangen wäre. Aber sie wartete auf ihn, deshalb hatte er ja heute seinen Schlüssel nicht mitgenommen! Uebrigens war er auch hungrig. —

* * *

Aeußerst niedergeschlagen langte Ferdinand Brömme in seiner Wohnung an. Ehe er die Stubenthüre öffnete, sah er noch einmal nach der Uhr. Elf Minuten nach Zehn. Ungefähr die Zeit, wo seine Frau ihn erwarten konnte.

Wirklich saß sie bereits mit ihrem Stopfkorbe am Sofatische, wo für den Heimkehrenden aufgedeckt war. Die Milchglaslampe beleuchtete freundlich ihr gesenktes Gesicht. Und hinter ihr am geöffneten Fenster, da stand er — der Rosenstock. Man hatte das Stück Zeitungspapier, mit dem er geschützt war, noch nicht abgebunden. Seine kleinen Zweige waren in die Höhe gedrängt, daß man die Form der Krone nicht mehr erkannte. Nur die obersten Spitzen waren sichtbar. Es sah aus, als fröre er.

Karoline blickte gleichmütig auf beim Eintritt ihres Mannes. Sie hatte eine graue Männersocke über den linken Arm gezogen und führte mit der rechten Hand die Nadel durch das Gewebe.

„Gleich, Väterchen," sagte sie freundlich, „nur noch zweimal durchziehen! Na? heute so früh?" fügte sie hinzu.

Eigentlich hätte er nun von dem verunglückten Opernabend erzählen sollen, aber dann hätte er auch alles andere sagen müssen. Das von dem Spaziergange und die Dummheit mit dem Rosenstock. Das konnte er ja ebenso gut später. Es war nicht gerade nötig, sich den ganzen Abend unbehaglich zu machen.

Er berichtete nun, während er sich seinen Schlafrock von der Kleiderhänge herunterholte und die Stiefel mit Hausschuhen vertauschte, flüchtig von der Unterbrechung der Aufführung, aber mit halbbewußter Schlauheit so, daß es im Ungewissen blieb, wie viel gesungen worden war, und wann er das Theater verlassen hatte.

Karoline war inzwischen fertig geworden und ging in die Küche, wo sie sich mit Kasserollen und Deckeln zu schaffen machte. Es roch nach Biersuppe von draußen her. Der süßliche Geruch mischte sich mit dem sanften Rosenduft im Zimmer. Die Zusammenstellung mißfiel Brömme. Sie paßte nicht zu einander.

Karoline kam jetzt mit einer kleinen Terrine zurück und that für Brömme auf. Dann strich sie ihm ein Butterbrot und stellte ihm den Teller mit Cervelatwurst zurecht, so daß er ihn heranziehen konnte, wenn er wollte. Sie plauderte dabei von der Tante und deren Verhältnissen.

„Und denke Dir nur, ihr Jüngster, der Gerichtsschreiber, hat nun doch seine schöne Stelle verloren. Er hat es auf der Brust. Der Doktor sagt, er könnte es nicht lange mehr machen. So ein hübscher, junger Mensch! . . . Und was die Zweite ist, die den Hilfslehrer hat, der ihr Mann soll zu Michaeli endlich Gehaltszulage bekommen.

Digitized by Google

Die müssen sich auch erbärmlich durchdrücken mit ihren Fünfen."

Und so ging es weiter. Brömme löffelte still seine Suppe, ohne eigentlich zu hören, was sie sagte. Jetzt mußte sie doch endlich von dem Rosenstock —! Warum sie nur so lange schwieg darüber?

Unwillkürlich mochte er einen Blick hinübergeworfen haben zu dem Gegenstande seiner Sorgen, denn Karoline sagte, als erwidere sie eine stumme Frage:

„Ach so, die Rose da! Die ist aus Versehen hier abgegeben worden. Der Junge wollte sie nicht wiedernehmen, er ginge nicht mehr zurück. Ich habe nicht einmal gefragt, aus welchem Geschäfte er kam. Na, er wird ihn morgen schon wieder abholen. Ich habe nur meine Aengste, daß dem Dinge etwas passiert bei uns. Nachher müssen wir's womöglich bezahlen."

Brömme fühlte eine merkliche Erleichterung bei dem Gedanken, daß seine Frau den Zusammenhang nicht ahne. Vielleicht konnte er wirklich morgen in aller Stille den Blumentopf wieder zurücktragen und sagen — —

Aber da war seine Frau schon ans Fenster getreten und hatte auf der umhüllenden Zeitungstüte ihre eigene Adresse erkannt, die mit Blaustift quer darüber geschrieben war.

„Das ist doch sonderbar," sagte sie, „da steht wirklich mein Name. Wer in aller Welt kann mir so etwas schicken?"

Sie knüpfte nun sorgfältig die Bastfäden los, mit denen das Papier zusammengebunden war. Da stand der Baum in seiner ganzen Pracht und streckte seine Blütenkrone hoch empor, die befreiten Zweige schmeckten auseinander, es war als lebten sie.

„Was kann das bedeuten?" sagte Karoline noch einmal und sah ihren Mann fragend an. „Wer kann mir eine solche Kostbarkeit schenken?"

„Nun — — ich zum Beispiel," sagte er unsicher und versuchte zu lächeln.

Sie achtete nicht einmal darauf.

„Ich wüßte doch wahrhaftig keinen Menschen," begann sie wieder.

„Ich sage doch, ich! Ich habe ihn Dir geschenkt! So höre doch!" rief er mit einer künstlichen Heftigkeit, die ihm helfen sollte, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ach geh, mach keinen Unsinn," sagte sie gelassen. „Glaubst Du im Ernst, daß Du mir so etwas vorreden kannst? Du wirst auch gerade so dumm sein, Dein saures bißchen Verdientes auf die Straße zu werfen. Wo Du überhaupt höchstens zwei Mark in der Tasche hattest. So ein Ding kostet doch gewiß seine drei bis vier."

Diese Unterschätzung seines Geschenkes kränkte ihn am meisten. Denn im übrigen, es war sonderbar, rechnete er sich ihre Aeußerungen nicht zum Vorwurf. So weit war er schon wieder entfernt von jenem Andern, Unbegreiflichen, der da in der schwülen Frühlingsdämmerung durch die Gassen träumt und das Geld auf die Straße wirft, wie Karoline richtig gesagt hatte. Er fühlte sich kaum mehr verantwortlich für Jenen. Auf keinen Fall hatte er Lust, sich zu denunzieren.

So schwieg er und hörte ruhig zu, wie seine Frau sich weiter in Vermutungen erschöpfte.

Ob es die Geheimrätin aus dem Vorderhause war, der sie in der vorigen Woche ihr Sammetkleid aufgedämpft hatte? Einmal hatte die ihr ein altes Kleid geschenkt, und ein andermal ein warmes Tuch um den Kopf, aber so einen Blumentopf? Nein, das hatte sie nicht gethan. Die schenkte etwas Nützliches. Oder der Herr Rechnungsrat, ihr Pate? Aber so mitten drin? Wo nicht einmal ihr Geburtstag war. Von allen ihren Bekannten hätte keiner für Blumen Geld ausgegeben. Höchstens die Mimi brachte ihr ab und zu ein Sträußchen, wenn sie kam. Aber das wußte man schon. Gekauft war das nicht. Das hatte sie von irgend einem Verehrer bekommen.

„Ich wiederhole Dir, ich habe den Rosenstock für Dich gekauft," sagte Brömme zuletzt noch einmal nachdrücklich, aber in einem ziemlich unglaubwürdigen Tone. Ueberhaupt sagte er es nur, um seine Schuldigkeit gethan zu haben.

„Ich soll Dich übrigens von dem Joseph grüßen," fügte er ablenkend hinzu. „Er fing wieder davon an, daß er Dir, wenn er mal Geld hätte —"

„Ich weiß, die Mimi hat's mir schon bestellt. Er wollte mir was schenken, hat er behauptet. — Du — Brömme — weißt Du was? Der Joseph hat mir den Blumentopf geschickt. Ganz bestimmt hat er. So ist er einmal. Immer kein Geld in der Tasche und dabei nobel wie ein Prinz. Was? Habe ich nicht Recht? Der Rosenstock ist von ihm!"

„Ach, wo wird er denn!" entgegnete Brömme verdrießlich. Die Situation fing an ihm über

Digitized by Google

den Kopf zu wachsen. „Ich fände es sogar im höchsten Grade unpassend von dem jungen Manne, der mir noch nicht einmal das Geld zurückgegeben hat, das er mir abborgte, um sich einen neuen Hut zu kaufen. Ich habe Dir gesagt, daß der Rosenstock von mir ist, Du magst's nun glauben oder nicht, das ist Deine Sache. Jedenfalls will ich von der ganzen Geschichte jetzt nichts mehr hören!" Damit setzte er sich würdevoll mit seiner langen Pfeife im Sofa zurecht, nahm das Abendblättchen vor und begann zu lesen.

Karoline sah ihn verwundert an. Was er nur hatte? Warum ärgerte er sich denn? Während sie den Tisch abräumte und ordnend hin und her ging, warf sie manchmal einen nachdenklichen Blick auf den geschenkten Blumenstock. Eine besondere Bewandnis mußte es haben mit ihm! Warum Brömme ihr das blos verheimlichte?

* * *

Ferdinand Brömme erwachte am anderen Morgen mit einem lastenden Angstgefühl. Irgend eine Erinnerung war da, die ihn quälte. Etwas Zartes, Verschwimmendes, dessen er sich nicht erwehren konnte. Ein Geräusch? Ein Lichtschein? Ein Geruch? Richtig, das war es! Ein schwacher, süßer Rosenduft drang auf ihn ein.

Jetzt war ihm auf einmal alles wieder gegenwärtig: der laue Abend, die Ereignisse im Theater, dieser Abendspaziergang, seine sonderbare Aufregung und endlich jener unglückselige Rosenkauf. Mit grenzenlosem Staunen starrte er auf den Brömme von gestern. Er begriff ihn nicht mehr. Vor allen Dingen schämte er sich seiner. Diese Unregelmäßigkeit in seiner sonst so geordneten Lebensführung brachte ihn ganz aus der Fassung.

Lange lag er da mit offenen Augen und dachte nach. Durch das kleine durchsichtige Shirting-Rouleau schimmerte ein trüber Tag, der Regen klatschte an die Scheiben. — Er mußte Karolinen gleich jetzt sagen, daß der Rosenstock wirklich von ihm sei!

Aber er *hatte* es ja gesagt. Sie glaubte ihm das einfach nicht. Wie konnte sie auch? Nie hatte er ihr früher ohne jeden Anlaß etwas geschenkt. Selbst zu Weihnachten, wo ihm seine Frau ihre drei Paar selbstgestrickten Socken und hier und da ein Paar Morgenschuhe aufbaute, legte er nur Geld auf den Teller. Dafür konnte sie sich kaufen was sie brauchte. Das war praktischer so und auch bequemer. Ihre Geburtstage feierten sie überhaupt nicht, nur die Kinder durften sich an den ihrigen aussuchen, ob sie Mus auf ihre Semmel oder Zucker zum Milchkaffee bekommen wollten. Das einzige richtige Geschenk, das er ihr je gemacht hatte, war die goldene Brosche am Hochzeitstage gewesen. Das war so Sitte in den Brömmeschen Familien. Nein, es war nur natürlich, daß sie ihm nicht zutraute, er würde ihr mitten drin einen vergänglichen Rosenstock für fünf Mark kaufen.

Eigentlich mußte er sich sogar darüber freuen, daß sie ihn nicht für so leichtsinnig hielt. Ueberhaupt war es für ihn recht bequem so! Er brauchte keine Unwahrheit zu sagen, und die Dummheit, die er begangen hatte, lud sich ganz von selbst auf einen Andern ab.

Er beschloß, die Sache ruhig gehen zu lassen. Würde es nötig, daß er beichtete, dann war immer noch Zeit dazu. Bis dahin that er am besten, sich die alberne Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen. —

„Du bist noch im Bette? Weißt Du, daß es schon beinahe halb Sieben ist?"

Karoline kam aus der Küche herein und brachte seine Stiefel. Sie ging leise, um die Kinder nicht zu wecken, die mit den Eltern in derselben Kammer schliefen. In der rechten Hand hielt sie eine braune, überstrickte Kaffeekanne mit abgebrochener Tülle, in die sie jetzt Wasser aus ihrem Waschtischkruge goß.

„Brauchst Du alles Wasser aus Deiner Kanne?" fragte sie dann. „Ich möchte ein bißchen davon nehmen. Aus der Wasserleitung ist es so kalt."

„Wozu?" fragte er arglos. „Den Rosenstock begießen," antwortete sie, indem sie ihre alte Kaffeekanne mit Wasser füllte.

„Wozu frägst Du denn noch, wenn Du's doch schon ummit?" sagte er unfreundlicher als sonst seine Art war. Er hatte eine verworrene Empfindung des Gekränktseins. Als entziehe sie ihm etwas, um seinen Feind damit zu nähren.

Verdrießlich kleidete er sich endlich an. Ihn fröstelte. Er fühlte sich an allen Gliedern wie zerschlagen. Eine tiefe Verstimmung lag über ihm. Eine Mattigkeit, als habe er gestern Meilen durchwandert. Ein Kundigerer als der gute Ferdinand hätte das Ganze mit „Katzenjammer" bezeichnet. Und etwas Aehnliches war es in der That. Sein armes mißhandeltes Spießbürgertum litt unter den Folgen des gestrigen Exzesses. Er vertrug das einfach nicht,

Digitized by Google

solche Ausschweifungen. Unwillkürlich fiel ihm der Vergleich von einem gewissen Grantiere ein, dem zu wohl war, und das aufs Eis ging, wo es sich ein Bein brach. Er wurde förmlich philosophisch, und jedenfalls sehr melancholisch bei dem Gedanken.

Gewohnheitsmäßig trank er seinen Kaffee in der Küche. Aber er mochte nichts essen.

Zum Ueben war es leider zu spät geworden. Natürlich! daran war auch nur das Grübeln über den dummen Rosenstock schuld. Wo hatte er sonst je mit Nachdenken Zeit vertrödelt? Vor der Wohnstubenthür blieb er einen Augenblick zögernd stehn, ehe er sich entschloß hineinzugehen und seine Geige zu holen. Ihm war, als lauere da drinnen eine Gefahr auf ihn, die sich unbarmherzig auf ihn stürzen würde, wenn er eintrete.

Endlich öffnete er.

Ja, da stand er nun in seiner vollen blühenden Pracht. Die breite Krone hatte die bescheidenen Mullgardinen zurückgedrängt und füllte den ganzen oberen Fensterrahmen, und unten, wo der schlanke Stamm den Blick durch die Scheiben frei ließ, sah man den grauen Regenschleier rieseln, recht als Gegensatz zu jener fröhlichen geschlossenen Frische.

Aber für Brömme existierte heute keine Schönheit, keine mystische Entzückung mehr. Sein Gefühl war wieder in die gewohnte Dürftigkeit zurückgeschrumpft. Er empfand nichts als Unbehagen gegenüber diesem lebenden Zeugnisse seiner Verirrung.

„Sieht er nicht wundervoll aus am Tage?“ fragte Karoline, die ihm nachgekommen war. Sie war im Begriff gewesen, draußen sein Frühstücksbrot einzuwickeln, als ihr einfiel, Brömme könne, wenn er seine Geige von der Schreibkommode holte, an den Rosenstock stoßen.

„Laß mich nur,“ sagte sie deshalb besorgt, „Du stößt mir am Ende sonst noch eine Knospe ab. Es wäre jammerschade, wenn was abfiele.“

„Meinetwegen kann das ganze Grünzeug da verdorren und verwelken,“ murmelte der kleine Hausherr grimmig. Allmählich entwickelte sich in ihm eine Art persönlichen Grolles gegen diesen Eindringling, der sich so wichtig machte. Diese lachende Fülle in der nüchternen Stube erschreckte ihn beinahe. Und anstatt des sonstigen sanften Kaffeegeruches dieser intensive Rosenduft! In keiner Ecke schien man sicher vor ihm, aus jedem Winkel quoll er ihm entgegen.

„Ueberhaupt wundert es mich, daß Du von dem Geruche keine Kopfschmerzen bekommst,“ fuhr er übellaunig fort.

Karoline sah ihn verwundert an. „Herrjeh, wie Du nur bist! Was hat Dir nur der arme Rosenstock gethan?“

Sie kroch nun vorsichtig zwischen Sofa und Schreibkommode und holte den Geigenkasten. „Wenn Du den Joseph siehst —“ fing sie dabei wieder an.

„Nun was denn da?“ sagte Brömme spöttisch und nahm ihr die Geige aus der Hand.

„Wenn Du ihn heute siehst, dann danke ihm doch recht schön.“

„So? Du weißt ja noch nicht einmal, ob das Geschenk wirklich von Pokorny ist?“

„Von wem sollte es denn sonst sein? Und Du kannst ihn ja danach fragen.“

Jetzt fuhr er auf:

„Ich werde mich schönstens hüten! Ich habe die Geschichte mit dem Rosenstock jetzt satt, Karoline! Und daß Du mir nicht etwa zu dem Pokorny davon anfängst. Ich will das nicht. Hörst Du? Ich will das nicht!“

Damit schlug er die Thüre hinter sich zu und ging die Treppe hinunter. —

Karoline sah ihm erstaunt nach. Was hatte er nur? Er war ja ganz aus dem Häuschen! Schon gestern war er so merkwürdig gewesen, so heftig. Und immer wenn von dem Rosenstock die Rede war! Jedesmal!

Er hatte ihr sogar einreden wollen, der Blumentopf sei von ihm, Brömme! So ein Unsinn! Zum Ueberfluß hatte sie heute früh, als sie seine Kleider rein machte, in seinem Portemonnaie nachgesehen. Natürlich war es nur ein Scherz gewesen. Aber warum bestand er so hartnäckig darauf? Und wie er aufgefahren war, als sie sagte, er solle dem Joseph —. Es war gerade als hätte Brömme etwas gegen ihn, als wolle er es verhindern, daß sie mit ihm spräche. — — —

Plötzlich hielt sie ein. Es war ihr ein Gedanke gekommen, der so drollig war, daß sie darüber, ganz für sich allein, lachen mußte. Aber wirklich! Gerade als wäre ihr guter Brömme eifersüchtig!

Immer noch lächelnd ging sie in die Schlafkammer, wo Karlchen und Fritzchen inzwischen aufgewacht waren und mit beunruhigendem Gepolter ihrer Toilette oblagen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst.*)

Von **Adolph L'Arronge.**

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

I.

Die Theaterfreiheit.

Wenn man nach einem Ziele ausgezogen ist in blinder hastender Eile, nicht achtend der Wegweiser und Merkmale auf der Straße, um sich endlich bewußt zu werden, daß man wohl schon längst das ersehnte Ziel hinter sich gelassen habe, dann giebt es nur einen guten Rat: umkehren, auf's Neue suchen und bedächtig des Weges achten.

Im Oktober des Jahres 1881 habe ich in der Monatsschrift „Nord und Süd" unter dem Titel „Das Theater und die Gewerbefreiheit" meine Ansichten über das damalige Theaterwesen in Deutschland ausgesprochen und habe als Ursache der Uebelstände, welche ich zu erkennen glaubte, die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater bezeichnet.

Mein Mahnruf von damals ist ungehört verhallt.

Inzwischen sind fünfzehn Jahre ins Land gegangen, ich habe meine Erfahrungen und meine Kenntnisse des Theaterwesens sehr bereichert, habe mich selbst thatkräftig bemüht, der deutschen Schauspielkunst eine würdige Heimstätte zu bereiten und will es nunmehr noch einmal versuchen, der Kunst, die ich so sehr liebe und welcher mein ganzes Leben gedient hat, bessere Pflege und besseren Schutz zu erbitten, als sie jetzt genießt.

Ich werde die sehr betrüblichen Zustände unserer Theater ohne Uebertreibung schildern, aber auch ohne Schminke.

Vor dem Jahre 1870 war in Deutschland die Leitung eines Theaters von der Erteilung einer polizeilichen Konzession abhängig, und zwar einer Konzession, die nur für das bestimmte Theater erteilt wurde und gleichzeitig die Grenzen feststellte, innerhalb welcher sich der Spielplan des betreffenden Theaters bewegen durfte. Es gab damals Privilegien. So z. B. stand in Berlin das Recht, Aufführungen von ernsten Schauspielen zu veranstalten, insonders von den Werken unserer klassischen Meister, nur dem königlichen Schauspielhause zu; in der freien Reichsstadt Hamburg mußte das vortrefflich geleitete Thalia-Theater sich den Privilegien des dortigen Stadttheaters unterordnen; und ebenso war es in anderen Städten. Aber diese Ausnahmsrechte oder Vorrechte regelten nicht blos die Kompetenzen der Theater untereinander, sie schützten auch die Theater als solche; denn bei allen anderen öffentlichen Schaustellungen war Alles, was nur den Anschein einer theatralischen Aufführung hatte, verboten: im Circus waren weder Ballets noch Aufzüge erlaubt, sogar in den Bier- und Singhallen durften Couplets nicht im Kostüm vorgetragen werden.

Die Privilegien wurden mit Einführung der Gewerbefreiheit aufgehoben. Wenn nach dem neuen Gesetz auch die polizeiliche Erlaubnis zum Gewerbebetrieb eines Theaters einzuholen und die Erteilung dieser Erlaubnis auch an gewisse, die Qualitäten des Nachsuchenden betreffende, Bedingungen geknüpft war, so wurde einerseits diese fragliche Prüfung doch nur sehr oberflächlich geübt und bot andererseits auch keine dauernde Garantie. Diese Garantie fehlt selbst dann, wenn — wie in der letzten Zeit öfters geschehen — die Vorschriften des Gesetzes strenger gehandhabt werden; denn wer heute im Besitz der Mittel zur Führung eines Theaters ist, kann dieselben durch irgend einen Zufall morgen schon verloren haben. Und außerdem ist die einmal erteilte Erlaubnis zum Gewerbebetrieb eines Theaters ein durch das ganze Deutsche Reich gültiger Wanderschein, und die Qualitäten des Theaterleiters, welche in der einen Stadt, für das eine Theater, entsprechend gewesen sein mögen, sind vielleicht für eine andere Stadt und ein anderes Theater ganz unzureichend. Um diesem letztgenannten Mißverhältnis zu steuern, hat der Bundesrat eine Novelle zur Gewerbeordnung eingebracht, nach welcher für jede Stadt und für jedes Theater um eine besondere Erlaubnis nachgesucht werden soll.

Wie traten nun die Segnungen der Gewerbefreiheit für das Theater in die Erscheinung? Zunächst wurden überall neue Schauspielhäuser gegründet und

*) Wir lassen hier, unserer Ankündigung im letzten Hefte gemäß, der dort mitgeteilten Widmung der Schrift von L'Arronge einige Kapitel des Buches folgen. D. Red.

Digitized by Google

in Betrieb gesetzt. In den letzten Jahren vor Einführung der Gewerbefreiheit weisen die Bühnen-Almanache ungefähr 270 deutsche Theater nach, und zwar eingerechnet der ungefähr 100 deutschen Theater im Auslande, d. h. in Oesterreich, in der Schweiz, in Rußland und Amerika. Die Anzahl der deutschen Theater im Auslande hat sich im Laufe der letzten 25 Jahre nur um ein Geringes vermehrt; dagegen wurden in Deutschland schon im Jahre 1870, dem ersten Jahre der neuen Ordnung, ungefähr 90 neue Theater begründet, welche sich obendrein nur auf die Staaten des damaligen Norddeutschen Bundes vertheilten. Die außerdem fast in jeder Stadt erstandenen Rauch- oder Spezialitäten-Theater und die sogenannten Tingeltangel habe ich nicht mitgezählt, aber gerade diese niedrigste aller Kunstgattungen (wenn hier von einer Kunst überhaupt die Rede sein kann) machte sich die Theaterfreiheit am meisten zu Nutzen. Jedoch auch die Zahl der wirklichen Theater wuchs immer mehr und mehr an, so daß wir statt der früheren 200 Theater im Deutschen Reiche heute deren ungefähr 600 zählen.

Die Aufhebung des Konzessionszwanges, die Einführung der Gewerbefreiheit wurde damals für das Theater wie die Morgenröte eines neuen Tages gepriesen, die aufgestiegen war, um mit goldiger Wärme der bisher eingekerkerten dramatischen Kunst ein kräftiger blühendes, aufstrebendes Leben zu bereiten. Diese Morgensonne lockte zunächst, zahlreich wie Pilze, die Theatergebäude aus der Erde; sie stieg höher und legte strahlenden Glanz auf die Scheitel der neuen Bühnenleiter, welche alle mit Triumphatormiene an ihren Schild schlugen und reinste und edelste Pflege der Kunst als ihr Ziel ausposaunten; und ihre belebende Wärme drang in tausende von jungen Herzen männlichen und weiblichen Geschlechts, weckte den bis dahin im Winterschlaf in ihnen verschlossenen Beruf zur Kunst, und trieb Scharen von Männlein und Weiblein in den Dienst der dramatischen Muse.

So lange das Theater noch unter dem Zeichen der Konzessionen und Privilegien stand, so lange die Eröffnung eines neuen Theaters zunächst von Erwägungen über die Bedürfnißfrage abhängig war, d. h. so lange es noch verhältnißmäßig wenig Theater in Deutschland gab, war es gar nicht leicht, als Schauspieler ein Unterkommen zu finden; und noch schwieriger war es, selbst für talentvolle Schauspieler, an einem größeren Theater ein festes Engagement zu erlangen. Aus diesem Grunde und weil in allen Kreisen ein Vorurteil gegen den Schauspielerstand herrschte, hatte fast jeder junge Mensch, der sich dem Theater widmen wollte, einen harten Kampf mit seiner Familie zu bestehen, einen Kampf, der nicht selten zur Ausstoßung aus der Familie führte. Daher mag es denn auch wohl gekommen sein, daß früher so viele Theaterangehörige einen falschen Namen führten. Diese an und für sich unschuldige Falschmeldung, aus Zwang geboren, hat sich durch die Eitelkeit, einen möglichst wohlklingenden Namen tragen zu wollen, später zu einer albernen Gewohnheit ausgewachsen, und ich schieße nicht gar weit am Ziele vorbei, wenn ich sage, daß sich heute mancher Mime blos deshalb Schulze nennt, weil ihm sein Familienname Müller zu gewöhnlich klingt; er würde umgekehrt den Müller vorziehen, wenn sein Vater zufällig Schulze hieße.

Da nun die Verhältnisse früher so lagen, daß die Theaterlaufbahn sehr oft verbunden war mit Kampf gegen Vorurteil, Widerstand seitens der nächsten Angehörigen, daß die Aussichten, in dieser Laufbahn bald zu einem Ziele zu gelangen, gar nicht sehr hoffnungsreiche waren, daß man sich im Gegenteil auf ein Leben voll Sorgen und auf eine, zunächst wenigstens, nur kümmerliche Existenz gefaßt machen mußte: so war es ja sehr erklärlich, daß sich damals dem Theater zumeist nur solche jungen Leute zuwandten, die eine treibende Kraft zum Widerstand stärkte, die, im Vertrauen auf ihre Begabung und Ausdauer, vor Enttäuschung und Entbehrung nicht zurückschreckten, weil sie in dem Beruf als Schauspieler das Glück und die Befriedigung ihres Lebens zu finden hofften. Wie anders nach der Theaterfreiheit! Die zahlreichen neuen Schauspielhäuser waren da, und damit sie ihrer Bestimmung übergeben werden konnten, mußte Umschau nach darstellenden Künstlern gehalten werden. Die meisten guten Schauspieler waren natürlich an die bestehenden größeren Theater durch Verträge gebunden. Freilich gelang es, Einzelne durch große Versprechungen zu verlocken und für die neuen Unternehmungen zu gewinnen; zunächst aber leuchtete die neue Sonne in die versteckten Winkel, wo die sogenannten Verkannten saßen, denen bisher nur Protektion, Glück und so weiter gefehlt hatte. Nun war die Bahn frei, die Privilegien hatten aufgehört, nun sollte das deutsche Publikum erkennen, wieviel künstlerische Kraft und Größe durch die seitherige Beschränkung niedergehalten worden war! Allein, der neuen Theater waren so viele, man konnte doch auch nicht blos mit den bisher verkannten Veteranen der Kunst den Kampf eröffnen, nein, es mußte vor allem junger Nachwuchs geschaffen werden.

Und der fand sich überraschend schnell. Warum auch nicht? Die Ausübung der Schauspielkunst ist doch nicht schwer? Wenn man nur die Handgriffe kennt — es ist so leicht wie lügen, sagt Hamlet. Dann erzeugte die Theaterfreiheit ja auch unzählige Lehrer und Lehrerinnen, die dramatischen Unterricht erteilten, je nach dem Umfang ihres Namens für sehr bescheidene, oder auch sehr hohe Preise. Diejenigen Schüler, die größere Mittel besaßen, bedurften längerer Zeit zum Studium; diejenigen, welche nur wenig aufzuwenden hatten, wurden in kürzerer Zeit vorbereitet. Zurückgewiesen wurde Keiner. Aus allen Kreisen wandte man sich dem Theater zu, und Alle, bei denen die Vorbedingungen nur einigermaßen günstige waren,

Digitized by Google

fanden Aufnahme und schnellen Verdienst. Jünglinge, die noch vor wenig Monaten die Schulbank gedrückt oder auf einer Hochschule der Studien beflissen waren, junge Kaufleute und Andere, die noch vor kurzer Zeit den Seifensiedern geschlagen hatten, waren plötzlich Künstler. Wer gerade Beine hatte und einen schwarzen Anzug mit leidlichem Anstand zu tragen wußte, war jugendlicher Liebhaber mit einer monatlichen Gage von 150 bis 200 Mark; ein jugendlich schlankes Mädchen, das bis dahin sein Leben kümmerlich mit Schere und Nadel gefristet und als einzige Aussicht das ihm gegenüber liegende Dachfenster hatte, trat als Liebhaberin auf die Bühne und machte durch ihre sympathische Erscheinung und unter dem Nimbus der „Kunst“ schnell ihr Glück; und ein hübsches kleines Stumpfnäschen mit einem kleinen niedlichen Stimmchen war sofort Soubrette. Und reichte das kleine Stimmchen für eine größere Bühne nicht aus, nun dann blieben ja die vielen Nikotin-Theater und Tingeltangel noch übrig, welche für ein Coupletchen, keck vorgetragen, sehr hohe Gagen zahlten. So ist das gesellschaftliche Vorurteil gegen das Theater sehr bald praktischen Erwägungen gewichen, und heute zählt es schon zu den Ausnahmen, wenn in einer Familie nicht irgend ein Mitglied derselben der Bühne angehört.

Ich erinnere mich einer kleinen Scene aus einer alten Posse, die ich niemals habe aufführen lassen; ich möchte mir erlauben, diese Scene hier einzufügen.

Emilie und Amalie, zwei Mädchen von hübscher Gestalt und hübschen Gesichtszügen, begegnen sich auf der Straße.

„Na, Mile, Du hast Dir ja so fein gemacht? Wo willst Du denn hin?“

„Ich gehe zu die Matroni-Brennessel.“

„Wer ist denn das?“

„Die kennst Du nicht? Das war 'ne sehr berühmte Künstlerin; jetzt hat sie's nicht mehr nötig und giebt blos Stunden.“

„Was machst Du denn bei Die?“

„Na, ich lerne Schauspieler.“

„Ach, mach' keinen Spaß?!“

„Wieso denn?“

„Hast Du denn Talent zu so was?“

„Warum denn nicht? Ich habe mir immer für Kunst interessirt, für Marlowa'n schwärme ich geradezu.“ (Marlowa war der damalige jugendliche Liebhaber am königlichen Schauspielhause.)

„Aber so'n Studium kostet doch viel Geld?“

„Bewahre! ein Thaler die Stunde. Meine Mutter hat mit ihr Extrapartes ransgerückt, sie sieht es ein, daß bei's Theater heute die beste Karriere ist. Und die Matroni sagt, wenn ich zwanzig Stunden genommen habe, denn verschafft sie mir ein Engagement. Ihr Mann ist bei die Zeitung und sehr gefürchtet, der kennt alle Direktoren und Agenten, der sorgt dafür, daß ich gleich wo ankomme.“

„Das wäre freilich ein Glück!“

„Herrjeh! mach' es doch ebenso. Die Matroni sagt, wenn ein Mädchen heutzutage hübsch ist und nicht gar zu sehr auf den Kopf gefallen, denn muß sie bei's Theater ihr Glück machen. Na, die 60 Thaler wirst Du doch zusammenbringen?“

„Das wohl, aber —“

„Sei nicht dämlich, Male, geh' zu die Matroni-Brennessel, die macht was aus Dir.“

„Was lernt Du denn für Rollen?“

„Die Backfische eignen sich nicht vor mir, die Matroni meint, dazu hätte ich zu viel Figur und Organ; die Backfische haben wir bei Seite gelegt, wir sind jetzt bei die Jungfrau angelangt. „Mein ist der Helm, und mich gehört er zu.“ Es ist ja nicht leicht, aber es macht Spaß, Du wirst schon sehen. Adieu, Male.“

„Adieu, Mile.“ — —

Diese Scene, für eine Posse bestimmt, ist zwar in etwas grellen Farben aufgetragen; die Verhältnisse aber, die sie treffen soll, sind heute noch dieselben wie damals.

Zu den Zeiten der Theaterbeschränkungen weist der Almanach etwa 5000 Bühnenangehörige nach, von denen damals schon sehr viele sehr oft engagementslos das Land durchzogen; heute zählen wir mehr als 15000 Bühnenangehörige, was in Anbetracht der vielen neu erstandenen Theater gar nicht so unangemessen erscheinen sollte; aber die Not der Schauspieler ist heute nicht minder groß denn früher. Wie erklärt sich nun dieser scheinbar ungerechtfertigte Notstand? Sehr einfach, — das Rechenexempel war falsch. Es ist nicht wahr, daß wir so viel neue Theater nötig hatten; wahr ist nur, daß das Theater durch die Beschränkungen und Privilegien, welche ihm auferlegt waren, an einer fortschrittlichen Bewegung behindert wurde. Durch Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater wurde demselben allerdings für eine freie Entfaltung offene Bahn gelassen, und der erste Ansauf der Konkurrenten, welche in die Bahn traten, wurde mit einer Siegeshoffnung genommen, als wäre eine Enttäuschung gar nicht möglich gewesen. Neue Häuser, behaglich und geschmackvoll eingerichtet; die besten Schauspieler, die zu haben waren, wenn auch zu ungewohnt hohen Gagen; die erfolgreichsten Novitäten, wenn sie auch nur mit großen Geldopfern zu erwerben waren; daneben Aufführungen klassischer Dramen — kurz, es fehlte nichts zu einem verlockenden Programm. Nur eines fehlte: das Publikum. Die neuen Bühnenleiter, die gewiß alle mit einem hohen Begriff von ihrem Kunstverständnis, daneben aber auch mit der Hoffnung auf reichlichen Geldgewinn an's Werk gegangen waren, mußten sehr bald die Erfahrung machen, daß sie sich in ihrer Rechnung getäuscht hatten.

Die größte Hoffnung setzte man auf die klassischen Meisterwerke, sie sollten Gemeingut des deutschen Volkes werden und nicht mehr blos einzelnen privilegierten Theatern zur Ausbeute dienen. So wurden denn auch die meisten Theater mit der Iphigenie auf

Digitized by Google

Tauris oder sonst einem weihevollen Drama eröffnet; schwungvolle Prologe, in denen viel Schönes und Gutes versprochen wurde, gingen voraus. Die Aufführungen von großen Dramen aber, selbst der wertvollsten unserer Litteratur, fanden im Publikum gar keine oder nur sehr geringe Teilnahme. — (Ich muß hier einschalten, daß ich einstweilen nicht von Berlin und anderen Hauptstädten spreche, ich habe zunächst die zahlreichen Theater in der Provinz im Auge; die Theaterverhältnisse in Berlin sind ganz eigener Art, darauf werde ich später zurückkommen.) — Ich sagte also, die Aufführungen der klassischen Dramen fanden im Publikum keine Teilnahme; und das ist sehr erklärlich. Diese Aufführungen in den neuen Theatern waren nicht nur nicht besser als in den älteren, im Gegenteil, sie waren viel schlechter.

Eine künstlerische Inszenirung, eine würdige Ausgestaltung des äußeren Schauplatzes der klassischen Dramen war längst nicht mehr üblich bei den Theatern. Die Werke unserer großen Dichter dienten nur als Lückenbüßer, als Einschiebsel für die den Abonnenten zu gewährenden Vorstellungen, vielleicht auch als Aushängeschild für den ernsten Kunstsinn des Bühnenleiters, zumeist aber als Gelegenheitsstücke, in denen sich dieser oder jener gastirende Virtuose in einer Hauptrolle präsentieren konnte. Mit wenigen, ungenügenden Proben, kaum, daß die Rollen notdürftig memoriert waren, ohne dem Geist der Dichtung irgendwie Rechnung zu tragen, wurden diese Werke abgehaspelt, und nicht blos in den neuen und kleineren Theatern, sondern — es ist beschämend, es eingestehen zu müssen — auch in den durch Privilegien bis dahin geschützten, größeren Theatern. Das klassische Drama war das Aschenbrödel der dramatischen Litteratur geworden.

Die großen Theater suchten seit Anfang der siebenziger Jahre ihren Schwerpunkt in der Oper. Richard Wagner, der damals seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen nahm, stand im Vordergrund der Theaterinteressen; der Einfluß dieses Meisters und Regenerators der Oper ist von Jahr zu Jahr mächtig gewachsen, so daß er heute die Operenbühne fast allein beherrscht. Er hat die melodischen Italiener, die lustigen Franzosen, Meyerbeer und andere Größen einstweilen verdrängt; nur einzelne erfolgreiche Opern aus früherer Zeit, wie „Margarethe" von Gounod, „Carmen" von Bizet u. s. w., erscheinen zuweilen noch auf dem Repertoire, so daß eigentlich nur der ewig junge Mozart übrig bleibt, welcher neben dem gewaltigen Schöpfer des neuen musikalischen Dramas nicht von der Bühne gewichen ist. Dazu kamen dann die großen materiellen Erfolge aus neuerer Zeit, welche Mascagni, Leoncavallo und Humperdinck der Operenbühne gebracht haben, so daß in den Theatern, wo Oper und Schauspiel unter einem Dache hausen mußten, das Schauspiel immer mehr als Stiefkind behandelt, sogar mißhandelt wurde. Und so ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Nicht einmal den Raum zu den nötigen Proben überläßt man dem Schauspiel, — die Oper braucht die Bühne, heißt es, und die Schauspiele werden in einen kleinen Saal verwiesen, wo sie ohne Dekorationen und Requisiten, ohne Komparserie und ohne die Vertreter der kleineren Rollen probieren müssen; denn die Komparserie bildet der Opernchor und die kleinen Rollen werden ebenfalls mit Choristen besetzt — und der Chor ist in der Opernprobe beschäftigt. Erst auf der letzten Probe, die man dem Schauspiel — aber auch nicht immer! — in Gnaden auf der Bühne verstattet, müssen Dekorationen, Möbel, Requisiten zusammengesucht, müssen murrende Bürger, klagende Mädchen und die Sprecher der kleinen Rollen einerzieret werden, und dann geht an demselben Abend die Haupt- und Staatsaktion vor sich — meist nicht viel anders als eine Improvisation auf gut' Glück! Man glaube nicht, daß ich übertreibe, ich habe eine langjährige Erfahrung, ich habe ein Auge und ein Herz für das Theater und bin oft Zeuge so unwürdiger Vorgänge gewesen. Ich will hier nur ein Beispiel erzählen.

Es ist etwa zehn Jahre her, ich befand mich in Geschäften in einer der größten Städte des Reiches. Ich hatte auch mit dem Direktor des dortigen ersten Theaters eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen und hatte mich zu einer Unterredung in seinem Theaterbureau eingefunden. Dieses Theater gewährt auch Oper und Schauspiel zugleich Obdach; natürlich dominierte auch hier, wie überall, die Oper. Durch die plötzliche Erkrankung eines Mitgliedes war die Abänderung des bereits ausgegebenen Wochenspielplans notwendig geworden, und der Direktor hatte für den zweitfolgenden Tag die Aufführung eines großen Dramas angesetzt; wenn ich nicht sehr irre, war es die Verschwörung des Fiesko. Der Regisseur, ein praktisch erfahrener Theatermann und gebildeter Herr, trat in das Bureau, und nun entspann sich zwischen ihm und dem kunstsinnigen Bühnenleiter folgendes Gespräch:

„Herr Direktor, zu meinem Erstaunen erfahre ich soeben, daß Sie für übermorgen den Fiesko angesetzt haben?"

„Ja. Was weiter?"

„Die Vorstellung ist unmöglich."

„Warum?"

„Die Rollen sind erst vor einigen Tagen verteilt worden, mehrere der größeren Rollen sind überhaupt neu, noch gar nicht gespielt, die Herrschaften könnten ja nicht einmal oberflächlich den Text inne haben."

„Bedauere, ich habe die Vorstellung bereits annonciert."

„Aber wir könnten ja kaum eine ordentliche Probe zustande bringen!"

„Das ist Ihre Sache."

„Eben, weil es meine Sache ist, erkläre ich Ihnen: es geht nicht."

Digitized by Google

„Und ich sage Ihnen, es muß gehen, die Vorstellung ist übermorgen.“

„Aber Herr Direktor —“

„Guten Morgen, ich habe jetzt anderweitige Geschäfte. — Guten Morgen!“

Ein energischer Fingerzeig nach der Thür — der Regisseur verschwand — die Aufführung fand statt.

Diese Scene ist so typisch, daß sie sich — vielleicht etwas weniger brutal und mit einigen Varianten — in zehn, zwanzig, dreißig — in wer weiß wie vielen! — anderen Theatern auch abgespielt haben könnte!

Daß die Opernaufführungen thatsächlich überall mehr Anziehungskraft auf das Publikum ausübten wie die des Schauspiels ist leicht erklärlich. Abgesehen davon, daß man viel mehr Zeit und Sorgfalt auf die Einstudierung der Opern verwandte, waren die Opernaufführungen auch schon deshalb bessere, weil Diejenigen, die darin mitwirkten, gewissen Ansprüchen in jedem Falle gerecht werden mußten. Denn während die Theaterfreiheit Vielen eine schnelle Unterkunft bot, die zur Ausübung der Schauspielkunst gar keine Berechtigung hatten, die sich weder durch individuelle Begabung noch durch Intelligenz und Bildung auszeichneten, ja nicht einmal durch besondere äußere Vorzüge, mußten dagegen doch Diejenigen, die sich der Oper widmen wollten, wenigstens eine Vorbedingung erfüllen: sie mußten im Besitz einer Stimme sein, womöglich einer schönen Stimme, und mußten außerdem Studien machen, die Stimme gebrauchen zu lernen, d. h. sie mußten zu singen lernen. Wenn dann die Darstellung in der Oper auch manches zu wünschen übrig läßt, das Publikum hat doch immerhin einen musikalischen Genuß. Wo aber bleibt der Genuß im Schauspiel, wenn mittelmäßige oder vielleicht ganz unzureichende Kräfte, denen man nicht einmal Zeit zu den notwendigsten Vorbereitungen läßt, dem Dichter Gewalt anthun müssen?

Und wenn also an den größeren Theatern verfahren wurde, die reiche Mittel, eine gesicherte Existenz, oft auch erheblichen Gewinn haben, an welchen die besseren Schauspieler engagiert und durch jahrelang währende Kontrakte aneinander gewöhnt sind, — ein sehr hoch zu schätzender Vorteil! — wie darf man sich wundern, daß die kleineren neuen Theater, die weniger gute Schauspieler besaßen, die, nur ein Produkt der freigegebenen Konkurrenz, ohne Kunstinteresse, nur auf Spekulation gegründet waren, und deren Mittel meist gar nicht ausreichten, um irgendwelche materiellen Verluste zu ertragen, — wie darf man sich wundern, daß diese Theater sofort erlahmten, als das Publikum ihren Aufführungen klassischer Dramen kein Interesse schenkte? Sie hatten die Dramen von Schiller, Goethe, Lessing u. s. w. für zugkräftige Novitäten erachtet. Das waren sie nun freilich nicht mehr. Die Deutschen lieben und verehren ihre großen Dichter wie keine andere Nation, ihre Werke sind uns ein heiliges Vermächtnis, das gleich hoch gehalten wird in der Schule, am häuslichen Herd, wie in der Studierstube. Ein deutsches Publikum ist überall da zu finden, wo es durch die Aufführung seiner ihm lieb gewordenen Dichtwerke angeregt und erbaut wird; wo diese Aufführungen gleichgültig lassen oder gar verletzen, da bleibt das Publikum aus. Die Bühnenleiter allerdings suchten den Grund für den schlechten Theaterbesuch nicht in ihren schlechten Aufführungen, sondern in der soeben geborenen jungen Theaterfreiheit. „Wir genießen keinen Schutz mehr,“ lautete der Klageruf, „die Nachttheater, die Ballets im Cirkus, die Tingeltangeleien entziehen den eigentlichen Theatern das Publikum.“

Freilich, ganz Deutschland war in kurzer Zeit von den Nikotinbuden (wie man sie verächtlich nannte) überschwemmt, und alle hatten großen Zulauf. Man fand es sehr ergötzlich, bei Bier und Tabak Komödie spielen zu sehen. Anfangs wurden dort sogar größere Stücke aufgeführt, später beschränkte man sich auf lustige Einakter, bis auch diese schwanden und nur noch die pikanten Couplets übrig blieben. Das Pikante dieser Couplets steigerte sich immer mehr und wuchs bis zur unverblümten Zote an, die jetzt, damit die Ungezogenheiten doch nicht allgemein verständlich sind, meist von Französinnen, Engländerinnen und Amerikanerinnen vorgetragen werden. Statt der Komödie, der man sich allmählich entwöhnt hatte, traten als Ersatz zu den Couplets die sogenannten Spezialitäten: das Trapez, das Reck, das Drahtseil, die Jongleure, tanzende, musizierende und grunzende Tiere — groß und klein, vom Elefanten bis zum Ferkel. Das Programm eines modernen großen Tingeltangels bietet immer Neues, Buntes, oft Interessantes und Staunenswertes. Von allen Nationen strömen sie zusammen, die schönen, kühnen und geschickten Gestalten, und prodnzieren ihre Kunstfertigkeit; und alles wird zu einem sehr bescheidenen Eintrittspreis geboten. Soll das Publikum da nicht herbeieilen, um seine Neugierde zu befriedigen?

Zu allen Zeiten hat es immer mehr Neugierige und Schaulustige gegeben als Solche, welche die Befriedigung eines Kunstinteresses suchen; das war so und wird auch immer so bleiben. Aber ich behaupte, daß dem Theater für ernste und würdige Aufgaben die Unterstützung des Publikums nicht mangeln würde, wenn jene Aufgaben sich einer würdigen Erfüllung und Ausführung rühmen könnten. Aber kann man es dem Arzt, dem Juristen, dem Lehrer und anderen gebildeten Leuten einer Provinzialstadt, die ihre Klassiker lieben und beinahe auswendig wissen, verargen, wenn sie sich ihre Dichter nicht von mittelmäßigen Schauspielern, die kaum ihre Rollen gelernt haben, verstümmeln und verleiden lassen wollen? Und wieviel wird hier gesündigt! Wie kann der gewöhnliche Mann Interesse für eine dramatische Dichtung gewinnen, wenn ihm der meist historische Schauplatz derselben nicht anschaulich gemacht wird? wenn ihm die

Digitized by Google

gedanken- und bilderreiche Sprache nicht so zu Ohren klingt, daß er sie versteht? wenn er die Stimmung, den Sinn, den Geist der Dichtung gar nicht begreift? Und das alles nicht etwa, weil es ihm an dem nöthigen Verständniß mangelt, sondern den Andern da oben auf der Bühne, die sich bunte Lappen anziehen aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich die Gesichter verschminken, sich unbeholfen bewegen und oft nicht einmal richtig Deutsch reden, geschweige denn Verse sprechen können. Auf solche Vorwürfe antwortet der Theaterdirektor gewöhnlich: „Es giebt zu wenig gute Schauspieler und die wenigen, die etwa zu haben wären, verlangen zu viel, ich kann sie nicht bezahlen, ich muß mich daher mit Anfängern behelfen.“ Und das ist richtig. Aber diese Anfänger!

Es ist merkwürdig, wie oft es selbst wissenschaftlich und gesellschaftlich gebildeten Leuten schwer wird, nur das Handwerksmäßige auf der Bühne zu erlernen, geschweige denn, daß sie der Kunst mächtig würden, zu überzeugen, zu erwärmen und zu begeistern; oft ist es für einen gebildeten und strebsamen jungen Mann das einzige Resultat, zu dem er sich nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten auf der Bühne durchringt, daß er sich eine korrekte Haltung aneignet, dabei aber immer kalt läßt, und daß er im Publikum und in den Tagesblättern als einziges Lob mit der banalen Phrase abgespeist wird: er verdirbt doch keine Rolle. Und nun gar die große Masse, welche zum Theater läuft ohne jede innere Berechtigung, nur um schnell Unterkommen und Verdienst zu finden, oder noch schlimmer, um die sogenannte Kunst als Deckmantel zu gebrauchen, der einen leichtfertigen Lebenswandel legitimieren soll! Diejenigen aber unter ihnen, die nur etwas Talent und Begabung mitbringen, kommen bald zu einer bevorzugten Stellung, welche weit hinausgeht über das Maß ihrer Bedeutung. Wie das Bessere der Feind des Guten ist, so ist das Mittelmäßige neben dem Unbrauchbaren von zwei Uebeln das kleinere.

Während früher, wie in jedem anderen Beruf, der Schauspieler seine Schul- und Lehrzeit bei kleineren Theatern durchmachen mußte, bevor er daran Anspruch erheben konnte, an einer größeren Bühne eine Stellung zu finden, braucht heute nur unter der Ueberzahl von Nichtigkeiten ein kleines Talent in irgend einem noch so unbedeutenden Städtchen aufzutauchen — sofort wird die Wundermär aus den kleinen heimatlichen Journalen von den großen Zeitungen übernommen — jede Zeitung hat ja jetzt ihre besondere Theater-Rubrik! — und gleich sind sämmtliche Theateragenten und eine Anzahl von Bühnenleitern zur Stelle, um sich in der Erwerbung des eben aufblitzenden Sternchens zu überbieten. Ich, der ich sehr viel gereist bin und fast alle großen und kleinen Theater in Deutschland und Oesterreich ziemlich genau kenne, habe mich oft genug persönlich von solchem Auktionsschwindel überzeugen können, und wäre, während ich auf die Jagd nach Talenten ausging, gewiß manchmal im Hintertreffen geblieben, wenn ich mir nicht den Luxus hoher Gagen hätte leisten können und wenn nicht fast immer der große Ruf, dessen sich das „Deutsche Theater zu Berlin“ überall erfreute, andere Anerbietungen in den Schatten gestellt hätte.

Eines Falles erinnere ich mich jedoch, in welchem der Ruf des „Deutschen Theaters“ gar nicht zu meinen Gunsten in die Wagschale fiel. Es war in einer Provinzialstadt, der Direktor des Theaters war ein sehr strebsamer und fleißiger Mann; große Gagen zu zahlen erlaubten ihm die Verhältnisse nicht, er mußte sich, wie so Viele, meist mit Anfängern behelfen. Diesmal hatte er Glück gehabt, namentlich unter den Damen war eine, die, obzwar noch total Anfängerin und ganz unbeholfen auf der Bühne, entschieden Begabung verriet und sich außerdem durch eine sehr schöne Erscheinung auszeichnete. Ich fragte die Dame, deren erstes Engagement dies war, ob sie hier noch länger gebunden sei. „Gott sei Dank, nein!“ antwortete sie. „Hier bleibe ich auch unter keiner Bedingung.“ — „Warum nicht?“ fragte ich. — „Unser Direktor ist ja ein Kunst-Angust, der will immerzu Proben machen, das paßt mir nicht. — Sie wollen mir doch nicht etwa einen Antrag machen?“ fuhr sie fort. „Thun Sie's lieber nicht, denn zu Ihnen ginge ich schon gar nicht, da käme ich ja aus dem Regen in die Traufe.“ — „Haben Sie sich denn schon nach einem andern Engagement umgesehen?“ erlaubte ich mir noch zu fragen. Mit einem mitleidigen Achselzucken antwortete die Dame mir: „Ach, lieber Direktor, ich habe so viele glänzende Anträge, mir fällt die Wahl schwer.“ Damit drehte sie mir stolz den Rücken.

Mit mir zugleich befanden sich zwei Theater-Agenten in jener Stadt. Die Anfängerin, von der ich eben erzählte, war im folgenden Jahre an einem sehr großen Theater mit einer sehr großen Gage engagiert und befindet sich nun schon seit geraumer Zeit an einem unserer ersten Theater als eine Schauspielerin, die ich — um mit Shakespeare zu reden — habe spielen sehen und von Andern preisen hören, und zwar höchlich.

Man sollte doch aber annehmen dürfen, daß junge Talente, nachdem sie an eine größere und bessere Bühne gelangt waren, in ihrer Entwicklung rasch vorwärts geschritten wären, oder sich gar zu einer Leuchte der Kunst ausgewachsen hätten? Leider ist auch das nur selten der Fall. Viele, bei denen wirklich Talent vorhanden, kommen schon nach kurzer Zeit zu einem gewissen Stillstand, verfallen in Manier und effekthaschende Aeußerlichkeit und verlieren ganz das Bestreben, sich fortzubilden, weil sie sich überschätzen.

Eine sehr bekannte und leider sehr zutreffende Theater-Anekdote kursiert über einen aus Oesterreich gebürtigen Opernsänger, der eine herrliche Baßstimme besaß, dieselbe aber garnicht zu gebrauchen wußte. Seine Freunde brachten

Digitized by Google

die Mittel zusammen, daß er bei einem berühmten Lehrer Gesangsunterricht nehmen konnte. Nach einem Jahre kehrte der Sänger zurück, und als seine Kollegen ihn fragten, ob er etwas Tüchtiges gelernt habe, antwortete der gemütliche Herr: „Na, g'lernt hab i nix, aber arragant bin i g'worden."

So manches Talent ist, bevor es noch in dem heimatlichen warmen Mährboden feste Wurzeln geschlagen, frühzeitig in ferne spröde Erde verpflanzt worden. Dort fehlte ihm die Kraft und der Widerstand zum Gedeihen. Der Stamm schoß wohl in die Höhe, die Zweige trugen Blätter; aber die Früchte —? Sie waren klein und kümmerlich und fielen ab vor der Reife.

G'lernt hab i nix, aber arragant bin i g'worden! —

Der Schauspieler neigt mehr als andere Menschenkinder zur Selbstverherrlichung, schon deshalb, weil er allabendlich über den ihm gespendeten Beifall persönlich quittiert, obgleich dieser Beifall nicht selten nur dem Dichterwerk gilt, und weil er, wenn er das Glück hat, in hervorragenden Rollen beschäftigt zu werden, immer in den Zeitungen sein Lob liest. Publikum und Kritik im allgemeinen verfallen oft in den Fehler, den Schauspieler mit der Rolle zu verwechseln, d. h. sie sehen unter dem Eindruck, daß er eine gute Rolle spielt, aber das ist doch nicht dasselbe wie eine Rolle gut spielen; ebenso ist es umgekehrt der Fall, daß der Schauspieler, welcher immer die undankbaren Rollen spielt, bald mißliebig wird und ungerechtes Urteil erfährt. Daß aber so manches Talent, welches berechtigte Hoffnungen weckte und auch von ehrlichem Streben erfüllt ist, dennoch keine Fortschritte macht, liegt daran, daß den jungen Schauspielern meistens eine verständige und bildende Leitung fehlt; es mangeln dem deutschen Theater auch die guten Regisseure.

II.

Die Regisseure.

Die Kunst der Herren Regisseure, die sich heute an den deutschen Theatern eines gewissen Rufes erfreuen, besteht oft nur darin, daß sie den Geschmack und die Geschicklichkeit eines guten Tapezierers besitzen. Sie wissen die Zimmer und sonst einen Schauplatz auf der Bühne mit allerlei kleinem Zubehör auszufüllen, spielen viel mit Sonnenlicht und Mondscheinbeleuchtung und arrangieren — wie man das so nennt — alles sehr „stimmungsvoll".

Wenn es auch zunächst die Aufgabe des Regisseurs ist, die Aeußerlichkeiten auf der Bühne festzustellen, den Rahmen, innerhalb dessen sich die Komödie abspielen soll, entsprechend zu gestalten — eine sehr wichtige Aufgabe, über die ich mich später des Näheren auslassen werde — so muß es doch vor allem sein Bestreben sein, den Schauspielern den Inhalt und die Stimmung der Dichtung klar zu machen, sie in der Auffassung und Wiedergabe ihrer Rollen, je nach Bedürfnis, zu unterstützen, sie anzuregen und ihnen, wenn nötig, thatkräftig behilflich zu sein. Wohl gemerkt, der Regisseur soll nicht die Eigenart des Schauspielers unterdrücken wollen, im Gegenteil, er muß einer solchen Rechnung tragen, namentlich bei Besetzung der Rollen; er darf auch nicht den Einwurf und die Auffassung eines verständigen und gebildeten Schauspielers (und deren giebt es sehr viele!) hochmütig abweisen, er kann sich einer etwa gegenteiligen Auffassung sogar sehr gut unterordnen, wenn sie an und für sich verständig ist und ihm das Gesamtbild nicht stört oder zerreißt. Der Regisseur soll den Schauspielern auf der Bühne keine litterarischen Vorlesungen halten; es ist auch nicht nötig, daß er, um mit seiner Bildung zu prunken, ganze Abschnitte aus dem Konversations-Lexikon auswendig lernt und den Schauspielern vorträgt. Und das geschieht. Ich kenne einen Regisseur an einem ersten deutschen Theater, dessen Gedächtnis allerdings nicht zuverlässig ist und der sich deshalb die Notizen aus dem Lexikon auf seine Manschetten schreibt und ablieſt. Die Bildung, welche sich der Regisseur aus den Nachschlagebüchern holt, dürfte doch wohl nicht immer ausreichen, die kann ihn sehr leicht in die Gefahr bringen, sich lächerlich zu machen. Das aber darf nicht sein, der Regisseur will immer respektirt sein, und wenn er daher den Schauspielern nichts zu sagen weiß, oder sich nicht getraut, ihnen etwas zu sagen, dann sucht er die Beweiskraft seiner Autorität darin, daß er auf die Theaterarbeiter schimpft und die Choristen anschreit. Noch ein Beispiel! Der Regisseur eines ebenfalls ersten Theaters, über dessen Unschuld in Bezug auf die Bedeutung von Fremdwörtern die niedlichsten Anekdoten im Umlauf sind, sitzt auf seinem Stuhl, und die Probe zu Julius Cäsar beginnt. Die Tribunen Flavius und Marullus treten auf und Flavius sagt zu einem Haufen von Bürgern: „Packt Euch nach Haus, ihr Tagediebe." Da springt der Regisseur von seinem Stuhl auf und ruft mit Anbietung seiner ganzen Lungenkraft verschiedene Male: „halt! halt!" so daß das ganze Personal auf die Bühne stürmt, um zu erfahren, was geschehen sei. Der Regisseur streicht die Haare aus der Stirn, mißt mit stolzen Blicken die erstaunten Künstler, wirft sich in Positur und fährt dann fort: „Ich sagte halt, meine Herrschaften, denn so kommen wir nicht weiter, es fehlt jedes geistige „Findinm". Also: Rom — eine Straße — überhaupt — Cäsar! Bitte, nun noch einmal!" Man kann sich denken, wie die Probe weiter verlief. Jeder Einwurf, welchen der Regisseur machte, wurde von den Schauspielern entweder verlacht oder mit Protest zurückgewiesen.

Und endlich noch eine kleine harmlose Geschichte aus einem Provinzial-Theater, die nur illustrieren soll, was die Herren unter Regie verstehen.

Digitized by Google

Es handelt sich um die erste Probe eines Stückes, welches zur Zeit der französischen Revolution spielt. Der Regisseur hat seinen Platz eingenommen, er klingelt, der Vorhang hebt sich. In der ersten Scene sagt er nichts, in der zweiten sagt er ebenfalls nichts; unter dieser nachsichtigen und milden Leitung spielen sich noch einige andere Scenen ab. Da ertönt hinter den Coulissen ein Lärm, der immer mehr und mehr anwächst. Anfangs hört der milde Herr ruhig zu und schüttelt nur den Kopf, endlich aber wird es ihm doch zu arg, er springt zornig in die Höhe und ruft mit einer Stentorstimme: „Ruhe dahinten, Ruhe! Inspizient, schreiben Sie die Lärmenden zur Bestrafung auf.“ Der Inspizient tritt aus den Coulissen auf die Bühne und sagt: „Entschuldigen, das ist ja die Revolution!“ — „Ah so, die Revolution?“ antwortet der Regisseur. „Na, dann mag's hingehen.“

Trotz alledem will ich nicht behaupten, daß es an den deutschen Theatern nicht Männer von Bildung und Geschmack gäbe, Männer, welche der Stellung eines Regisseurs wohl gerecht werden könnten. Die meisten Regisseure aber sind zugleich auch als Schauspieler engagiert, und das ist schon deswegen nicht gut, weil eine solche Doppelstellung immer zu eifersüchtigen Häkeleien Anlaß giebt; oder die Herren Bühnenleiter führen selber die Regie, allerdings sehr oft ohne jede Befähigung und nur in Anmaßung ihrer direktorialen Würde. Und wenn es nun auch Männer giebt, von allgemein wissenschaftlicher Bildung, von litterarischem Feingefühl, von dramaturgischer Urteilskraft und freudigem Interesse für das Theater, wo finden sie die Schule, um das zu lernen, was die praktische Bühne verlangt? um zu lernen, wie man den meist unfertigen Schauspielern nicht blos das, was sie spielen, nein, auch wie sie es spielen sollen, klar macht? wie man dem Schauspieler behilflich sein kann, für das, was er darstellen soll, auch den entsprechenden Ausdruck zu finden? Und wie sehr kann ein Regisseur den Schauspieler unterstützen und fördern! Das richtige Wort, eine bestimmte Bewegung, der Einschnitt durch eine Pause, das Antreiben und Verklingenlassen der Stimme, ein Niedersitzen oder Erheben vom Sitz, kurz, viele, oft sogar ganz unbedeutend scheinende Winke können eine Wirkung auf der Bühne verstärken oder sogar hervorzaubern, wenn der Regisseur nur die Kunst besitzt, sich dem Schauspieler verständlich machen zu können. Jeder Schauspieler, selbst der beste, braucht einen Regisseur. Es ist nicht möglich, daß der Schauspieler bei dem Einzelstudium seiner Rolle im Hause das Ganze so auffassen kann, daß er nicht auf der Bühne bei der Darstellung seiner Rolle mit diesem oder jenem wichtigen Umstand in Widerspruch geraten könnte. Um das zu kontrollieren, um den rechten Wink, die nötige Aufklärung zu geben, dafür ist der Regisseur, der das Ganze überwachen soll, da; und jeder Schauspieler wird die Winke eines verständigen Regisseurs gern annehmen. Nirgends wird einem Regisseur Unlust oder gar Widerspenstigkeit begegnen, wenn das, was er anordnet, die Schauspieler belehrt und fördert; und ob das der Fall, das merken die Schauspieler sehr bald. Mit leeren Phrasen freilich, mit unnützen oder thörichten Einwendungen kann man sich keine Autorität erzwingen. Immerhin giebt es auch einzelne Schauspieler, welche jede Bemerkung eines Regisseurs als eine persönliche Beleidigung auffassen. Das sind solche, die nichts kennen als ihr liebes Ich, denen es ganz gleichgültig ist, wie die Andern Komödie spielen, denen sogar die unbedeutendsten Schauspieler die angenehmsten sind, damit sie selber in um so hellerer Beleuchtung stehen. Glücklicherweise werden solche Solo-Künstler immer seltener.

Ich sagte vorhin, daß Männern mit selbst weitgehender Vorbildung nicht die Gelegenheit gegeben sei, das zu erlernen und zu erproben, was sie befähigen würde, ein Amt als Regisseur mit Erfolg praktisch auszuüben. Und dem ist so. Hin und wieder kommt es wohl vor, daß ein großes und vornehmes Theater einem solchen Kandidaten seine Pforten öffnet, damit er für die Regiekunst seine praktischen Studien mache. Durch das Zuhören bei den Proben, durch die Beobachtung dessen, wie ein verständiger und geschickter Regisseur — vorausgesetzt, daß ein solcher vorhanden — die Proben leitet, ist viel zu lernen, gewiß — namentlich wenn der Zuhörende das rechte Beobachtungstalent hat und zu ermessen versteht, zu welchem Zweck dieser oder jener Wink und Ratschlag gegeben wird und wie er in der Darstellung des Schauspielers zum Ausdruck kommt. Die Hauptsache aber bleibt immer, daß dem Kandidaten Gelegenheit geboten wird, das, was er durch Vorbildung und Anschauung gelernt hat, in praktischer Ausübung zu versuchen und zu bethätigen. Wie kämen wohl die Mediziner nur zu einiger Sicherheit in der Heilung von Krankheiten, wenn sie in den Kliniken darauf beschränkt wären, der Behandlung seitens der Professoren nur zuzuschauen, wenn sie nicht angehalten würden — natürlich unter entsprechender Aufsicht — die Behandlung der Patienten selbständig vorzunehmen? Allerdings werden die Patienten in den Kliniken und öffentlichen Krankenhäusern nicht gefragt, ob sie sich die Behandlung der Herren Studierenden gefallen lassen wollen; auf unseren großen und vornehmen Bühnen aber, wo selbstverständlich die besseren und reiferen Talente zusammenwirken, wäre es ganz undenkbar, daß die Schauspieler sich zu Versuchs-Objekten hergäben, daß sie gutwillig und nachsichtig dem Herrn Kandidaten erlaubten, an ihnen Regiestudien zu machen. Wo auch immer ein solcher Versuch unternommen wurde, er hat nie zu einem befriedigenden Resultat geführt. Ein gebildeter Mann wird nicht lange den verletzenden und beschämenden Enttäuschungen standhalten, die für ihn unausbleiblich sind, wenn er auf die Bühne nur als feinsinniger Theoretiker kommt, der die schönen Gedanken der Dichter mit schönen

Digitized by Google

Worten erläutern will. Auf der Bühne wird er keine Zuhörer finden, er mag zur Feder greifen. Es schadet nichts, wenn noch mehr überflüssige Kommentare zu unsern großen dramatischen Dichtungen gedruckt werden; mögen doch die Aesthetiker und Philosophen noch mehr Geistreiches und Unzutreffendes über das Theater schreiben, — wenn es ihren Verlegern keinen Schaden bringt, dem Theater wird es auch nichts schaden. Aber Widerhall findet kein Regisseur bei dem Schauspieler und kein Dichter bei dem Publikum, wenn er die Bühne für einen Lehrstuhl ansieht, von dem aus man dozieren und mit Redensarten überzeugen könne. Die Bühne verlangt Handlung, Bewegung, Leben. Wer dieses Grundgesetz verkennt oder sich vermißt, ihm trotzen zu wollen, der bricht früher oder später das Bein und liegt im Graben.

Wenn nun aber die großen Theater nicht geeignet sein sollen, Regisseure auszubilden, dann blieben ja noch die vielen hundert kleineren deutschen Bühnen, die — so sollte man meinen — einem gebildeten Manne gewiß gern die Gelegenheit bieten würden, sich Sachkenntnis und praktische Anschauungen anzueignen? Jawohl, das sollte so sein. Aber wie ist es in Wirklichkeit? Wenn ein Regisseur an einem sogenannten Stadttheater zur Inszenierung eines Stückes mehr als die üblichen spärlichen Proben oder gar zur Einstudierung eines ernsten großen Dramas entsprechende Zeit und vielleicht — um mich bescheiden zu fassen — 6 bis 8 Bühnenproben verlangen würde, nun ich glaube, man würde ihn zunächst für etwas geistesgestört halten und ihm, wenn er auf seinem Verlangen bestände, sofort die Entlassung geben. An den meisten kleineren Theatern (auch an vielen großen) löst eine Novität die andre ab, nicht selten werden in einer Woche zwei neue Stücke gegeben — das kommt jetzt sogar an dem früher künstlerisch vornehm geleiteten Thalia-Theater in Hamburg zuweilen vor. Die Schauspieler müssen ihre Rollen doch wenigstens oberflächlich lernen, dazu muß man ihnen doch hin und wieder einen freien Vormittag lassen — wo soll dabei die Zeit zu vielen Proben hergenommen werden? Der Regisseur an solchen Bühnen muß ein erfahrener Theater-Praktiker sein, der sich darauf beschränkt, die Aeußerlichkeiten entsprechend anzuordnen, so weit die vorhandenen Mittel reichen; wie die Schauspieler ihre Rollen spielen oder sich überhaupt mehr um die Schauspieler zu kümmern, als ihnen zu sagen, wo sie auftreten und abgehen sollen, dazu fehlt es durchaus an Zeit. Die artistische Leistung eines solchen Regisseurs läßt sich in ungefähr folgende Momente zusammenfassen: Zwei Seitenthüren, eine Mittelthür, ein Fenster; rechts ein Tisch, links ein Tisch, einige Stühle und vielleicht auch noch ein Sopha. Dann zu den Schauspielern: Sie treten rechts auf, Sie treten links auf, Sie gehen durch die Mitte ab. Basta! Und dann ist allabendlich auf dem Theaterzettel zu lesen: in Scene gesetzt von Herrn Oberregisseur Sonndso.

Da nun die Hoffnung, durch mittelmäßige und schlechte Aufführungen der freigegebenen klassischen Werke das Publikum anzulocken, überall fehlgeschlagen war, so wandten sich die neuen Theater einem durchaus modernen Repertoire zu; und da dies besser glückte, machten es die alten Theater ebenso. Zu diesem Zweck war es vor allen Dingen nötig, zugkräftige Novitäten zu erwerben und darum suchte ein Theater dem andern die Stücke, die in Berlin, Wien und Paris erfolgreich aufgeführt worden waren, streitig zu machen. Wir hatten neben der Gewerbeordnung inzwischen auch ein Schutzgesetz des litterarischen Eigentums bekommen, wonach es mit harter Strafe belegt wird, wenn man ein Stück ohne Erlaubnis des Autors oder dessen Bevollmächtigten zur Aufführung bringt; und darum war der Kampf, der sich um die Erwerbung erfolgreicher Novitäten entspann, ein sehr heftiger. Die dramatischen Autoren und deren Agenten entpuppten sich als recht selbstsüchtige Menschen. Trotzdem ihnen die Herren Theaterdirektoren als beschämendes Beispiel vorhielten, wie wenig an Honorar unser großer Schiller für seine Dramen bekommen habe, forderten sie immer mehr an Tantiemen und Honoraren. Und die Forderungen mußten bewilligt werden, die Direktoren überboten sich selber und zahlten nicht selten einem glücklichen Autor schon für ein ungeschriebenes Stück einen hohen Preis, damit sie sicher waren, die Novität für ihr Theater zu erhalten. So verdienten allerdings die dramatischen Autoren sehr viel Geld. Das aber scheint mir bis jetzt auch unter den Folgen der Theaterfreiheit der einzige Lichtblick zu sein.

Da kamen aus Wien die reizenden Operetten von Strauß, aus Paris die pikanten und geistvollen Komödien von Sardou und Dumas, aufs Berlin viele unterhaltende, humorvolle und ausgelassen lustige Stücke — es war eine Hochflut amüsanter Novitäten da, und die Theater machten, je nachdem ihnen das Glück in der Erwerbung der Stücke günstig gewesen war, vorübergehend sehr gute Geschäfte, so daß in Folge dessen immer neue Theater errichtet wurden. Auch die Mittelmäßigkeit der Schauspielerei wurde bei dem modernen Repertoire nicht so störend empfunden; erstens sah man die Schauspieler in neuen Rollen, hatte also keine Gelegenheit Reminiscenzen zu feiern oder Vergleiche anzustellen, und dann lagen die modernen Stücke auch wohl dem Auffassungs- und Ausdrucksvermögen der jungen Generation näher, als die ernsten schweren Dramen unsrer Meister und deren Jünger.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Digitized by Google

Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

Nun waren die Geschwister rasch einig, John sollte sofort ins Geschäft eintreten, dann, sobald er großjährig war, Gustavs Kompagnon werden. Wider Erwarten gab aber Lawson seine Einwilligung zunächst nicht. Zwar sah er ein, daß es für John ein Glück sei, mit seinem Gelde in ein so angesehenes altes Geschäft, wie das Erlersche, einzutreten. Auch hatte er zu Gustavs geschäftlichen Fähigkeiten das größte Vertrauen. Doch schienen dem ältlichen, soliden Familienvater das private Leben seines Schwagers, sowie die Verhältnisse innerhalb seines Hauses wenig dazu geeignet, einem Jüngling als Vorbild zu dienen. Auch fiel es ihm, dem Engländer, schwer, seinen ältesten Sohn auf immer nach Deutschland ziehen, einen Deutschen werden zu lassen. Endlich gab er Amélies inständigen Bitten nach, womit er ihr einen doppelten Wunsch erfüllte, ihrem Bruder die Möglichkeit der Fortführung einer ersprießlichen, ihn ausfüllenden Thätigkeit zu bieten und ihres Vaters Namen und Firma für die Zukunft zu erhalten.

Mimi sollte in diesem Winter in die Gesellschaft eingeführt werden, doch stand dem die Trauer um den alten Erler im Wege. Sie war darüber sehr ungehalten. Die Vorstellungen der Mutter, daß das Trauerjahr schon aus Rücksicht für Gustav eingehalten werden müsse, beantwortete sie mit der Erklärung, die sie auch jedesmal in der Folge, wenn es sich um ihren Pflegevater handelte, wiederholte: seitdem sie wisse, daß sie nicht seine Tochter sei, fühle sie keinerlei Verpflichtung gegen ihn — er habe ihr nicht das Mindeste aus Liebe erwiesen — zu Dank für ihre Aufnahme sei höchstens Luise gebunden. Gustav selbst kamen diese Reden nie zu Ohren, da er es seit jener Scene vermied, Mimi je direkt eine Anstellung zu machen, sondern stets Luise damit beauftragte. Mehr als der Hinweis auf Gustav wirkte bei Mimi jener auf die Welt. Sie war viel zu klug, um nicht einzusehen, daß es am meisten ihr darum zu thun sein müsse, den Verstorbenen für ihren wirklichen Großvater gelten zu lassen. Dies bewog sie, sich auch nach Entdeckung der Wahrheit weiter schwarz zu kleiden und auf Lustbarkeiten zu verzichten. All dies freilich nicht, ohne der Mutter durch Klagen und Murren das Leben zu erschweren

Luise wandte sich denn auch an Gustav um die Erlaubnis, mit Mimi kleine Gesellschaften besuchen, ab und zu einen engen Kreis junger Leute bei sich sehen zu dürfen. Sie war darauf gefaßt, auf Widerstand zu stoßen, und zum Kampf entschlossen. Mimi mußte, nach ihrer Ansicht, zerstreut und für die bittere Erfahrung entschädigt werden. Zu Luisens Erstaunen ging Gustav bereitwillig auf ihre Vorschläge ein. Er wollte, nachdem er eingesehen, daß er in der Erpressungssache einen Fehler begangen, Entgegenkommen zeigen. Auch war er durch die Veränderung in seinen eigenen Angelegenheiten viel zu glücklich, um nicht in Gebelaune zu sein.

Für Luise war Johnnies Anwesenheit, so wenig sie auch dem guten, einfachen, gefälligen Jungen gram sein konnte, ein neuer Stachel in ihrem Verhältnis zu ihrem Manne. Wie liebevoll und herzlich er gegen ihn war! Warum gegen ihn, warum nicht gegen Mimi? Das mit dem „eigenen Fleisch und Blut“ war ja Unsinn! War es zu begreifen, daß er für John, nur weil er seiner Schwester Sohn war, mehr empfand, als für das Kind, das unter seinem Dache aufgeblüht war und seinen Neffen tausendfach an Schönheit, Geist und Grazie übertraf? Ohne

Digitized by Google

seinen von Anfang an bewiesenen bösen Willen hätte er überhaupt längst vergessen haben müssen, daß Mimi nicht wirklich seine Tochter sei. Luise selbst erinnerte sich dessen ja auch nur, wenn sein Betragen oder ein äußeres Vorkommnis, zum Beispiel das Auftauchen der Magenzellers, sie gewaltsam daran mahnte. Schon aus Rücksicht auf sie, so sagte sie sich immer wieder, hätte er das Mädchen, an dem ihr ganzes Herz hing, lieben müssen. Aber was war sie ihm noch? Wie lange schon suchte er sein Glück bei einer anderen!

Daß er thatsächlich Mimis Zauber gegenüber mit Blindheit geschlagen war, konnte Luise beobachten, wo immer sie sich mit dem Mädchen zeigte. Die anderen Männer waren voll Entzückens über das „originelle, hinreißende Geschöpf", überall zog sie sie hinter sich her. Luise schwelgte förmlich in diesen Triumphen und enthielt sich nicht, Gustav von ihnen zu erzählen. Auch sonst hörte er, wie unschwärmt sein Töchterchen sei. Mißtrauisch stand er diesen Erfolgen gegenüber. Von seinen persönlichen Empfindungen abgesehen, mißfiel ihm etwas, nicht recht zu Fassendes an ihr: wie sie sich im Gehen in den Hüften wiegte, der schräge, unter den Lidern emporgesandte Blick, die Art sich lässig in einen Sessel gleiten zu lassen. Von einem unbehaglichen Interesse bewogen, begann er sie zu beobachten und erklärte endlich, der letzten geselligen Vereinigung, die Luise ihrem Liebling zu Liebe veranstaltete — sie fiel schon in den Juni — beiwohnen zu wollen. Luise war im ersten Augenblick dadurch unangenehm berührt. Die kleinen Gesellschaften waren allmählich zu großen angewachsen, was Gustav, der ihnen bisher stets fern geblieben, nicht ahnte. Dann aber überwog in ihr die Freude, daß ihr Mann die Tochter endlich einmal in ihrer Glorie sehen sollte.

Luise hatte sich in ihrer Annahme, daß Gustav das allzu fröhliche Treiben in seinem Hause verdrießen würde, nicht getäuscht. Das Trauerjahr war erst in zwei Monaten um. — Doch war bald seine Aufmerksamkeit vollständig von Mimis Benehmen in Anspruch genommen. Etwas Unechtes, Unfeines störte ihn daran, etwas, was aus einem anderen Boden gewachsen zu sein schien, als es der war, auf dem sie groß geworden. Getanzt wurde nicht, aber wie sie bei den Pfänderspielen die Hand gab, wie sie sich drehte und wendete — alles war ihm unangenehm und verdächtig.

Luise deutete sich die Spannung, mit der ihr Mann von einer Ecke des Salons aus dem Mädchen mit den Augen folgte, auf andere Weise. „Endlich," dachte sie, „endlich beginnt auch er ihren Zauber zu verstehen!" Ein Lächeln des Triumphs auf den Lippen, trat sie an ihn heran: „Nun, wie findest du das Kind?" Er machte aber nur eine abwehrende Bewegung und wandte sich John zu, der eben mit einer Frage an die Tante, das hübsche Gesicht strahlend in kindlichem Uebermut, dahergeschossen kam.

Als Gustav seine Beobachtung Mimis wieder aufnehmen wollte, war sie verschwunden. Von Mißtrauen getrieben, ging er, sie zu suchen. In den großen Räumen, wo die jungen Leute in zwanglosen Gruppen zusammenstanden, Eis schlürften und plauderten, war sie nicht. Endlich hob er die schwere Portière zum Boudoir seiner Frau. Da saß sie allein mit einem jungen Burschen und es hatte ganz den Anschein, als fahre sie aus seiner Umarmung empor, als sie nun aufsprang und am Vater vorüber in das anstoßende Zimmer glitt. Auf Gustavs Stirn schwoll die Zornesader. Gebieterisch vertrat er dem jungen Herrn, der Miene machte, sich auch schleunigst der Gesellschaft seines Wirts zu entziehen, den Weg.

„Was haben Sie hier allein mit meiner Tochter zu schaffen?" fragte er mit mühsam beherrschter Stimme.

„Herr Erler — das Fräulein —" stammelte der Jüngling.

„Wissen Sie nicht besser, was sich schickt, dann meiden Sie mein Haus — gleich, auf der Stelle —" Die Wut übermannte ihn.

Ohne Erwiderung, blutrot im Gesicht, drückte sich der also Gemaßregelte an ihm vorbei, zur Thüre hinaus.

Gustav gewann seine Selbstbeherrschung so weit wieder, um nicht sofort von Mimi Rechenschaft zu verlangen. Er verließ stillschweigend das Haus, um erst zurückzukehren, nachdem das Fest ein frühzeitiges Ende genommen. Den Gästen war das plötzliche Verschwinden des Wirts und des jungen Maustein nicht entgangen. Auch bemerkten sie, wie Mimi auf die Mutter zutrat und ihr etwas berichtete. Der Frau des Hauses bemächtigte sich hierauf eine so erregte Stimmung, daß sich ein allgemeines Unbehagen verbreitete und einer nach dem anderen zu entkommen suchte.

Selbstverständlich hatte Mimi der Mutter den Vorfall auf ihre Weise dargestellt, so daß Gustav seine Frau gewappnet und empört vor-

Digitized by Google

fand, als er ihr am folgenden Morgen seine Entrüstung über ihrer Tochter Betragen kund zu thun begann.

Es kam zu einem furchtbaren Auftritt zwischen den Gatten.

Der eisige Hohn, mit dem Luise seinen Zorn von sich abprallen ließ, brachte ihn ganz außer Fassung. Bleich vor Erregung sagte er endlich:

„Es war ein Wahnsinn, Dir nachzugeben und das Mädchen ins Haus zu nehmen — aber kompromittieren laß ich mich nicht von ihr und sollte ich sie noch heute auf die Straße setzen."

„Daß sie nicht allein ginge, weißt Du!" rief Luise, die nun auch die äußere Ruhe verlor. Innerlich hatte es die ganze Zeit in ihr gekocht. „Und Du hast sie kompromittiert, nicht sie Dich! indem Du einen jungen Menschen zur Thür hinauswarfst, ohne Sinn und Grund — was wird der nun sagen und erzählen!"

„Ich denke, es war Grund genug, daß ich sie in seiner Umarmung fand!"

„Das ist nicht wahr! Aber Du wittertest eben überall das, was Du in den Kreisen zu sehen gewöhnt bist, in denen Du seit Jahren ausschließlich verkehrst!"

„Luise," — Gustav trat dicht an sie heran, seine Augen sprühten — „sprich davon nicht. Auch daran bist Du schuld — nur Du! Du weißt es am besten, ich war der zärtlichste, der verliebteste Ehemann. Du hast mir mein Haus verleidet. Du hast aus Rücksicht auf das fremde Kind mir jede Freude vergiftet, mir deine Gesellschaft entzogen und mich damit, sehr gegen meinen Willen und Geschmack, in die Lebensweise hineingehetzt, die Du mir nun vorzuwerfen wagst. Und nicht nur das! Selbst Deiner Tochter ließest Du letzthin die Frechheit ungerügt, darauf anzuspielen. Ich schwieg dazu, weil ich mir sagte, wie schwer Dich ohnedies ihre Herzensroheit treffen mußte. Kein Wort des Schmerzes hatte sie für die Entdeckung, daß sie nicht Dein Kind ist. Nichts als Eitelkeit und falsche Scham empfand sie in jenem Augenblick. Jedes andere Geschöpf wäre auf das tiefste erschüttert gewesen, hätte überquellenden Dank empfunden für dich — ich will nicht sagen, für uns — und mitleidiges Interesse für die armen Eltern. Darum schwieg ich, sonst hätt' sie's gebüßt. Das ist nun Dein Dank!"

Luise war bis in die Lippen erblaßt, sie fühlte, daß sie zu weit gegangen.

„Du irrst," sagte sie, „von mir weiß sie nichts über Dich. Das hätte ich ja schon ihrethalben niemals gethan. Dienstbotenklatsch wahrscheinlich. Glaubst Du denn, daß es verborgen geblieben ist —!"

„Weil sie selbst eine Dienstbotenseele ist, sucht sie dort ihre Vertrauten. Aber ich warne Dich," — er suchte sich mühsam zu fassen — „ich warne Dich zum letztenmal: hüte das Mädchen! Im übrigen," fuhr er ruhiger fort, „wird es das Beste sein, Du bringst sie mir vorläufig aus den Augen. Reise sobald Du kannst und lasse sie mich vorher nicht mehr sehen."

Es war der Plan für diesen Sommer gewesen, daß Gustav und Luise, seit langen Jahren zum erstenmal, einen gemeinsamen Aufenthalt nehmen sollten. Das hatte Johnnies Anwesenheit bewirkt. Lawsons wollten auch nach dem Kontinent kommen, um mit dem Sohn zusammen zu treffen. Da war es selbstverständlich, daß auch Erlers sich vereinigten. Luise hatte Gmunden, ihren alten Lieblingsort, in Vorschlag gebracht, worauf Schwager und Schwägerin gern eingegangen. Sie zogen das verhältnismäßig stille Städtchen den geräuschvollen Schweizer Karawanenreisen vor. Auch Gustav gab seine Zustimmung.

Nun freilich, nach dem häßlichen Zwischenfall, wußte Luise nicht, ob er sich zum Nachkommen entschließen würde. Sie gewann es aber nicht über sich, ihn zu fragen und reiste ohne weitere Klarstellung ab. Aber sie konnte sich der Empfindung nicht erwehren, daß sie eine Grenze überschritten, die sie bis jetzt nicht nur aus Rücksicht auf ihren Mann, sondern mehr noch aus Selbstachtung innegehalten hatte. Dies ließ sie den ersten Schritt zur Versöhnung thun und ihm gleich nach ihrer Ankunft in Gmunden schreiben. Auch die Klugheit gebot ihr, so zu handeln. Eben jetzt rückte Gustavs fünfzigster Geburtstag und damit der Zeitpunkt für die versprochene Adoption Mimis heran. Und es war ihr alles daran gelegen, daß er sein gegebenes Wort einlöse.

X.

Mitte Juni hatte die Gmundener Saison noch kaum begonnen. Das Hotel Bellevue, in dem Luise stets wohnte, war fast leer. Zu zauberhafter Schönheit aber lag die Natur da. Dunkelblau spannte sich der Himmel, tiefgrün hob und senkte der See sich in leicht gekräuselten Wellen. Bis zu den fernen mächtigen Bergen, deren weiße Häupter ins klare Firmament tauchten, schien er sich zu dehnen. Auf Luise wirkte der tiefe, heilige

Digitized by Google

Frieden dieser Landschaft beruhigend und lösend. Sie hätte seiner voll genossen, wäre er ihr nicht durch Mimi gestört worden. Die hatte für all die Schönheit keinen Sinn, sondern langweilte sich nur eben in der herrlichen Umgebung. So wurden Luisen diese einsamen ersten Wochen, statt zur Freude, zur Qual. Sie atmete befreit auf, als sich allmählich allerlei Gäste im Hotel einfanden, und nahm es mit der Anknüpfung von Bekanntschaften nicht so genau, wie sie es sonst zu thun pflegte.

Mimi war im Augenblick, wo sie ein paar Leute um sich hatte, an denen sie ihre Künste üben konnte, wie ausgetauscht. Bald verfügte sie denn auch über zwei gleich unermüdliche, wenn auch sonst einander wenig ähnelnde Verehrer. Der eine — ein Herr von Rivera, „der interessante Spanier", wie er unter den Kurgästen hieß — ein nicht mehr junger, blasiert aussehender Mensch, von dem niemand wußte, was er war und wozu er sich hier aufhielt. Er machte Mimi auf das auffälligste den Hof und sie kokettierte mit ihm mit all ihren Mitteln. Doch diente er eigentlich nur als Lückenbüßer, in Abwesenheit seines Rivalen, des jungen Baron Meiregg, der in allen Stücken sein Gegenspiel war.

Der junge Aristokrat hatte ursprünglich in Gmunden nur Absteigequartier genommen; es sollte den Ausgangspunkt für eine größere Gebirgstour bilden. Doch war er durch plötzlich einfallendes schlechtes Wetter zurückgehalten worden und während dieser Regentage fast ununterbrochen in Frau Erlers und ihrer Tochter Gesellschaft gewesen. Was ihn dann zurückhielt, als die Sonne längst wieder über See und Gelände lachte, war unschwer zu erkennen. Sein braunes Gesicht strahlte förmlich vor Liebe! Ihm gegenüber schlug Mimi einen ganz neuen Ton an. Kein gewagtes Wort glitt über ihre Lippen — langsam schlug sie die Augen auf, schämig senkte sie die Wimpern. Und sie hatte die Genugthuung zu beobachten, wie er sich immer tiefer und tiefer in ihre Netze verstrickte. Wenn es ihr gelang, wenn sie seine Leidenschaft so weit führen konnte, daß er um sie werbe! Das wäre eine unerhörte, kaum zu erträumende Partie! Nicht nur für die geborene Magenzeller, sondern auch für jede noch so unverfälschte Erler. Er war von ältestem Adel, sein Vater Minister und einer der größten Grundbesitzer Oesterreichs.

Und es hatte allen Anschein, als ob es ihm Ernst wäre. Auch Luise hoffte es und berichtete darüber an Gustav. Das war endlich der Sieg, das mußte alle seine Vorurteile gegen das Mädchen mit einem Schlage niederwerfen. Und wenn auch das nicht, imponieren mußte es ihm jedenfalls und ihm schmeicheln und ihn beschämen, daß ihn das vielgeschmähte Proletarierkind zum Quasi-Schwiegervater eines Meiregg machte. Seine Antwort klang aber durchaus anders, als sie gehofft.

„. . . . Setze Dir doch keine Grillen in den Kopf," schrieb er. „Er amüsiert sich eben mit ihr, denkt aber sicher nicht daran sie zu heiraten. Sieh nur zu, daß sie sich durch ihr Benehmen ihm gegenüber nicht ganz unmöglich macht.

Damit Du aber siehst, daß mein Wille nicht so böse ist, wie Du immer annimmst, teile ich Dir mit, daß ich gestern Marie Magenzeller in aller Form Rechtens adoptiert habe. Dein Wunsch ist damit erfüllt; sie heißt jetzt auch vor dem Gesetz Marie Erler . . . . John, den ich durch die ungewohnte Berliner Sommerluft ein wenig matt finde, kommt nächste Woche zu Euch. Sorge für ein Zimmer in „Bellevue". Lawsons sind kaum vor Mitte August zu erwarten. Wenn sie da sein werden, soll er zu ihnen in die Villa „Seelig" übersiedeln . . . ."

Luise war über die endliche Adoption sehr glücklich, schon um der möglichen Heirat mit Meiregg willen. Doch schien Gustavs Pessimismus Recht zu behalten, denn eines Tages war der junge Mann ohne Abschied verschwunden. Mimi hatte zwar nicht viel für ihn gefühlt — sie war einer wirklichen Liebe wohl überhaupt kaum fähig — gleichwohl war sie außer sich über sein Verschwinden. Der Schändliche! Zuerst Hoffnungen wecken und dann gehen! Pfui! Aristokratenpack! Auch Luise war sehr entrüstet und teilte Gustav voller Entrüstung die Nachricht von der plötzlichen stummen Abreise mit. —

An einem leuchtenden Morgen der nächsten Woche stand Mimi auf der weit in den See hinausgebauten Landungsbrücke des Hotel Bellevue. Sie war damit beschäftigt, verzuckerte Mandeln langsam, eine nach der anderen aus der Tasche ihres weißen Kleides hervorzuholen und zwischen ihren starken, blitzenden Zähnen zu zermalmen. Der schlanke Junge an ihrer Seite, der in Bewunderung und Betrübnis den Sonnenschirm über ihr Haupt hielt, war ihr Vetter John.

„Mimi," sagte er eben und seine hellen Augen sahen sie dabei so recht beschwörend an. „Sei wieder gut! — Du wolltest doch — — Und

Digitized by Google

nun läßt Du Dir von dem gräßlichen Menschen, dem Spanier den Hof machen und siehst mich nicht einmal an und tanzest meine Quadrille mit ihm."

Sie zuckte die Achseln. „Ich thue, was ich will, Du kannst ja fortgehen, wenn es Dir nicht gefällt —"

„Mimi," seine Stimme zitterte nun ganz bedenklich, „thu' doch nicht so, als ob Du es nicht mehr wüßtest! Zu der Laube, vorgestern, da sagtest Du doch, Du würdest mich nehmen, weil ich Dich so sehr liebe und weil Du mich auch magst. Und wir werden leben, wie es Dir gefällt und Du sollst alles, alles haben — den schönsten Schmuck und Pferde und Wagen und ich werde Dir ein Schloß bauen, ganz nach Deinem Geschmack. In zwei Jahren kann ich ja heiraten. Dann bin ich großjährig und bekomme all das Geld von Tante Mac Ham und werde Onkel Gustavs Kompagnon. Oh Mimi," jetzt hing wirklich ein Tropfen an seinen blonden Wimpern, „willst Du denn nicht mehr?"

„Ich will schon," murmelte sie und warf ihm einen der Blicke zu, an denen sein armes Jungenherz dahingeschmolzen war. Dabei dachte sie: „Man muß ihn warm halten, denn — wer weiß! Mit Meiregg ist's doch aus. Leider — der Feigling! Und ich glaubte so sicher, ihn zu haben. Das wäre freilich was anderes gewesen, als der dumme Junge. Dann hätte ich mich um all die Erlers nicht weiter geschert. Aber so! Johnnie ist ein gutes Tier und vor allem hat er Geld." Eine innere Stimme sagte ihr, trotzdem sie des Großvaters testamentarische Bestimmungen nicht kannte, daß sie von Gustav her auf nichts zu rechnen habe.

„Wirklich, Mimi, wirklich?" Johnnie strahlte vor Glückseligkeit.

„Ja, aber quälen laß ich mich nicht von Dir! Denkst Du, Du kannst schon jetzt, wo noch niemand was wissen darf, den Herrn spielen! Nein, Du mußt versprechen, daß immer geschehen wird, was ich will."

„Ja, ja!" erwiderte er übersprudelnd. „Und dann bekomme ich auch wieder einen Kuß — einen einzigen —"

„Bist Du toll? Hier — am hellen Tage?"

„Nein, heute Abend. Hinten in unserer Laube — nur einen einzigen — Du bist ja meine Braut!"

Sie antwortete nicht. Eben schritt vom Hotel her Johnnies Feind, der Spanier, der Brücke zu. Sein Gesicht hob sich gelb vom weißen Flanellanzug ab; in der Hand, an deren Fingern die Ringe funkelten, trug er einen Strauß roter Rosen. Lässig zog er den Hut.

„So früh schon auf, schöne Dame?" sprach er mit weichem, südländischen Accent und überreichte Mimi die Blumen. „Ein paar Ihrer Schwestern, die aber den Vergleich nicht ertragen können."

Ihre Augen trafen sich, ihre Hände lagen zur Begrüßung ineinander, um sich nur zögernd wieder zu trennen. Dann setzten sich die beiden auf eine der Bänke, die den breiten Steg umsäumten. Johnnie war vergessen. Er stand noch eine Weile und sah sie mit traurigen Blicken an. Dann schlich er still davon.

Von fern her kam jetzt über die blaue Flut das Dampfboot gezogen. Breite schaukelnde Wellen ließ es hinter sich, die nach beiden Seiten auseinander wogten, bis sie in leisem Gekräusel verglommen. Mimi sah ihm teilnahmslos entgegen. Auch bei den heißen Worten des Spaniers, die sie durch ihr stummes Zuhören immer mehr entflammte, weilte sie nicht ganz, so sehr sie auch ihr brennendes Blut in Wallung brachten. Ihre Gedanken waren noch immer mit Meiregg beschäftigt. Warum war er fort? Sie konnte sich nicht getäuscht haben — er war in sie verliebt gewesen — bis über die Ohren vernarrt — und mit einem Male fort! Das wurmte sie! Der andere, der Spanier da — der war gut zum Kokettieren. Seine raffinierte Art, sich um sie zu bemühen, regte Empfindungen in ihr auf, denen sich ihre verderbte Lüsternheit willig hingab. Aber Meiregg war eine Partie, die alles in sich vereinte, was ihr erstrebenswert schien. Eine Partie, wie sie ihr vielleicht nie mehr begegnen würde. So lange sie die Hoffnung gehegt, Baronin Meiregg zu werden, hatte sie auch dem Spanier nur so viel Beachtung geschenkt, wie nötig war, um ihn nicht ganz zu verlieren. Das heiße Spiel mit ihm hatte erst dann begonnen, zur Beschäftigung und Zerstreuung, gegen Mißmut und Langeweile. Und Johnnie? Nun, Johnnie lief eben so nebenher.

Plötzlich kam Leben, Stannen in ihren Blick. Ganz vorn am Bug des Dampfers, der jetzt in stolzem Bogen anlegte, stand — wahrhaftig! — der Entflohene, Meiregg, und schwang grüßend den Hut gegen sie.

Als erster sprang er ans Land und trat auf sie zu.

Digitized by Google

Sie vermochte ihre Verwunderung nicht ganz zu verbergen: „Sie sind wirklich wiedergekommen?“

„Ja,“ sagte er und sein hübsches, braunes Gesicht lohte förmlich vor Freude. „Ich bin in Steiermark gewesen bei meinem Vater. Geht es Ihrer Frau Mama gut? Ich — ich möchte sie gern gleich sprechen.“

„Mama ist oben. Ich komme mit,“ erwiderte Mimi.

Sie warf dem Spanier noch einen Blick zu, hob die Rosen wie grüßend zum Munde und ging mit Meiregg davon.

„Fräulein Mimi,“ sagte der junge Mann an ihrer Seite. „Was ich von Ihrer Mutter will — wissen Sie's? Sind Sie einverstanden? Darf ich — darf ich —“

Mimi durchfuhr's. Also doch! Er warb um sie — ein heißer Strom rann ihr durch die Adern — sie, die Mimi Magenzeller Baronin Meiregg!

Der junge Mann, dessen Augen gespannt auf ihr ruhten, hielt den strahlenden Ausdruck ihres Gesichts für den Widerschein eines Gefühls, das dem seinen glich. Er hatte Mühe, an sich zu halten und sie nicht im Angesicht all der eben dem Städtchen zustrebenden Ankömmlinge zu umarmen.

Luise war nicht minder beglückt als Mimi. In ihrer Herzensfreude dachte sie nur an das glänzende Los, das ihrem Liebling fiel, nicht an die Trennung, die es für sie bedeutete. Auf Meireggs Bitte wurde an Gustav sofort die telegraphische Anfrage gerichtet, ob der Baron seine Werbung bei ihm in Berlin anzubringen habe.

Die Antwort lautete:

„Bin morgen Gmunden. Werbung bis dahin geheim halten.“

Nichts weiter. Kein Wort der Teilnahme. Das alte Mißtrauen, das hinter allem, was Mimi betraf, Unklares witterte. Luise fügte sich in ihres Mannes Anordnung, so sehr sie auch der trockene Ton der Depesche verdroß. Übrigens handelte es sich ja nur um eine Verzögerung von vierundzwanzig Stunden. Auch war sie froh, Meiregg nicht sofort wieder abreisen zu sehen, um nach Berlin zu fahren. Meiregg selbst betrachtete das Stillschweigen bis zum Eintreffen des Vaters als selbstverständlich. Sogar Mimi, obgleich sie darauf brannte, sich als Braut des Baron Meiregg aller Welt zu zeigen, war um Johnnies und des Spaniers willen nicht böse, den Moment der Enthüllung noch etwas hinauszuschieben. Andrerseits freilich empfand sie einen gewissen prickelnden Kitzel beim Gedanken an die enttäuschten, überraschten Gesichter der beiden.

So wußte der arme Johnnie nicht, warum er seine Kousine an diesem Abend vergeblich in der geheimnisvollen Laube erwartete.

XI.

Meiregg konnte den Moment der offiziellen Einwilligung seines Schwiegervaters gar nicht erwarten und beschloß daher, ihm bis Attnang, der Zweigstation für Gmunden, entgegenzufahren. Luise war völlig damit einverstanden. Sie betrachtete diese Werbung als eine reine Formalität, welche ganz gut während des gezwungenen Aufenthalts Gustavs in Attnang — nur die aus Wien kommenden Züge hatten direkten Anschluß, nicht aber die Berlin-München-Salzburger — und der Rückfahrt nach Gmunden erledigt werden konnte.

Es war nicht schwer für Meiregg, in dem eleganten Mann, der als einziger Passagier erster Klasse den Zug verließ, Erler zu erkennen. Entblößten Hauptes trat er auf ihn zu und stammelte seinen Namen mehr als er ihn sprach. Gustav zog den Hut: „Herr Baron —“

„Ich bin Ihnen entgegengefahren, Herr Erler,“ sprudelte der junge Mann hervor, „um Sie zu bitten — ich konnt's nicht erwarten —“

Gustavs Kammerdiener trat heran.

„Wir haben bis halb sechs Aufenthalt, Franz. Trink ein Glas Bier und sei rechtzeitig zur Stelle.“

„Zu Befehl, Herr Erler.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ wandte sich Gustav nun an Meiregg, und die beiden Männer begannen den ganz leer gewordenen Perron — der Zug hatte nur eine Minute Aufenthalt gehabt — auf und ab zu schreiten.

„Ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten,“ sagte Meiregg feierlich, indem er das Haupt abermals entblößte.

„Haben Sie sich dies auch wohl überlegt?“ Meiregg sah Erler erstaunt an. Der Ton der Frage klang ernst genug.

„Ja, das habe ich. Ich liebe Ihre Tochter und hoffe mit ihr glücklich zu werden und sie glücklich zu machen.“

„Und ist Ihr Vater damit einverstanden?“

„Ja,“ erwiderte Meiregg etwas zögernd, „er ist es.“

„Er hat Ihnen wohl nur schwer seine Einwilligung gegeben?“

Digitized by Google

„Da Sie mich fragen, Herr Erler: ja — erst nach hartem Kampf. Es ist in unserer Familie noch keine Mesalliance — verzeihen Sie das Wort — ich meine — noch keine Heirat mit einer Bürgerlichen vorgekommen. Noch schwerer als die meines Vaters habe ich die Erlaubnis meiner Mutter errungen — sie ist eine Prinzeß Traumannsstein."

„Und was bewog Ihre Eltern endlich, ihre Einwilligung zu geben?"

„Verschiedenes. Meine Mutter wohl nur die Erkenntnis meiner großen Liebe zu Ihrer Tochter. Meinen Vater — ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein — auch die Auskünfte, die er über Sie, Herr Erler, erhalten hat."

„So, hat er Auskünfte über mich eingeholt?"

„Die Sie mir gestatten werden, Ihnen zu wiederholen. Es wurde ihm berichtet, daß Sie ein tadelloser Ehrenmann sind," — Meiregg verbeugte sich bei diesen Worten gegen den älteren Mann — „daß Ihre Firma eine der geachtetsten des Kontinents ist und daß Sie über ein bedeutendes Vermögen verfügen."

„So viel ich weiß," erwiderte Erler, „ist Ihr Vater selbst sehr reich, so reich, daß das Erlersche Vermögen daneben gar nicht in Betracht kommen kann. Legt er trotzdem besonderen Wert auf die Mitgift seiner Schwiegertochter?"

„Das thut er, wo es sich um mich handelt. Ich bin der zweitgeborene Sohn. Wäre ich der Majoratsherr, so hätte freilich auf Geld nicht zu sehen — hätte dann aber nie — lassen Sie mich ganz ehrlich sein — die Einwilligung zu dieser Heirat erhalten, sie auch nicht angestrebt. So aber bin ich pekuniär völlig abhängig, jetzt von meinem Vater, in der Folge von meinem älteren Bruder; denn die diplomatische Carrière, die ich eingeschlagen habe, eröffnet mir kaum die Aussicht, je ein nennenswertes Einkommen zu haben, in keinem Fall eines, das mit meinem Namen und meiner Stellung im Einklang steht. Vorläufig soll ich im Herbst nach Paris gehen, als Attaché, ganz ohne Gehalt —"

Gustav schwieg. Sinnend, gebeugten Hauptes schritt er neben Meiregg her. Endlich warf er den Kopf mit einem Ruck zurück.

„Herr Baron, ich fürchte, ich habe Ihnen eine große Enttäuschung zu bereiten."

„Eine Enttäuschung?" Ein Erschrecken lief über Meireggs Gesicht.

„Ja. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß Mimi nicht die Erbin des Erlerschen Vermögens ist."

Der junge Mann erblaßte. „Darf ich fragen — Sie enterben sie?"

„Nein — ich — was ich thäte, ist hier gleichgültig. Enterbt hat sie schon mein Vater, oder vielmehr: er hat mich um ihretwillen enterbt."

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingskätzchen.

Kätzchen schmückte den Weidenbaum
Lieblich mit silberrosigem Flaum,
Blickte hinaus in die Lande,
Prächtig hüllte die Fluren ein
Schimmernder, flimmernder Sonnenschein
Wie mit goldnem Gewande.

Lerche sich in die Lüfte schwang,
Jubelnde Frühlingslieder sang,
Zog der Schall mit den Winden.
Dachte da Kätzchen still für sich:
Könnte doch wie die Lerche auch ich
Fernhin den Lenz verkünden!

Teilt sich auf einmal das Gezweig —
Kätzchens Wunsch erfüllt sich sogleich,
Fall, als wär' er vernommen.
Brach ein Mägdlein den silbernen Strauß,
Trug ihn ins Städtchen, trug ihn nach Haus:
„Seht doch, der Frühling ist 'kommen!"

Hans Lange.

Die Festung.

Auf den alten Festungswällen
Lieb' ich's sehr, mich zu ergehen
Und von oben in den hellen,
Blauen Frühlingstag zu sehen.

In der Berge grünem Kranze
Liegt das Land zu meinen Füßen,
Drauß im hellen Sonnenglanze
Friedlich weiße Dörfer grüßen.

Digitized by Google

Und der Frieden auf den Saaten
Ist so stark, daß selbst die Massen
Der marschirenden Soldaten
In dem bunten Bilde passen.

Auf dem Wall bis zu den Hüften
Kriechen mir die blüh'nden Hecken,
Mit berauschend süßen Düften
All den Pulverdampf zu schrecken.

Die Kanonen starrten finster
In das Land: sie sind entschwunden;
Denn mit Kränzen hat der Ginster
Ganz die Drohenden umwunden.

Spinne dich, du alte Feste,
Tief in deine Heldenträume:
Diese Knospen werden Äste,
Diese Sträucher werden Bäume.

Einen Friedensfeldzug sinnen
Gegen dich die Jugendkühnen:
Sie umstellen und umspinnen
Und begraben dich im Grünen!

Hugo Salus.

Lenzlied.

Frisch auf! Nun ist geboren
Der Lenz wohl über Nacht.
Es hat sich still verloren
Des Winters starre Macht.
Nun fliegt zum Walde wieder
Der Wandervögel Schar.
Nun, losgelöst die Glieder,
Rieselt das Bächlein klar.

Nun mag auch ich nicht bleiben
Im dumpfen Kämmerlein,
Und Herz und Sinne treiben:
Es muß gewandert sein.
Laß ab, laß ab von Sorgen,
Du treues Bruderblut!
Heraus in den frischen Morgen
Und bad' in Frühlingsglut!

Hoch blüht manch' blaue Blume
Im deutschen Eichenhorst,
Hoch singt zu Gottes Ruhme
Die Amsel im wilden Forst.
Hoch lächelt uns die Freude
In Wald, Gebirg und Thal,
Hoch glüht im lichten Kleide
Der helle Morgenstrahl.

Die Sonne spielt mit Wölklein,
Der blaue Himmel lacht.
Dem freien Wandervölklein
Ist's Wetter just gemacht.
Der Wind weht um die Wangen,
Der schnelle Wandersmann.
Ein Düftlein kommt gegangen
Ueber den Frühlingsplan.

Frisch auf! So will ich wandern,
Dieweil der Herrgott ruft,
Von einer Freud' zur andern
Mit Sang in Glanz und Duft.
Doch kommt ein Lüftchen 'gangen,
Das will zur Heimat wehn,
Jauchz' ich ins Frühlingsprangen:
Grüß mir die Liebste schön!

O. Fleischhauer.

Dauerndes Licht.

Dämm'rung sinkt auf grüne Wallen,
Denn des Tages Auge bricht.
Schatten hänkt sich stumm auf Schatten —
Meine Seele ringt nach Licht!

Sieh — da strahlt's mit sel'gem Frieden
Gnädig aus der Hand des Herrn:
Eh' mein Tag noch ganz geschieden,
Leuchtet schon mein Abendstern!

Heinrich Hege.

Frühlingsmärchen.

Alte Frauen jäten im Felde,
Der Hüterwagen fährt ab und zu,
Ueber Winterfaat und Melde
Leuchtest mit rotem Zopfband du.

Stimmenlaute — halbverwehte —
Aus dem frisch geackerten Bruch
Ueber die grünen, gereihten Beete
Dringt ein kräftiger Erdgeruch.

Auf streicht surrend ein Rebhuhnpärchen,
Goldbraun schimmert die Pappelallee,
Und ich lebe ein Frühlingsmärchen,
Während ich dir entgegengeh'.

Wilhelm Arminius.

Digitized by Google

Im zoologischen Museum.

Ei, guten Morgen, und tausend Dank,
Daß du gekommen, Schätzchen!
Schau, hier beim großen Amphibienschrank
Da ist ein lauschig Plätzchen.
Der dumme Pechsenfrosch glotzt zwar
Herunter von seinem Brette,
Als ob er noch nie ein verliebtes Paar
Bei einander gesehen hätte.
Was thut's? — Wir haben uns freilich lieb, —
Doch, wenn's den Menschen verborgen blieb —
Die ausgestopften Gestalten
Die werden den Schnabel halten.

Schau hier den Karpfen und hier den Hecht
Von gläsernen Wänden umschlossen,
Und all' die andern vom Geschlecht
Mit Schuppen, Riemen und Flossen.
Die Fische und Fischlein sonder Zahl,
Gefangen mit Angel und Netzen,
Da stehen sie nun im weiten Saal
Gar traurig an ihren Plätzen.
Die armen Fischlein — ich kenn' ihr Leid.
Ach, Schatz, 's ist einer gar nicht weit,
Der selber voll Verlangen
Vor kurzem in's Netz gegangen.

Doch weiter, schau, welch' bunte Pracht,
Die Vögel, die großen und kleinen,
Den Kakadu und den Sänger der Nacht
Und den Storch mit den roten Beinen!
Und hier das schnäbelnde Täubchenpaar, —
Doch sag', — was soll das heißen?
Ich glaube, Schatz, ich glaube gar,
Die zwei, die wollen sich — beißen.
Du schüttelst den Kopf und lachst mich aus?
Na wart' nur, eh' du darfst nach Haus,
Wirst du mir's büßen müssen
Mit hunderttausend Küssen.

Doch komm, da bringt zum Säugetiersaal
Uns schon die nächste Thüre.
Wechselst du, wie ich mit seiner Wahl
Dich durch's Museum führe?
Schau hier, den borst'gen Elephant
Mit seinen grimmen Zähnen,
Und dort das Walroß an der Wand,
Und da die wilden Hyänen,
Und da den Eisbär, weiß wie Schnee,
Und mittendrin du, mein schlankes Reh,
Das muß ich voll Erbarmen
Schnell schützen in meinen Armen.

Doch nein, — sie sind ja tot und lahm, —
Und könntest du sie erwecken,
Ich glaube, die Tierlein würden sich zahm
Zu deinen Füßen strecken.
Grad wie ich jetzt, du lose Maid,
Auf meine Kniee sinke
Und lauter, lauter Seligkeit
Von deinen Lippen trinke. —
Hoch lebe die edle Zoologie!
So gut gefiel sie mir noch nie,
Wie jetzt im goldenen Maien
Beim Studium zu Zweien.

Hermann Ahnoba.

April.

Ein Nebel zieht mit feuchter Frische
Durch milde, weiche Frühlingsluft;
Schon spielt um knospende Gebüsche
Der erste zarte, grüne Duft;
Was auch die kahlen Bäume sagen,
Daß winterlich noch alles stockt:
Durch ihre Kronen rollt und lockt
Schon Drosselklang und Finkenschlagen.

Nichts stört dies heimlich stille Leben.
Nur durch den Baumgang kommt ein Greis,
Bleibt stehn und lauscht und hascht mit Beben
Nach einem neubegrünten Reis.
Er eilt, noch einmal zu genießen
Des Blühens, eh' er selbst verdorrt. —
Sonst niemand rings. Der Lenz grünt fort,
Die Kindheit zu des Alters Füßen.

Franz Nagel.

„Das morgenkühle Wehen streicht ..."

Das morgenkühle Wehen streicht
In klingenden Akkorden —
Wie ist mir heut ums Herz so leicht,
So schwingenleicht geworden.

Und an den Bäumen Ast von Ast
Teilt lustig jetzt das Blasen,
Der lichterlohe Sonnenglast
Fällt blinkend auf den Rasen.

Und was mir lang das Herz umstellt,
Es teilt und trennt sich wieder,
Und Sonnengold des Lebens fällt
Laut klingend drinnen nieder.

Emil Hügli.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Ein wohlverdienter Schriftsteller, der von sich sagen darf, daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, und der mit gerechter Befriedigung auf sein Lebenswerk zurückblicken darf, Max Ring, veröffentlicht am Abend seines Lebens eine Auswahl seiner Gedichte (Berlin, Hugo Steinitz Verlag). Es ist nun länger als ein halbes Jahrhundert her, daß der 1817 geborene Dichter als kaum dreiundzwanzigjähriger Arzt 1840 seine Jugendlieder als sein erstes Buch herausgab — was alles hat er in den 56 Jahren, die dazwischen liegen, geschaffen: Romane, Novellen, Dramen, Kulturstudien, Sittenbilder, historische und topographische Werke, eine ganze Bibliothek, hundert oder über hundert Bände! — nun will er, so scheint es, mit Gedichten schließen, wie er einst mit Gedichten begonnen. Schon dies erweist, daß ihm die Lyrik Herzenssache geblieben ist, daß er auf dies jüngste Büchlein besonderen Wert legt. Mit Recht, und nicht blos von seinem persönlichen Standpunkt. Wir schlagen Rings Erzählungen nicht gering an; einige derselben, namentlich die großen Romane „Ein verlorenes Geschlecht“ und „Das Haus Hillel“ haben uns einen bleibenden Eindruck gemacht, aber so durchaus individuell, wie diese Gedichte, sind nicht alle seine sonstigen Werke. Schon dies macht uns das Büchlein wert: es faßt den Lebensinhalt eines ernsten, sympathischen Mannes, der mehr gearbeitet und mehr erfahren hat, als den meisten Menschen äußerlich oder gegönnt ist, zusammen, aber auch an sich verdient dieser Inhalt Beachtung: jedes dieser Gedichte ist gleichsam wie ein Blatt in einem Tagebuche entstanden, genau in derselben Art und genau zu demselben Zweck. Wir hoffen, daß dies noch lange nicht das letzte Buch des überaus rüstigen Greises ist, dem seine nahezu achtzig Jahre den Nacken noch nicht gebeugt haben, wir hoffen namentlich, daß uns Ring noch seine Selbstbiographie bescheren wird, aber die Biographie seiner Seele liegt nun schon in diesem Büchlein vor, das neben Gedichten, die vor sechzig oder mehr Jahren entstanden sind, auch solche bringt, die der gestrige Tag geboren hat. Der erste Abschnitt, „Aus der Natur“, bringt Gedichte voll warmer, frischer Empfindung; dieselben Eigenschaften sind den sorglich gesichteten Liebesliedern nachzurühmen. Aus beiden Abschnitten hier je eine Probe:

Die Linde.

O Linde, Blütenlinde!
Dich grüß' ich tausendmal.
Gar vielerlei Gesinde
Birgst du im grünen Saal.
Du schenkst aus gold'nen Krügen
Den Bienen Nektar ein.
Trinkt, Kinder, schlürft in Zügen!
Wie bald versiegt der Wein.
Du hast dein Zelt geschlungen
Für Vöglein zart und schwach.
Singt, Kinder, frisch gesungen!
Wie bald verweht das Dach.
Du wölbst smaragdne Lauben,
Der Liebe kühlen Sitz.
Küßt, Kinder! küßt euch. Tauben!
In Wolken schläft der Blitz.

Die Locke.

Heut' hab' ich eine Locke
Von ihrem teuren Haupt,
Solch eine goldne Flocke
Dem Liebchen schlau geraubt.
Getrennt von ihren Schwestern
Liegt sie jetzt einsam da,
Die ich noch selig gestern
An ihrem Köpfchen sah.
O lasse deine Trauer,
Du, holde Locke mein!
Die Zeit färbt jene grauer,
Du wirst unsterblich sein.
Ihr Los, es trifft dich nimmer,
Du tropfst Tränen der Zeit,
Es hat vom Tod für immer
Die Liebe dich befreit.

Ein Abschnitt „Zeitstimmen“ vereinigt Bilder aus der oberschlesischen Hungerzeit 1847 und der Pariser Schreckenszeit von 1871, ein folgender: „Aus großer Zeit“ feiert die deutschen Siege derselben Tage, ein dritter bringt Bilder aus dem Orient, ein vierter „Lose Blätter“, vermischte Gedichte, unter denen namentlich „Der Judenkirchhof“ nach seinem Gedankengehalt hervorragt. Auch der Abschnitt „Sprüche und Gnomen“ enthält viel Hübsches und Sinniges; wir haben erst daraus erfahren, daß die bekannte Grabschrift für Heinrich von Kleist von Ring verfaßt ist:

Der Dichter lebte, litt und sang in schwerer Zeit,
Er suchte hier den Tod und fand — Unsterblichkeit.

Eine Reihe treuer, in der Form sehr sauberer Uebersetzungen aus dem Englischen und Italienischen, sowie ein Vereinspiel: „Scorrons Liebe“, dem die 36 Jahre, die seit seinem ersten Erscheinen verflossen sind, nichts von seiner sinnigen Anmut geraubt haben, schließen das Büchlein, dem jene Beachtung werden möge, die es kraft seines Inhalts, wie der Verdienste seines Verfassers verdient.

— In unser letztes Heft haben sich leider eine Reihe sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, die wir hiermit richtig stellen. Der 8. Vers des Sonetto: „Einsamkeit“ von F. Schubert (S. 11) hat zu lauten: „Statt sie zu heilen. Nennt sie d'rum nicht schudde!“ In dem Aufsatz „Vormärz und März“ muß es (S. 12, Spalte links, Z. 17 von unten) richtig heißen: „Reinhart“ (nicht „Reichert“); S. 12, Sp. rechts Zeile 25 v. oben: „sei“ (nicht „sie“); S. 14 Sp. links im Citat aus Lenau: „Im finstern Rathe der Natur“ (nicht „Reiche“); das Jahr, wo Pfizer Redacteur des „Morgenblatt“ war, ist natürlich nicht „1875“, sondern 1845 (dieselbe Spalte); S. 14, Sp. rechts, Z. 5 von oben muß es statt: „nur wurden“: „nun wurden“ und in derselben Spalte von Anastasius Grün heißen: „vermählt hätte und nur noch selten“: vier Zeilen weiter unten ist statt „sondern auch“ „sondern nur“ zu lesen; S. 15, Sp. links, Z. 10 statt: „das Censurwesen, daß“: „das Censurwesen, das“; die S. 15 Spalte rechts, Z. 13 v. oben genannte Behörde hieß: „Polizeihofstelle“ (nicht Polizeihofstelle); der Schlußsatz endlich (S. 19) muß lauten: „scheinen die Freunde“ statt: „schienen die Freunde“. Aufmerksamen Lesern der „Deutschen Dichtung“ wird vielleicht auch nicht entgangen sein, daß sich Leitners Brief an Frankl vom Jahre 1877 über die Bedeutung des Pseudonyms „Anastasius Grün“ zum Teil wörtlich mit jenen Ausführungen deckt, die der greise Dichter in Bd. VIII, S. 220 ff. unserer Zeitschrift in seinem Aufsatz: „Zur Biographie Anastasius Grüns“ veröffentlicht hat.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Greinz, Rudolf Heinrich. Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Eine kritische Untersuchung nach dem Stoffgebiete der Heineschen Lyrik. Neuwied u. Leipzig. August Schupp. 1894.

Settegast, Prof. Dr. H. Woher — wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin, Emil Goldschmidt. 1895.

Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. von. Heinrich Heine als deutscher Lyriker. Eine litterarische Neterei. Stuttgart. Chr. Belsersche Verlagshandlung. 1894.

Kiepli, Dr. Max. Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin. Mitscher u. Röstell. 1895.

Karpeles, Gustav. Heinrich Heine und der Rabbi von Bacharach. Wien. Verlag des „Freien Blattes“. 1895.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Der Rosenstock.

Novelle von Anselm Heine.

(Fortsetzung.)

Danach kamen andere Verpflichtungen. Das Aufräumen der Stuben, Vorbereitungen für die Küche und zwischendurch immer die Aufsicht über die Beschäftigungen der Kinder. Sie that das alles heute mit einer gewissen Hast, wie für unterdessen! Als hätte sie etwas Hauptsächliches nur so zurückgeschoben und freue sich darauf, es bei besserer Muße wieder aufnehmen zu können.

Endlich kam sie so weit! Sie setzte sich mit ihrer Näharbeit (ein Paar Atlasschuhe, die sie für Fräulein Mimi neu überziehen mußte) in die Wohnstube an den Tisch, gerade dem Fenster gegenüber, so daß sie den Rosenstock ansehen mußte, sobald sie den Kopf hob.

Also eifersüchtig war ihr guter Brömme? Eifersüchtig auf den Joseph? Dann liebte der sie wohl gar?

Eine Fülle von Vorstellungen drang auf sie ein. Mit der ihr eigenen Pedanterie versuchte sie dieselben zu ordnen. Daß Brömme wußte, von wem der Rosenstock kam, das war sicher. Warum hätte er sonst nicht mit geraten? Und daß er einen Schreck bekam, wie sie von Pokorny sprach, war ebenso sicher.

Also war der Rosenstock von ihm, von Pokorny. Und zwar sollte das ein stummes Zeichen der Verehrung sein — denn von einer gewöhnlichen Aufmerksamkeit hätte doch Brömme nicht so viel Aufhebens zu machen brauchen?

Aber konnte ihr Mann ihr nicht ruhig sagen, wie die Sache stand? Es war häßlich von ihm, daß er das nicht that. Gerade als wäre sie eine eitle, gefallsüchtige Frau, der man mit solchen Geschichten nicht den Kopf verdrehen dürfe. Und nun belog er sie und that noch extra groß mit dem Geschenke eines Andern. Von der Seite hatte sie ihn noch gar nicht gekannt. Ob es wahr ist, daß alle Männer schlecht sind, wenn man sie ganz genau kennen lernt? Eigentlich wäre es Brömme schon recht, wenn sie jetzt mit dem Joseph ein bischen —

Ein furchtbarer Krach mit nachfolgendem Wehegeschrei ließ sie aufspringen. Fritzchen war des Nähens überdrüssig geworden und spürte Verlangen nach seinem schwarzpappenen Ulanenhelm, der ihm nur Sonntags gestattet war und wochentags auf dem Kleiderschrank bewahrt wurde. Fritzchen hatte den Schrank geöffnet, war auf den unteren Absatz desselben geklettert, und nun mit dem ganzen Schrank, dessen hinkendes Dasein nur durch untergeschobene Klötzchen gestützt wurde, umgefallen. Karoline schaffte Lindrung, Ordnung und Ruhe, gab dem Fritzchen „auf seine Beule" ein Stück uralter Koch-Chokolade, die für solche Fälle bereit lag, und Karlchen, der sich über Zurücksetzung beklagte, auch eines, wenn auch, um der Gerechtigkeit willen, ein kleineres. Endlich kehrte sie zu ihrer Näharbeit zurück. Und an ihrem alten Platze, den Blick nach dem Rosenstock gewendet, fand sie auch die früheren Gedanken wieder vor:

Vielleicht hatte Brömme aber auf einen Anderen Verdacht? Vielleicht Einer, von dem sie selbst gar nichts wußte? Aber es konnte sie doch Keiner! Es mußte sie geradezu Jemand auf der Straße gesehen haben, und — —

Sie stand lächelnd auf und klemmte sich zwischen Tisch und Sofa hinein.

Ob wirklich Jemand sich nur so, wenn er sie auf der Straße sah, in sie verlieben konnte?

Der Spiegel hing zu hoch, sie sah nur die Spitze ihres Celluloidpfeiles darin. Sie zog ihr Taschentuch aus der Tasche und breitete es über den Sofasitz, dann stieg sie hinauf.

Digitized by Google

Schade, daß sie so dick geworden war. Das Gesicht — das wäre ja so weit ganz nett gewesen, aber die Figur! Sie vernachlässigte sich auch zu sehr. Ein bischen fester könnte sie sich anziehen!

Sie legte beide Hände über die Hüften und preßte ihre Taille ein wenig zusammen.

So sähe es gleich adretter aus! Und die Ärmel waren auch gar zu altmodisch. Sie müßte entschieden weitere haben! Wenn das nur nicht so schrecklich viel Zeug kostete. Da ging mehr Stoff hinein, als man früher für eine ganze Taille brauchte. Ja, wenn sie Geld hätte — sie würde es schon verstehen sich hübsch anzuziehen. Aber so —!

Sie seufzte und stieg von ihrem Beobachterposten herunter. Da sie die Kinder nicht mehr in der Stube sah, ging sie in die Küche, sie zu suchen. Als sie auch dort nicht waren und die unheimliche Stille in der Kammer, in der sie sich also befinden mußten, sie argwöhnisch machte, schlich sie zur Kammerthüre und öffnete sie leise.

Ihre Ahnungen bestätigten sich nur zu sehr.

„Wir spielen Schwimmschule," erklärte Karlchen wichtig, indem er fortfuhr, die frisch gefüllten Wasserkannen auf der elterlichen grünen Bettdecke zu entleeren. „Ich mache den See zurecht, er trocknet immer wieder ein." Fritzchen lag bereits auf dem Deckensee ausgestreckt und machte Schwimmbewegungen. Er, als der Ältere, war sich des Ungesetzmäßigen wohl bewußt und hielt daher bei Karolinens Eintritt erschrocken inne, während Karlchen sich anschickte, sich gleichfalls in schwimmtüchtigen Zustand zu versetzen und eifrig an seinem Knöpfkittel nestelte.

Ein paar strafende Ohrfeigen, Abtrocknen und Ausringen der Decke, Ankleiden der Kinder, alles das unter verdrießlichem Schelten, nahm eine ziemliche Zeit in Anspruch.

„Es hat auch Niemand auf uns aufgepaßt," sagte Karlchen weinend, aber in gravitätisch mahnendem Tone.

Karoline fühlte sich wirklich ein wenig getroffen von diesem Vorwurfe. Daß man aber auch nie eine Minute für sich selbst haben sollte! Eigentlich heiratet man doch viel zu früh! Am Ende wäre es gescheiter gewesen, noch zu warten. Was hatte man jetzt? Den ganzen Tag nichts als Plage und Verdruß. Wer weiß, wenn sie ihre Stimme behalten hätte, sänge sie jetzt am Ende auch Solosceenen, wie Pokorny. Dann würde sie eine Menge Geld verdienen, könnte sich alles kaufen, wozu sie Lust hätte, und wenn sie dann einmal heiraten wollte, dann hätte sie das Aussuchen.

Damals hatte man es als ein großes Glück für sie angesehen, daß der Brömme sich mit ihr verlobte — und sie wollte ja auch nichts sagen, sie war ja gewiß mit ihm zufrieden — aber am Ende hätte sie doch auch einen ganz anderen —! Sie stand auf, weil ihr das Blut in den Ohren zu singen begann. Wie sie nur heute auf alle diese Gedanken kam! Sonst war ihr doch dergleichen noch nicht eingefallen?

Sie war wieder an den Rosenstock herangetreten und streichelte die weichen Blütenblätter mit ihren Lippen. Wie schön war er! Und wie der süße Duft die ganze Wohnung füllte! Ordentlich benommen wurde einem davon. Wahrscheinlich kam ihr auch daher der ungewohnte Hang zum Spintisiren!

Überhaupt, seit der Rosenstock da stand, es war gerade, als würden einem „die Augen aufgethan", wie es in der biblischen Geschichte heißt, da gleich zu Anfang bei Adam und Eva. Seit der Rosenstock da stand, sah sie erst, wie dürftig und kahl es war in ihrer Stube. Kein Bild an der Wand, nicht einmal eine hübsche Blumenvase oder ein Goldfischglas. Nein, gar nichts. Aber Brömme hatte keine Augen für das, was hübsch ist! Und wenn ihn Andere darauf aufmerksam machten —!

Und gönnte er's ihr wohl, daß man sie hübsch fand, daß man ihr auch einmal eine Freude machen wollte?

„Frau Brömme, Frau Brömme," rief es vom Nachbarhause herüber.

„Was ist denn?" fragte Karoline, die das freie Fenster geöffnet hatte.

„Können Sie mir heute nicht einmal aushelfen mit einem bischen Suppengrün? Ich habe so sehr das Reißen im Fuße und kann nicht ausgehen."

„Fritzchen kann nachher was rüberbringen, Frau Rendant." Sie sagte es nicht sehr freundlich, denn die Frau Rendant war eine Persönlichkeit, mit der sie nicht gern zu schaffen hatte. Sie war die Quelle aller Klatschereien im Hofgeviert und darüber hinaus. Ihre böse Zunge war überall gefürchtet. Dabei galt sie für träge, unordentlich und schmutzig. Sie verbrachte ihre Tage mit dem Lesen spannender Romane, die sie sich aus der Bibliothek eines Verwandten entlehnte.

Digitized by Google

„Was für ein schöner Rosenstock," rief sie jetzt, „ich sah ihn schon gestern hier hinaustragen. Von wem ist er denn?"

Karoline begriff, daß das Suppengrün nur Vorwand gewesen war. „Von meinem Manne," sagte sie deshalb schnell, aber sie wurde rot dabei. Die Frau Rendant lachte. „Ei, sehen Sie mal an! Und ich dachte doch wunder — Na, wenn Sie es selber sagen! Eigentlich ist das sonst nicht gerade seine Art, so sparsam wie er ist! Ähnlich sieht ihm so was grade nicht! Ja, ja, die ganze Nachbarschaft hat sich den Kopf darüber zerbrochen. Da habe ich gesagt: Ach was, ich frage sie einfach. Man muß nicht gleich von einer Frau das Schlechteste glauben!' Na, und da habe ich Sie nun eben gefragt. So so! Also von Ihrem Manne!!" Damit verschwand sie.

„Die glaubt es natürlich auch nicht," sagte sich Karoline und seufzte. Es that ihr leid, daß sie einen Mann hatte, dem man solche Aufmerksamkeiten nicht zutrauen konnte. Mit einem abermaligen Seufzer befestigte sie die letzte Schleife der rosa Bandrosetten an dem zierlichen Atlasschuhchen.

Ja, die Mimi, die hatte es gut! Deren Wohnung sah aus! Wie ein Raritätenladen! Na ja, aber auch! So wie die natürlich! Der Joseph war auch eine Weile zu ihr gegangen. Jetzt schien das aus zu sein zwischen den Beiden! Karoline fragte so nicht nach so was, aber Spaß würde es ihr machen, wenn das eitle Fräulein Mimi einmal erführe, der Joseph, oder sonst Einer hätte der braven, bescheidenen Karoline Brömme einen Rosenstock geschenkt! —

Sehr vergnügt ging sie in die Küche, um die Kohlrüben für das Mittagsessen zu putzen und Fritzchen die gewünschten Suppenkräuter für die Nachbarin zu geben. Dabei fand sie auf dem Küchentische das Butterbrot, das sie vergessen hatte, ihrem Manne einzustecken. Aber warum hatte er sich sein Frühstück nicht geholt? Er mußte es doch vermißt haben? Und heute, am Freitag, unterrichtet er ja die Tochter vom Lehrer Fischer ganz in der Nähe. Da hätte er ja zurückkommen können! Er war aber heute überhaupt so zerstreut, so verstört gewesen! Schon gestern abend, sobald er den Rosenstock zu Gesichte bekam. Zu merkwürdig!

Und von neuem gingen ihre Vermutungen denselben Kreislauf.

Brömme hatte in der That sein Butterbrot vermißt, als er seine Unterrichtsstunde beendet hatte und nun in die Rocktasche griff, um, wie gewöhnlich, sein Frühstück auf der menschenleeren Chaussee einzunehmen. Schon war er im Begriffe umzukehren und nach Hause zu gehen, als er stehen blieb. Zu Hause, da war dann wieder dieser unentwirrbare Rosenstock. Es war beinahe, als habe er Furcht vor ihm. Denn jetzt war er ihm eine doppelt verdrießliche Mahnung. Er erinnerte ihn an seine unüberlegte Handlung von gestern und zugleich an seine halbe Lüge. Nein, er hatte nicht Lust, wieder davon anfangen zu müssen. Mitten auf der Straße drehte er sich entschlossen um und ging dem Theater zu, wo er Probe hatte.

Dabei fuhr er fort zu grübeln. Irgend etwas zwang ihn dazu. Es war in ihm noch ein unausgegangener Rest, den er ausgleichen mußte, etwas, das nicht Ruhe war und doch Beunruhigung. Es lag in ihm wie eine Last. Das Geringfügige, das gestern geschehen war, und das er nun als seine That anerkennen mußte, erdrückte den Mann der Alltäglichkeit. Heute verstand er die Redensart von einem „schweren Herzen". Ihm wurde ganz elend zu Mute, als er da in dem kalten, nassen Nebelmorgen auf der schmutzigen Chaussee dahinschritt. Vielleicht war es auch der Hunger, der ihn matt machte? Jedenfalls fror ihn tüchtig! Eine Spiritusofenhandlung lag am Wege. Er ging hinein und ließ sich einen Kornbranntwein geben. Wie angenehm das die Glieder durchpulste, wie schön es wärmte! Heute konnte er das brauchen! Im ganzen war er kein Freund von Spiritusofen. Er konnte fast nichts vertragen.

Auch jetzt spürte er einen gelinden Schwindel, als er wieder in die feuchte Luft hinaustrat. Es war ihm, als bewege sich der Geigenkasten in seiner Hand ganz von selbst wie ein lebendes Wesen. Aber das ging vorüber, und es war ihm nun doch viel wohler als vorher. Und jetzt wußte er auch, was ihn neben allem anderen noch verstörte: er freute sich ja, daß Karoline ihn als einen so unerschütterlich gefestigten Menschen anerkannte, — natürlich freute ihn das. — Oder freute ihn das etwa nicht? Aber warum mußte sie anderen Leuten mehr Freigebigkeit zutrauen als ihrem eigenen Manne? Das ärgerte ihn!

Etwas von jenem ewigen Neide, den gebundene Naturen gegen ungebundene empfinden, regte sich in ihm. Und wenn er sich auch nicht

Digitized by Google

verstand, das Gefühl war doch da und quälte ihn. — Von dem Pokorny also glaubte sie so was. Weil er manchmal mehr Geld ausgab als er besaß? Oder etwa als Dank für die paar Stiche, die sie ihm genäht hatte? Was brauchte sie überhaupt für ihn zu nähen? Hatte sie nicht im Hause genug zu thun? Da bildet sich denn so ein eitler junger Mensch Gott weiß was ein. Andere Leute brauchten seiner Frau keine Geschenke zu machen. Das gehörte sich nicht!

Der genossene Kornbranntwein hatte ihn ein wenig berauscht. Einen kurzen Augenblick glaubte er beinahe, Pokorny habe wirklich Karolinen einen Rosenstock geschenkt. Zugleich war er sich bewußt, daß Pokorny nicht wissen dürfe, daß man ihn für den Geber des Geschenkes halte. Wie unbequem ihm der Mensch auf einmal war! Wenn er nur nicht heute nachmittag zum Kaffee kam und mit Karolinen über den Rosenstock sprach. Brömme konnte sich im Moment nicht klar werden wieso, aber er wußte, das bedeute für ihn eine große Unannehmlichkeit. Es kam ihm vor, als würde er sich dann sehr lächerlich machen. Und das wollte er nicht. Nein, das wollte er um keinen Preis.

Unglücklicherweise traf er gerade, als er ins Theatergebäude hineingehen wollte, das gesamte Chorpersonal, das eben seine Probe beendet hatte. Er mußte stehen bleiben und den Zug vorüberdefilieren lassen. Fast alle kannten ihn und grüßten ihn freundlich, das hübsche Fräulein Mimi nickte ihm zu und Pokorny machte Miene, ihn anzureden.

„Wissen's das Allerneuste, Herr Brömme?“ rief er schon von weitem. Aber der gute Ferdinand wich ihm mit einer halb verlegenen, halb finsteren Gebärde aus und blickte dann an ihm vorbei steif in die Luft. Alle sahen sich verwundert an. Pokorny wurde blutrot. Es war eine förmliche kleine Scene, die Niemand begreifen konnte, Ferdinand Brömme am wenigsten. Er hatte ganz instinktiv gehandelt, nur aus seiner konfusen Mißbilligung heraus.

Er war jetzt wieder vollkommen nüchtern. Äußerst niedergedrückt schlich er an seinen Posten. Der Orchesterraum füllte sich heute merkwürdig spät, und dann kamen alle mit einem Male herunter. Es war offenbar, daß sie im Stimmzimmer zusammen geblieben waren. Brömme fühlte sich sehr unglücklich. Er dachte sich, daß sie von ihm gesprochen hätten. Er fühlte sich ausgeschlossen, einsam. In der Probe selbst griff er ein paarmal daneben, so daß ihn der Kapellmeister verweisend ansah. Auch gingen die Doppelgriffe, die er zu Hause hatte üben wollen, nicht besser als in der ersten Tristanprobe. Natürlich, dieser verdammte Rosenstock hatte ihn ja nicht zum Üben kommen lassen!

„Was war das nur mit dem Brömme?“ fragte die weichmütige Kesselpauke nachher einen der zweiten Geiger, „er war so zerstreut und sah miserabel aus.“ „Er roch auch nach Schnaps,“ entgegnete der, „ob er sich das Schnapstrinken angewöhnt hat?“

„Kein Gedanke! So ein solider Mann' Nein, er muß krank sein oder irgend einen Kummer haben.“

„Was mag ihm nur der lustige Joseph gethan haben?“

„Sie waren doch sonst so intim.“

„Und ich bleibe dabei, er muß einen Kummer haben,“ sagte die Kesselpauke zuletzt noch einmal.

Noch am selben Abend wußten sie es alle, daß er einen Kummer hatte. Die Frau Rendant war nicht müßig gewesen! — —

Der Rest des Tages aber sollte dem armen Ferdinand noch manche Anfechtungen bringen. Er war mit dem guten Vorsatze nach Hause gekommen, Karolinen nun endlich den ganzen Sachverhalt mit dem Rosenstocke zu erzählen und so auf einmal allen weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen. Als er aber nun in Schlafrock und Pantoffeln bei seinem Mittagsessen saß, die Kinder um ihn herum, da konnte er absolut keinen Anfang finden. Karoline war beschäftigt und verdrießlich, wie es schien. Und man konnte doch auch nicht vor den Kindern! Er sah seine Frau ein paarmal von der Seite an. Sie zeigte heute solch ein herbes, verschlossenes Gesicht, das er gar nicht an ihr kannte! Die Kinder, die, wie sie es gewöhnt waren, mit ihren Fragen und kleinen Erzählungen dazwischen fuhren, wurden von ihr heftig zur Ruhe verwiesen, so daß die kleinen verwöhnten Schelme bedrückt und verschüchtert da saßen. Schon den ganzen Morgen über hatte ihnen die Mutter nicht das Interesse zugewandt, dessen sie zu ihrer Behaglichkeit bedurften, nun sollten sie nicht einmal mit dem Vater reden, der immer so hübsche kleine Witzchen mit ihnen machte!

Aber auch er verhielt sich teilnahmslos. Überhungert und müde wie er war, konnte er kaum einen Bissen hinunterbringen und hörte

Digitized by Google

nur mit halbem Ohre auf das, was ihm Karoline jetzt vortrug. Er war es nicht gewöhnt, daß sie ihn bei Tische mit ihren Wünschen überfiel. Dazu hatten sie die Abendstunden ausgemacht. Und dies waren auch nicht Wünsche mehr, dies waren Forderungen!

„Und ich sage nur, es ist eine Schande, wie es bei uns aussieht," schloß sie ihre unerwartete Rede, „und überhaupt — nicht auf die Straße traut man sich ja noch mit diesen alten unmodernen Fetzen! Geld sollst Du mir geben. Hörst Du? Geld!"

„Aber ich sehe doch gar nicht ein, wieso Du auf einmal —" begann er hilflos.

„Das ist es ja eben, daß Du das nicht einsiehst! Du hast eben keinen Sinn für so was, Brömme. Aber wenn Du Dich hier umsiehst — Gucke nur mal, wie sich der Rosenstock hier ausnimmt, gerade wie ein Prinzenbarett über einem Bauernanzuge. Habe ich nicht recht? — Aber ich weiß schon, Du willst nichts von dem Rosenstock hören! Du gönnst mir nicht die Freude, mal was geschenkt zu bekommen. Wo ich doch sonst den ganzen Tag nichts habe als Plage und Verdruß!" Sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte. Brömme war fassungslos. Derartige Scenen kannte er bisher in seinem Ehestande nicht. Es hatte immer eine gemütliche Gleichgültigkeit zwischen ihnen geherrscht. Und nun auf einmal! Mit rotem Kopfe stand er auf und trat hinter ihren Stuhl. „Karoline," sagte er ein paarmal leise, „Karoline, Du wirst doch nicht vor den Kindern —"

Sie hörte nicht auf ihn und schluchzte fort. Das Blut klopfte ihm in den Ohren. Sein kleines ruhebedürftiges Hirn schwindelte. Er hielt es nicht länger aus in der engen Stube, in dem starken Rosendufte und bei der weinenden Frau. Hastig kleidete er sich zum Ausgehen um. „Wenn Du so bist," sagte er dabei vorwurfsvoll. Karoline antwortete nicht. Da nahm er auch die Geige noch zur Hand. Er wollte vor Abend gar nicht wiederkommen. Ein kleiner bleichsüchtiger Trotz hatte ihn ergriffen. Was sollte er noch hier? Hier herrschte jetzt der Rosenstock — nicht er! Gut! er konnte ja gehen! Irgendwohin, wo er Ruhe fand und Vergessen aller Trübsal. — Ohne Abschied ging er zur Stube hinaus. Die Kinder sahen erst verdutzt einander an, dann begannen auch sie bitterlich zu weinen. Es war ihnen unheimlich zu Mute. Die Atmosphäre von Behaglichkeit und Frieden, in der sie sich bisher bewegt hatten, war zerrissen und sie schauderten nun in dem kalten, ungewohnten Anhauche. (Schluß folgt.)

Gedichte

von

H. Robertin.*)

Traum.

Mit jähem Aufschrei ward ich heute wach:
Durch meine Träume scholl's wie Hammerschlag.

Vier Männer hämmerten an einem Sarg,
Der meines Glückes holde Leiche barg.

Sie haben mir den Sarg ans Herz gesetzt,
Dort fühlte ich sein scharfes Pressen jetzt.

„Um Gottes willen, löst mich von der Pein,
Legt in den Sarg mein armes Herz hinein!"

Da sahen sie mit hartem Hohn mich an:
„Wir forschen, was ein Herz ertragen kann."

Auf Eisentafeln schrieben sie mit Erz:
„Lebendig bleibt selbst ein zermalmtes Herz."

Weihnachtswunder.

Weißt du noch, wie wir als Kinder
Um die Christzeit ahnend lauschten,
Ob der Engel Silberschwingen
Über unsern Häuptern rauschten?

Weißt du, wie wir wach geblieben
Nachts im schmalen Kinderbette,
Spähend, ob das Jesuskindlein
Nicht zu uns ins Zimmer träte?

Tiefer, ernster ward seither
Unser Glauben, unser Beten,
Doch nach Kindesbrauch ist oft
Wollt' ein Heimweh mich betreten.

Da, an jenem heil'gen Abend,
Da sich unsre Herzen fanden,

*) Wir entnehmen diese bisher ungedruckten Gedichte dem eben erscheinenden Büchlein: Dichtungen von H. Robertin (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt). Den Hauptinhalt des Bändchens bildet eine Erzählung in Versen: „Gertrude Jasmund"; daran ist ein Anhang lyrischer Gedichte gefügt, nur 17 an Zahl, aber jedes derselben scheint uns zu erweisen, daß hier ein eigentümliches und starkes Talent seinen ersten Flug in die Welt wagt. Wir hoffen, daß die vorliegenden Proben dies auch für jene Leser, welche die früheren Beiträge der Dichterin für unsere Zeitschrift nicht kennen, erweisen werden. D. Red.

Digitized by Google

Da zum erstenmal verrinnt
Unterm Christbaum wir gestanden:

Damals hab' ich überwunden
Jedes Heimweh — denn jetzunder
Hab' ich selige Gewißheit:
Noch geschehen Weihnachtswunder!

❦

November.

Ausgelöscht November hat
Sommers letztes Blütenleben,
Die Natur liegt todesmatt —
Auch dein Herz durchzuckt ein Beben.

Wird nach all der Blütenzeit
Wohl auch dich das Leid bezwingen?
Mußt auch du durch Herbstessturm
Dich zum Winterfrieden ringen?

Komme, was da kommen mag —
Ruhig, Herz, und laß das Zagen!
Leichter trägt sich jede Last,
Wenn vereint sie zwei tragen.

Festen Mutes wollen wir,
Tief im Herzen ernstes Beten,
Eins des andern Lieb' gewiß,
Dem Geschick entgegentreten.

❦

Herbst.

Reif ist über Nacht gefallen,
Und im frohen Blütenbehagen
Bleicher Tod hielt seine Ernte —
Nicht die Blumen du beklage!

Denn in Sommers Glutumarmung
Haben Wonne sie getrunken,
Und als erster Schmerz sie rührte,
Sind sie sterbend hingesunken.

Trüglich, ach, war Sommers Treue,
Lüge all sein süßes Werben —
Doch Eins neid' ich euch, ihr Blumen:
Daß vor Weh ihr konntet sterben.

Menschenkind muß weiter tragen
Seines Lebens trübe Pflichten:
Schicksal gönnt statt süßen Todes
Ihm nur schmerzliches Verzichten.

❦

Winternacht.

Das weiße Schneebett geschmieget
Liegt schlummernd die Erde;
Am fahlblauen Himmel
Sank unter die Sonne;
Das krächzende Völkchen der Krähen
Schwieg müde und friercnd —
Kein Laut mag die Schlafende wecken.

Und ruhig wehet ihr Atem,
Der seufzende Nachtwind.
Am fahlblauen Himmel
Ersteigen die Sterne;
Mit flimmerndem Strahle sie kreisen
Der Schlummernden Antlitz —
Die lächelt in seligen Träumen.

Wie Mutterauge das Mondlicht
Schaut nieder voll Wehmut.
„Wohl süß mag sich's träumen
Von Treu und von Hoffnung,
Von Sommer und holder Gewährung,
Von Singen und Rosen,
Von Leben, von Licht und von Liebe.

Doch weh! bald nahet die Zeit sich,
Da alles vergehet,
Was, Erde, du Chörin
Genährt hast mit Herzblut:
Das Schöne nur schillernde Lüge!
Wild stöhnst du im Herbststurm,
Beschwörend, anklagend, verzweifelnd.

Ja, träume! Süß ist die Hoffnung,
Karg wird der Besitz sein,
Bis endlich du abwirfst
Verächtlich die Flitter,
Die gleißenden Gaben des Sommers
Nur Eins noch begehrend:
Vergessen in traumloser Ruhe."

❦

Ad astra.

Solang' du deinen Blick noch rückwärts lenkest,
Erscheint das Jetzt dir doppelt freudelos;
Solang' du deine Lieb' in dich versenkest,
Ist all dein Thun ein leeres Scheinen bloß.

Nicht führ' ich dir, daß sehnend du gedenkest
Des Glücks, das dir im Blütenmunde sproß;
Doch deiner unwert ist's, daß du dich kränkest,
Nur weil der Strom der Tage weiter floß.

Laß deinen Geist in der Erinn'rung schwärmen,
Mit ihrer Glut die Gegenwart durchwärmen,
Doch dann schau klaren Blicks auf deine Pflichten.

Und was dir eine Mauer schien von ferne,
Sind Wolken nur; dahinter winken Sterne
Dem, der es wagt, den Flug auf sie zu richten.

Digitized by Google

Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

„Ich verstehe nicht!“ sagte Meiregg, indes seine Züge einen gequälten Ausdruck annahmen. „Warum hat Ihr Herr Vater —“

„Mich enterbt? Damit meine Adoptivtochter nicht in den Besitz seines Vermögens komme.“

„Wer?“

„Nun Mimi, meine Adoptivtochter.“

„Wie? Ist Mimi nicht Ihre Tochter?“ Meiregg schrie es förmlich, seine erbleichten Lippen zitterten.

„Ist Ihnen das nicht bekannt?“ fragte Erler nun seinerseits betreten. „Haben Ihnen meine Frau und das Mädchen nichts davon gesagt?“

„Kein Wort! Das ist ein Betrug!“ keuchte der junge Mann. „Ein schändlicher Betrug!“

Gustav richtete sich hoch auf. „Mäßigen Sie sich! Wer betrügt Sie hier? Ich spreche Ihnen ja soeben davon. Meine Frau und Mimi aber“, fügte er zögernd hinzu, während ihn blitzschnell der Gedanke durchfuhr: Sollten sie es ihm absichtlich verheimlicht haben? — „sind so gewöhnt, sich als Mutter und Tochter zu betrachten, daß ihnen wohl gar nicht der Gedanke kam, Ihnen mitzuteilen, sie seien es thatsächlich nicht.“

„Und wessen Tochter ist die junge Dame?“ fragte Meiregg hochmütig.

„Die eines Leipziger Handwerkers.“

„Eines Schusters?“

„Eines Tischlers.“

„Und sie heißt?“

„Das kann Ihnen gleichgültig sein. Heute heißt sie Erler. Ich habe sie adoptiert.“

„Eines Tischlers? . . . Also aus der Hefe des Volkes!“ Es lief wie ein Schauer über den Körper des jungen Aristokraten.

„Ja. Daran ist nichts zu ändern. Meinen Namen trägt sie, sagte ich Ihnen schon. Anderes Blut habe ich ihr aber nicht geben können und sicher ist ihr nichts, als das sehr mäßige Vermögen meiner Frau.“

Es trat eine längere Pause ein, während der Gustav den jungen Mann scharf beobachtete, in dessen Innerem sichtlich ein heftiger Kampf tobte. Endlich fragte Erler:

„Unter diesen Umständen verzichten Sie wohl, Herr Baron?“

„Wie kann ich denn anders!“ brach Meiregg leidenschaftlich los. „Wahrhaftig, ich habe das Mädchen von ganzem Herzen geliebt, sonst hätte ich nie um eine Bürgerliche geworben. Wie soll ich Ihnen sagen, was das für einen Meiregg bedeutet, welche Kämpfe es mich schon gekostet hat und mir in Zukunft noch gebracht hätte! Und auch für mich selbst — Sie mögen über mich denken, wie Sie wollen — war es ein ungeheurer Entschluß. Wenn Sie gerecht sein wollen, so erwägen Sie, in was für Traditionen — oder nennen Sie es Vorurteile — wir Angehörigen alter Adelsgeschlechter aufwachsen, wie uns diese nach allen Richtungen hin einengen, uns aber auch in unseren eigenen Augen wenigstens und denen unserer Standesgenossen ein Prestige geben, einen Vorrang vor den Leuten bürgerlicher Herkunft. Meinen Vater — Sie sehen, ich beschönige nichts — hat Ihr Reichtum bezwungen, der Gedanke, daß mir durch diese Heirat die Mittel zufließen werden, die zu einer Carriere wie der meinigen unbedingt nötig sind. Dennoch hätte er nicht eingewilligt ohne Ihren tadellosen Ruf, Herr Erler. Sie zählen ja genug unserer Standesgenossen zu Ihrem Umgang. Wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, lautete die Auskunft, die er von diesem erhielt: „Der Mann ist ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.“ Und den

Digitized by Google

Thränen meiner Mutter, dem Sträuben meines Bruders setzte ich die Erwägung entgegen, wie viele Söhne der ersten Adelsfamilien heutzutage reiche Amerikanerinnen heiraten. Wodurch stünde uns ein überseeischer Industrieller näher als ein deutscher Handelsherr? So habe ich gesiegt. Aber jetzt kommen und sagen: „Sie ist nicht das, wofür ich sie hielt. Sie ist arm und dunkler Herkunft. Ich heirate sie aber doch, weil meine Leidenschaft alles zernichtet, woran ich bisher festgehalten“ — nein, das kann ich nicht. Ein Mädchen aus Elend und Not und weiß Gott, aus welchem Schmutz heraus! Vielleicht tauchte dann eines Tages mein wirklicher Schwiegervater auf. Nun, er könnte ja, wenn er geschickt ist, auf Meiregg die Möbel des Zimmers zur Reparatur bekommen, in dem Kaiser Maximilian mit meinem Urahn Brüderschaft getrunken hat.“

„Der Mann ist tot,“ sagte Gustav. Er begriff den Schmerz und die Bitterkeit, die des jungen Mannes Seele überfluteten, zu gut, um ihm nicht milde zu begegnen.

„Aber die Mutter lebt vielleicht — woher stammt die?“

„Woher sie stammt?“ erwiderte Erler achselzuckend. „Ich weiß nur, daß sie Zofe war, bevor sie Magenzeller heiratete.“

„Herrlich!“ lachte Meiregg höhnisch auf. „Da könnte sie sich ja nützlich machen. Vielleicht bei ihrer Tochter oder meines Bruders Frau, der geborenen Lunsky, in Dienste treten. Und meine Kinder nähmen dann zu den uns von Kaiser Rudolf verliehenen drei silbernen Adlern als Embleme ihrer Herkunft Kleistertopf und Nähnadel mit in ihr Wappen!“

Gustav legte dem jungen Mann, der sich immer mehr und mehr in eine sinnlose Leidenschaft hineingeredet, schwer die Hand auf die Schulter.

„Nun ist's aber genug,“ sagte er ernst. „Sie werden eben das Mädchen nicht heiraten und damit basta!“

Meiregg rang nach Fassung. „Wie soll ich Ihnen danken,“ stammelte er. „Herr Gott im Himmel,“ schrie er auf, „was wäre aus mir geworden, wenn Sie mich nicht aufgeklärt hätten!“

„Das ist eine unmögliche Voraussetzung,“ erwiderte Erler kühl.

„Verzeihen Sie mir,“ bat Meiregg. „Wie muß es Sie schmerzen, daß ich jetzt zurücktrete. Denn wenn Sie meine Ansichten teilten, hätten Sie sich ja nie dazu entschlossen, ein Mund aus einer Schichte, die so tief unter Ihnen steht, als Ihr eigenes gelten zu lassen, seine dunkle Herkunft durch Ihren Namen zu decken.“

Gustav wandte dem jungen Manne sein sorgenvolles Gesicht zu und sagte:

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Ich stimme mit Ihnen völlig überein — so sehr, daß mich der Eintritt dieses Kindes in mein Haus das Glück meines Lebens gekostet hat. Warum ich den Schritt dennoch gethan, gehört nicht hierher. Überhaupt, nichts von mir! Die Zeit drängt. Was wollen Sie nun thun? Am besten wäre es, Sie gingen gar nicht mehr mit zurück nach Gmunden. Das wenigstens können wir meiner Frau und dem Mädchen ersparen.“

„Wollen Sie wirklich diese Botschaft auf sich nehmen?! Oh, Herr Erler, glauben Sie mir, es ist mir bitter zu Mut! Mit welchen Empfindungen bin ich Ihnen hierher entgegengefahren!“

Erler reichte ihm die Hand hin. „Leben Sie wohl, Herr Baron und werden Sie glücklich. Ihre Weigerung hat meine Achtung für Sie in keiner Weise erschüttert. Mein Diener wird Ihnen Ihre Sachen nachschicken. Wohin? Nach Ihres Vaters Gut? Meiregg, Steiermark. Schön. So, da kommt mein Zug.“

Gustav stieg ein. Meiregg sah noch lange dem entschwundenen Rauch der Lokomotive nach — in der klaren Abendluft zerflossen wie der kurze Traum seiner Sommerliebe.

XII.

Voll Unbehagen fuhr Gustav Gmunden zu, wußte er doch, daß er als Verkünder einer bitteren Enttäuschung bei Frau und Tochter eintreffen würde. Seine Handlungsweise war ja eine selbstverständliche gewesen. Dies hinderte aber nicht, daß er tiefstes Mitleid mit Luise und Mimi empfand. Der Baron hatte auf Gustav einen vorzüglichen Eindruck gemacht — es war wohl zu verstehen, daß sich ein junges Ding in ihn verlieben konnte. Vielleicht hatte sich endlich ein tieferes Gefühl in Mimi geregt, zum erstenmal in ihrem Leben, und nun ward ihm die Aufgabe, alles wieder zu zerstören.

Tief bekümmert trat er bei den Frauen ein. Sie eilten ihm in freudiger Erregung entgegen, um vor dem Ausdruck seines Gesichts zurückzuweichen.

Digitized by Google

„Wo ist Arthur?“ fragte Mimi.

„Ist Meiregg nicht mitgekommen? Habt Ihr Euch etwa in Ättnang verfehlt?“ rief Luise.

„Nein,“ erwiderte Gustav, „ich habe ihn gesprochen — “ Die Worte kamen ihm schwer von den Lippen.

„Nun — wo ist er?“

„Er ist —“

„Um Gottes willen, was ist geschehen?“ Luise umklammerte ihres Mannes Arm und sah ihm angstvoll ins Gesicht.

„Er ist nicht mit zurückgekommen.“

Mimi stieß einen Schrei aus.

„Ist ihm ein Unglück geschehen? So sprich doch!“ drängte Luise.

„Nein, geschehen ist ihm nichts, aber —“

„Was?“

„Er ist — er ist von seiner Werbung zurückgetreten.“

„Du hast ihm abgeraten?!“ rief Luise, ihrem Mann starr in die Augen sehend.

Gustav machte eine abwehrende Bewegung. „Nein. Er hielt aber Mimi für unsere Tochter, für eine reiche Erbin. Warum hast Du ihm nicht mitgeteilt, daß wir sie nur adoptiert haben?“

„Und Du hast ihn aufgeklärt?“

„Das mußte ich doch!“

„Wozu? Warum hast Du die Komödie der Adoption aufgeführt, wenn Du Mimi jetzt im entscheidenden Moment verleugnen wolltest?“

„Ich konnte ihn doch nicht betrügen, nicht im Glauben lassen, daß sie unser Fleisch und Blut ist.“

„Was ging das ihn an! Sie trägt Deinen Namen — er hätte es nie zu erfahren brauchen, und wenn ja, dann nach der Heirat.“

„Verstehst Du nicht, daß das ein schändlicher Betrug gewesen wäre?!“

„Den hätte ich auf mich genommen!“

„Aber ich nicht,“ rief Gustav. „Weib, hat Dich Deine Verblendung ganz stumpf gemacht gegen Ehre und Anstand?! . . . Uebrigens“, fuhr er ruhiger fort, „war es ja, wie gesagt, nicht das allein. Die Meireggs hielten Mimi auch für sehr reich — ohne diesen Wahn hätte sein Vater niemals seine Einwilligung gegeben.“

„Und bin ich es nicht?“ zischte Mimi zwischen den Zähnen hervor. „Gönnst Du mir Dein Geld nicht? Bekommt alles Dein lieber Johs?“

Gustav vergaß nicht, daß dem Mädchen in diesem Augenblick die hochfliegendsten Träume zerstört wurden und sagte darum milde: -

„Nein, mein Kind; von mir ist keine Rede. Ich selbst bin ein Enterbter — mein Vater hat alles seinen Enkeln bestimmt.“

Über des Mädchens Gesicht ging ein böses Zucken. „Betrüger,“ sagte sie. „Ihr seid Betrüger, Dein Vater und Du! Mich habt Ihr betrogen! Wozu habt Ihr mich aufgenommen? Warum habt Ihr mich nicht gelassen, wo ich war? Da hätt' ich meine Freiheit gehabt. Wer weiß, was aus mir geworden wäre! Eine berühmte Schauspielerin vielleicht, oder zum Cirkus wär' ich gegangen — von dort aus sind schon andere Partien gemacht worden, als so ein Baron, der auf Geld sehen muß. Aber zum Amüsement habt Ihr mich genommen und mich gequält mit Eurer Erziehung und mit Euren Feinheiten und mit Eurer dummen Moral. Und jetzt, wo ich endlich was gehabt hätte von Eurem Namen, verleugnet Ihr mich und Euer schmutziges Geld behaltet Ihr für Euch. Vielleicht kann ich noch einmal betteln gehen, wenn Mama tot ist. Oder auch früher, wenn es Dir Deine Tugend so gebietet, wie sie Dir jetzt geboten hat, mir den Mann abspenstig zu machen, der sich in mich verliebt hat; in mich, die Mimi Magenzeller, nicht in Dein Protzentum, denn für einen Meiregg bist Du ja auch nichts weiter, als bürgerliches Pack. Aber wartet, ich werde mich rächen! Mehr Herzeleid sollt Ihr durch mich haben, als wenn Euch zehn wirkliche Kinder stürben. Denn ich hasse Dich und verachte Dich dazu, weil Du ein scheinheiliger Philister bist, ein elender — —“

„Mimi!“ schrie Luise auf.

Gustav war aschenfahl geworden — die Zornesader stand wie ein Strang angeschwollen zwischen seinen Brauen. Langsam wich er bis zur Wand zurück.

„Führ' sie fort,“ keuchte er heiser, fast unverständlich, „sonst giebt es ein Unglück.“

Luise faßte das Mädchen um die Mitte und suchte es der Thüre zuzuzerren.

Mimi aber riß sich los und trat dicht an Gustav heran.

„Schlag' nur zu!“ schrie sie. „Daß Du es aber nur weißt: Du besudelst Dich mit Aristokratenblut. Ich bin dem Baron Meiregg ebenbürtiger, als wenn ich wirklich eine aus dem Krämergeschlecht Erler wäre. Ich bin keine Tischlerstochter, mein Vater war ein Graf, ein wirklicher, nicht einer von der Elle wie Du!“

Digitized by Google

Gustav starrte sie an, war sie verrückt geworden? „Was soll das heißen?“ fragte er scharf.

„Das soll heißen,“ höhnte sie, „daß ich die Tochter des Grafen Morbach bin! Er hat meine Mutter geliebt und hätte sie auch geheiratet, wenn er nicht um ihretwillen im Duell gefallen wäre... Sie hat mir's geschrieben aus Amerika, damit ich mir nichts von Dir gefallen lasse, damit ich mir keine Ehre aus Deinem Namen mache.“

„Du korrespondierst hinter Mamas Rücken mit Deinen Leuten, nachdem Du Dich, als Du von ihnen erfuhrst, wie eine Wahnsinnige gebärdet hast? Und Du rühmst Dich Deiner schändlichen Geburt — wenn es wahr ist, das saubere Märchen Deiner Mutter! — Lieber der Bankert eines Grafen und einer Dirne, als ehrlicher Leute Kind!“

Er hob die Hand und sie wäre wohl im nächsten Augenblick auf das Mädchen niedergesaust, wenn Luise Mimi nicht zurückgerissen und vor sich her zur Thüre hinausgeschoben hätte.

Gustav blieb allein. Er rang gewaltsam nach Selbstbeherrschung.

Dann kam Luise zurück. „In der Sache hat das Kind recht,“ sagte sie erregt, „Du hast nie etwas anderes gethan, als ihr geschadet!“

„Still!“ Gustav streckte gebieterisch die Hand aus. „Das ist also in meinem Hause erwachsen, diesem Geschöpf hab' ich meinen Namen gegeben! Aber genug. Ihr ungebührliches Benehmen vor Deiner Abreise hierher hab' ich ihr verziehen, um Deinetwillen. Nach dem aber, was heute vorgefallen ist, ist es aus. Und nun hast Du die Wahl: Steck' sie in ein Institut; nach einem Jahr können wir uns dann entscheiden. Dir steht mein Haus selbstverständlich jederzeit offen — mit ihr aber überschreitest Du meine Schwelle nicht mehr. Überlege es Dir und teile mir Deinen Entschluß mit. Ich reise mit dem Nachtzug. Jetzt werde ich Johnnie aufsuchen. Ich will Dich später nicht nochmals stören. Adieu.“

So gingen die Gatten auseinander.

XIII.

In Berlin war Gustavs erster Weg zu seiner alten Freundin, Frau Braun.

Er fand das Haus festlich geschmückt, freudige Gesichter empfingen ihn schon an der Thür.

„Was ist denn los?“ fragte er die alte Käthe. Sie gehörte seit zwanzig Jahren zur Familie. Eigentlich bekleidete sie nur die Stelle eines Hausmädchens. Das Verhältnis war aber ein so patriarchalisches, daß sie neulich zu ihrem Jubiläum nicht nur reich mit Geschenken bedacht worden, sondern daß die Frau Doktor ihr auch ein „Gedichtle“ gemacht und feierlich vordeklamiert hatte.

„Der Frau Doktor ihr Geburtstag ist,“ sagte die Alte mit einer Miene, die deutlich ausdrückte: „Wie ist's nur möglich, daß ein Mensch das nicht weiß!“

Strahlend vor Vergnügtheit trat die Hausfrau ihm entgegen: „Das ischt schön, Herr Erler, daß Sie auch kommen.“

„Ich bin ganz beschämt — denn ich komm' nicht als Schenkender, sondern im Gegenteil, um zu bitten —,“ erwiderte Gustav und küßte die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.

„Das ist recht,“ nickte sie mit gütigem Lächeln. „Ich habe heute so viel Liebes erfahren, daß ich froh bin, wenn ich auch etwas thun kann! Aber meine Geschenke müssen Sie erst anschauen und auch ein Stückle vom Geburtstagskuchen essen. Schön, nicht?“ fragte sie, an den Tisch tretend. „Und wie alles gerichtet ist. Sie sollten aber auch gesehen haben, wie mein Alter schon in aller Frühe herumgeheimnißt hat! Dann, als wir beim Frühstück saßen, kamen vier von meinen Waisenkindern — aus der Stiftung, wo ich Ehrenmutter bin — und sangen die Lieder, die ich zu Haus zu Mutterles Geburtstag gesungen hab', wie ich ein jung Mädle war. Und dann die Blumen und Briefe und Besuche. Zum Zerspringen voll ist mir's Herz davon, wie gut ich's hab'. Lieber Erler, fordern Sie nur — Sie sind zur gesegneten Stund' gekommen.“

Er fing zu erzählen an. Gleich wurde ihr Gesicht ernst und aufmerksam.

Er sagte ihr alles und schloß endlich:

„Und nun bin ich gekommen, um Sie zu bitten: Gehen Sie nach Gmunden. Machen Sie meiner Frau klar, daß ich das Mädchen, das mich so gröblich beschimpft hat, nicht wieder unter mein Dach nehmen kann. Bewegen Sie sie dazu, Mimi nach Brüssel oder meinetwegen auch nur nach Dresden in Pension zu geben. Vielleicht — ich glaube zwar nicht dran — stößt sie sich doch noch die Hörner ab und in ein paar Jahren ist ein Zusammenleben mit ihr möglich.“

Digitized by Google

„Das wird Ihre Frau nicht thun," sagte Frau Braun betrübt, „trennen wird sie sich von dem Kinde nicht. Können Sie nicht verzeihen, auch nicht, wenn Mimi sich demütigt und Sie drum bittet? Bedenken Sie doch, wie arg weh ihr uns Herz gewesen sein muß. Da dürfen Sie es mit dem, was sie gesagt hat, nicht so genau nehmen."

„Nein," erwiderte Gustav schroff, „über meine Schwelle darf sie nicht! Wollen Sie den Auftrag übernehmen, so werde ich Ihnen von Herzen dafür dankbar sein. Können Sie sich nicht dazu entschließen, so muß zwischen meiner Frau und mir alles schriftlich abgemacht werden."

„Wollten Sie denn nicht mit Lawsons in Gmunden zusammentreffen?"

„Ja wohl. Aber erst muß die Luft rein, erst muß Mimi fort sein. Sonst bleibt mir nichts übrig, als auf das Wiedersehen mit Amélie zu verzichten."

„Ich möcht' schon gern reisen und probieren, ob ich Ihre Frau zur Einsicht bringen kann. Aber ich laß meinen Alten nicht gern allein, er ist's nicht gewöhnt, und mit kann er nicht."

Aber Braun war anderer Ansicht. Er fühlte immer noch eine gewisse Verantwortung für Mimis Adoption. „Geh' Du nur," sagte er. „Gönne mir doch auch einmal, den lustigen Strohwitwer zu spielen. Mit so einem alten, eifersüchtigen Weib, das einem immer am Schlafittchen hängt — es ist gar nicht mehr auszuhalten!"

(Schluß folgt.)

Die Pocken-Liese.

Das Haupt ist grau. — Wo sind sie hin,
Der Jugendzeit Genossen,
Die durch die Welt mit muntrem Sinn
Gestürmt auf wilden Rossen?
Kein Ziel zu fern, kein Glück zu groß —
Uns schien's willkomm'ne Beute!
Nun ruh'n sie in der Grüfte Schoß,
Nun sind sie stille Leute. —

Ich such' das Grab der Freunde auf
Gern bei des Sommers Neige. —
Um stolzer Marmorsäulen Knauf,
Wie viel verdorrte Zweige!
Wie manch' verwildert' Grabesbeet
Spricht von der Welt Vergessen —
Doch schau, in frischen Blüten steht
Ein Grab bei den Cypressen!

Ein schlichtes Kreuzlein nennet hier
Nur einen Mädchennamen,
Doch Kranz und Blumen sagen mir:
Hier wuchs der Liebe Samen,
Und dankbar hält die Treue Wacht,
Die wahren Wert erkannte. — —
Die hier man einst zur Ruh' gebracht,
Das war die „alte Tante".

Der Schmuck auf ihrem Hügel spricht,
Daß sie noch unvergessen! —
Schön war sie, bis ihr Angesicht
Die Blattern einst zerfressen,
Getrübt des Auges milden Glanz,
Wie Licht vom Paradiese —
Nun schwang sie Reiner mehr im Tanz,
Die arme Pocken-Liese!

Man nannt' sie nur die Pocken-Liel'
Und spottet' gar der Narben,
Dieweil des Elysiums goldnes Vließ
Die Schwestern sich erwarben,
Doch ward sie drum verbittert? Nein,
Was sie erfuhr an Leiden,
Das lehrte sie den Edelstein
Vom Glanz des Schaumes scheiden!

Nicht hat's an schwerem Kampf gefehlt,
Bevor ihr Herz erfahren:
Nicht, was uns ziert, was uns beseelt,
Giebt uns den Wert, den wahren!
Was in den Schoß uns Glück uns fliegt,
Ein Lufthauch läßt's verenden —
Der goldne Kern des Daseins liegt
In dem nur, was wir spenden! —

Sich opfern war ihr erst' Gebot! —
Die Armen, Schwachen, Kranken,
Die wußten in der bittern Not
Tiefinnigst ihr zu danken!
Kein Frauenmündlein Märchen spann
So bunt, so schön wie diese —
Und echter Liebe Schatz gewann
Sich „Tante Pocken-Liese"!

Kein böses Wort, von Gift getränkt,
Kam je aus ihrem Munde!
Der Freude Fahne hoch geschwenkt
Hat sie in luft'ger Stunde,
Und als vorbei die Jugend war
Und Schmerz auf's Haupt gefallen,
Da hieß es rings: Die Liese war
Die Jüngste doch von Allen!

Digitized by Google

Als man hinaus zum Grab sie trug
In Junimondes Mitten,
Da sind voran dem Leichenzug
Die Kinder dann geschritten.
Sie warfen Rosen auf den Sarg,
Daß man sie lieblich hette,
Bis dicht in duft'gen Blumen barg
Sich ihre Schlummerstätte.

Das war vor langer, langer Zeit —
Jetzt sind die Kinder Alten,
Doch Liebe, Treu' und Dankbarkeit
Am Grab noch Wache halten.
Gern mag der Armut fromm' Gebet
Für sie zu Gott sich lenken —
In Ehren und in Segen steht
Der Treuen Angedenken!

Emil Rittershaus.

An — .

Flockendichte Winternacht . .
Heimkehr von der Scheune . .
Stilles Einsammwandern macht,
Daß ich Deiner denke.

Schau' Dich fern im dunklen Raum
Ruhn in weißen Linnen . .
Leb' ich wohl in Deinem Traum
Ganz geheim tiefinnen?

Stilles Einsammwandern macht,
Daß ich nach Dir leide . .
Eine weiße Flockennacht
Flüstert um uns Beide . .

Christian Morgenstern.

Dahin.

Als wir einst am Waldessaum
Uns die Lieb' gestanden,
Glaubte ich, es hielt' ein Traum
Mich in holden Banden.

Doch ihr lichtes Augenpaar,
Drin ein heimlich Beben,
Sprach: Du trämmst nicht, mein fürwahr,
Das ist wahres Leben!

Und nun war ich dennoch blind,
Hab' mich doch betrogen:
Glück und Lieb' und Treue sind
Wie ein Traum verflogen.

Carl von Arnswaldt.

O scheltet nicht!

O schellet nicht, wenn ich entfliehe
Zuweilen aus der Freunde Kreis,
Wenn heimlich ich von dannen ziehe,
Und Keiner von dem Flüchtling weiß!

Ihr kennt, ich bin kein Spielverderber
Und mache jede Tollheit mit,
Und halte gern mit euch als Werber
Um flücht'ges Glück den gleichen Schritt.

Ihr kennt, ich bin mit euch zusammen
Gar gern in lustigem Verein,
Und schlagen hoch des Frohsinns Flammen,
So blas' ich tüchtig mit hinein.

Und doch — ich bin nur halb zugegen,
Und halb nur zeig' ich was ich bin. —
Das andre Halb auf stillen Wegen
Zieht weit von euch durchs Leben hin.

Erst wenn ich einsam draußen stehe, —
Hoch droben ich, im Thale ihr, —
Und schweigend in die Lande sehe,
Dann bin ich ganz und eins mit mir.

Erst wenn ich still die Sonne schaue
Und hör' das Lied der Einsamkeit,
Und Brücken in den Himmel baue, —
Dann erst trag' ich mein wahres Kleid.

O schellet nicht, wenn ich entfliehe
Zuweilen aus der Freunde Kreis,
Wenn heimlich ich von dannen ziehe,
Und Keiner von dem Flüchtling weiß!

Hermann Adnoba.

Digitized by Google

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolph L'Arronge.**

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

III.

Die Meininger.

Da plötzlich erschienen die Meininger auf dem Plan. Man wußte von dem kleinen Hoftheater in Meiningen und der meisterlichen Regie des kunstsinnigen Herzogs bisher gar wenig; aber mit einem Schlage, mit der ersten Aufführung des Julius Cäsar in Berlin, hatten die Meininger einen Weltruf erlangt. Wie eine Offenbarung wirkte die künstlerische Ausnutzung aller technischen Hilfsmittel zur Veranschaulichung des äußeren Schauplatzes: Dekorationen, Möbel, Kostüme, Waffen, Requisiten — alles war genau der Zeit des römischen Kaiserreichs nachgebildet. Wer hätte seit Jahrzehnten auch nur daran gedacht, für ein in der Theaterbibliothek verstaubtes Shakespeare'sches Drama oder sonst einen alten Klassiker so viel Geld an Ausstattung zu wagen?! Ja, wenn es sich um eine neue Oper von Meyerbeer, um die Margarethe von Gounod, vielleicht auch um den Oberon von Weber oder gar um eine Oper von Richard Wagner handelte, da konnte man wohl große Summen für Dekorationen und Kostüme ausgeben, dafür fand sich überall ein großes Publikum und die Ausgaben machten sich bezahlt. Aber Julius Cäsar? Wen sollte die alte Römertragödie wohl noch anlocken!

Nun, man weiß es heute, wie viele Tausende dieser alte Cäsar angelockt hat, mit welch enthusiastischem Beifall die Meininger begrüßt wurden, wie ihre Darstellungen klassischer Werke überall begeisterte Aufnahme fanden und das Publikum zu Scharen in das Theater trieben.

Die Neider und Beschämten freilich suchten den beispiellosen Erfolg der Meininger zu bekritteln und herabzuziehen, indem sie diesen Erfolg allein der breitspurigen Ausstattung zuschrieben, die zwar glänzend, aber auch überladen sei und ihre Merkmale in besonders originellen und hervorleuchtenden Kleinigkeiten suche, durch welche die Aufmerksamkeit des Zuschauers angezogen und von der Dichtung abgelenkt werde. Ich erinnere mich genau als eine solcher Nörgeleien folgendes gelesen zu haben: Als im ersten Akt des Macbeth König Duncan den Schloßhof betritt und Banquo als ein Zeichen des Friedens die Schwalben bezeichnet, die hier nisten, habe die Mehrzahl des Publikums — so stand es in der Zeitung — die Gläser nach der Dekoration gerichtet und nach den Schwalbennestern gesucht und dabei die wichtige Scene, die der Ermordung des Duncan vorangeht, ganz überhört. Ich kann natürlich die Wahrnehmung und Deutung des Herrn Referenten nicht Lügen strafen, aber ich weiß aus eigner Wahrnehmung, daß weder bei dieser Macbeth-Aufführung noch bei irgend einer anderen Aufführung der Meininger der Vorzug und der große Reiz derselben nur allein in der Ausstattung gelegen hätte. Die Kritiker und Neider aber behaupteten das und beriefen sich dabei auf die Autorität von Laube, der solchen Ausstattungsprunk im ernsten Schauspiel für Unfug erklärt hätte.

Es ist wahr, Laube besaß eine fast brutale Nichtachtung für alle Äußerlichkeiten auf der Bühne; ein Tisch, ein Stuhl, wenn sie nur so ungefähr zur Zeit paßten, in der das Stück spielte, genügten ihm. Aber Diejenigen, die sich auf ihn beriefen, vergaßen, daß Laube seine gewaltige Kraft als Regisseur ganz dem Wort und Wert der Dichtung lieh, daß er mit meisterhafter Kunst dem Schauspieler klar zu machen wußte, worauf es bei der Darstellung ankam, daß er überhaupt der bedeutendste Regisseur der deutschen Bühne war. Ihm und seiner knorrigen Art konnte man es wohl verzeihen, wenn er den Ansprüchen, die in einem modernen Theater auch das Auge des Zuschauers zu machen berechtigt war, stets widerspenstig und ablehnend gegenüberstand, that er doch dafür niemals dem Ohr des Zuschauers Gewalt an und sorgte immer dafür, daß Verstand und Empfindung bei Wiedergabe eines Dichtwerkes zum Ausdruck kamen. Hätten unsere Theater die großen Werke von dem Geiste Laubes beseelt zur Aufführung gebracht, man würde ihnen gern allen Mangel einer würdigen Ausstattung nachgesehen und doch an der Darstellung Befriedigung gefunden haben.

Die Zeiten, wo man sich auf dem Theater mit gemalten Schränken und Thüren begnügte, mit Kronleuchtern von Pappe und geöltem Papier, hinter das

Digitized by Google

man ein Lichtsilhouettchen stellte, mit den grün bepinselten Rasenbänken, die in jeden Garten und jeden Wald geschoben wurden und mit einem schräg ablaufenden Seitenstück versehen waren, damit die Naive ihr Köpfchen aufstützen und wie schlafend von dem Liebhaber überrascht werden konnte, — diese Zeiten sind für das Theater vorbei. Heute, wo selbst schon bescheidene Mietswohnungen mit einem gewissen Komfort und Luxus ausgestattet werden, wo die Entwicklung der Industrie und aller Gewerbe sich Jedem auf der Straße, in öffentlichen Sälen und im eigenen Hause zur Wahrnehmung aufdrängt, heute sind auch im Theater die Ansprüche in Bezug auf die Herrichtung der Bühne größere. Für die Oper trieb man in der Ausstattung schon längst verschwenderischen Luxus, aber auch für das moderne Konversationsstück hatte man allmählich angefangen, den Ansprüchen der Zeit Rechnung zu tragen; nur das ernste Drama mußte sich noch immer mit dem behelfen, was an alten Dekorations- und Möbelstücken aus den Rumpelkammern zusammengesucht werden konnte. Daß für ein großes klassisches Drama irgendwo bestimmte Dekorationen und Kostüme vorhanden gewesen wären, das gab es wohl kaum. Eine in der Theaterwelt ganz bekannte Antwort des Obergarderobiers einer großen Bühne, der auf der Probe von Maria Stuart vom Regisseur gefragt wurde: „Was ziehen wir denn dem Mortimer an?“ ist die: „Geben wir ihm den blauen Raoul aus den Hugenotten.“

Hierin haben die Meininger nun allerdings Wandlung geschaffen. Aber wenn dies ihr einziges Verdienst gewesen wäre, würden ihre Erfolge wahrlich nicht so nachhaltige gewesen sein. Die Meininger haben viel mehr gethan, sie haben mustergültige Gesammt-Aufführungen zu stande gebracht, wie man sie in Deutschland bis dahin gar nie gekannt hatte. Noch niemals waren auf der Bühne solche Wirkungen durch Massen erzielt worden, wie bei den Meiningern; man erinnere sich nur an die Volksscenen im Julius Cäsar, an den Aufruhr der Kürassiere in Wallensteins Tod. Wenn es wirklich früher ein Regisseur versucht hatte, die müden, abgearbeiteten Choristen, die gleichgültigen, blöden Statisten zur Teilnahme an einer ernsten Handlung auf der Bühne zu zwingen, — das Resultat war immer ein fröhliches Gelächter im Publikum. Wie machten es nun die Meininger? Sie engagierten eine große Anzahl von Schauspielern, allerdings keine großen Talente, meistens Anfänger, die auch nur verhältnismäßig kleine Gagen erhielten; aber manche von diesen wären doch sehr intelligente und strebsame junge Leute und alle hatten mindestens so viel Auffassungsgabe, um das zu begreifen, was man von ihnen verlangte. Außerdem waren sämtliche auch für größere Rollen engagierten Schauspieler verpflichtet, sich an den Massenscenen zu beteiligen, wenn sie nicht in einer Hauptrolle beschäftigt waren. Aus diesem von Intelligenz und Eifer beseelten Material formte die Regiekunst der Meininger ein ganz neues Element für die Bühne, einen Chor, der nicht bloß an der Handlung teilnahm, sondern die Handlung auch unterstützte und hob, so zwar, daß Wirkungen zum Ausdruck kamen, die des Dichters Phantasie sich wohl geträumt haben mochte, die aber bisher noch kein Theater zum Leben gebracht hatte.

Und nun nun auf die Hauptsache zu kommen, die Darstellung der einzelnen Rollen, so muß ich wohl zugeben, daß die Schauspieler, welche die Meininger mitbrachten, nicht gerade immer von hervorragender Bedeutung waren, daß wir diese und jene Rolle schon von berühmten Künstlern fesselnder, geistvoller und wirksamer dargestellt gesehen hatten; aber die Spötter und Mäkler, die diesen Umstand als Argument dafür benutzten, daß die ganze Kunst der Meininger nur in der Ausstattung liege, hatten sehr unrecht. Wenn auch für besonders feinfühlige und kritische Beurteiler hin und wieder ein Schauspieler der Meininger nicht das bot, was ihnen in der vom Dichter geschaffenen Gestalt verborgen schien und wie es andere Künstler zu verkörpern verstanden hatten, — darin war doch das Urteil aller Verständigen einig, daß man niemals vorher ein solches Ensemble, solche Gesamtaufführungen von klassischen Dramen gesehen hatte. Und darin, daß es hier Intelligenz, Kunstsinn und unermüdlicher Fleiß verstanden hatten, ohne besonders hervorragende Einzelkräfte ein Ensemble zu gestalten, in dem jede Figur mindestens immer die vom Dichter gedachte Figur war, in dem der Geist und die Absicht der Dichtung immer der Mittelpunkt war, von dem aus das Ganze sich geformt hatte; ein Ensemble, in dem außerdem jede vom Dichter angedeutete Stimmung in der Handlung, in der Situation oder im äußeren Rahmen, vom Regisseur poetisch nachempfunden, zu reizvoller und oft tief ergreifender Wirkung kam; darin, sage ich, daß den Meiningern das gelungen war, liegt der schwerste Vorwurf für unsere Theater, welche, obgleich im Besitz von oft recht guten Schauspielkräften und manchmal reich subventioniert, so daß sie nicht gezwungen gewesen wären, nur nach Geldgewinn zu trachten, dennoch die herrlichsten Schätze unserer dramatischen Litteratur in den Bibliotheken verstauben ließen. Und wurde einmal so ein alter klassiker aus der Bibliothek auf die Bühne befohlen, dann geschah es nicht etwa, um ihn von Staub- und Rostflecken zu reinigen oder gar, um ihn neu zu inscenieren und würdig auszustatten, — nein, so kühne Gedanken hatte niemand. Vielleicht wollte Marie Seebach auf der Durchreise das Gretchen oder Emil Devrient den Hamlet spielen? Also nur schnell eine Probe, damit die Herrschaften, wenn sie nach ermüdender Bahnfahrt vormittags ankamen und abends spielen sollten, nicht zu lange aufgehalten wurden und nur für ihre Scenen das Nötige anzuordnen brauchten!

Wäre Meiningen die bevölkerte Hauptstadt eines großen Staates, dann hätte man dort ein großes

Digitized by Google

Publikum für die vortrefflichen Aufführungen gefunden, und die großen Einnahmen, die alsdann in Meiningen ebenso erzielt worden wären wie in allen anderen großen Städten bei den Gastspielen, wären nicht durch die immensen Reisespesen aufgefogen worden — das ganze Personal z. B. erhielt auf Reisen doppelte Gagen —, und man hätte den Überschuß der Einnahmen dazu verwenden können, hervorragende und demgemäß teuer zu bezahlende Schauspielkräfte zu engagieren. Dann aber wäre das Meininger Theater, geleitet in derselben genialen und energischen Weise, das erste deutsche Theater geworden.

In der Theatergeschichte haben sich die Meininger ein Denkmal gesetzt, das so bald nicht verwittern wird. Leider muß ich hinzufügen, daß ihr belehrendes und überzeugendes Beispiel, den größten Stolz in einer vollendeten Gesamt-Aufführung zu suchen, nur bei wenigen Theatern respektvolle Beachtung gefunden hat. Mit Ausnahme einiger großen Theater (z. B. des Hoftheaters in München und in neuerer Zeit des königlichen Schauspielhauses in Berlin) ist bei den meisten Theatern der beklagenswerte Zustand, daß man dem ernsten Schauspiel nicht die gebührende Sorgfalt widmet, nach wie vor derselbe geblieben. Der Eindruck aber, den die Darstellungen der Meininger auf mich gemacht haben, ist ein bleibender geworden, und der Wunsch, das, was sie mich gelehrt, weiter auszubauen, an solchem Werk meine eigene Kraft zu erproben, hat mir später den Mut gegeben, im Verein mit verschiedenen bedeutenden Bühnenkünstlern die Begründung des „Deutschen Theaters zu Berlin" zu wagen.

IV.

Berlin.

Die Theaterzustände in Berlin sind, wie ich schon früher erwähnte, mit denen des übrigen Deutschland nicht zu vergleichen und erfordern eine besondere Beurteilung.

Es wird in Berlin nach meiner Meinung im allgemeinen ebenso gut Komödie gespielt wie in anderen Weltstädten, also in Wien und Paris. Das ist wohl immer so gewesen, aber der Lokalpatriotismus ist in Berlin nicht eben stark ausgebildet und schweift nach dem Guten gern in die Ferne. Man bedenke nur, was schon vor der Theaterfreiheit an Schauspielkräften von Bedeutung und Namen allein hier am Hoftheater zusammen wirkte: Berndal, Dessoir, Döring, Grua, Gern, Hendrichs, Karlowa, Liedtke, die Crelinger, die Frieb-Blumauer, Lina Fuhr, Frau Hoppé, Frau Kierschner und noch Andere. War diese Vereinigung von künstlerischen Kräften nicht ein Stolz, in dem Berlin ruhig den Kampf mit anderen Weltstädten aufnehmen konnte? Und zu jener selben Zeit wirkten im heiteren Genre im Wallner-Theater zusammen: Helmerding, Reusche, August Neumann, Guthery, Meißner, Engels, und nacheinander die Soubretten: Amalie Voltkrabe, Anna Schramm, Josefine Stolle und Ernestine Wegner. Der andern Berliner Theater, an denen ebenfalls eine Anzahl hoch begabter und talentvoller Schauspieler engagiert waren, will ich im Augenblick gar nicht Erwähnung thun, ich will nur nachweisen, daß, trotzdem die Berliner Theater damals eine große Anzahl bedeutender und berühmter Künstler ihr eigen nannten, für die Theater außerhalb Berlins noch sehr viele Künstler von großem Ruf und Namen übrig blieben. Ich will nur einige Städte und einige Namen nennen. Da waren z. B. zu derselben Zeit, von der ich für Berlin spreche, beisammen in Dresden: Emil Bürde, Bogumil Davison, Emil Devrient, Franz Jauner, Porth, Gustav Räder, Carl Sontag, die Bayer-Bürck, Pauline Ulrich); in Hamburg am Thalia-Theater: Heinrich Marr, Hunger, Baum, Kaspar, Emil Hahn, Reichenbach, Triebler, Adolfine Monhaupt, Hedwig Raabe; in Hannover: Carl Devrient, Düffke, Alexander Liebe, Marcks, Auguste von Bärndorff, Marie Seebach; in München: Christen, Dahn, Herz, Jost, Richter, die Dahn-Hansmann; und so weiter und so weiter. Ich könnte viele Seiten füllen, wenn ich alle die Namen von gutem Klang und hervorragender Bedeutung aus jener Zeit aufführen wollte.

Heute sind in Berlin auch verschiedene Künstler von hohem Rang und viele gute und beachtenswerte Schauspielkräfte beisammen, der Unterschied aber ist der, daß Berlin heute die ganze Ausbeute fast allein zufällt und daß für die übrigen großen und kleinen Theater nur wenig mehr übrig bleibt. Seit Bestehen der Theaterfreiheit ist die Bedeutung der deutschen Schauspielkunst in der Zahl ihrer einzelnen Repräsentanten immer mehr und mehr zurückgegangen; die Masse der Schauspieler hat sich vermehrt, aber das Proletariat unter den Schauspielern ist heute größer als in irgend einem anderen Stande.

Neben dem königlichen Schauspielhause erstanden in Berlin nach und nach das Friedrich-Wilhelmstädtische (jetzige Deutsche)-Theater, das Wallner-, Viktoria-, Belle-Alliance-Theater und die andern. Die neuen Theater pflegten meist nur die heitere Muse; sie hatten reiche Ausbeute an Operetten, lustigen Stücken, übermütigen Possen, die Darstellungen waren überall vorzüglich, die Direktoren machten glänzende Geschäfte. In jener freundlichen Zeit dachten die Privatunternehmer auch noch gar nicht daran, ihre Theater im Sommer zu schließen; sie hatten alle einen kleinen Garten, wo sich das Publikum in den Pausen, wenn auch nicht immer im Schatten, so doch im Freien, erholen konnte, sie machten auch im Sommer sehr gute Geschäfte. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hatte einige seiner größten Erfolge, so unter anderen das „Pariser Leben" von Offenbach, im Sommer; ich weiß aus eigner Erfahrung vom Wallner- und Viktoria-Theater, daß

Digitized by Google

dort im Sommer ebenso ausverkaufte Häuser erzielt wurden wie im Winter. Ein Besuch des Gartens im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, der mit alten, Schatten spendenden Bäumen bestanden war, galt den bescheidenen Berlinern von damals schon als ein Sommervergnügen, und der Besuch des Krollschen Theatergartens war schon eine kleine Landpartie. Der verstorbene Direktor Engel von Krolls Theater, wenn man ihn ersuchte, doch endlich einmal etwas anderes aufzuführen, als immer nur Martha, Stradella und den Freischütz, pflegte zu antworten: „Wozu? Bei mir spielen die grünen Bäume Komödie.“ Und er hatte recht.

Da wurde der Zoologische Garten eröffnet. Das war die erste Trübung des Sommers für die Berliner Theater. Und als nun gar die Stadtbahn Jedermann für ein paar Nickel den Grunewald erschloß, da war es mit dem Sommervergnügen der Theater vorbei. Zuerst versuchten sie es noch ein paar Jahre, den schlechten Einnahmen standzuhalten, dann aber mußten auch die Privatdirektoren der Not gehorchen und ihre Theater im Sommer einige Monate schließen.

Das erste Theater, das es neben dem königlichen Schauspielhause in Berlin versuchte, das Publikum für ein ernstes Repertoire, namentlich für die Aufführung klassischer Dramen zu gewinnen, war das auf dem Wembergsweg erbaute große National-Theater. Gute Schauspielkräfte, die den Berlinern hätten imponieren können, waren schon damals nicht mehr zu haben; sie hätten auch zu hohe Gageansprüche gemacht. Um nun die Minderwertigkeit der Darstellungen auszugleichen, nahm man verhältnismäßig kleine Eintrittspreise, — es sollte ja auch ein Volkstheater sein. Aber das sogenannte Volk wollte sich auch damals selbst für kleine Preise keine schlecht gespielten Dramen ansehen, das anspruchsvollere sich viel besser in den in reicher Auswahl vorhandenen Rauchtheatern und Tingeltangeln, wo ihm zu noch viel kleineren Preisen allerlei Jux und Unterhaltung geboten wurde. Das National-Theater frisierte mir vorübergehend bei Gastspielen einzelner beliebter Künstler, so namentlich wenn Ludwig Barnay sich dort zeigte, seine Existenz; im übrigen war der Besuch des Theaters kläglich, die Unternehmer wechselten von Jahr zu Jahr und das Theater ging bald elend zu Grunde.

Die Misere und das Schicksal dieses Theaters lähmten für einige Zeit die Unternehmungslust in Berlin. Ich erinnere mich noch sehr gut des allgemeinen Erstaunens, als das Projekt bekannt wurde, daß sich im Verein mit verschiedenen berühmten Künstlern in dem von mir künstlich erworbenen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ein neues Unternehmen in großem Stil, sozusagen ein Konkurrenz-Unternehmen gegen das königliche Schauspielhaus, das „Deutsche Theater“, begründen wollte. Mitleidiges Achselzucken, hämische Unkenrufe, freundschaftliche Mahnworte und sonst allerlei Zeichen mangelnden Vertrauens zu meinem Unternehmen erfuhr ich in reichster Auswahl. An einem Sommertage vor Eröffnung des „Deutschen Theaters“ hörte ich, versteckt in einem Laubengang im Garten meiner Villa zu Neubabelsberg, von zwei Vorübergehenden folgendes Gespräch:

„Diese Villa gehört L'Arronge.“

„So, L'Arronge? Sieh mal, eine sehr hübsche Villa, gefällt mir! Na, die wird ja wohl bald billig zu haben sein!“

Ich sah dem freundlichen Herrn nach, ich kannte ihn nicht, aber ich wollte mir seine Züge doch merken, wenn ich ihm demnächst etwa als Meistbietenden wieder begegnen sollte.

Das „Deutsche Theater zu Berlin“ wurde am 29. September 1883 eröffnet. Der belebende und anregende Einfluß der Meininger war für das königliche Schauspielhaus ohne Wirkung geblieben. Trotzdem damals Publikum und Presse ihrer Mißstimmung über die mangelhafte Inszenierung und Darstellung gerade der klassischen Werke laut Ausdruck gaben, hüllte man sich am Schillerplatz in vornehme Nonchalance, süßte darauf, daß man das einzige große und obendrein reich subventionierte Theater in Berlin war und sah von dorther auf die Anmaßung des „Deutschen Theaters“, dem Schauspielhause Konkurrenz machen zu wollen, ungefähr mit derselben freundlichen Gesinnung herab, die jener Herr vor meiner Villa bekundet hatte. Mit anderen Worten: es wäre nur die Frage, wie lange es dauern könnte, daß die Herrschaften in der Schumannstraße anstatt Konkurrenz Konkurs anmelden würden.

Ich will hier keine Geschichte des „Deutschen Theaters“ schreiben; daß aber alle Prognosen der weisen Thebaner und schadenfrohen Spötter sehr bald und glänzend zu Schanden wurden, darf ich wohl sagen. Es ist auch wohl allgemein bekannt.

Die Begründung des „Deutschen Theaters“ war damals in Berlin ein Bedürfnis, und die Voraussetzung, daß mir die Teilnahme des Publikums für ein Theaterunternehmen, das den höchsten Anforderungen gerecht zu werden sich bestreben wollte, nicht fehlen würde, hat sich vollauf bestätigt. Ich kann sogar heute mit Genugthuung konstatieren, daß das Beispiel des „Deutschen Theaters“ viel stärkere und einflußreichere Wirkung auf die Bühnenzustände in Berlin hervorgerufen hat als vordem die Meininger; namentlich hat das königliche Schauspielhaus sich seiner Pflichten viel ernster und strenger angenommen. Der Reiz der Aufführungen ernster Dichtwerke dort liegt nicht mehr bloß in der Einzelleistung dieses oder jenes Künstlers, sondern in der Wirkung des Ganzen, das mit Fleiß und kunstsinnigem Feingefühl geordnet und gestaltet wird. So wäre denn, wenn diese Mission erfüllt zu haben dem „Deutschen Theater“ zugestanden wird, die Theaterfreiheit doch zu etwas gut gewesen.

Unter allen unmöglichen und unausführbaren Dingen, die man bei der Begründung des „Deutschen

Digitized by Google

Theaters" voraussehen wollte, hat sich allerdings eine Prophezeiung bestätigt, nämlich die, daß es mir nicht gelingen würde, ein Theater als Societätsunternehmen zu führen, in welchem verschiedene bedeutende Schauspieler als gleichberechtigte Teilnehmer mitzusprechen hätten.

Ernst Possart brachte sich, noch bevor die Schlacht begonnen hatte, außer Schußweite; Friedrich Haase machte zwar die ersten siegreichen Kämpfe mit, versteckte sich dann aber bald hinter einen undurchdringlichen Wall von Nervenschwäche, den unser Aller freundliches Zureden und selbst der berühmte Arzt Professor Weisphal nicht durchbrechen konnte. Glücklicherweise hat sich diese damals unüberwindliche Nervenschwäche des Herrn Haase, nachdem wir ihn als Mitstreiter aus unseren Reihen entlassen hatten, wieder zu voller Kraft und Ausdauer verkehrt.

Warum Friedrich Haase trotz unserer großen künstlerischen und finanziellen Erfolge darauf bestand, aus der Societät ausscheiden zu wollen, konnte ich nur nur dadurch erklären, daß er als gastierender Schauspieler zu sehr gewöhnt war, als Einziger zu glänzen und zu siegen und sich deshalb nicht darein finden konnte, nur Einer unter Mehreren zu sein. Etwas stutzig bin ich in dieser Auffassung nur geworden, als ich am ersten Januar 1896 im „Börsen-Courier" in einer von Herrn Haase verfaßten sogenannten Sylvester-Betrachtung las, der Gedanke seines Lebens sei immer die Begründung eines nationalen deutschen Theaters gewesen, „aber", so heißt es wörtlich, „das alte Jahr ist todt" — nämlich das Jahr 1895 — „und hat ebensowenig als seine Vorgänger das deutsche Nationaltheater gebracht." Das klingt wie eine vorwurfsvolle Mißachtung gegen uns, die Begründer des „Deutschen Theaters", und gegen den Wert des „Deutschen Theaters" selbst. Hierauf zu antworten, glaube ich an dieser Stelle nicht unterlassen zu dürfen.

Ich weiß nicht, was Herr Haase sich unter einem nationalen deutschen Theater denkt, aber ich meine doch, er hätte als Societär des „Deutschen Theaters zu Berlin" die beste Gelegenheit gehabt, uns seine diesbezüglichen Gedanken kundzugeben! Aber während unter der Teilnahme sämtlicher Societäre bei mir in Neubabelsberg im Sommer 1883 über unsere zu entwerfenden Statuten sehr eifrig beraten wurde, trat Herr Haase, allerdings wiederholentlich, nur mit zwei Anträgen besonders hervor. Der eine dieser Anträge lautete: „Ich beantrage, daß die Billeteure neue Uniformen bekommen", und der andere: „Ich beantrage, daß die Societäre auf dem Theaterzettel fett gedruckt werden". — Letzteren Antrag motivierte Herr Haase damit, daß die Einnahmen, während er Direktor des Leipziger Stadttheaters gewesen sei, keinen merklichen Unterschied ergeben hätten, solange er mit den engagierten Mitgliedern in Reihe und Glied gestanden habe, daß die Einnahmen dagegen bedeutend gewachsen seien, sobald er sich fett gedruckt habe auf den Theaterzettel setzen lassen.

Es fällt mir gewiß nicht bei, die künstlerische Bedeutung des Herrn Haase verkleinern zu wollen, ich erkenne sehr gern seine originelle, wenn auch etwas einseitige Wiedergabe gewisser Typen an, und ich weiß vor allem, daß Herr Haase ein verwöhnter Liebling des deutschen Publikums ist und für alle Theater als Gast eine Zugkraft ersten Ranges war; aber ich meine doch, der Wehmutsseufzer über das nicht zu erreichende schöne Ziel eines deutschen Nationaltheaters klingt aus dem Munde oder aus der Feder des Herrn Haase etwas deplaciert, und ich meine ferner: das „Deutsche Theater zu Berlin" hat durch das Ausscheiden des Herrn Friedrich Haase keinen nachhaltigen Schaden erlitten.

Etwas bedenklicher für die Existenz des jungen Unternehmens wurde der Austritt des Herrn Barnay angesehen. Es ist wahr, Ludwig Barnay ist, was glanzvolle Mittel und Intelligenz anlangt, vielleicht der bedeutendste unter den deutschen Schauspielern, und wir wollten auf seine Mitwirkung nicht verzichten; aber er war nicht zu halten. Vor allem trug er gegen Friedmann, mit dem er bis dahin in intimster Freundschaft gelebt hatte, plötzlich einen Haß zur Schau, der nicht zu bändigen, aber auch nicht zu erklären war; und all' mein Mühen, diesen Hader auszugleichen und Barnay zum Bleiben zu bestimmen, war vergeblich. Er hielt überhaupt den Fortbestand des „Deutschen Theaters" für unmöglich und schrieb mir, um seine Unlust und sein Verlangen nach Freiheit zu motivieren, am 25. November 1883, also zwei Monate nach Eröffnung des „Deutschen Theaters", wörtlich folgendes:

„Ein sogenanntes „interessantes" oder sogar „vivantes" Repertoire in sauberer, fleißiger Vorführung, das Abhüpfen allzu teurer Kräfte, das infolgedessen mögliche Herabsetzen der allzu teuren Preise wird dem „Deutschen Theater" sraglos die besten und erfolgreichsten Chancen eröffnen; — aber daß das Berliner Publikum und daß die Berliner Presse ein „erstes" Theater in dem von uns geplanten Sinne ablehnt, dürfte nur noch für Leute zweifelhaft sein, welche nicht sehen wollen oder können. —"

Warum Barnay ein solches Programm als die Zukunft des „Deutschen Theaters" aufstellte, war mir damals ebensowenig klar wie später. Ich habe das Theater getreulich nach den Prinzipien, die für seine Begründung maßgebend waren, weitergeführt und die Folge hat gelehrt, daß ich recht daran gethan habe. Wenn ich auch zu meiner Freude sagen kann, daß selbst der Verlust einer so bedeutenden Kraft wie die Barnays der Entwicklung des „Deutschen Theaters" keinen Eintrag gethan hat, so will ich doch gerne anerkennen, daß der Glanz der beiden berühmten Namen Friedrich Haase und Ludwig Barnay für die Einführung des „Deutschen Theaters" von großem Wert gewesen ist.

Der nächste Societär, dessen Bitten ich nach langem

Digitized by Google

Widerstand nachgeben mußte, weil er in der ihm angebotenen Stellung als Direktor des Wiener Burgtheaters sein Glück suchte, war August Förster. Er hat dieses Glück — wenn es anders eines war! — nicht lange genossen. Der Anfang und das Ende seiner Briefe an mich aus Wien lauteten immer: „mein liebes „Deutsches Theater"!" Ich hatte in Förster einen vortrefflichen Schauspieler, einen treuen Berater und den besten Lehrer für unsre jungen Talente verloren.

Am schwersten wurde mir der Abschied von Siegwart Friedmann, mit dem mich ein freundschaftlicher Verkehr verband, der noch heute besteht. Friedmann war immer selbstlos und ehrlich für das Interesse des Ganzen bedacht, nie suchte er seine Person in den Vordergrund zu drängen, immer war er bereit, zu Gunsten jüngerer Kräfte zurückzustecken. Dabei war Friedmann ein Schauspieler von Temperament und markanter Gestaltungskraft, immer brachte sein Auftreten Leben und Wärme auf die Bühne. Leider traf ihn schwerer Kummer in seinem Hause, die seelischen Leiden lähmten auch seine physische Kraft, er verlor die frühere Lust und Freudigkeit an seinem Berufe, wir trennten uns. Friedmann hat bald darauf für immer vom Theater Abschied genommen und lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit nur dem Frieden und der Freude seiner Häuslichkeit.

Wäre es mir nicht gelungen, eine große Anzahl junger Talente zu finden und zu fördern, ich hätte den Verlust aller meiner Soceriäre wohl schwer verwunden; so aber erhielt auch später die Einstudierung und Inszenierung großer Werke wie Faust, Faust's Tod, Götz von Berlichingen, Jüdin von Toledo, Weh dem, der lügt, Pfarrer von Kirchfeld und vieler anderer dem „Deutschen Theater" die Gunst des Publikums in ungeschwächter Fortdauer.

Da nun aber Erfolg und Glück anhaltend dem „Deutschen Theater" treu blieben, so regte dies sehr die Unternehmungslust an, und im September 1888 wurden in Berlin zwei neue große Schauspielhäuser eröffnet: das Lessing-Theater und das Berliner Theater. Natürlich mußten die Direktoren für ihre neuen Theater nach guten Schauspielern Umschau halten, und da richtete sich ihr verlangender Blick denn zunächst auf das „Deutsche Theater", weil dieses damals die meisten hervorragenden Schauspielkräfte in Berlin vereinigte. So hat mir das Lessing-Theater — teils durch höhere Gagenanerbietungen, teils durch Aussichten auf bessere Beschäftigung — nach und nach Lonise von Pöllnitz, Franz Schönfeld, Oscar Höcker und Marie Reisenhofer abgelockt. Das Schauspielhaus nahm inzwischen die Gelegenheit wahr, Fräulein Jürgens (jetzige Frau von Hochenburger), deren Kontrakt am „Deutschen Theater" ablief, für eine hohe Gage zu gewinnen, ein Verlust, der mir unbequem wurde, weil eine andere vortreffliche Vertreterin desselben Faches, Fräulein Marie Ortwin, sich verheiratete und dem Theater ganz entsagte. Und schließlich gelang es der glänzenden Überredungskunst des Herrn Barnay, auch Josef Kainz dem „Deutschen Theater" abspenstig zu machen. Kainz hat den Übertritt in feindliches Lager wohl bald bereut, aber ich hatte ihn doch verloren und alles Mühen, für ihn entsprechenden Ersatz zu finden, war vergeblich, so daß ich — wenn auch mit großem Widerstreben —, als Kainz seine Konventionalstrafe an Barnay bezahlt hatte und trotzdem noch als ein vom Kartellverein Ausgestoßener an kleinen Bühnen ein Wanderleben führen mußte, ans dem Bühnenverein austrat, um die Freiheit zu gewinnen, Kainz wenigstens noch für die letzten zwei Jahre meiner Direktion dem „Deutschen Theater" wieder zuzuführen.

Aber auch Agnes Sorma, eine ebenfalls starke Kraft des „Deutschen Theaters", lockte Herr Barnay mit seiner Lorelei-Harfe in den Strudel. Agnes Sorma war als Anfängerin mit einem nur bescheidenen Gehalt engagiert worden, später besserte sich ihr Einkommen erheblich, aber als ihr Vertrag nun zum Ablauf kam, wollte sie durch die neue Gage alles das ersetzt wissen, was ihr in früheren Jahren angeblich zu wenig zugekommen war, und deshalb wollte ihr mein an und für sich sehr hohes Anerbieten nicht genügen; sie erklärte mir, Herr Barnay stehe hinter ihr und biete immer tausend Mark mehr als ich. Diese Auktion mit überechtenbarem Ausgang konnte ich denn doch nicht mitmachen, ich überließ Agnes Sorma, wenn auch mit großem Bedauern, dem Berliner Theater.

Diese Jagd nach den wenigen guten Schauspielern, die für die Theater in Berlin, deren Zahl immer mehr anwuchs, überhaupt in Frage kamen, trieb die Gagen in eine bedenkliche Höhe. Am „Deutschen Theater" hatten die ersten Mitglieder alle für zehn Monate ein Einkommen von 15, 16, 18, 20000 Mark und darüber. Danach kamen einige Gagen von etwa 10000 Mark, während die Gagen der zweiten Fächer alle ungefähr 6000 Mark betrugen. Trotzdem die Soceriäre, deren jeder monatlich 2000 Mark als Schauspieler bezog, ausgeschieden waren, war mein Gagenetat seit der Begründung des Theaters nicht geringer geworden, sondern im Gegenteil erheblich angewachsen. Hätte ich mir nun, als am 1. Juli 1894 alle meine Verträge abgelaufen waren, mein vortreffliches Ensemble erhalten wollen, dann hätte ich noch weitere Opfer bringen müssen, um den Ansprüchen der Einzelnen zu genügen. Denn immer neue Theaterprojekte schwirrten in der Luft und immer größer wurden die Anerbietungen der neuen Unternehmer, um namhafte Künstler für ihre Theater zu gewinnen. Dann aber hätte ich, da die Zeiten sich seit 1883 gewaltig geändert hatten, schwerlich mehr Einnahmen und Ausgaben in Einklang bringen können. Oder ich hätte, wenn ich das „Deutsche Theater" weiterführen wollte, aufs neue nach frischen

Digitized by Google

Talenten auf die Wanderung anziehen müssen. Nun wußte ich aber ganz gewiß, daß dieser Auszug vergeblich gewesen wäre und jedenfalls nur sehr spärliche Ausbeute gebracht hätte; darum überließ ich es gern jüngeren Kräften und neuen Zielen, in dieser immer mehr anschwellenden Flut der Theaterfreiheit ihre Schwimm- und Steuerkünste zu versuchen.

Heute ist es in Berlin schon ebenso wie anderswo, alle Mittel müssen aufgeboten werden, um der Konkurrenz Herr zu werden, um die Einnahmen zu vergrößern. Die meisten Berliner Theater suchen ihre Existenz ausschließlich in der Aufführung von Novitäten, eine löst immer die andere ab, sie bauen also ihre Existenz auf Zufall und Glück; denn ein Theatererfolg ist unberechenbar, fast jeder Premierenabend bringt eine Überraschung — entweder nach oben oder nach unten. Das „Deutsche Theater" hatte durch das klassische Repertoire und durch die Einstudierung und erfrischende Inszenierung anderer älterer Werke immer ein Publikum, und wenn einmal die Novitäten einer Saison der Kasse keinen Vorteil brachten, so litten darunter die Einnahmen im ganzen nur wenig. Während das „Deutsche Theater" früher nie Nachmittagsvorstellungen gegeben hat, geben jetzt sogar die königliche Oper und das Schauspielhaus bei kleinen Eintrittspreisen jeden Sonntag in dem großen Kroll'schen Saale nachmittags und abends Vorstellungen und entziehen dadurch natürlich den andern Theatern viel Publikum.

Verschiedene Theaterdirektoren haben es zur Abwehr der Konkurrenz versucht, zwei Theater unter ihr Scepter zu bringen; in unserer größten Provinzialstadt stehen demnächst die drei ersten Theater unter einer Direktion, und in unserer größten deutschen Handelsstadt vereinigt sogar der Direktor außer den drei großen Theatern, was offiziell ist, noch zwei andere Theater privatim unter seinen alleinigen Einfluß. Es mag ja für eine Firma, die den Kleinhandel mit Cigarren betreibt, sehr vorteilhaft sein, alle belebten Straßenecken zu besetzen; aber ob es für das Gedeihen der Kunst sehr ersprießlich ist, wenn alle Theaterecken von Loeser & Wolff besetzt sind, das möchte ich doch bezweifeln.

Auch durch andere Mittel sucht man sich gegen den immer mehr zunehmenden Druck der Konkurrenz zu wehren: die Theater spielen zu kleinen Preisen und unterbieten sich hierin gegenseitig. Die Preise werden immer weiter herabgesetzt und es hat sogar den Anschein, als ob die Theater ihren „Wertheim" noch nicht gefunden hätten. Einige machen die billigen Preise zu ihrem Programm, andere entblöden sich nicht, nach dem Adreßbuch sogenannte Bons in der Stadt zu verschicken, gegen deren Vorweis an der Kasse die Preise um die Hälfte ermäßigt werden; andere Theater wieder geben in Massen Freibillets aus, für die sie sich indessen eine Mark zahlen lassen, und die meisten Theater, die zwar auf dem Theaterzettel ihre höheren Preise aufrecht erhalten, geben unter der Hand an alle nur denkbaren Vereine — eine Vereinigung von drei Mann zum Skat genügt schon — Billets zu halben Preisen ab. So sieht man oft gut gefüllte Häuser und die Einnahmen sind doch nur geringe.

Und dennoch haben die Theaterunternehmen in Berlin viel eher Aussicht auf Bestand und Gewinn als diejenigen in der Provinz. Die Millionenstadt und der große Fremdenzufluß bieten einem Direktor in Berlin den Vorteil, daß er durch einen starken Erfolg den Schaden einer halb verlorenen Saison wieder einbringen kann. Wenn nur diese Erfolge so leicht zu erzielen wären! Die Direktoren sind immer in schwebender Pein — sie langen und bangen — nach zugkräftigen Novitäten und suchen sich untereinander die vorhandenen künstlerischen Kräfte abzujagen. Und immer hört man von neuen Theaterprojekten, und immer höher werden die Ansprüche der wenigen Künstler, deren einige für sich zu gewinnen die neuen Unternehmer versuchen müssen.

Niemand kann es den Schauspielern von Namen verargen, wenn sie immer größere Gagen verlangen, sie gebrauchen nur ihr Recht, wie jeder andere Mensch auch, indem sie die günstige Situation für sich benutzen. Und diese Situation wird von Jahr zu Jahr für die Künstler von Renommee noch günstiger werden, denn Theater erstehen immer mehr, gute Schauspieler aber nicht.

Ich kann an einem allzu nahe liegenden Beispiele nicht vorübergehen, da es für das, was ich sage, den vollgültigsten Beweis erbringt.

Mein Nachfolger, Herr Dr. Otto Brahm, hat anderthalb Jahre auf Reisen zugebracht, er hat viele große und kleine Theater in Deutschland und Oesterreich aufgesucht, er wollte — und das war ein sehr löblicher Vorsatz — junge, frische Talente, neue Kräfte heranziehen. Er ist zurückgekehrt und hat nichts gefunden.

Die vortrefflichen Künstler, die das „Deutsche Theater" heute sein eigen nennt, waren alle in Berlin bekannt und waren alle entweder am „Deutschen Theater" selbst oder an anderen Berliner Theatern schon früher engagiert. Herr Dr. Brahm hat gute Miene zu den bösen Schauspielern machen müssen und zahlt ebenfalls hohe, sehr hohe Gagen.

Sehr häufig müssen die Theaterdirektoren ihren Mitgliedern außer den großen Gagen auch noch Urlaub gewähren und das sogar zu Zeiten der hohen Saison, damit die Schauspieler durch Gastspiele an anderen Bühnen ihr Einkommen noch vergrößern können.

Man kontrolliere daraufhin nur einmal unsere ersten Theater in Berlin, und man wird finden, daß immer ein Teil der besseren Künstler sich während des Winters außerhalb Berlins auf Gastspielen aufhält. Wie oft wird dadurch eine unzulängliche Umbesetzung

Digitized by Google

von wichtigen Rollen in Stücken notwendig, die großen Erfolg gehabt haben und infolgedessen den Spielplan beherrschen; wie empfindlich wird oft das Repertoire eines vornehmen Theaters durch die Beurlaubung seiner ersten Mitglieder geschädigt! Würden die Direktoren aber den Schauspielern diese Urlaube verweigern, so würden sie als Ersatz dafür noch höhere Forderungen bewilligen müssen.

Die großen Gagen aber, welche die Theaterdirektoren in Berlin den besseren Schauspielern zahlen müssen, wären an und für sich noch keine drückende Last für die Unternehmer, wenn bei uns die Verhältnisse so lägen wie z. B. in Wien, wo durchschnittlich noch höhere Gagen gezahlt werden. In Wien ist das Interesse für das Theater viel lebhafter als in Berlin. Das Theaterpublikum selbst ist vielleicht kleiner (schon weil der stärkere Fremdenverkehr fehlt), aber dieses kleinere Publikum bezeigt eine viel wärmere Anteilnahme am Theater und namentlich an den einzelnen beliebten Schauspielern.

Als vor etwa zwei Jahren das Ministerium Taaffe in Oesterreich zu Fall kam, nahmen natürlich alle Wiener Zeitungen von diesem wichtigen politischen Ereignis Notiz. An demselben Tage aber wurde bekannt, daß der beliebte Komiker Herr Tewele sich geweigert habe, eine kleinere Rolle im Talisman von Fulda zu spielen und daß infolgedessen ein verhängnisvoller Konflikt mit der Direktion des Volkstheaters drohe; und so geschah es denn, daß alle Wiener Journale, die den „Fall Taaffe“ mit sachgemäßer Kürze besprachen, an demselben Tage spaltenlange Feuilletons, Interviews und kritische Essays über den „Fall Tewele“ brachten.

So zahlreiche Wiederholungen eines erfolgreichen Stückes wie in Berlin sind in Wien allerdings nicht möglich, dagegen ist ein Erfolg, der für die Theaterkasse von Bedeutung werden kann, in Wien viel leichter zu erzielen als in Berlin. Wenn ein neues Stück bei seiner ersten Aufführung in Wien gar nicht besonders gefallen hat und kritisch sogar ganz verurteilt wird, und es hat dennoch einem oder dem andern der beliebten Künstler Gelegenheit geboten zu einer hervorragenden schauspielerischen Leistung, so genügt dieser Umstand allein, dem Stück eine gewisse Zugkraft zu verleihen. Verschiedene, in Berlin kaum mögliche Stücke haben in Wien eine große Anzahl immer besuchter Aufführungen erlebt, nur allein deshalb, weil die Wiener ihren Girardi sehen wollten. Allerdings ist Girardi der beste und beliebteste Komiker Wiens. Von der Popularität und Beliebtheit dieses Künstlers kann man sich bei uns kaum eine Vorstellung machen. Wenn Girardi einmal in einer Posse eine neue Kravatte von eigentlich unmöglicher Farbe und ungeheuerlicher Form trägt — es dauert keine vierzehn Tage, und halb Wien trägt dieselbe Girardi-Kravatte.

Und wenn nun gar Sonnenthal, die Wolter oder sonst einer von den Heroen des Burgtheaters nach einer Gastspielreise, oder nach längerem Unwohlsein zum ersten Male wieder in Wien auftritt, oder wenn Sonnenthal — der Liebhaber Sonnenthal — zum ersten Male den Wallenstein oder den König Lear spielt — ja, das sind Ereignisse, die alles, was sonst in der Welt passieren mag, an Bedeutung übertreffen. Das Theaterpublikum Wiens ist in fieberhafter Aufregung; und wer sich nicht tagelang, wochenlang vorher zu solch' einer Aufführung seine Eintrittskarte errungen hat, der muß darauf verzichten, zu sehen und zu hören, wie die Wiener ihre Lieblinge der Bühne auszeichnen und bejubeln.

Unter solchen Verhältnissen kann ein Theaterdirektor einem beliebten Schauspieler leichten Herzens die höchsten Gagen zahlen.

In Berlin darf ein Theaterunternehmer mit diesem Umstand gar nicht rechnen. Für die Kasse hat hier der Einzelne, und sei er der beste und beliebteste unter den Schauspielern, keinen Wert. Will ein Direktor in Berlin einen einzelnen Künstler als Zugkraft ausnutzen, so müßte er ihn schon — wie Herr Friedrich Haase sehr richtig erkannt hat — entweder fett drucken lassen oder als Gast auf den Theaterzettel setzen; dann wäre es möglich, wenigstens eine Zeit lang, das Interesse und die Neugierde des Publikums auf den Einzelnen zu lenken. In Berlin muß ein neues Stück als solches Erfolg haben, die Darstellung desselben, mag sie an sich noch so gut, ja sogar hervorragend sein, hilft der Novität nicht über den ersten Abend hinaus, wenn das Stück selbst mißfallen hat.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine schlechte Darstellung einem Stücke nicht schaden könne, im Gegenteil! Schon manchmal ist ein gutes Stück durch eine unzureichende Darstellung in seiner Wirkung geschädigt und erst später durch bessere Darstellung zu seiner vollen Anerkennung gekommen; aber den wirklichen Mißerfolg hält auch die beste Darstellung nicht auf. Das Berliner Publikum erwartet in einem vornehmen Theater eine gute Darstellung als etwas Selbstverständliches, und das ist auch sein gutes Recht.

Darum muß ein Theaterdirektor in Berlin wohl bemüht sein, gute Schauspieler zu engagieren und muß sich bequemen, sie den Verhältnissen angemessen zu honorieren, aber er darf niemals darauf rechnen, daß eine besonders hohe Gage durch die besondere Zugkraft des Einzelnen ihren Ausgleich findet.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Digitized by Google

Die Litteratur der Bulgaren.

Von **Karl Emil Franzos.**

IV. Kirchliche Volksdichtung. Liebeslied. Türkenlied.

Wir haben nun der „kirchlichen Volksdichtungen“ zu gedenken, wie wir sie nach Rosens Beispiel nennen wollen. „Ich habe es vermieden,“ sagt er, „diese Dichtungen christliche zu nennen, denn trotz des Gewandes orthodoxer Kirchlichkeit findet sich darin von biblischem Christentum keine Spur. Sogar die äußere Geschichte der Evangelien ist den Verfassern völlig fremd. Christi Kreuz liegt im Sidnitzabache in Altserbien vergraben, Maria lustwandelt in der „Dimna gora“, St. Elias wohnt am See von Ochrid u. s. w.“ Die Hauptpersonen sind die Jungfrau Maria, der heilige Petrus und der heilige Georg. Der letztere ist ein junger, muntiger, aber sehr verliebter Bulgare; er befreit die Trojaner deshalb von dem Drachen, dem sie tributpflichtig sind, weil ihm die Tochter des Kaisers von Troja besonders gefällt, und ein anderes Lied feiert ihn wie folgt:

Sankt Georg beschlug sein Rößlein
Einst im Dunkel ohne Kienspan;
Silbern waren die Hufeisen
Und von Golde dran die Nägel.
Vor ihm stand die junge Stana;
Doch es wehrte St. Georg ihr's:
„Stell' dich nicht so vor mich, Stana,
Denn ich sehe nichts als Dich nur,
Nichts als Deine schwarzen Augen
Und Dein zartes weißes Antlitz,
Nichts als Dein holdselig Lächeln,
Nichts als Deine schlanken Hüften,
Nichts als Deinen feinen Gang nur!
Leicht könnt' ich mein Roß verschlagen
Und verlöre dann die Fremde
Hier auf meinen weiten Wegen.

Kaum minder seltsam ist die Auffassung der heiligen Jungfrau. „Sie sieht“, um Rosens Worte zu gebrauchen, „zu den hervorragenden Kirchentheiligen ungefähr in dem Verhältniß einer vornehmen Nonne zu einem Prälaten“, und hat sie eine Sünde begangen, so beichtet sie bei ihnen:

Auf der Alp ist eine Wiesenmatte,
Auf der Matte eine große Kirche,
Drinn befanden sich mit St. Nikóla
St. Nedelja und St. Paraskewa.*)
St. Nedelja rollte Opferkerzen,
Paraskewa kehrte rein die Kirche,
St. Nikóla sang das Evangelium,
Doch indem er sang, vergoß er Thränen.
Zu ihm schwebte da die Gottesmutter —
Gottesmutter mit dem Christuskinde,
Schwebte her auf seine rechte Schulter,
Und sie sprach zu ihm, die Gottesmutter:
„Sage, lieber Bruder, St. Nikóla,
Was doch singst Du Gottes Wort und weinest?
Und das Abendmahl zu nehmen komm' ich!“
„Wohl, Du Gottesmutter, liebe Schwester,
Aber beichte vor der Kommunion erst,
So nur wirst Du aller Sünden ledig!“
Sprach die Gottesmutter zum Nikóla:
„So vernimm, mein Bruder, St. Nikóla,
Will Dir sagen, was ich hab' gesündigt.
Als ich wandelt' in der Dimna Gora
Dimna Gora, in dem öden Walde,
Da erhob sich alles, machte Raum mir.
Doch der Bäume drei sich nicht erhoben,
Wollten mich nicht grüßen, Raum nicht machen,
Drum hab' ich in meinem Zorn verflucht sie,
Daß die dünne Espe immer dünn bleib' —
Immer dünn bleib', keinen Schatten habe;
Daß die schiefe Weide immer schief bleib',
Daß sie ohne Blüte sei und Früchte;
Daß der grüne Epheu immer grün sei,
Daß er Blüten hab' und Frucht auch trage,
Doch daß seine Frucht wie schwarze Kohle!“
Beichtet' es und dann kommuniziert sie

Wie der Mensch, so sein Gott. Die Heiligen treiben es, wie die bulgarischen Gebirgsbauern. Als der heilige Demeter ein schönes blondes Mädchen aus Sofia freien will, vergißt er, den heiligen Elias zur Hochzeit einzuladen, und dieser rächt sich nun dadurch, daß er ihm den Weg verlegt, bis die Neuvermählte den Zürnenden durch ein Geschenk begütigt. Ähnlich ist der heilige Petrus ein braver Pope, der von seiner sündhaften Mutter nichts wissen will. Als sie ihn bittet, sie in den Himmel mitzunehmen, weist er sie schroff ab und hält ihr ihr Sündenregister vor. Sie hat als Kneipwirtin kein richtiges Maß geschenkt, den Wein gewässert, Pfeffer und Mehl durch Sand gefälscht u. s. w.

Wie hier der Hang zur Satire hervortritt, so in der Gruppe der weltlichen Lieder, die mitten aus dem Leben und den Verhältnissen des Volkes schöpfen

*) Die personifizierten Tage Sonntag und Freitag, als Heilige gedacht. Anmerk. d. Übersetzers.

Digitized by Google

An rein humoristischen Stücken ist diese Volkspoesie, im Gegensatze zu jener der Nordslaven und zum Teil auch der Serben, sehr arm. Ein Zug der Bitterkeit und Schärfe mischt sich immer ein. Ein vielgesungenes Lied ist z. B. das folgende:

Nieder flogen einst zwei graue Falken,
Nieder in die Marktstraß' zu dem Kaufherrn,
Setzten auf die Schulter sich des Jwo.
Vor dem Laden saß der schöne Jwo,
Und er schnitzt' an einer Pfauenfeder.
Doch nicht schnitzt' er an der Pfauenfeder —
Nein, er schnitt in seine rechte Hand sich;
Sprachen d'rauf zu ihm die beiden Falken:
„Höre unsre Rede, junger Jwo!
Thut nicht weh die Hand dir, deine rechte?"
Zu den Falken sprach der schöne Jwo:
„Gott zum Gruße, ihr zwei grauen Falken!
Meine rechte Hand, mit nichten schwerzt sie;
Nein, mich schmerzt mein Herze ob des Mädchens,
Das dort geht, der schönen Materina.
Wie sie doch so hübsch ist und so reizend!
Und wie selber hübsch sie ist und reizend,
So ist sie auch reizend angezogen:
Angereiht ein Goldstück an das andre,
Echte Silberringe trägt im Ohr sie,
Goldig glänzt der Gurt ihr um die Hüften.
Wenn am Laden dicht sie geht vorüber,
Und das Gold erklirrt, mein Herze klopft da —
Blitzt das Gold, dann schrickt und bebt die Brust mir."

Wie sich hier die Satire gegen einen unliebsamen Makel des eigenen Volkscharakters, die Geldgier, richtet, so in dem folgenden, dessen Übersetzung Moritz Hartmann besorgt hat, gegen die Habsucht der Geißel des Bulgaren, des phanariotischen Pfaffen:

Dimitri, bist Du bei Sinnen,
Daß Du um mich wirbst beim Bruder?
Hast Du Geld genug zur Wirtschaft,
Um ein Haus Dir aufzubauen,
Mit zwei Stuben, einer Küche,
Einem Stalle für zwei Ochsen?
Geld genug, ein Haus zu bauen
Mit zwei Stuben oder dreien,
Einem Stalle für zwei Ochsen.
Hast Du Geld genug, Geliebter,
Eine Jacke Dir zu kaufen,
Schön und neu, zum Hochzeitstage?
Eine neue schöne blaue
Albaneserjacke kauf' ich,
Mit den rot und gelben Schnüren
Und mit goldenem Besatze,
Wie man sie in Schumla machet.
Hast Du Geld genug, dem Sultan
Zins und Steuer zu bezahlen,
Und zehn Groschen vierteljährlich?
Leicht bezahl' ich die zehn Groschen
Selber, wenn der Sultan Geld braucht,
Zahl' ich zwanzig und in Silber.
Kannst Du auch dem Popen zahlen
Bei der Hochzeit und bei Taufen?
Und zu Weihnacht und zu Ostern?
Und zu Pfingsten und zu Fasten?
Zu St. Georg und Johannis?
Und an allen heil'gen Tagen?
Wenn ein neuer Bischof kommet?
Immer, wenn er Dir in's Haus tritt,
Um die Schwelle Dir zu segnen?
Um das Vieh Dir zu besprechen?
Um die Bilder Dir zu weihen?
Um Weihwasser zu verkaufen?
Um zu singen und zu beten?
Schweig', o schweige still, Geliebte,
Ja, das Freien laß' ich bleiben,
Weil zu teuer ist die Wirthschaft.
Eins von Hundert nimmt der Sultan,
Neunundneunzig nimmt der Pope!

Gegen den anderen Erbfeind des Bulgaren, den Türken, richtet sich die Satire selten; ein von Werkowicz mitgeteiltes, aber von Anderen bestätigtes, also ausnahmsweise unzweifelhaft echtes Lied verhöhnt die Türkenweiber, weil sie sich nutzlos putzen; sie können ja von keinem Manne bewundert werden und müssen daheim sitzen, „wie Trauervögel". Doch gilt im allgemeinen dem Türken eine andere Tonart, wie wir später sehen werden: der wilde, ungestüme Schrei des Hasses, der den Hohn verschmäht und nur nach der Rachethat begehrt.

Satirisch sind ferner, um zunächst bei dieser Tonart zu bleiben, die Tierfabeln, von denen hier gleichfalls — in Rosen's Übersetzung — eine Probe folgen möge:

Aus zog eines Tags Krebsvater Achtfuß,
Aus zog er, der Schnurrbartspitzenlange,
Um ein schönes Bräutlein zu ergattern —
Zu ergattern für sein Achtfußsöhnlein.
Also ging der Krebs und sucht' und suchte,
Bis er endlich fand den Frosch, den Quakbein.
Und zum Quakbein sprach Krebsvater Achtfuß:
„O du wackrer Held, Froschvater Quakbein,
O du wackrer Held, Froschvater Glogaug',
Meinem Achtfußsohn gieb deine Tochter!"
Sprach zum Krebse drauf Froschvater Quakbein:
„Packe dich und geh', Krebsvater Achtfuß,
Fort von hier, du Schnurrbartspitzenlanger!
Gestern kamen zu mir Knoblauchköpfe,
Meine Enkelin zu frei'n, die Stinkmund —
Lauf' nur hin, wohin ich die gejagt hab'!
Nimmer geb' ich meine Quakbeintochter
Dir für deinen Sohn, den Achtfußjüngling."
Zornig ward darob Krebsvater Achtfuß,
Zornig ward der Schnurrbartspitzenlange,
Zog hervor den grünen Schilfblattsäbel,
Zu erschlagen den Froschvater Quakbein;
Nahm hervor die Bohnenschotenflinte,
Zu erschießen den Froschvater Glogaug'.

Auch die Liebeslieder sind vorwiegend schalkhaft. Es ist darin, wie wir zum Teil bereits gesehen haben, weit mehr von Hab' und Gut, als von den Empfindungen des Herzens die Rede. Auf die Frage der schönen Maid Petkana an die weiße Donau, ob sie nicht ihren Geliebten Stojan gesehen,

Digitized by Google

erwidert die Donau, er sei eben auf einem Schiff vorübergefahren:

„Auf buntfarb'ger Flöte spielt' er,
Und zur Flöte sang dies Lied er:
„Nimm, Petkana, einen Mann dir.
Da du jung bist, da du grün bist,
Da du jung bist, da du rot bist.
Denn nie kehr' ich selber wieder,
Und auf mich darfst du nicht warten.
Zornig fluchte mir die Mutter:
‚Stojan, du mein Söhnlein Stojan,
Nicht Petkana sollst du nehmen!
Doch bereise, Sohn, bereise
Dreimal neun der weißen Städte,
Und wenn du kein Mädchen findest,
Nun, da such' dir eine Witwe —
Eine Witwe mit zwölf Kindern
Und mit dreizehn Rittergütern!' " "

In einem anderen Liede ist es zur Abwechslung der Geliebte, welcher die Antwort erhält: von einer Hochzeit könne nicht die Rede sein, weil er viel zu arm sei. Beginnt einmal ein Lied sentimental, so läuft es doch in eine humoristische Spitze aus, wie der folgende Stoßseufzer eines Bulgaren muhammedanischen Glaubens:

„Maruda, Maid Maruda,
Maruda, klarer Mondschein!
O stell' dich nicht so vor mich:
Denn, Maid, um dich verschmacht' ich,
Wie um den Tau das Flachsfeld,
Um Schatten die Basilien.
Der Puter um das Truthuhn,
Der Gjaur um seinen Weinstrunk
Und seinen starken Branntwein."

Das historische Heldenlied der Bulgaren steht an Zahl, aber auch an Kraft und Reichtum des Inhalts dem serbischen nach. In die Tage der Selbständigkeit, der Kämpfe mit Franken und Griechen reicht keines zurück. Das älteste erhaltene Lied ist inden Ausgang des 14. Jahrhunderts zu setzen und schildert den Heldentod des letzten bulgarischen Zaren, Joannes Sischman III. Um dem Leser auch hiervon eine Probe geben zu können, habe ich ein Bruchstück aus dem, von den Brüdern Miladinow aufgezeichneten Liede übersetzt:

„Als der junge Tag geboren worden,
Mütterlein! — da reihten sich die Mannen —
Roß an Roß und Held an Held, o Mutter!
Ihre Waffen glänzten durch den Nebel
Wie die liebe Sonne glänzt durch Wolken,
Wie das Feuer blitzt durch grüne Waldnacht!
Und wer reitet da an ihrer Spitze?
Iwan Sischman ist's, der Wojewode,
Unser Zar ist's, der zum Kampf sie führet!
Hilf uns Gott, du starker Gott, du Schöpfer!
Helft uns, Kraft und Heldenmut im Herzen!
Denn wir ziehn ins Blachfeld von Sofia,
Eine Schlacht für dich allvort zu wagen,
Unser Herzblut für den Namen Christi!"

Die anderen Lieder besingen zum größten Teil dieselben Kämpfe gegen die Türken, welche das serbische Lied feiert. Die Hauptgestalt ist hier wie dort der Königssohn Marko (Marko Kraljewicz); er ist „der südslavische Nationalheros κατ' ἐξοχήν". Tausendfache Lieder und Sagen verewigen sein Andenken bei Serben, Kroaten, Bulgaren, ja selbst bei den nicht slavischen Albanesen. Überall zeigt man die Spuren seiner Riesenkraft; sein Name verfolgt den Reisenden auf der Balkanhalbinsel von Tritt zu Tritt" (Jireček). Historisch ist hier wenig bezeugt; wir wissen nur, daß Marko sich auch noch zur Zeit, da die gesamte Halbinsel bereits unter türkischem Joche war, in seinem kleinen Lande in West-Macedonien als unabhängiger Herrscher erhielt. Dieser äußere Umstand hat ihm die Unsterblichkeit zugewendet. Da sich die Markolieder der Bulgaren nicht mit jenen der Serben messen können, so sei nur eine einzige besonders hübsche Probe aus diesem Sagencyklus wiedergegeben:

Aus zog einst der edle Marko,
Aus zur Hut des Dimnawaldes;
Hin und her zog er am Abend
Und am Morgen sprach zum Wald er:
„Sieh' mir Rede, grüner Wald du,
Was, o Wald, bist du so weik doch?
Bist du ausgebrannt von Feuer?
Oder bist von Frost versengt du?"
„O du Marko, edler Grundherr,
Ausgebrannt hat mich kein Feuer,
Auch hat mich kein Frost verdorben;
Aber Gram hat mich befallen!
Mich durchwanderten drei Ketten
Jungen Sklavenvolks, o Marko.
Traten nieder mich mit Füßen,
Brannten mich mit heißen Thränen!
Die zum ersten schritt, die Kette,
Lauter Jünglinge, Verlobte;
Die zum zweiten schritt, die Kette,
Lauter Jungfrau'n, junge Bräute.
Und die Kette, die zu dritt kam,
Witwen all mit kleinen Kindern."
Zu dem Walde sprach drauf Marko:
„Und wohin sind sie gegangen?"
Sprach zu ihm die Dimna Gora:
„Raśch wirst ihre Spur du finden,
Eben zogen sie vorüber."
Zornig ward der edle Marko,
Zornig schwankt er auf sein Roß sich,
Um sein kleines Heer zu sammeln,
Kleines Kriegsheer, lauter Mohren.
Die drei Ketten überholt' er,
Ihre Treiber hieb er nieder
Und befreit' die jungen Sklaven.
Er beschenkt' sie mit Kleinodien
Und entließ sie in die Heimat.

Hingegen verdient das Lied der Bulgaren, soweit es sich mit den Türken beschäftigt, in ästhetischer wie in ethnographischer Beziehung besondere Beachtung. Auch hierin ein getreuer Spiegel der Volksseele, läßt es den Druck, den die Unterjochten erlitten, und den Haß, den sie gegen den grausamen Herrn, den Feind des Glaubens und

Digitized by Google

der Rasse empfanden, deutlicher erkennen, als dies bogenlange Ausführungen vermöchten. Es läßt sich nach seinem Inhalt in zwei Gruppen teilen: Lieder, die sich damit begnügen, die bestehenden Zustände zu schildern, und andere, die zur gewaltsamen Wandlung dieser Zustände, zum Aufstand oder doch zur Rache anfeuern und kühne Thaten dieser Art besingen.

Die Lieder der ersteren Gruppe zeigen begreiflicherweise keine große Abwechslung des Inhalts; es ist immer derselbe, unsägliche, kaum in Worte zu fassende Jammer. — Die jungen Tataren kommen zur Schenke von Mita's Mutter, sehen die schöne Mita, entführen sie und richten sie zu Grunde — wie viel tausend Male mag das Lied in jenen düsteren vier Jahrhunderten Wahrheit geworden sein! Und wie oft die folgende Situation:

Auch als Sklavin abgeführt ward Ginka,
Mit dem Kantschu schlug man ihr die Hände,
Ihr die weißen Händ', den schlanken Rücken!
„Wirf den Säugling, Ginka, wirf dein Kind fort!
Genügt dir nicht die Not, daß sie dich schlagen
Auf die weißen Arm', den schlanken Rücken?"
Ginka löste ihren seidnen Gürtel,
An zwei Äste band damit ihr Kind sie,
Bracht's in Wiegenschwung und sang die Worte:
„Schlaf', o Knabe, schlaf', der Mutter Liebling!
Kommen wird der Regen und dich waschen,
Kommen wird die Liebkuh und dich säugen!"

Ähnlichen Inhalts, und zugleich als Urteil der Bulgaren über ihre Leidensgenossen, die unter der Herrschaft des Halbmonds schmachtenden Nachbarvölker, charakteristisch, ist das nachstehende, von Josef Wenzig übersetzte Lied:

„O du grüner, grüner Berg,
Warum bist du Berg verwelket,
Was verwelkt, warum verdorret?
Hat dich Berg der Frost versenget,
Hat dich Berg verbrannt die Hitze?"
„Nicht der Frost hat mich versenget,
Hat mich nicht verbrannt die Hitze,
Aber ach! mein Herz ist ausgeglühet:
Zogen gestern über mich drei Sklavenhaufen,
Junge Griechinnen im ersten,
Weinten, weinten unterwegs:
Ach wo seid ihr, unsre Schätze?
Kamen drauf Walachinnen mit schwarzem Aug',
Weinten, weinten unterwegs: Ach, walachische Dukaten!
Und Bulgarenweiber in dem dritten Haufen,
Weinten unterwegs: Ach unsre liebe Leimat,
Unsre teuren Herzenskindelein!"

Eine Idylle, aber auf blutigem, thränenschwerem Hintergrunde ist das nachstehende Lied:

Wilde Flucht war einst im Walachenlande,
In der Walachei und in der Moldau.
In der Moldau und im Land' Dobrudscha.
Ins Gebirg sie liefen, in die Steppen,
Vor den wilden Türken und Magyaren.
Denn die Alten wurden hingeschlachtet,
Und die Jungen fortgeschleppt als Beute.
Schöne Mägdlein nahmen sich die Krieger,
Um als Sklavinnen sie zu behalten,
Auch der Knaben beste sie erlasen,
Um sie zu erziehn als Janitscharen.
Wo sie zogen, sengten sie und brannten;
Sengend, brennend, plünderten das Volk sie.
Dann die weiße Donau übersetzend,
Zogen in die Gegend Etropols sie.
Aufgeschlagen wurden da die Zelte
Im Gefilde zu der Beute Teilung.
Der gesang'nen Mägdlein und der Knaben.
Einem fielen zwei, dem andern drei zu;
Doch was zufiel unserm jungen Krieger,
Eine Maid, Dragana war's, die blonde.
Und er führte in sein weißes Zelt sie.
Als es Abend ward dann, spät am Tage,
Setzt der junge Janitschar vors Zelt sich.
Dort erstaunt bald auf, bald nieder blickt er;
Denn aus schwarzer Erd' kam blaues Feuer
Und Blutregen fiel vom dunklen Himmel.
Angst ward da dem jungen Janitscharen,
Zu sich rief Dragana er, die blonde.
Und kleinmütig sprach er zu dem Mägdlein:
„Höre du, Dragana, meine Sklavin,
Künde wahrhaft, was ich dich will fragen,
Hast du einen Bruder, eine Schwester?
Hast du einen Vater, eine Mutter?"
Ohne Scheu erwidert ihm Dragana:
„Habe Vater noch und habe Mutter,
Hab' auch einen Bruder, eine Schwester."
„Ward dein Bruder auch geraubt? wo ist er?"
Ihm erwiderte Dragana traurig:
„Als ins Walachenland die Türken kamen,
Führten fort sie die Bulgarenknaben.
Mit demselben Heere zog mein Bruder;
Schon verflossen sind der Jahre dreizehn,
Daß ich ihn nicht mehr gesehn, den Bruder."
„Sage, junge Sklavin mir, Dragana,
Würd'st du ihn, wenn du ihn sähst, erkennen?"
„Säh' ich ihn, wohl würd' ich ihn erkennen,
An der Brust sowohl, wie an dem Haupte."
Drauf der Krieger fragte die Dragana:
„Was denn hat dein Bruder auf dem Haupte?"
„Auf dem Haupte eine Säbelnarbe
Von in heißem Kampf geschlag'ner Wunde."
Drauf der Janitschar das Mädchen fragte.
„Und was hat auf seiner Brust dein Bruder?"
„Auf der Brust von einem Pfeil die Narbe,
Der in heißem Kampf ihn einst verwundet."
Da entblößt der Janitschar den Busen,
Seinen weißen Busen, seine Brusthaut,
Und mit Thränen sprach er zu Dragana:
„Mein'e Schwester, geh'n wir heim selbander,
Geh'n wir heim und seh'n die Mutter wieder!"

Ehe wir Proben der anderen, weitaus größeren Gruppe, der eigentlichen Haidukenlieder geben, muß dieser Erscheinung im Leben des südslavischen, insbesondere des bulgarischen Volkes eingehend gedacht sein. Ein vierter Aufsatz soll dies versuchen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Der Rosenstock.

Novelle von Anselm Heine.

(Schluß.)

Und dieser trübselige Tag war doch nur das Vorspiel zu der unbegreiflichen, kläglichen Verwandlung, die allmählich mit der Familie Brömme vor sich ging. Es war, als sei mit dem Rosenstocke ein böser Geist ins Haus eingezogen, der mit verstellter Holdseligkeit die Sinne verwirrte und Mißtrauen, Unzufriedenheit und Zwietracht als höllisches Gefolge mit sich führte.

Der arme Ferdinand war völlig aus dem Geleise gerückt. Ein Spielball des ironischen Geschicks taumelte er von einer Folge seiner Unregelmäßigkeit in die andere, ohne sich wieder auf die Füße stellen zu können.

Jeden Mittag kam er mit der Absicht heim, seine kleine Beichte abzulegen, aber Karoline begegnete ihm, so oft er von dem Rosenstocke anfing, mit einem so spöttischen, gereizten Wesen, daß ihm der Mut zu herzlicher Aussprache versagte. Gekränkt und durch ihre versteckten Vorwürfe gepeinigt, floh er zu seiner neu entdeckten Lethe-Quelle. Und immer neue Qualen hatte der Rosenstock für ihn bereit. Alltagsereignisse und Zufall förderten sein Werk, und Brömme selbst war es, der sich die feinen Fäden der Verunruhung und Verleumdung, die ihn als ein unsichtbares Gespinst umflatterten, zu einem Fallstricke zusammendrehte.

So war es sein unfreundliches Betragen gegen Pokorny an jenem Morgen, das die Indizien vermehrte. Der herrliche Rosenstock, Karolinens „Ausflüchte", sein häufiger Besuch der Spirituosenhandlung gaben mit dieser feindlichen Begegnung zusammen ein festes Ganzes, das an Bestimmtheit und Wahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Denn die öffentliche Meinung heftet sich erbarmungslos an alles, was sie instinktiv für „ungehörig" erkennt. Und die öffentliche Meinung hatte recht. Dieser Rosenstock war eine Ungehörigkeit, wenn auch in einem andern Sinne, als man glaubte.

In einem der berüchtigten Damenkaffees der Frau Rendant wurde dann „die Geschichte" endgültig geformt, und bald gab es am Theater und in den kleinen Bürgerfamilien keinen Menschen, der es nicht gewußt hätte, Karoline Brömme habe mit Joseph Pokorny „ein Verhältnis" — wer weiß, wie lange schon! und der Rosenstock habe es dem Manne verraten, der sich nun, aus Gram darüber, das Trinken anzugewöhnen scheine.

Etwa acht Tage nach dem Kauf des Rosenstockes fühlte sich einer jener „guten Freunde" bewogen, Brömme von den Gerüchten, die über seine Frau im Umlauf waren, Mitteilung zu machen.

Es war im Konzertsaale, als ihm das geschah, kurz vor Beginn einer Beethovenschen Sinfonie. Er saß da wie vernichtet, die Augen auf seinem Pulte. Die Notenköpfe zerflossen ihm auf den Linien. Also das sagte man? Das?

Vor kurzer Zeit noch würde er eine solche Nachricht einfach belächelt haben — heute konnte er das nicht mehr. Es gab jetzt zu vieles in Karolinens Benehmen, das einen Verdacht unterstützen konnte. So manches, was ihm in den letzten Tagen an ihr aufgefallen war, begann nun mit Macht auf seine Seele zu drücken. Ihre kürzlich erwachte Putzsucht (heute hatte sie sogar ihre Hochzeitsbrosche angesteckt und einen rosa Schleier umgebunden, als sie auf den Markt ging), ihr vermindertes Interesse an dem Haushalt — Und hatte er nicht bemerkt, daß sie sogar anfing, die Kinder zu vernachlässigen? Fritzchen

Digitized by Google

hatte gestern in seinem Ärmel ein großes Loch gehabt und Karlchen traf er heulend auf der Straße, als er sich an einer im Gossenschlamme gefundenen Glasscheibe geschnitten hatte.

Was that Karoline in dieser Zeit?

Er sah sie vor sich, wie sie an dem Rosenstocke stand und ihn mit Entzücken betrachtete, hier ein welkes Blättchen entfernte, dort eine allzu aufgeflatterte Blüte mit schmalem Papierringe versah. Wie sorgsam sie ihn pflegte, für ihn hatte sie immer Zeit! Natürlich! Sie sah ja darin „sein" Geschenk. Hatte sie nicht gleich am ersten Tage auf Pokorny geraten? Solche Geschenke machte ihr der also, während er noch dazu ihn, den Ehemann, anborgte.

Eine dumpfe Wut fraß sich immer tiefer in ihn hinein. Er vermochte nicht mehr klar zu denken. Von neuem erfaßte ihn die quälende Einbildung, es sei wirklich Pokorny, der Karolinen den Rosenstock geschenkt habe. Er marterte sich förmlich mit dem Gedanken, ließ ihn nicht los, und grub ihn sich so tief in seine Vorstellung hinein, daß er ihm für immer haften blieb. Sein Inneres brannte. Mechanisch begann er zu spielen, weil die Andern spielten.

„c, Brömme, c," bedeutete ihn leise sein Pultgenosse. Brömme erschrak und sah sich verlegen um. Da war es ihm, als seien Aller Augen auf ihn gerichtet.

Wußten sie es alle schon? Alle?

Der Schweiß rann ihm in kalten Strömen den Nacken hinab. Und dann kam eine Vorstellung, die so peinvoll war, daß er zu stöhnen begann: Jetzt saßen sie vielleicht beisammen, die Beiden, und sie lachten über ihn! „Herrgott," sagte er verzweiflungsvoll, während er aufs Geratewohl den Bogen über die Saiten führte.

Eine allgemeine Stille entstand. Der Dirigent hatte auf das Pult geklopft. Er war blaß vor Ärger.

„Noch einmal von der Wiederholung an," gebot er halblaut und blätterte zurück, „aber erst entfernen Sie den Herrn — Herrn Brömme da. Er ist ja total betrunken!"

Wirklich taumelte der Ärmste, während er, halb betäubt vor Scham, vom Podium herunterstieg.

„Wenn er nur noch ein einziges Mal eine solche Störung veranlaßt, muß er heraus aus dem Orchester," murmelte der Dirigent, ihm ergrimmt nachblickend. Die Augen des Publikums brannten auf seinem Rücken, als er zur Thüre ging.

Die Kesselpauke kam ihm nach. „Brömme, nehmen Sie sich doch zusammen," sagte er mitleidig, „Sie sind doch sonst so ein nüchterner und zuverlässiger Mann. Sie müssen doch auch an — — an Ihre Kinder denken," fügte er unsicher hinzu.

Brömme wußte was er unterdrückt hatte. Und er wußte auch weshalb.

„Nehmen Sie sich zusammen," wiederholte die Kesselpauke, dann schloß er die Thüre.

Aber Brömme konnte sich nicht zusammennehmen. Wie gejagt lief er über die Chaussee seinem Hause zu. Unterwegs mußte er daran denken, daß er vor acht Tagen um dieselbe Stunde hier gegangen war, glücklich und voll unverständlicher Wonne. Acht Tage erst! Für ihn eine endlose Zeit der Friedlosigkeit. Wie kam das nur? Wer hatte ihm das hübsche, gemütliche Weltgärtlein so verwüstet? Während er auf jenen Tag zurücksann, fiel ihm wieder der Bajazzo ein. Damals war er nur ein Zuhörer gewesen, und jetzt —!

Aber Brömme war keine heroische Natur. Er hatte keine Dolche, wie Bajazzo, er konnte nichts als dulden. Und das that er.

Mit zitternden Knien schritt er durch den hallenden Korridor des Vorderhauses und betrat den Hof. Zu allen Fenstern war noch Licht. Auch Karoline war zu Hause. Allein? Nichts bewegte sich. Man sah nur hinter den Scheiben die deutlich ausgeprägte Silhouette des Rosenstockes, der noch immer in voller Blüte prangte. Sollte Brömme jetzt hinaufgehen? Mit Karolinen reden? Nein, er konnte das nicht. In diesem Zustand, in dem er sich befand! Und was sollte er sagen? Wie anfangen? Was würde sie erwidern? Und wenn der etwa da war, der —!

Brömme hatte das Gefühl einer trostlosen Unzulänglichkeit. Nein, nein, er mußte sich erst neue Kräfte schaffen, sich erholen von dem furchtbaren Schlage, für den er nicht gewappnet war. Wie sollte er auch? So glücklich und zufrieden wie alle Brömmes immer gelebt hatten. Wer wäre je auf einen solchen Gedanken — —! Und daß es gerade ihn treffen mußte, gerade ihn! Nein, er mußte erst seine Gedanken sammeln, seine Schwäche überwinden, und dann, dann würde er — —

Leise schlich er sich hinaus. Laistners Bierkeller war nur ein paar Schritte weit, da konnte man sich doch wenigstens ein bischen ausruhen

Digitized by Google

und einen Augenblick auf andere Gedanken kommen! Damit ging er.

Abends spät kam er nach Hause. Karoline empfing ihn mit heftigen Vorwürfen: daß ihr nun auch das noch passieren mußte! Einen Mann zu haben, der ihr so nach Hause kam!

Ferdinand war lieb und freundlich in seinem Rausche, redete von Joseph, von dem Rosenstock, und stammelte schließlich wie ein Kind, bis sich Karoline mit verächtlichem Widerwillen von ihm entfernte und sich in der Wohnstube auf dem Sofa ein Lager zurecht machte. Dann schlief er, ermattet von überstandenen Schmerzen, ein.

Karoline aber lag mit offenen Augen, zu Häupten den düftespendenden Rosenstock, und seufzte über ihr verfehltes Leben.

Sie hatte sich allmählich aus aufgereizten Wünschen und nachspürendem Mißtrauen ein stattliches Gebäude aufgeführt, dessen Schlußstein Brömmes vermeintliche Hinterlist bildete, so daß das Ganze dem trivialen kleinen Ferdinand als ein höchst bedenkliches Piedestal untergeschoben wurde, auf dem er nun als eine fremde, unbegreifliche Gestalt thronte. Und dieselbe Frau, die noch vor wenigen Tagen eine kleine harmlose Unregelmäßigkeit ihres Mannes nicht glauben konnte, vertiefte sich jetzt mit Wollust in die Vorstellung romantischer Ungeheuerlichkeiten, die er begangen haben sollte. Ihr Gedankengang nämlich war ungefähr so:

Da Brömme ihr so geflissentlich den Geber des Rosenstockes verheimlichte, mußte hierfür ein Grund existieren. Brömmes heutige Reden und sein neuliches Rencontre mit Pokorny, das auch ihr zu Ohren gekommen war, machten es unzweifelhaft, daß dieser Geber Joseph sei, und daß Brömme wußte, er liebe Karolinen. Sie selbst hatte diese Liebe nie bemerkt. Da sie aber in der Gegenwart unzweifelhaft existierte, obgleich ihr selbst unbekannt, — war es nicht sehr wahrscheinlich, daß Joseph sie auch früher schon, vor ihrer Heirat, geliebt hatte, ohne daß sie es ahnte?

Sie entsann sich einer Menge kleiner Zeichen, die sie früher nicht beachtet hatte: ein herzlicheres Wort, ein Händedruck, einmal sogar ein verwegener Kuß auf den Hals. Gewiß, er hatte sie schon damals angebetet!

In der Erinnerung kam ihr das sehr rührend vor.

Und Brömme hatte von dieser Neigung gewußt, hatte sie ihr schon damals verheimlicht! — Warum? Der Grund lag klar auf der Hand. Er glaubte, wenn sie einen Pokorny bekommen könne, würde sie den kleinen Ferdinand Brömme nicht nehmen. So war es! Und nun hatte er gefürchtet, durch den Rosenstock käme seine ganze Schlechtigkeit ans Licht. Lief er nicht seit jenem Tage, da sie ihn erhielt, wie das verkörperte schlechte Gewissen umher?

Karoline entwickelte plötzlich einen Scharfsinn, ja eine Logik, die einer erfreulicheren Angelegenheit zum Schmucke gedient hätte. Emsig reihte sie ihre Trugschlüsse aneinander. Ja, ihr war jetzt alles klar! Sie war das Opfer eines schmählichen Betruges geworden!

Weinend drehte sie sich hin und her auf ihrem unbequemen Lager. Eine neue, fremde Sehnsucht nach Glück wurde in ihr wach, und dem zur Seite stand das lastende Elend der Alltäglichkeit.

Was hatte sie nun von ihrem Leben? Ruhelose Tage, grauvolle Nächte, einen Mann, der sich betrinkt und durch Eifersucht ihr Leben vergällt.

Wie anders wäre es geworden, wenn sie mit dem Joseph —! Er war ein bischen leichtsinnig — na ja, aber so wunderhübsch, so lustig und gefällig, und dann war er doch ein richtiger Künstler, der es zu etwas brachte, nicht so ein mittelmäßiger wie ihr Brömme. — Ein Verschwender ist ja der Joseph, das ist wahr, aber hat man's denn besser bei einem Sparsamen? Quälen muß man sich so wie so. Und beim Verschwender fällt doch wenigstens an guten Tagen eine Extrafreude ab.

Wie schön das sein muß, wenn der Joseph Einem sagt: „Ich bin Dir gut.“ Er hat so einen herzigen Klang in der Stimme, und dann die Augen —!

Sie warf die Decken ab. Es war ihr heiß geworden. Und der Rosenstock duftete so stark! Im Mondschein funkelten seine Blätter. Er stand da in der philiströsen Stube wie der Festtag des Armen, alles Gewohnte entwertend. Karoline betrachtete ihn mit brennenden Augen. Laut weinend fiel sie dann in ihr Kissen zurück.

In der Kammer drinnen aber erwachten die Kinder, weil ihr Vater, aus dem Schlafe heraus, mit herzzerreißender Angst „Nedda, Nedda!“ rief.

Der nächste Tag war schwül und blaß. In der Morgenstunde hatte ein kraftloses Gewitter am Himmel gestanden, dann fiel ein lau-

Digitized by Google

warmer Regen und nun verlor sich alles in eine frühe, granitreiche Dämmerung.

Karoline ging mit kleinen, hüpfenden Schritten über die Promenade. Sie hatte ihr neues Frühjahrskleid, das eigentlich für die Jahreszeit noch ein wenig zu dünn war, mit der linken Hand ungeschickt in die Höhe genommen, in der rechten hielt sie einen alten korpulenten Regenschirm. Jedesmal, wenn sie hörte, daß Jemand hinter ihr her kam, raffte sie das Kleid anders, nicht immer vorteilhafter, aber es überkam sie immer wieder die Idee, es sei Pokorny, und das brachte diese unruhige Verbesserungssucht in ihr hervor. Sie hoffte so sehr, ihm zu begegnen! So oft sie konnte, ging sie deshalb aus. Auch heute machte sie einen Umweg aus diesem Grunde.

Es wäre ihr überdies unmöglich gewesen, jetzt nach Hause zu gehen. Unerträglich, jetzt still zu sitzen und zu sticken und zu stopfen, wie es ihr tägliches verwünschtes Los war! Ihre Pulse klopften, und unter dem straffgespannten Schleier glühten ihre Wangen.

Sie war bei Fräulein Mimi gewesen, um ihr endlich die Atlasschuhe abzuliefern. Fräulein Mimi hatte in einem bezaubernden blauseidenen Schlafrock am Kamin gesessen auf einem großen Schaukelstuhle, den reizenden kleinen Jolly auf dem Schoße. Neben ihr hatte eine Porzellanschale mit hohem Bronzefuß gestanden, die war mit Chokolade und Bonbons gefüllt und Fräulein Mimi aß davon, während sie in ihrem Buche las. Und das Zimmer war voll Duft gewesen und voll dämmerigen Lichtes, und ein paar bunte, schreiende Vögel hüpften auf einer Stange hin und her, und der Teppich fühlte sich an, als geht man auf lauter Sammet spazieren.

Karoline hatte dieses elegante Durcheinander immer bewundert, heute wirkte es geradezu fascinierend auf sie. Sie sog jede Einzelheit mit Bewunderung und Neid in sich ein. Freilich, das war etwas Anderes als so ein einzelner Blütenbaum in ihrer kahlen Stube daheim!

Fräulein Mimi hatte sich umgedreht und ihre ehemalige Kollegin herzlich begrüßt.

„Famos, Brömme, famos!“ rief sie, ihrer Gewohnheit nach den Jargon des Theaters und des Offizierkorps mit einander mischend. „Erheblich schlank sind Sie geworden! Das neue Kleid, rosa Schleier — wird genehmigt. Brömmechen, Brömmechen, das hat etwas zu bedeuten! Habe übrigens schon so was läuten hören.“

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Mimi,“ sagte Karoline und wurde rot vor Befriedigung. Mimis Äußerung war für sie der Orden, der sie in diesem hübschen Zimmerchen conférähig machte.

„Kommen Sie, plauschen wir ein bischen,“ sagte Fräulein Mimi und streckte den Arm aus, um einen kleinen Sessel zu sich heranzuziehen. „Diskretion Ehrensache. Amüsanter Mensch der Joseph, was? Linerl, Linerl, Sie werden doch nicht gar nach Brünn mit ihm durchgehen?“

„Nach Brünn?“ fragte Karoline verwundert.

„Na ja. Am 15. muß er schon den Manrico singen. Was der für Glück hat! Als einziger Spieltenor am Brünner Stadttheater! 250 Gulden Gage monatlich. Davon natürlich 5 Prozent für den Agenten, aber 10 Gulden Spielhonorar für jedes Auftreten, zehnmal garantiert. Wagner können sie sich da nicht leisten, also — Aber Kind, was ist denn los? Sie fallen mir doch nicht ab? Was haben Sie denn?“

Karolinens Kopf war an Mimis Schulter gesunken. Die kleine Frau zitterte. Man fühlte, wie das Weinen in ihr aufstieg und sie fast zersprengte. Sie war nicht ohnmächtig, aber haltlos kämpfend — unterliegend. Die Nachricht von Pokornys Fortgehen hatte sie zu unvorbereitet, zu plötzlich getroffen. Sie hatte in der letzten Zeit beständig nur in ihm gelebt, immer nur in Erwartung seiner Gegenwart, nun sollte ihr das nie Besessene grausam entrückt werden! Nicht einmal aussprechen durfte sie sich gegen ihn, nicht das Geständnis seiner Liebe vernehmen. Denn diese Hoffnung war es, die sie unbewußt unhergetrieben hatte. Einmal nur aus seinem Munde hören, daß er sie liebe! „Ich sterbe, wenn er fortgeht,“ schluchzte sie verzweiflungsvoll und ein wenig pathetisch an Mimis Schulter.

„Na ja, der Joseph. Na, das giebt sich mit der Zeit,“ tröstete Fräulein Mimi mit großer Seelenruhe. Dann ging sie ans Fenster, wo auf dem Blumentische neben einer verdorrten Erika und einem köstlichen rotblühenden Kaktus eine Flasche Ungarwein stand. Fräulein Mimi holte ein zierliches Blumenglässchen aus irgend einem Winkel, wischte es mit den Fingern aus und schenkte ein. „Trinken Sie, das macht Mut. Danach sieht Ihnen die Welt gleich viel gemütlicher aus.“ Karoline trank. Der Wein glitt ihr so weich und süß die Kehle hinab, er strömte so füllend durch die Adern, die der Schreck geleert hatte! Sie schlürfte das schmale Röhren-

Digitized by Google

gläschen bis zur Neige aus und tropfte den Rest bedachtsam nach.

„Na, schmeckt's?“ fragte Mimi gutmütig. Karoline nickte stumm. Sie mochte noch nicht wieder sprechen, wollte auch nicht bleiben, so sehr ihr Fräulein Mimi zuredete.

Unterwegs bedauerte sie dann freilich, nichts Näheres erfragt zu haben, aber sie war so versunken in ihr süßes Leid, daß alles Konkretere darin verschwamm. Praktische Dinge hatte sie immer mit ihrem gesunden Menschenverstande robust gefaßt, das Gebiet des Herzens lag außerhalb ihres Erfahrungskreises. Sie hatte noch kein Fahrzeug gefunden, um dieses Meer zu beschiffen. Bis jetzt stand sie noch neugierig, mit klopfendem Herzen, am Ufer und starrte hinein. Und was für seltsame Gebilde da auftauchten!

Zuerst, alles überragend, der Schmerz. Also Joseph ging fort? Fort für immer? Er ließ sie allein! Der einzige Mensch, der Schönheit und Wärme in ihr Leben brachte, ließ sie allein!

„Aber was hast Du denn von ihm gehabt, daß Du so klagst?“ rief sie vom Ufer aus den Schmerz zur Ruhe.

„Nichts bisher, Du hast ganz recht, Karoline, nichts. Und viel zu wenig überhaupt vom Leben. Aber das hätte jetzt anders werden können, jetzt, da ich von seiner Liebe wußte.“

Der Schmerz tauchte unter, und ein neues, seliges Gefühl hob sich empor.

„Ja, jetzt ahne ich, was Liebe ist,“ sagte es mit leiser, träumerischer Stimme, „der Rosenstock hat es mir eingehaucht bei Tag und Nacht. Süß ist sie und feurig wie der Wein, den Du in Deinen Adern spürst, und sie hat nichts zu schaffen mit Deines Alltags Geschäften. Oder glaubst Du, daß Du daheim die fremde Sehnsucht stillen könnest, die Dich umhertreibt, seitdem Dir kund geworden, wer Dich liebt? Dein Mann —“ und feuchten Antlitzes tauchte das Mitleid in die Höhe — „seine Sklavin bist Du nur, die Sklavin eines langweiligen, trockenen Schwächlings. Denke nur an den gestrigen Abend. Möchtest Du so weiter leben, eingesperrt zwischen Arbeit und Ekel? Und so wird es mit Dir bleiben Dein lebelang, wenn nicht —“ das Mitleid machte der funkelnden Lockung Platz, die glänzend geschmückt und mit heimlichem Lachen emporstieg.

„Er aber ist edel. Um Deiner zu schonen, hielt er sich ferne, denn er fürchtete den Zorn Deines Mannes für Dich. Er denkt Dein mit Zartsinn und sendet Dir seine Grüße durch schweigende Blumen. Wie schön mag er aussehen, wenn er dort in der fremden Stadt in farbiger Kleidung auf der Bühne steht und singt. Und die Sehnsucht wird er singen, den Schmerz und die Liebe, die Liebe zu Dir.“ — —

„Ah! — — Wie Sie mich erschreckt haben, Herr Pokorny!“ Karoline war, ganz versponnen in ihre unreifen Sentimentalitäten, in ihre Chaussee eingebogen, als sie Joseph bemerkte, der grüßend auf sie zu trat.

„Wirklich erschreckt?“ sagte er. Es schien ihr, als klinge seine Stimme heute zärtlicher als sonst. Oder bildete sie sich das nur ein?

„Also gar so ein Garstiger bin ich, daß die Frau Linerl davonlaufen möcht', wann s' mich gewahr wird?“ fuhr er in demselben einschmeichelnden Tone fort. Sie antwortete nicht. Seine Nähe in diesem Augenblicke war ihr wie ein Wunder, das sie stumm und gläubig genoß.

„Geht's Ihnen denn jetzt wieder besser, Frau Brömme?“ fing Pokorny wieder an. „Grad' komm' ich von der Fräulein Mimi. Ich hab' Abschied nehmen wollen, und die hat mir erzählt —“

„Und zu mir — zu uns wären Sie nicht gekommen?“ stieß Karoline heraus.

„Aber ja, um das bin ich ja dahergelaufen. Denn jetzt, wo ich mir erklären kann — — sonst wäre ich selbstverständlich davon geblieben, nachdem mich der Herr Brömme letzthin so abfallen ließ. Grad' wollt ich ihm mein Engagement nach Brünn mitteilen, da — na, Schwamm drüber, mir hat's nichts ausgemacht, so vergnügt wie ich damals war. — Und jetzt erst recht nix.“

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander hin. Der junge Mann blickte prüfend auf die kleine aufgeregte Frau an seiner Seite. „Sieh, sieh, das Linerl,“ dachte er behaglich. Er hatte es der Mimi nicht glauben wollen, nun sah er mit eigenen Augen, daß sie ihm gut war. Fräulein Mimi hatte sich totlachen wollen über sein „Biedermannsbenehmen“, wie sie es nannte. Sie glaubte, er wolle nur nichts gestehen. Er aber hatte wirklich nichts gewußt. Woher denn auch? Die kleine Brömme war immer nett zu ihm gewesen, na ja. Aber das waren sie alle! Warum denn nicht? Und sie hatte immer so etwas Ehrpusseliges gehabt! Und Brömmes Ungezogenheit von neulich sollte Eifersucht sein? Na, seinetwegen!

Die Situation fing an, ihm Spaß zu machen.

Digitized by Google

Er war die Tage über in Brünn gewesen, um sich seinem Direktor vorzustellen. Sein ganzer Kopf war erfüllt von ehrgeizigen Plänen. Die kleine sächsische Stadt mit ihren Gläubigern und ihrem Klatsch konnte ihm nichts mehr anhaben, interessierte ihn nicht mehr. Das kleine Abenteuer, das sich ihm zuletzt noch bot, nahm er leichtherzig hin, wie man zum Abschied eine gleichgültige Blume pflückt, nur weil's die letzte ist.

Sie waren jetzt in eine kleine Gasse eingebogen, von der aus man direkt das Hinterhaus, in dem Brömmes wohnten, erreichen konnte. Es war dunkel dort und still. Das feuchte, holperige Pflaster glänzte im letzten Tagesscheine. Pokorny trat sehr dicht an Karolinen heran. Die Falten seines rauhen Dolmans rieben sich an ihrer herabhängenden Hand, da, wo zwischen Handschuh und Ärmel eine Stelle frei blieb. Diese Berührung reizte ihre Nerven aufs äußerste. Sie konnte kaum noch gehen und hatte nicht die Kraft, ihre Hand in eine andere Lage zu bringen. Er nahm wahr, was in ihr vorging, und neben der erfreuten Eitelkeit erwachte auch die Jugend nun in ihm und trieb ihn Karolinen zu.

Jetzt waren sie an Brömmes Wohnung angelangt. Zitternd nahm Karoline den Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Wußte sie, in welche Gefahr sie sich begab, als sie mit ihrem fieberndem Herzen und dem, der es erfüllte, jenen Raum betrat, in dem jede Ecke, jede Falte von Sehnsucht und Verlangen redete, die in sie hinein geweint worden waren?

Zu derselben Zeit wanderte der gute Ferdinand geruhigen Schrittes vom Theater daher. Man hatte heute zeitig Feierabend im Orchester. Zwei Zwischenakte mit ostgespielter Musik bestritten, das war alles. Brömme war es heute freudig und hoffnungsvoll zu Sinne. Er hatte Pokornys Versetzung erfahren, das machte ihm das Herz leicht. Es mußte ja noch alles gut werden, wenn man nur Vertrauen zu einander hatte. Konnte nicht am Ende alles doch Verleumdung sein? Wie hatte er sich nur so in Verzweiflung jagen lassen! Er wollte ruhig und vernünftig mit Karolinen reden, wollte seinen eigenen Fehler eingestehen, ihr versprechen, nie wieder seinen Trost im Wirtshause zu suchen, sondern wie sonst zu Hause zu bleiben. Dann würde auch sie Mut fassen, würde bereuen, was etwa zu bereuen wäre (in diesem Augenblick schien ihm das Wahrscheinlichste, daß es nur ein Hauch, ein Nichts, kaum der Schatten eines Versehens sei) und sie würden glücklich und zufrieden leben, wie sie gelebt hatten, ehe ihnen durch den unglückseligen Rosenstock der Argwohn ins Haus kam.

Langsam und mit einem guten Lächeln stieg er die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatze stieß er auf zwei kleine, verschüchterte Gestalten, die dort in der Dämmerung beisammen kauerten.

„Ihr seid noch auf? Was macht Ihr hier?“ fragte er erstaunt.

„Mutter hat gesagt, wir sollten auf der Straße spielen,“ erwiderte Fritzchen, der den kleineren Bruder schützend umschlang, weinerlich, „aber auf der Straße haben uns die großen Jungen geschlagen.“

„Und unten im Hofe bellt der böse Hund so sehr,“ fügte Karlchen verängstigt hinzu.

Brömme nahm sie beide bei der Hand und führte sie vollends hinauf. Sollte Karoline so lange fortgeblieben sein? Hatte sie die Kinder ganz vergessen? Zu seinem Erstaunen fand er den Schlüssel in der Thüre stecken. Er öffnete und wurde leichenblaß. Dort am Fenster standen sie, eng aneinander geschmiegt, zwei dunkle, zärtliche Silhouetten.

Einen Augenblick verharrte er starr, ohne Bewegung, dann drückte er die Thür leise wieder zu, lehnte sich ans Treppengitter und weinte. Fritzchen und Karlchen sahen trostlos zu, dann schlichen sie, sich an den Händen haltend, zur Nachbarin hinüber. Der Vater war ihnen unheimlich, und die Mutter wollte nichts mit ihnen zu thun haben heute abend, das fühlten sie wohl.

Brömme aber ging den nun schon gewohnten Weg zum Wirtshause hinüber. Er war dem nicht gewachsen, was sich gegen ihn erhob. Was kann ein Schwacher thun, als fliehen? Seine ganze Seele war von einem jammervollen Staunen erfüllt, daß gerade ihm, dem Friedfertigen, so Unerträgliches bestimmt sein konnte. —

Drinnen im Zimmer hatten sie nicht geachtet auf das leise Öffnen und Schließen der Thüre.

„Auf morgen,“ sagte Karoline leise, „geh jetzt, Joseph, geh, auf morgen.“ Sie bog sich zum Fenster hin und brach ihm eine Rose vom Rosenstock. „Da nimm, Deine Rose!“

„Meine?“

„Nun ja doch, Dein Geschenk!“

„Der Rosenstock ist nicht von mir — wie kamst Du mir —? Aber ich werde Dir morgen

Digitized by Google

die schönsten Blumen — auf morgen also, um diese Zeit.“ Er preßte sie noch einmal zärtlich an sich und verschwand.

Sie stand verwirrt und glühend da.

Der Rosenstock ist nicht von ihm? Ist es denn möglich, daß sich noch ein Anderer —? Sie blickte in der dunklen Fensterscheibe auf ihr Bild, wie es zitterte und lächelte. Ja, das war sie, die hübsche, die geliebte Karoline. Und wenn es wirklich so war, wenn sie einem Irrtum diese tiefe, sündliche Seligkeit verdankte? — Immerhin! Sie breitete beide Arme aus und seufzte wollüstig auf. Ob sie ihn wohl jemals finden wird, jenen Andern? Und was dann? Von heute ab hatte sie keine Rücksicht mehr zu nehmen auf sich!

Sie wollte sentimental werden, aber es gelang ihr nicht. Das strömende Kraftgefühl überwog in ihr. O wie schön, wie schön das Leben war, und wie wenig sie das gewußt hat! Aber jetzt wollte sie nachholen! —

Der Rosenstock, der bei ihrer heftigen Bewegung einen kleinen Stoß erhalten hatte, ließ auf einmal alle seine Blütenblätter herniederregnen. Kahl und schmucklos stand er da.

Das Schicksal verlöschte die Fackel, mit der es ein friedliches Haus in Brand gesetzt hatte. Die Feuersbrunst aber erlischt nicht, wenn man die Fackel zerstört, die sie entzündet.

Die Möwe.

Auf hohem Dünenrande,
Im frischen Morgenlicht
Sitz' ich und schau' zum Strande,
Wo hell die Flut sich bricht.

Es reckt in weitem Bogen
Sich hin der gelbe Strand,
Vom Silberschaum der Wogen
Mit breitem Gurt umspannt.

Hoch überm Weltenringe,
Von Morgenluft belebt,
Auf sonnenlichter Schwinge
Die weiße Möwe schwebt.

Sie späht mit hellem Auge
Ihr Welle, windbewegt,
Ob ihr zur Beute tauge,
Was drin sich lebend regt.

Nun stürzt mit Kreischen schnelle
Sie in die Wasserkluft,
Und freudig aus der Welle
Steigt neu sie in die Luft.

So überm Erdenleben
Sollst du mit Möwenmut,
Mein Lied, heiläugig schweben
Und tauchen in die Flut.

Walter Bloem.

Frühlingslied.

Als ich durchs Feld ging, sangen
Lerchen ihr jubelndes Lied.
Siehe, in lichtblauem Prangen
Kam der Frühling gegangen,
Schon sind verborgene Veilchen erblüht.

In dem Waldrauschen klingt es
Wie ein verliebter Chor;
Aus dem Wässerlein singt es,
Hell auflachend dringt es
Bis in die silbernen Wolken empor.

In dem Freudengedränge
Trauerst du, Herz, allein?
Fort aus der drückenden Enge!
Sing' deine seligen Sänge
Laut in den sonnigen Himmel hinein!

Carl von Arnswaldt.

Selige Nacht.

Tausend süße Bilder ziehen
Leise hin wie ein Geheimnis
Durch die schlummermüde Seele,
Und dann sinkt das Haupt zum Frieden.

Und wir tagesmüde Falter
Gaukeln leise noch Gedanken,
Wolln in traumbeglänzten Fluren
Der Erinn'rung Düfte naschen.

Adolf Mayr.

Digitized by Google

Ostersonntag im Berliner Tiergarten.

Im Westen sinkt die Sonne. Purpurn goldet
Den Frühlingshimmel sie, der lichtblau, strahlend
Sich wölbte über dieses Festtags Glanz.
Des Parkes schlanke Riesenbäume heben
Vom Flammenhintergrunde scharf sich ab,
Verheißungsvoll bedeckt mit zarten Knospen,
Die Sommers Füll' und Reichthum in sich bergen.
Es drängt sich gedrückt zu ihren Füßen
In zartem Grün das schon belaubte Strauchwerk;
Denn vorschnell ist der Kleine, nur der Große
In Weisheit wartet ab die rechte Zeit.
Und zwischen Park und rot beglänzten Villen,
Die hinter Gärten vornehm sich verschanzen,
Wogt eine buntbewegte, frohe Menge.

Gefährte auf Gefährte rollet stadtwärts:
Die schwere Droschke birgt den kleinen Bürger
Mit all den Seinen. Auf dem Schoße sitzt
Das Jüngste ihm, den müden Kopf geschmiegt
An seine Brust, die Wonne dieses Tags,
Bevor sie ganz getollet, schon verschlafend.
Im festgeschloss'nen Händchen halbverwelkte,
Mühsam gepflückte, blasse Veilchen haltend.

Das plumpe Fuhrwerk, rasch wird's überholt
Vom glühenden Gespann der Reichen, wohlig
Gelehnt in Kissen, sich zum Schmaus begebend,
Der mit der Lichter Glanz und selt'nen Speisen
Ihm ihrer harrt, nachdem sie erst geschwelgt
Im Lenzesfest der keimenden Natur.

Vom hohen Wagen blickt, den Schleier straff
Geschürzt um die geschminkten Brau'n und Wangen
Das Dämchen an der Seite ihres Freunds,
— Er lenkt die Rosse selbst — nun fährt er sie,
Im Restaurant den Tag mit Gleichgesinnten
Bei Sekt und Karten tollend zu beschließen.

Die Menge auf dem Steig, sie gafft und denket,
Sie hichert und sie lacht und übertönt
Das Vogelzwitschern in der Bäume Zweigen,
Das traumhaft selig auch den Frühling grüßt.
Von nah und fern, aus allen Eck' und Enden
Der Riesenstadt ist sie hierher gepilgert,
Zu sehen und zu atmen, auch sich frei
Zu dünken, wär's nur eine Stunde lang,
Wie's Jene sind, die hier aus erster Hand
Die Sonne Gottes und den Frühling haben
Und Sommers Pracht und rotes Laub des Herbstes.

Auch sie hat sich geschmückt zum Osterfeste,
Auf Schirm' und Hüten prangen lausend Farben —
Armsel'ger Putz — dazwischen wandeln stolz
Bewohner dieses Viertels, deren Tracht,
Paris entflammt, so Leid wie Staunen weckt.

Und alles ist gehüllt in eine Wolke
Emporgewirbelten, lichtgrauen Staubs,
Die wie ein goldner Schleier sonn'durchschienen
Sich um das bunte Treiben dämpfend breitet.

Da kommt vom Westen, aus den Gluten tauchend,
Ein schwarzer Leichenwagen angeschlüttert,
Leer ist sein Inneres, denn seine Last,
Dort draußen ist er ihrer ledig worden,
Wo Alle modern, ohne Unterschied,
Die einst sich auch des Ostersonntags freuten.

So fährt er still dahin. Bei seinem Anblick
Senkt plötzlich sich ein Schweigen auf die Menge
Und alle Lust hält ihren Atem an:
Durchs blüh'nde Leben ist der Tod geschritten.

G. Waitz.

Der Poetensteg.

An des Parks verschwieg'nem Ende
Zieht ein schattig stiller Weg
Mählig an des Bergs Gelände,
Und er heißt — Poetensteg.

Näher stadtwärts, welch' Gedränge!
Aber hier ist's still und leer;
Selten stiehlt sich aus der Menge
Jemand in dies Dunkel her:

Seite eng gedrängt an Seite
Seufzend ein verliebtes Paar,
Oder — dichtend junge Leute
Mit verdächtig langem Haar.

Denn so kühl'n im wunderbaren
Deutschland ward, die Sitte bleibt,
Daß es sich mit achtzehn Jahren
Locken wünscht und Verse schreibt.

Mich, fürwahr, mich zwingt's zuweilen,
Diesen Weg entlang zu gehn,
Und, vom Wissens mich zu heilen,
Nach dem jungen Volk zu sehn.

Denn die Welt ward kühl und nüchtern,
Und gar oft begreif ich's kaum:
„Volk von Denkern?" Wohl. „Von Dichtern?"
Nein, das ist ein alter Traum!

Aber mir den Traum zu retten
Für den öden Lebensweg,
Zwingt's mich manchmal wie mit Ketten
Hin auf den Poetensteg.

Hugo Salus.

Digitized by Google

Das Adoptivkind.

Erzählung von F. Ottmer.

(Schluß.)

Frau Braun war, als sie nach Gmunden kam, sehr erstaunt, an Mimi keine Spur von Betrübnis wahrzunehmen. Sie trieb sich mit Rivera und John auf Land und Wasser herum und amüsierte sich mit ihnen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Auch die Persönlichkeit des Spaniers war eine Überraschung für Frau Braun. „Das ist ja der Don vom Rigi her," sagte sie, als er ihr zum erstenmal zu Gesichte kam. „Wo haben Sie denn Ihre schöne Frau?" fragte sie ihn, als er ihr vorgestellt wurde und sie durchaus nicht zu erkennen schien.

Er wurde um einen Schatten bleicher. „Ich habe mich von ihr getrennt," erwiderte er mit einem Blick auf Mimi, „unsere Herzen stimmten nicht zusammen."

Als Frau Braun zum erstenmal mit Herzklopfen Gustavs Erwähnung that, brach alle Bitterkeit aus Luisens Seele hervor. Sie sich von dem Mädchen trennen? Nein, niemals! Das machte das Maß voll. Nachdem er sie um dieses Kindes willen jahrelang gequält, nachdem er es zum Vorwand genommen, um ihr die eheliche Treue auf das schändlichste zu brechen, wollte er es ihr nun entreißen! Nein, dann sollte es eben aus sein zwischen ihnen! Sie würde mit Mimi auf Reisen gehen — nach dem Süden. Übrigens sei noch nicht aller Tage Abend. Er werde schon bereuen, besonders wenn Amélie von der Sache erführe, die selbstverständlich gegen einen Bruch sein würde.

„Was sagt denn Mimi zu alledem?" fragte Frau Braun.

„Mimi weiß nichts davon und soll es auch nicht erfahren. Das arme Kind hat in letzter Zeit genug Bitteres durchlitten."

Frau Braun schwieg. Da war vorläufig nichts zu machen. Doch baute auch sie auf Amélie. Wenn irgend wer, so hatte sie Einfluß auf ihren Bruder und Luisen. Daß Gustav lieber auf ein Wiedersehen mit der Schwester verzichten wollte, als nochmals mit Mimi zusammenzutreffen, behielt die feinfühlige Frau für sich. Damit hätte sie wahrscheinlich Luise dazu getrieben, sofort mit der Tochter davonzugehen. Dann wäre alles verschüttet gewesen, nicht nur die Versöhnungsversuche, die Amélie anstellen sollte, unmöglich gemacht, sondern auch Gustav das Kommen verwehrt: er konnte doch nicht das Schauspiel geben, einzutreffen, wenn seine Frau den Ort nach monatelangem Aufenthalt verlassen hatte. Das hätte ja offenen Skandal bedeutet. So blieb Gustav einstweilen ohne Nachricht. — —

„Der Don ist aber katholisch," sagte einige Tage darauf Frau Braun zu Luise, nachdem sie Gelegenheit gehabt zu beobachten, in wie innigem Verkehr Rivera und das Mädchen mit einander standen. „Heiraten kann er nicht wieder, wenn er auch in getrennter Eh' lebt. Sie sollten das nicht erlauben, daß er so um das Kind herumscherwenzelt — am End' verdreht er ihr noch den Kopf."

Luise, sonst für Jeden eingenommen, der Mimi zu bewundern schien, hatte eine heftige Abneigung gegen den Spanier. Es war ihr widerlich, wenn der nicht mehr junge Mann ganz nahe an Mimis Seite einherschritt und ihr Worte zuflüsterte, die sie nicht vernehmen konnte; sie konnte nur sehen, wie das Mädchen ihnen gesenkten Blicks, ein unbestimmtes Lächeln auf den Lippen, lauschte.

Sie seufzte: „Sie haben recht, liebe Frau Doktor. Aber was soll ich thun — ich muß

Digitized by Google

froh sein, wenn das Kind sich zerstreut. Nachdem Gustav den Baron abgeschreckt hat, soll sie sich wenigstens amüsieren! Wer weiß, ob je gut zu machen ist, was er zerstört hat."

„Daß sie vergnügt ist, ist schon recht. Aber mit dem net — ein verheirateter Mann ist kein Spielzeug für ein jung's Mädle und sie net für ihn."

Bei nächster Gelegenheit nahm sich die resolute Frau Mimi vor.

„Du," sagte sie, „laß den Spanier laufen. Die Scharmuzierererei mit dem schickt sich nicht für Dich. Hast mich verstanden?" fragte sie scharf, als das Mädchen nichts erwiderte. „Machst kein End' mit der G'schicht, so werd' ich dafür sorgen, daß er sich einen anderen Schauplatz für seine weißen Flanellanzüg' wählt. Vor seiner Abreis' bekommt er aber noch gründlich die Meinung von der Frau Dr. Braun zu hören."

Mimi hatte gesenkten Hauptes dagestanden, die Brauen finster zusammengezogen, ein verächtliches Lächeln um die zusammengekniffenen Lippen. Bei dem Wort „Abreise" warf sie den Kopf zurück — ein plötzlicher, trotziger Entschluß schien in ihrem Gesicht aufzudämmern.

Ein Anderer aber sehnte das Weggehen des Spaniers heiß herbei — das war der arme Johy. So sehr er in den Banden seiner Cousine schmachtete und sie ihn immer wieder durch verschwiegene Gunstbezeugungen zu beruhigen wußte, schwoll doch sein rechtschaffenes Jungenherz in Zorn und Schmerz über ihre Aufführung. Tag für Tag wurde er beiseite geschoben und mußte es mit ansehen, wie sie, die sich des Abends in der stillen Laube von ihm als ihrem Verlobten küssen ließ, Aug' und Ohr nur für den Anderen hatte. Aber schmiegte sie sich dann dicht an ihn und flüsterte ihm zu: „Dummer Johnnie — ich laß mir von ihm nur den Hof machen, damit Niemand etwas von unserer Verlobung merkt," so war alles wieder vergessen und Johy beseligt.

Zum allgemeinen Erstaunen und zu Johys namenloser Erleichterung erklärte Rivera an der Abendtafel desselben Tages, an dem Frau Braun mit Mimi über ihn gesprochen hatte, daß ihn plötzlich dringende Geschäfte in die Heimat zurückriefen.

Beide Frauen sahen auf Mimi, doch schien ihr die Nachricht gar keinen Eindruck zu machen, indes Johys blaue Augen in solchem Glück aufleuchteten, daß Frau Braun sich nicht enthalten konnte, ihm lächelnd zuzunicken.

Und wie selig war er erst, als sich Mimi nachher an seinen Arm hing und die Esplanade, durch deren dichtes Blätterdach der Mond verstohlen lugte, auf und ab wandelte.

„Mimi," flüsterte er, „macht es Dir denn gar nichts, daß er abreist?"

„Was soll es mir machen?" fragte sie leichthin. „Du, Johnnie, sag' mal, Du hast doch heute Geld bekommen — —"

„Freilich," erwiderte er, „Papa hat es geschickt, damit ich einen Teil der Miete für die Villa bezahle, da sich das Eintreffen der Eltern doch so verzögert."

„Wie viel ist es denn?"

„Dreihundert Gulden."

„Du sollst sie mir leihen, ich brauche sie dringend —"

„Das kann ich doch nicht — und wofür denn, Mimi?"

„Das ist ein Geheimnis — ich gebe sie Dir bald wieder. Mama schenkt sie mir, wenn ich sie darum bitte. Es ist aber eine Überraschung, deshalb kann ich es ihr jetzt nicht sagen —"

„Aber Mimi —"

Sie ließ seinen Arm fahren. „Das ist nun Deine Liebe!" sagte sie und wandte sich ab.

Johy kämpfte einen harten Kampf. Wozu hätte sie ihn aber durch Grollen und Bitten nicht vermocht? Eine halbe Stunde später glitt seine ganze Barschaft aus seinen Fingern in die ihren.

Frau Braun hatte bis zu später Stunde bei Luise auf dem Balkon gesessen und des Zaubers, den der Mond über Berg und See breitete, genossen. Sie hatte wieder versucht, Luise den Wünschen ihres Gatten entgegenkommend zu stimmen. Denn es war heute ein Brief Gustavs an sie gekommen. Er drängte um Antwort. Trotz allem wollte er es nicht glauben, daß sich Luise eher zu einem vollständigen Bruch mit ihm, als zu einer zeitweiligen Trennung von Mimi würde entschließen können.

Als Frau Braun nun nach vergeblichem Mühen seufzend ihrem Zimmer zuschritt, begegnete ihr Mimi.

„Woher kommst denn so spät? Ich dachte, Du schläfst längst."

„Ich war mit Johy —"

„Mit Johy?" Frau Braun hatte ihn doch bereits vor einer Stunde auf seine Stube gehen sehen, nach Hause schreiben, wie er sagte. Sollte Mimi? — aber nein, sie bat ihr sofort innerlich den häßlichen Verdacht ab. Der Junge

Digitized by Google

hatte sich's eben wohl anders überlegt und war nochmals hinuntergegangen.

Am nächsten Morgen goß es wider alles Erwarten in Strömen.

„Ich lasse das Kind schlafen," dachte Luise, als Mimi am Frühstückstisch fehlte, „was soll sie bei dem Wetter?"

Als aber Stunde um Stunde verging, wurde sie unruhig und ließ Mimis Zimmer durch das Stubenmädchen öffnen. Es war leer, das Bett unberührt. Verschiedene Sachen lagen planlos, wie in der Hast hingeworfen, umher.

Luise begriff zuerst nicht — dann aber brach sie in so wirre, zusammenhängende Reden aus, daß man die schlimmsten Befürchtungen für ihren Verstand hegen mußte. So dachte in der ersten Verwirrung und Aufregung Niemand daran, weitere Nachforschungen anzustellen. Man war nur um die arme Frau bemüht. Endlich besann sich Frau Braun so weit, um an Erler zu telegraphieren und bei der Dienerschaft des Hotels Erkundigungen einzuziehen. Der Spanier hatte noch gestern seine Rechnung beglichen und war heute mit dem ersten Schiff nach Ebensee abgereist. Vom Fräulein wußte man nicht, wohin sie sei, doch hatte ein Hausdiener sie in aller Frühe mit einer großen Handtasche das Hotel verlassen sehen. Luisens ganze Barschaft und ihr Schmuck, soweit sie ihn mit auf Reisen nahm, war gleichfalls verschwunden.

Mehr brachte man vorläufig nicht heraus. Doch hoffte Frau Braun, es würde Gustav gelingen, die Flüchtlinge zu ereilen.

Auf Johu, der bei der Nachricht von Mimis Entweichen totenfahl gegen die Wand getaumelt war, hatte sie nicht weiter geachtet. Auch tagsüber sah sie ihn, von Luise ganz in Anspruch genommen, nicht wieder.

Des Abends brachte ihr das Mädchen, das sein Zimmer zu besorgen hatte, schreckensbleich einen offenen Zettel.

„Verzeiht mir," stand darauf, „ich kann es nicht überleben. Sie war meine Braut und nun ist sie mit dem Anderen fort. Und dann ist auch das mit dem Geld. Ich hab' es ihr gegeben, obwohl es mir nicht gehört hat. Meine Uhr gebt dem Bob, er wollte sie immer so gerne haben, weil es die schöne vom Großvater Erler ist. Ohne sie leben — das kann ich nicht. Seid mir nicht böse. Es küßt Euch vielmals

Euer treuer Johu."

Frau Braun griff sich an den Kopf. Dann raffte sie sich aber auf und setzte das ganze Städtchen in Bewegung. Die Leute schüttelten den Kopf: „Wenn er ins Wasser gegangen ist, werden wir ihn nicht finden, der See giebt nichts wieder."

XIV.

Am nächsten Abend kam Gustav an — mit demselben Zuge, dem Meiregg die Woche vorher entgegengefahren war. Heute erwartete ihn Niemand. Erst im Hotel trat ihm bleich und zitternd Frau Braun entgegen.

Ein harter, häßlicher Zug lag um seinen Mund. „Weiß man, wohin sie sind?" fragte er.

„Nein."

„Es wird auch nicht nachgeforscht," brach er los. „Man läßt die Dirne laufen. Genug und übergenug von ihr. Was macht meine Frau?"

Sie sei wieder völlig bei Sinnen, war die Antwort, aber maßlos aufgeregt, und frage unablässig, ob ihr Mann noch immer nicht da sei. Der Räuber, der Entführer müsse verfolgt, sein Opfer ihm entrissen werden.

Gustav wollte sofort zu ihr. Doch Frau Braun mußte es ihm sagen, das von Johu.

Sein Gesicht wurde starr wie eines Toten. Seine Augen quollen aus den Höhlen. Er griff sich ins Haar. Zwei dicke Büschel klebten an seinen Fingern, als er die Arme schlaff herniedersinken ließ. Ob man ihn gefunden habe? Nein. Die Suche sei aufgegeben. Die Leute hätten sie von vornherein für vergeblich gehalten und nur auf Frau Brauns Dringen und Bitten unternommen.

Ziellos, planlos irrte er die ganze Nacht herum, immer das Wasser entlang, immer das Wasser entlang. Traf er einen nächtlichen Wanderer, so starrte er ihm ins Gesicht, ob er nicht Kunde brächte, ob er nichts gesehen habe. Der Mond stieg empor und stand am Himmel und sank nieder — ruhelos schlich der einsame Mann durch die dämmerhafte Landschaft, unablässig forschend nach dem Entsetzlichen.

Und was die Anderen nicht gefunden hatten — er fand es. Im Morgengrauen auf der Brücke stehend, die die beiden Ufer der Traun dort verbindet, wo sie den See verläßt, sah er ein verzerrtes Jünglingsantlitz eingeklemmt zwischen den Rechen der Wehr — die offenen, glanzlosen Augen wie in stummer Anklage em-

Digitized by Google

vorgerichtet. Da brach er mit einem Schrei zusammen, so gellend, so markerschütternd, daß das schlafende Städtchen aus seinem Traume fuhr und die Bewohner herbeigeeilt kamen, um zu sehen, welch ungeheures Unglück da zum Himmel rufe. Lange konnten sie nicht entdecken, was den stumberaubten Mann niedergeschmettert habe, bis sie des Toten im Wasser gewahr wurden und verstanden, daß dies der vermißte Jüngling sei und der Andere Einer, dessen ganzes Herz an ihm hing. Sie brachten zwei Leblose ins Hotel.

Als Gustav wieder zu sich gekommen war, saß er an der Leiche, stundenlang unbeweglich, ohne ein Zeichen der Teilnahme, die Augen auf Johns entstelltes Antlitz gerichtet. Man hatte den Toten auf einen einfachen Holztisch in den kellerhaften Raum gebettet, der schon halb unter der Erde lag, weil es da am kühlsten war. Modrig und feucht war die Luft hier, nur dämmerig fiel das Licht durch die gewölbten Fenster.

Frau Brunn ging ab und zu. Ihr graute. Sie sprach in ihrer Angst eifrig, ateulos auf den stillen Mann ein. Er schien sie gar nicht zu hören. Aus den tiefen Quellen ihres Gemüts floß ihre Frömmigkeit hervor, ein breiter, klarer Strom echten, demütigen Glaubens. In ihm schwieg es dazu. Sie bat, sie beschwor ihn, an sich zu denken, sich loszureißen — nach der schlaflosen Nacht — er richte sich zu Grunde. Keine Antwort. Sie brachte ihm Speise und Trank — er hatte noch nichts genossen seit seiner Ankunft — stumm wandte er sich davon ab. Sie sprach ihm von Luise — er machte nur eine abwehrende Bewegung. Sie war ratlos, verzweifelt. Doch hatte sie eine Frage an ihn zu stellen, die gethan sein mußte. Bebend kam's heraus: „Amélie — sie müssen benachrichtigt werden, ich weiß Lawsons Adresse nicht."

Da kam Leben in ihn. Bei Nennung seiner Schwester zuckte es ihm um Mund und Augen und aufstöhnend schlug er die Hände vors Gesicht. Dann faßte ihn eine fieberhafte Unruhe. Er ließ die Leiche aus dem dumpfen Raume hinweg in das beste Zimmer schaffen, sie aufbahren, stellte Lichter um sie herum; ganze Körbe mit Blumen mußten herbeigeschafft werden. Alles sollte möglichst schön sein, wenn Amélie ihren Jungen sähe.

Aber es ging nicht, es konnte nicht gewartet werden. Die Behörde mischte sich drein. Noch vor Eintreffen der Eltern wurde der arme Johnnie auf dem kahlen, kleinen protestantischen Friedhof zur ewigen Ruhe bestattet. Entsetzt wich die neugierige Menge vor Gustav, der als einziger Angehöriger hinter dem Sarge her schritt, zurück. Es lag ein so grauenhafter Schmerz auf seinen Zügen, daß sich schaudernd abwandte, wes Auge sie streiften.

Lawsons kamen allein, ohne die anderen Kinder. Ganz erschöpft von der furchtbaren Aufregung und der langen Fahrt entstieg Amélie dem Zug. Lawson an ihrer Seite — zu Stein erstarrt in seinem Schmerz. Als sie Gustav sah, wie ihm die Thränen bei ihrem Anblick unaufhaltsam über die Wangen liefen — ihr schöner, geliebter Bruder ein gebrochener Mann — da warf sie sich ihm an die Brust. Sie streichelte ihm Gesicht und Hände: „Gustav, mein lieber, armer Gustav, weine nicht, weine nicht so, Du bricht mir das Herz!" Lawson, der von Bitterkeit erfüllt hierher gekommen war, fühlte seine Härte sich lösen beim Anblick der Selbstlosigkeit dieser Mutter. Er wußte doch, daß sie ihr Teuerstes verloren hatte, ihren Stolz, ihren so lang und heiß ersehnten Erstgeborenen. So streckte er Gustav die Hand hin und der ergriff sie und klammerte sich an sie und stammelte nur: „Ich danke Dir, ich danke Dir!"

Als sie hörten, daß sie zu spät gekommen seien, wankte Amélie. Doch Lawson meinte rauh: „Laß es gut sein — das hätte ihn nicht wieder aufgeweckt."

Dann frugen sie nach Luise.

„Luise?" Gustav schien wie aus einem Traum zu erwachen. „Ich weiß nicht, ich habe sie noch nicht gesehen!"

Frau Braun wurde gefragt.

„Sie weiß noch nichts," stammelte sie, „auch von ihres Mannes Anwesenheit nicht."

„Liebe Frau Braun," bat Amélie, „dann sagen Sie ihr — — —"

Die Hände der sonst so tapferen Frau begannen zu beben, ihre Lippen wurden weiß. „Nein, ich nicht — ich kann nicht — ich hab's Herrn Erler sagen müssen — ich sag's Keinem mehr —"

„Dann gehe ich selbst," sagte Gustav, plötzlich unheimlich ruhig.

Als er bei seiner Frau eintrat, kam sie ihm entgegen, in fliegender Hast, ihre Worte überstürzten sich.

Digitized by Google

„Bist Du endlich da? War es Dir wichtig genug, um zu kommen? Sie ist fort, verstehst Du, mein Kind ist fort, und Du hast sie weggetrieben, Du allein! Daß Meiregg ging, das hat sie zur Verzweiflung gebracht; da hatte der alte Lüstling leichtes Spiel bei dem armen unschuldigen Kinde."

„Still," flüsterte Gustav heiser, „sei still! Ich bin schuld — aber anders, als Du es meinst. Ich hätt' ihn besser hüten sollen — er war mir anvertraut —"

Sie wich vor ihm zurück, was meinte er nur! Doch er folgte ihr.

„Johu ist tot!" schrie er plötzlich auf, „und sie hat ihn getötet und ich mit meiner Schwachheit und Du —"

„Johu!" Verständnislos, mit weit geöffneten Augen starrte sie ihrem Mann ins aschfarbene Gesicht.

„Ja, Johu — ertränkt hat er sich wegen der Dirne, wegen der elenden Dirne."

„Gustav!" Amélie stand auf der Schwelle und streckte beschwörend die Arme nach ihrem Bruder aus. „Sei nicht so hart gegen sie — auch sie hat ihr Liebstes verloren."

Er beugte sich auf die Schwester nieder: „Heilige, Du bist eine Heilige!"

„Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn genommen —" schluchzte Frau Braun.

„Nein," stöhnte Gustav verzweiflungsvoll. „Gott hat ihr ihn gegeben, wir aber haben ihr ihn genommen in unserer Thorheit und Verblendung."

„Seid gut zu einander," flehte Amélie. „Nur seid nun wieder allein —." Und sie fügte die Hände der Gatten zusammen.

* * *

Jahrelang zerrissene Fäden lassen sich nicht wieder knüpfen. Nebeneinander lebten sie her — leidbeladen Beide, aber sie suchten nicht Trost Einer bei dem Anderen. In Gustav war alles tot — bis auf ein dumpfes Mitleid für die gebrochene Frau an seiner Seite und die wunde Stelle in seinem Herzen, die Amélie hieß. Warum hatte er das ihm anvertraute Gut nicht besser gehütet, warum hatte er den Jungen aus seiner Nähe gelassen und der Verderberin, die in seinem Hause groß geworden, preisgegeben! So hatte er der Schwester gelohnt, daß sie sich für ihn von ihrem Liebsten getrennt.

Das Geschäft gab er auf. Sie begannen nun doch das Wanderleben, vor dem ihm einst so gegraut hatte. Denn die Ärzte meinten, Luisen würde der Aufenthalt im Süden gut sein. Auch war ihr Berlin unleidlich geworden. Überall durch das stille Haus huschte die Erinnerung an das verlorene Kind. Auch anderswo freilich ward sie sie nicht los. Verziehen hatte sie ihr längst. All ihr Sehnen und Denken ging danach, wenn sie nur wüßte, ob Mimi glücklich sei. Johns Tod, der belastete doch das arme Mädchen nicht, was konnte es dafür, daß Jung und Alt seinem Zauber erlag. Nachzuforschen wagte sie nicht, überhaupt Gustav gegenüber an nichts zu rühren, was die Flüchtige betraf. Sie fühlte, es würde dann alles zwischen ihnen aus sein für immer. Sie war ihm dankbar für seine Güte, und daß er bei ihr blieb — aber seine Nähe beschwerte sie und jeder Blick in sein Gesicht war ihr ein Vorwurf.

Sie zogen von Ort zu Ort, Heilung suchend für ihre Leiden, aber sie suchte unanshaltsam dahin. Die Ärzte schüttelten den Kopf: „Es ist das Gemüt," sagten sie und wußten keine Hilfe.

In Nizza war es, während des Blumen-Korso, daß Gustav, trotz Schminke und rotgefärbten Haars, in einer der meistgenannten Halbweltdamen das Mädchen erkannte, dem er seinen Namen gegeben. Rivera war nur der Erste gewesen.

Vor Luisen hielt er es geheim, wie tief das Geschöpf gesunken war, dem ihr und ihres Mannes Glück, dem der arme John zum Opfer gefallen. Kurze Zeit darauf starb sie. Er begrub sie am selben Ort. In seiner stumpfen Seele war kein Verlangen danach, die irdischen Überreste der Frau in seiner Nähe zu wissen, um deren Leben ihm einst so namenlos gebangt hatte.

Nun wohnt er wieder in seiner Tiergartenvilla und teilt seine Zeit zwischen Klub, Rennen und sonstigen Zerstreuungen.

Magenzellers sind noch einmal aufgetaucht; er hat sie durch seine Diener aus dem Hause schaffen lassen.

Gustav Erler kann über eine lustige Geschichte, über einen gewagten Scherz zuweilen noch lachen — lächeln hat ihn seit Johnnies Tod Niemand mehr gesehen.

Digitized by Google

Aus Indien.

Adai Chand in seinem Palast
Krank darniederlag;
Nächtens der Sterbeglocken Klang
Über das weite Land sich schwang,
Und aus den Frauengemächern drang
Schreiende Totenklag'!

Höfling' und Oberſten standen und
Gingen in scheuer Hast.
Von goldgetriebenen Schalen quillt
Mattgrünes Licht und schimmert mild
Auf blinkendem Erz und blauem Schild
Im heiligen Palast.

In der Sternennacht der König liegt
Im goldenen Palankin.
Und bei dem Lager ein Schluchzen ging,
Eine weiche Hand sich im Vorhang fing,
An dem sterbenden Mann das Antlitz hing
Der Bondi-Königin.

Und ihm zu Häupten stand der Tod
Und trat ihm ins Gesicht.
Das flackernde Licht ist ausgebrannt,
Klagegebete! steigt, gesandt
Von brennenden Lippen und bleicher Hand,
Auf in der Sterne Licht!

Die Klagepriester bekleideten ihn,
In Tücher ihn banden ein.
Die Königin in den Höfen schrie:
„Das bräutliche Lager schichtelten sie,
Nun auf, ihr Frauen, die Seele flieh'
Im leuchtenden Feuerschein!“

Das Chor durch ging die goldene Bahr',
Drauf lag ein König in Ruh',
Doch eh' der Frauen verhüllte Schar
Aus Licht des Tages gegangen war,
Da fiel das Gitter, die Trommel schlug;
Der Taubenschlag war zu.

*

Ein lachendes Antlitz rief vom Turm
Im Morgennebelgespinst:
„Ihr Hüter, thut auf das Thor, ich bin
Aziun, die lustige Tänzerin;
Das Boot ging unter, die Ratten fliehn,
Ich such' einen andern Dienst!

Ihn band ich als nie eine Königin,
Jetzt binden die andern mich.
Bewahrt sie sorglich, doch mich lasst fliehn,
Sonst zahlt ihre Schuld mir die Königin
In Geißelhieben!“ — Da ließ sie hin,
Den Hüter der Schlaf beschlich.

An der Nordlandtochter, der Tänzerin,
Des Königs Seele hing,
Plattnasige Götzen um Gunst er bat,
Er küßte den Grund, auf den sie trat,
Und strafte blutig die leichteste That
Nach ihrer Launen Wink.

*

Sie trugen ihn zur Gräberstatt
Im roten Abendglanz;
Dort sind an allen Grüften zu schau'n
Tanzende Affen und bunte Pfau'n,
Holzgeschnitzt und in Stein gehau'n,
Willen des Wüstenlands.

Der Herold seine Würden rief,
Wir ließen die Fackeln ab:
„„Freund unſ'rer Farben, des Reiches Zier,
Baron von Luni und Jenſalmeer,
Gebieter der Wüste von Bikaneer,
König, steig' in dein Grab!““

In die schwarze Nacht das Feuer fuhr
Und loderte weiß und rot,
Da ging ein Weib in der Nacht, und lief
In Schleiern barg sie ihr Antlitz, rief
Den großen König; der König schlief.
Der große König tot.

Den Toten friert nicht kalte Furcht,
Nicht heiße Lieb' ihn kehrt;
So ihren Leib sie dem Tod befahl
Und schlug ihre Brust in lebendiger Qual
Und ging und kehrte zum drittenmal
An der Liebesleiche Herd.

Ein Hüter ging an dem Scheiterholz
Im Mondschein her und hin;
Des Königs Spieß- und Schwertgenoß,
Der Eber und Feinde ihm niederschoß,
Und war im lustig höfischen Troß
Ergeben der Königin.

Der sprach: „Den trügenden Schleier thu'
Von deiner Schande Gesicht.
Den König hieltest du und sein Land
In deiner lamnisch-lüsternen Hand;
Von deines Leibs unreinem Brand
Reinigt sich Asche nicht!“

Und sie: „Auf schreit meine arme Seel'
Und nach Erlösung sucht;
Doch ehe der kalte Morgen graut,
Dem König bin ich im Tod getraut,
Im Paradies seine leuchtende Braut —
Und seine Frauen verflucht!

Doch des Feuers Atem sengte mich,
Mich schreckte die Nacht so still,
Dich, den der König vor andern ehrt',
Fleh' ich, beflecke dein adlig Schwert
Mit einer Dirne Blut unwert!“
Und der Hüter sprach: „Ich will.“

Digitized by Google

Die Schärfe blihte. Rot heißes Blut
Cranh das durstige Erz.
„„Die Königin schenke des Feuers Schein,
So soll die Dirne Königin sein.
Lieg', meine Schwester, keusch und rein,
An deines Königs Herz!“ “

Auf dem schwarzen krachte das weiße Scheit.
Die schon zu löschen schien,
Die geisternde Flamme schien und fahl,
Blutendes Rot und blauer Stahl,
Lohte da licht beim heiligen Mahl
An dem Herzen der Königin!

Aus dem Englischen des **Rudyard Kipling** von **Albrecht Mendelssohn-Bartholdy.**

Bei der Arbeit.

Pick und pick und noch ein Stich,
Eile, Nadel, eile,
Auf und nieder fliege frisch
Eine kleine Weile.

Bis das Tüchlein fertig ist,
Sauber, fein und zierlich;
Wenn du brav gewesen bist,
Lob' ich dich gebührlich.

Pick und pick und noch ein Stich,
Ihr Gedanken weilet!
Bilder süß umgaukeln mich,
Meine Nadel eilet.

Sum, sum, sum, ein Wiegenlied
Klingt mir in den Ohren;
Über eine Wiege bieg'
Ich mich traumverloren!

A. K.

Im Frühling.

Auf die Blumenhalde
Senkt sich still die Nacht,
Ferne überm Walde
Ist der Mond erwacht.

In dem weißen Flieder
Dort am Wasserfall
Klingen süße Lieder
Einer Nachtigall.

Und im Waldesdüstern,
Wo die Quelle zieht,
Tönt ein leises Flüstern,
Wie der Elfen Lied.

Ringsum rauschen Klänge
Durch die stille Nacht —
Leise Lobgesänge
Holder Frühlingspracht.

Hugo Klinke.

Guter Rat.

Wille, Freund, mit edlen Frauen
Ist es wie mit echtem Wein:
Willst du Gold im Glase schauen,
Kehrst du da am Markte ein?

Oder in verschwieg'nen Klausen
Und in Kellern still und kalt,

Wo des Weltlärms wirres Brausen
Leise nur herüberschallt?

Freund, mit edler Frauenrare
Ist es wie mit solchem Wein.
Laß den Marktplatz! laß die Straße!
Kehr' in stillen Klausen ein!

Christian Morgenstern.

Lenzsturm.

Es rauscht der See sein gewaltiges Lied —
Ein Wolkenheer kommt von Osten gezogen;
Hoch bäumen sich auf die schäumenden Wogen —
Hei, wie das braust, wie die Brandung grollt,
Wenn sie machtlos zerschellt an der Dünen Sand!

Es singt der Sturmwind sein lustig Lied —
Ein Sturm segt wild durch die kahlen Äste;
Zertrümmert schon hat er des Winters Feste —
Hei, wie das pfeift, wie das heult, wie das grollt,
Wenn vom Osten der Lenz hinstürmt durch das Land! —

Das ist ein ew'ger, ein grausamer Streit
Zwischen Winterriese und Frühlingsgeistern;
Doch der Lenz wird den mürrischen Alten bemeistern,
Der Lenz, die Zukunft, die neue Zeit!

Amalie von Ende.

Digitized by Google

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst.

Von Adolph L'Arronge.

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

V.

Vorschläge zur Besserung unserer Theaterzustände.

Nachdem ich nunmehr unsere Theaterverhältnisse wahrheitsgemäß geschildert, nachdem ich als die Ursache der Übel, die ich zu erkennen glaube, die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater bezeichnet habe, will ich auch die Mittel nennen, die nach meiner Meinung im stande wären, gedeihlich und fördernd auf das Theater einzuwirken.

Der Staat errichtet Konservatorien für Musik, der Staat unterhält Akademien und Museen für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur, der Staat schützt und unterstützt Industrie und Kunstgewerbe — nur die dramatische Kunst entbehrt des legitimen Schutzes.

Thalia und Melpomene sind vogelfrei, Jeder kann sie einfangen und zur allgemeinen Belustigung dienstbar machen, die Gewerbefreiheit erlaubt ihm das.

Ein Zeitraum von 25 Jahren sollte doch wohl genügen, um die Segnungen einer Institution erkennen zu lassen.

Was also, frage ich, hat uns die Theaterfreiheit Gutes gebracht?

Werden die deutschen Theater — anders wie früher — heute mehr von solchen Männern geleitet, die ernste vornehme künstlerische Ziele und nicht bloß gewinnsüchtige Absicht haben? Nein, ganz entschieden nein.

Wo ließen sich auch solche Ziele verwirklichen? Mit Ausnahme der subventionierten Hoftheater und einiger anderer durch besondere Umstände begünstigter Bühnen sind die meisten Theaterunternehmungen ein ewiger Kampf um das Dasein. Trotzdem tauchen immer wieder Unternehmungslustige auf, zumeist mittelmäßige oder schlechte Schauspieler, die als solche ihr Fortkommen nicht mehr finden konnten und nun ihr Glück in einer Direktion suchen. Diejenigen aber, die Besseres können und Besseres wollen, werden zunächst durch den Mangel eines guten Schauspielpersonals in ihrem Streben gelähmt und erliegen oft auch den niedrigen Mitteln der Konkurrenz, die ihnen den Lebensfaden abzuschneiden droht, so daß sie den gemeinen Jahrmarktstrubel mitmachen müssen. Bühnenleiter also, für die das Theater ein Tempel der Kunst ist, die auf den lockenden Gewinn durch niedrige Spekulation verzichten zu Gunsten des zweifelhaften Gewinns durch ernste Arbeit, solche Bühnenleiter hat uns die Theaterfreiheit eher verkümmert als großgezogen.

Und unsere dramatische Litteratur? Hier, sollte man meinen, müßten doch die vielen neuen Theater, die großen Tantiemen, die Gelegenheit, seine Werke leichter aufgeführt zu sehen, Anregung gegeben, Leben und kräftiges Aufblühen gefördert haben? Mit allem Respekt vor unseren zeitgenössischen Dramatikern, deren Zahl gewiß im Verhältnis zu den Theatern angewachsen ist, kann ich doch nicht einsehen, daß die dramatischen Dichter vor der Theaterfreiheit, die das Benefizium der Tantiemen noch nicht genossen haben, etwa in den Schatten gestellt oder durch bessere ersetzt worden seien.

Gutzkow, Laube, Freytag, Halm, Brachvogel, Lindner, Mosenthal, Putlitz, die viel geschmähte Birch-Pfeiffer, Bauernfeld, Töpfer, Benedix, Hackländer — das sind Namen, die heute noch fast alle unvergessen sind, Schriftsteller, die den deutschen Bühnen viele wertvolle und wirksame Stücke geschaffen haben, Stücke, die zum großen Teil heut noch ihre Lebenskraft erweisen, wogegen die meisten Werke unserer Dramatiker oft nur ein kurzes Eintagsleben fristen und mit dem nächsten Tage schon verklungen und vergessen sind. Selbst auf dem Gebiete der niederen Komik war die dramatische Litteratur vor der Theaterfreiheit nicht etwa kümmerlicher bestellt als heute. Die Possen von Angely und Friedrich, von Gustav Räder und Kalisch wurden schon zur Zeit, als Berlin neben dem königlichen Theater nur ein Privattheater besaß, das Königstädtische auf dem Alexanderplatz, hundertmal und öfter hier aufgeführt und beherrschten viele Jahre lang das Repertoire aller deutschen Bühnen.

Digitized by Google

Ich will nicht sagen, daß die letzten 25 Jahre ohne Theaterfreiheit und ohne Tantiemen mehr Talente für die dramatische Litteratur ausgebildet hätten, jedenfalls aber kann ich sagen, daß die Zeit der Theaterfreiheit, trotz ihrer lockenden Anregung, in geistiger Regsamkeit und dichterischer Potenz für das Theater weit hinter der früheren Zeit zurücksteht.

Ich sagte an einer anderen Stelle schon, daß es den deutschen Bühnen an guten Regisseuren mangelt, an Männern, die ihrerseits vielleicht besserend und helfend eingreifen könnten, wo die Fähigkeit des Bühnenleiters selbst dazu nicht ausreicht. Ich habe auch begründet, warum die neue Zeit der Ausbildung guter Regisseure Hindernisse entgegensetzt. Wie anders war es auch in dieser Beziehung um die deutsche Bühne vor der Theaterfreiheit bestellt! Da wirkten als Regisseure: in Wien Heinrich Laube, in Karlsruhe Eduard Devrient, in Hamburg Heinrich Marr, in Hannover Fritz Rottmayer, in Weimar Dingelstedt, in Schwerin Gustav zu Putlitz, in Stettin, später Berlin, Julius Hein und noch manche Andere; Männer von Geist, Verstand und genauer Kenntnis dessen, was die praktische Bühne verlangt. Regisseure, die dem Dichter eine Stütze, dem Schauspieler ein Lehrer waren.

Über das Verhältnis endlich unserer guten Schauspielkräfte aus früherer Zeit im Vergleich zur heutigen habe ich schon manchertei Beispiele durch Namen gegeben, es sei mir nur noch gestattet, auf ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hinzuweisen. Ein sehr großer Teil des Personals des „Deutschen Theaters" unter meiner Direktion (mit einzelnen hervorragenden Ausnahmen, wie Hedwig Niemann, Agnes Sorma, Engels, Nissen u. s. w.) bestand aus Oesterreichern. Ich will nur einige Namen nennen: Teresina Geßner, Maria Ortwin, Marie Pospischil, Bertha Hausner, Josef Kainz, Sommerstorff, Radelburg, Pohl, Franz Schönfeld und noch viele, viele Andere. Und die jüngeren dieser Künstler waren Schüler der seit vielen Jahren bestehenden und von vortrefflichen Lehrern geleiteten Theaterschule in Wien. Dagegen waren und sind noch heute die Stützen und der Ruhm des Wiener Burgtheaters viele Künstler und Künstlerinnen, die in Norddeutschland geboren sind und hier von kleineren zu größeren Bühnen ihre Lehr- und Wanderjahre durchgemacht haben. Es seien nur genannt: Charlotte Wolter, Baumeister, Meixner, Hartmann, dessen Frau, geborene Schneeberger, Gabillon, dessen Frau, geborene Würzburg, Schöne, Thimig, Mitterwurzer und dessen Frau u. s. w. Einen Nachwuchs an jungen Kräften, der auch nur annähernd an die Bedeutung seiner älteren Kräfte reichte, hat auch das Burgtheater nicht gefunden.

Wenn ich eben von einem Spiel des Zufalls sprach, so ist es doch auch sehr gut möglich, aus den angedeuteten Umständen einen anderen Schluß zu ziehen, und zwar folgenden: In Wien mit seiner vortrefflich geleiteten Schule und in Oesterreich überhaupt, wo mehr Theaterblut pulsiert als in Norddeutschland, erstehen wohl noch häufiger Talente. Das Burgtheater ist seit Laubes Zeiten kaum mehr der Platz, wo junge, noch unfertige Talente weitere Ausbildung und Förderung erfahren; ist es doch sogar vorgekommen, daß am Burgtheater engagierte Künstler, wenn sie inzwischen nicht die Geduld verloren hatten, erst nach langen Jahren zu Anerkennung und Bedeutung kamen. Darum wandern die meisten jungen Talente aus Oesterreich nach Deutschland aus, und darum finden wir bei uns, und namentlich in Berlin, unter den besseren Schauspielern so viel Oesterreicher. In Deutschland hatten wir zwar auch früher keine sogenannten Theaterschulen, aber wir hatten vor der Theaterfreiheit eine Menge von kleinen, jahraus jahrein bestehenden, solide geleiteten Theatern, an welchen die jungen Schauspieler eine sichere, praktische Ausbildung fanden; und alle unsere großen und bedeutenden Schauspieler aus früherer Zeit, alle haben an diesen Bühnen ihre Lehrzeit mit Erfolg durchgemacht und sind erst dann in Stellungen an große Theater gekommen, wenn die Entwickelung ihrer künstlerischen Anlagen und Eigenart ihnen Halt und Bewußtsein gegeben hatte. Heute aber giebt nicht der Gehalt, sondern das Gehalt dem Schauspieler das Bewußtsein.

Meine reaktionären Gedanken gehen wahrlich nicht so weit, daß ich Privilegien, Konzessionsbeschränkungen und Borrechte Einzelner wieder eingeführt sehen möchte. Durchaus nicht! Aber wenn schon gleiches Recht für Alle gelten soll, ist es darum auch nötig, daß man die Ausübung einer ernsten und schönen Kunst, die doch auch als Bildungsmittel gelten darf, ohne Schutz seitens des Staates zu einem handwerksmäßigen Gewerbe erniedrigen darf? Und das geschieht, wenn man den Unternehmungslustigen auf Grund der jetzigen Bestimmungen ohne weiteres und überall gestattet, immer neue Theater zu begründen.

Es genügt nicht, daß man die moralische, künstlerische und finanzielle Qualität eines Bewerbers oberflächlich in Erwägung zieht, es müßte in erster Reihe auch die Bedürfnisfrage erwogen werden. Und vor allem ist es unangemessen, daß man das Theater und die Schauspielkunst zugleich mit anderen Bestimmungen, wie über das Hausierergewerbe, über den Kleinhandel mit Bier und Schnaps u. s. w., unter die Aufsicht und Gewalt der Polizei stellt. Für bauliche Anordnungen und Sicherheitsmaßregeln mag die Ortspolizei die kompetente Behörde sein; aber darüber, von wem ein Theater geleitet werden darf, wie es würdig geleitet werden soll, über den Wert einer dramatischen Dichtung — über diese Fragen sollte der Polizei die Entscheidung entzogen und, wie

Digitized by Google

in anderen Künsten auch, dem Kultusministerium übertragen werden.

Eine Kommission von litterarisch feinfühligen Männern, denen Verständnis und Interesse für die Zwecke und Bedürfnisse der Bühne zuzutrauen wäre, eine solche Kommission unter der Leitung des Ministers selbst, müßte in erster Reihe in Theaterangelegenheiten zu entscheiden haben. Die Ausübung der Censur und die Erteilung der Konzessionen müßte durch diese Kommission geregelt werden.

Die Aufhebung der Theatercensur scheint mir durchaus nicht wünschenswert. Denn wenn die Theater, ohne das Placet einer Behörde, jedes Stück zur Aufführung bringen könnten, so ließen sie Gefahr, daß die Staatsanwaltschaft, ebenso wie sie Bücher nach dem Erscheinen im Druck konfiszieren kann, ein Stück nach der Aufführung so lange suspendierte, bis das Gericht über den angeblich strafbaren Inhalt Entscheidung getroffen hätte. Dadurch aber würde den Direktoren und Dichtern viel größerer Schaden erwachsen, als wenn ein Stück gar nicht zur Aufführung zugelassen wird; abgesehen davon, daß sie obendrein noch in die Lage kommen könnten, Buße erleiden zu müssen entweder durch einen tiefen Griff in den Geldsäckel, oder durch beschauliche Einsamkeit in stiller Zelle. Freilich sollten nicht kleinliche politische und moralische Bedenken den Ausschlag geben dürfen, namentlich wenn es sich um ein ernstes Dichtwerk, nicht blos um eine lockere Sensationskomödie ohne poetischen Wert handelt; hierüber nach sorgsamer Erwägung ein Urteil zu fällen, wäre die vom Kultusminister zu bildende Kommission der geeignete Areopag.

Ebenso wichtig wäre es, daß einer solchen Kommission die Prüfung darüber zustände, wem die Leitung einer Bühne anzuvertrauen sei, und zwar unter besonderer Erwägung folgender Fragen, erstens: sind die persönlichen Eigenschaften des Bewerbers solche, daß sie für eine solide und zugleich künstlerische Führung des Theaters eine Garantie bieten? und zweitens: ist die nachgesuchte Begründung des Theaters ein Bedürfnis, oder darf man dem Unternehmen wenigstens Aussicht auf Bestand zugestehen?

Welche Beurteilung diese Fragen jetzt von seiten der Aufsichtsbehörden finden — und zwar im Gegensatz zu den Meinungen der Fach- und Sachverständigen — bezeichnet sehr deutlich ein Fall, der in diesen Tagen vor dem Oberverwaltungsgericht zur Entscheidung gekommen ist.

Der Schauspieler Ludwig St. kam um die Erlaubnis ein zum Betriebe des Gewerbes als Schauspielunternehmer. Diese Erlaubnis wurde verweigert, und zwar unter der Begründung, daß der Nachsuchende kaum vierundzwanzig Jahre alt sei und noch nicht einmal ein Vermögen von 15000 M. besitze, daß ihm also die erforderliche Zuverlässigkeit sowohl in artistischer wie finanzieller Hinsicht mangle.

Der Abgewiesene beschritt den Klageweg. Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, die zur Begutachtung des Falles aufgefordert wurde, gab ihre Meinung dahin ab, daß die Leitung eines Theaters in technischer und künstlerischer Beziehung eine Fülle von Erfahrungen erfordert, daß deshalb ein jugendlicher Schauspieler doch erst den Beweis erbringen müsse, daß er die nötige Befähigung habe. Alsdann wurden zwei Theaterdirektoren gehört, welche die Laufbahn des St. näher kannten. Einer derselben erklärte, St. sei noch zu jung und habe offenbar noch nicht die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen, um ein Schauspielunternehmen zu leiten; die Befähigung des St. als Schauspieler sei nicht sehr hervorragend. Der andere Direktor äußerte sich nicht minder ungünstig über St. und erklärte, weder in technischer noch künstlerischer Beziehung reiche sein Können aus, um ihm ein Theater anzuvertrauen. St. dagegen brachte verschiedene polizeiliche Bescheinigungen bei, die besagten, daß er in Städten der Provinz bereits erfolgreich als Leiter einer Operettentruppe thätig gewesen, daß das Zusammenspiel gut war, und daß die Ausstattung vortrefflich gewesen sei. Außerdem sprachen sich auch einige Privatpersonen zu Gunsten des Klägers aus, und der Bezirksausschuß erteilte dem St. die nachgesuchte Erlaubnis. Gegen diese Entscheidung legte der Vertreter des öffentlichen Interesses Revision beim Oberverwaltungsgericht ein und machte geltend, der Vorderrichter habe zu viel Gewicht auf die polizeilichen und zu wenig Gewicht auf die Gutachten der Theaterdirektoren gelegt. Der Kläger dagegen wandte ein, daß die Theaterdirektoren ihn nur als darstellenden Künstler beurteilen könnten; und seine Jugend dürfte ihm Niemand zum Vorwurf machen, denn da er mit 21 Jahren majorenn geworden, sei er wohl berechtigt, sich mit 24 Jahren selbständig zu machen.

Das Oberverwaltungsgericht entschied ebenfalls zu Gunsten des Klägers, und somit ist der junge 24jährige Schauspieler nunmehr im Besitz eines Gewerbescheines, der ihn berechtigt, jedes Theater in jeder Stadt zu übernehmen und nach seinen künstlerischen Intentionen selbständig zu leiten.

Gratulor!

Die Kontrolle, die seitens der Aufsichtsbehörde in letzter Zeit gegen Konzessionare, namentlich für Theater in Berlin, strenger geübt wird, sucht ihre Schärfe darin, daß sie den Nachweis bedeutender Geldmittel verlangt, und zwar unter der sehr löblichen Voraussetzung der Behörde, daß der geforderte Nachweis die Schauspieler, die sich einem Unternehmer anvertrauen, vor Schaden bewahren werde. Diese Voraussetzung aber ist ein Irrtum. Selbst angenommen, die bedeutenden Geldmittel, deren Nachweis man von dem Unternehmer verlangt, wären sein

Digitized by Google

Eigentum, — kann er das Geld in der Zeit zwischen der Erteilung der Erlaubnis und der Eröffnung des Theaters, die schon wegen der nötigen Vorbereitungen eine ziemlich lange sein muß, nicht auf die leichteste Weise verloren haben? Giebt es kein Monte Carlo, keine Klubs, keine Börse? Und wenn das Geld nun in dem Theaterunternehmen selbst verloren gegangen ist, was unter Umständen sehr schnell passieren kann, sind die Schauspieler dann besser daran, wenn sie eine Weile, anstatt wo anders, von diesem Direktor ihre Gagen bezogen haben und dann eines Morgens plötzlich erfahren, daß ihr bisheriger Brodherr sich in der Nacht heimlich empfohlen und ihnen nur die Bitte um ein freundliches Andenken zurückgelassen hat?

Selbstverständlich muß der Theaterunternehmer ein gewisses Betriebskapital besitzen. Aber man kann doch nicht so viel Vermögen von ihm verlangen, daß er allen etwaigen Verlusten standhalten und alle, auch die mehrere Jahre laufenden, Verträge auszahlen kann? Wer ein so großes Vermögen besitzt, wird es kaum an ein Theaterunternehmen wagen.

Darum wiederhole ich: nicht der Nachweis von großen Geldmitteln, sondern nur die persönlichen Eigenschaften des Bewerbers und die Erwägung der Bedürfnisfrage geben eine Garantie für das Gedeihen und Bestehen eines Theaters.

Heute ist es so weit gekommen, daß kleine Städte von 30—40 000 Einwohnern nicht bloß ein Theater haben, nein zwei, auch öfters drei, ungerechnet der sogenannten Spezialitäten-Theater. Daß diese Bühnen keinen Bestand haben und nur in ganz unkünstlerischer Weise geleitet werden können, bedarf keiner Erklärung. Die Spielzeit dieser Theater dauert gewöhnlich vom 1. oder 15. Oktober bis zum Palmsonntag, wenn ein Krach dem Spiele nicht noch früher ein Ende macht.

Wenn nun die Schauspieler, die sich ohne jede Berechtigung zum Theater gedrängt haben, wirklich fünf oder sechs Monate lang eine kleine Gage bezogen haben, die ihnen kaum den notdürftigsten Unterhalt gewährt hat, dann stehen sie vor der Frage, wie sie weiter ihr Leben fristen sollen. Es giebt zwar auch eine Anzahl von Sommertheatern, aber deren sind wenige und ihre Existenz ist noch fraglicher und kümmerlicher. Und ereilt diese Leute das leider immer drohende Schicksal, daß der Direktor seine Zahlungen einstellt, dann sind sie auf das Bettelbrod angewiesen.

Man könnte sich wundern, daß trotz dieses Elends noch immer weiter unfähige Leute beim Theater ihr Glück suchen? Das hat vielleicht darin seinen Grund, daß die Unternehmer so wie so in jeder Saison ihr Personal wechseln und es dann gerne mit dem neuen Zuzug probieren, weil der wiederum billiger zu engagieren ist und weil sich die Herren Direktoren denken: schlechter als die anderen können die doch auch nicht sein! Aber sie irren sich.

Ich kannte einen ehrenwerten, gewissenhaften Mann, der seit einem Menschenalter die Direktion eines Theaters in einem kleinen Städtchen von 30 000 Einwohnern führte und der, weil er immer pünktlich seinen Verpflichtungen nachkam, allgemein für einen wohlhabenden Mann gehalten wurde. Als er mich einmal in meinem Bureau besuchte und ich ihm gesprächsweise sagte, daß mein monatlicher Ausgabetat sich auf mehr als 60 000 Mark beliefe, da schüttelte er lächelnd den Kopf und erwiderte mit einem Seufzer: „Du lieber Gott, ich wäre glücklich, wenn ich so viel in der ganzen Saison einnehmen könnte!“

Da ich mir das nicht zusammenreimen konnte, erzählte er mir, daß er mit seiner Frau und seiner Tochter das ganze Geschäft allein führe; er hatte die artistische Leitung und Regie, seine Frau besorgte die Bücher und die Kasse und die Tochter hatte die Oberaufsicht über die Garderobe und alles Technische auf der Bühne. Als Schauspieler konnte er nur Anfänger mit ganz kleinen Gagen engagieren; er ging in jedem Jahre selbst danach auf die Suche aus und hatte auch so viel Fleiß und Geschick, die jungen Leute so weit zu bilden, daß sie wenigstens das Nötigste brachten. „Das Geschäft,“ sagte er mir, „ist zwar sehr beschwerlich, ich muß mit Pfennigen rechnen, aber es gewährt uns doch schon seit vielen Jahren einen bescheidenen Unterhalt.“ — Vor einiger Zeit ist der alte Herr gestorben und hat Frau und Tochter in Sorge um das Leben zurücklassen müssen. — Aber das Stadttheater in X war immer als ein glänzendes Geschäft erachtet worden und nach dem Tode des Direktors fand sich eine große Anzahl von Bewerbern ein.

Eine Besserung unserer Theaterzustände muß von unten herauf vorgenommen werden, in den kleinen Städten muß man anfangen. Man fasse verschiedene solcher kleinen Städte in eine Konzession zusammen, drei, vier oder mehr Orte, in Berücksichtigung ihrer Einwohnerzahl, übergebe diese Konzession einem Unternehmer und verpflichte ihn, in jeder Stadt einige Monate des Jahres Vorstellungen zu geben. In der Zwischenzeit dürfte kein anderes Theater dort konzessioniert werden.

Man wird unter den Bewerbern sorgliche und gute Auswahl treffen können, denn es werden sich für solche Theaterdirektion genug tüchtige Männer finden, weil dieselbe ihnen nicht nur die Möglichkeit der Existenz sichert, sondern auch eine ziemlich sichere Aussicht auf Gewinn giebt. Die kleinen Städte werden dann nicht mehr während des ganzen Jahres in verschiedenen Theatern mit schlechten Aufführungen, die keine Teilnahme des Publikums finden, geplagt werden, aber sie werden dafür während einiger Monate des Jahres ein verhältnismäßig gutes

Digitized by Google

Theater haben, an dem sie sich erfreuen können. Die jungen Schauspieler werden an solchen Theatern ein Engagement finden, in dem sie jahraus jahrein mit Sicherheit auf ihre Gagen rechnen, in dem sie etwas lernen und sich weiterbilden können, denn die Direktoren werden Zeit und Muße haben, ihre Vorstellungen sorgsam vorzubereiten, weil sie damit rechnen können, daß sie die Zeit des Studiums nicht bloß für eine oder zwei Aufführungen aufwenden, da sie ja ihre Vorstellungen in jeder Stadt wiederholen können; und es wird sich auf diese Weise auch an den kleinen Theatern ein künstlerisches Ensemble herausbilden, durch welches schauspielerische Talente Förderung und Gedeihen erfahren, innerhalb dessen begabte Männer als Regisseure praktische Studien machen und sich zu größeren Aufgaben vorbereiten können.

Allerdings würden dadurch, daß so viele kleine Theater für immer zu bestehen aufhörten, auch viele unfähige Schauspieler gar kein Unterkommen mehr finden.

Das aber, meine ich, wäre kein Unglück; im Gegenteil! es wäre besser für die Theater und auch besser für die Betroffenen, die sich dann einem anderen Berufe zuwenden müßten, in dem sie jedenfalls mehr Aussicht auf ein Fortkommen hätten, als als schlechte Schauspieler.

Größere Städte, die branspruchen, während des ganzen Jahres ein Theater zu haben, mögen ihre Theater derart subventionieren, daß dieselben den an sie zu stellenden Ansprüchen gerecht werden und auf Bestand rechnen können. Sie mögen sich dagegen die Aufsicht über ihre Stadttheater wahren. Ob und wie viel andere Theater daneben zu konzessionieren seien, wird nach den Erfahrungen der vergangenen fünfundzwanzig Jahre leicht zu ermessen sein.

Ebenso sollte man in Berlin doch endlich „genug sein lassen des grausamen Spiels". Es ist ja richtig, daß die neuen Theater — und kämen ihrer noch so viele! — ebensogut wie die alten zeitweise einmal das Glück haben können, durch irgend eine zugkräftige Novität ein zahlreiches Publikum anzulocken. Und dabei kommt die Lage und der Rang des Theaters gar nicht in Frage. Hat doch in diesem Winter ganz Berlin das Theater am Alexanderplatz aufgesucht, um „die kleinen Lämmer" zu sehen! Ebenso könnte irgend eine andere alberne Komödie, wenn sie in die Mode kommt, ein anderes Theater — und läge es am Görlitzer Bahnhof — eine Zeit lang füllen. Aber damit wäre doch noch nicht die Zweckmäßigkeit oder das Bedürfnis für die Begründung eines neuen Theaters am Görlitzer Bahnhof erwiesen! Der Berliner und ebensowenig der Fremde kommt doch nicht bei einem Spaziergang durch die Straßen auf die Idee, dieses oder jenes Theater, das er gerade passiert, zu besuchen! Er wählt aus den Anzeigen in den Zeitungen oder auf den Anschlagsäulen das Stück und das Theater, welches ihm Unterhaltung oder Genuß zu versprechen scheint, und die Lage des betreffenden Theaters wird hierbei nur in den seltensten Fällen ein Anreiz oder ein Hindernis sein. Unsere Kommunikationsmittel sind so ausgezeichnete und so billige, daß weite Entfernungen nicht so sehr ins Gewicht fallen.

Ist nicht während eines ganzen Winters ganz Berlin nach den Frankfurter Linden hinausgewandert, um in dem damaligen Ostend-Theater „das neue Gebot" von Wildenbruch zu sehen? Und sind nicht seiner Zeit, wenn Ludwig Barnay den Marc Anton spielte, die jüngsten Mädchen aus den entferntesten Gegenden nach dem Weinbergsweg gepilgert? Und haben nicht dagegen unsere beiden neuesten, im besten Stadtteil belegenen und dabei schönsten und komfortabelsten Theater, das Lindentheater und das Neue Theater, den Beweis erbracht, daß sie vollständig überflüssig waren? Was hat es genützt, daß die Bauunternehmer oder diejenigen, denen man die Erlaubnis zum Gewerbebetrieb der Theater erteilt hat, den Besitz von Geldmitteln nachgewiesen haben? Sind darum die Direktoren nicht nach kurzer Zeit schon ruiniert gewesen? Hat es das Unheil aufgehalten, daß viele Theaterangehörige, unter glänzenden Aussichten nach Berlin gelockt, mitten im Winter brotlos und ohne Erwerb dastanden?

Und ist es der sogenannten zweiten Oper im Belle-Alliance-Theater anders ergangen? Dieses Gespenst einer zweiten Oper spukt noch immer für Berlin. Traurig, wenn es jemals zu stande käme! Richard Wagner's Opern und alle bedeutenden Werke der neuen Komponisten gehören dem königlichen Opernhause und werden diesem Theater immer zuerst zufallen. Mit dem Freischütz aber, mit der Weißen Dame, mit Zar und Zimmermann ist in Berlin kein Opernunternehmen zu begründen. Es fehlt eben hier, wie auch im Schauspiel, ein Repertoire, das ein neues Theater interessant machen könnte. Es wird viel zu wenig Gutes und Erfolgreiches produziert, als daß daran noch immer neue Theater partizipieren könnten. Und für die klassischen Werke, deren Pflege sich schon wahrlich genug Theater in Berlin annehmen, bedarf es vor allem guter Schauspielkräfte; und die zu finden dürfte den neuen Unternehmern doch wohl etwas schwer fallen. Darum ist es auch für Berlin an der Zeit, daß man bei der Neubegründung von Theatern die Bedürfnisfrage in Erwägung zieht und hierfür durch die Gesetzgebung einen Anhalt schafft.

Würde das Deutsche Reich außerdem dem Beispiele Wiens folgen und in unseren großen Städten Theaterschulen errichten und mit ausgesuchten Lehrkräften besetzen, dann würde dadurch gewiß manchem Unfug gesteuert und es würden Institutionen geschaffen werden, die für das Gedeihen der Schauspielkunst

Digitized by Google

von den segensreichsten Folgen sein könnten. Vielen der Unberufenen, denen jede Berechtigung, dramatischen Unterricht zu erteilen, abgesprochen werden muß, die jetzt unter der Versprechung eines baldigen Engagements die jungen Leute anlocken, ihnen das Geld aus der Tasche ziehen und sie dann, unbekümmert um ihr weiteres Schicksal, in ein gewisses Elend hinausschicken, vielen dieser Unkraut-Blüten der Theaterfreiheit würde die Errichtung von Schulen seitens des Staates das verderbliche Handwerk legen.

Die Gewerbeordnung, die uns eine freiheitliche Entwickelung des Theaters bringen sollte, hat an diesem Ziele weit vorbeigeführt. Wir sind falsche Wege gegangen, wir sind im Sumpf stecken geblieben, wir müssen umkehren, wenn unsere Theater nicht bloß vereinzelt, sondern in ihrer Mehrheit wieder Pflegestätten einer schönen Kunst sein sollen zur Anregung und Freude für Geist und Gemüt.

VI.

Bühnen-Verein und Genossenschaft.

Die beiden Körperschaften, welche die deutschen Theater, einschließlich der Theater in Oesterreich, in ihrer Gesammtheit repräsentieren, sind der „Deutsche Bühnen-Verein“ und die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger“. Der Deutsche Bühnen-Verein besteht aus der Vereinigung der Bühnenleiter, und zwar der Intendanten und Direktoren aller Hoftheater, der großen Stadttheater und verschiedener kleineren Theater; der Präsident dieses Vereins ist nach den Statuten der jeweilige Generalintendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin. Außer dem Präsidium vertritt den Verein noch ein Direktorial-Ausschuß, der neben dem Präsidenten und Vize-Präsidenten noch aus vier ordentlichen und vier stellvertretenden Mitgliedern besteht. Alsdann bildet der Bühnen-Verein aus seiner Mitte das Vereins-Schiedsgericht, dem ein Obmann und zwei ordentliche Richter und zum Ersatz ein stellvertretender Obmann nebst verschiedenen stellvertretenden Richtern angehören. (Über die Teilnahme von Mitgliedern der Genossenschaft an diesem Schiedsgericht — denn das Kollegium besteht aus fünf Richtern und zwei derselben sollen aus der Genossenschaft gewählt werden — spreche ich später.)

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zählt zur Zeit ungefähr 5000 Mitglieder, und zwar als solche nicht bloß Schauspieler und Opernsänger, sondern auch diejenigen, die in irgend einer Funktion beim Theater thätig sind. Die Genossenschaft wurde gegründet im Jahre 1871, während der Bühnen-Verein eine Institution viel älteren Datums ist.

Der Deutsche Bühnen-Verein ist in seinem eigentlichen Wesen nichts weiter als ein Schutz-Bündnis gegen die Ausschreitungen der Schauspieler, so namentlich gegen den Kontraktbruch. Hin und wieder hat der Bühnen-Verein wohl das Bedürfnis gefühlt, vor der Öffentlichkeit zu dokumentieren, daß seine Mitglieder Vorstände von Kunst-Instituten seien, und er hat zu diesem Zweck Preise ausgeschrieben für das beste Drama oder für das beste Lustspiel. Diese Preisausschreiben waren immer sehr schön zu lesen, aber ich kann bei eifrigstem Nachdenken nicht dahinter kommen, welches von den vielen eingegangenen Stücken je das beste Drama oder beste Lustspiel gewesen wäre. Solange ich Mitglied des Bühnen-Vereins war, hat unsere Kasse durch Auszahlung eines Preises keinen Abbruch gelitten. Dagegen ist der Zweck des Bühnen-Vereins, sich durch ein Kartell gegen die widerspenstigen und zum Kontraktbruch neigenden Schauspieler zu schützen, in geradezu mustergiltiger Strenge gewahrt worden. Man könnte sich versucht fühlen, diese Strenge grausam zu nennen, wenn man andererseits nicht zugeben müßte, daß Schauspieler sehr oft für das Einhalten von Verträgen nur eine schwache Unterstützung in ihrem Rechtsbewußtsein finden.

Allerdings sind diese Verträge auch manchmal zum Verzweifeln grausam. Ich habe Kontrakte von einem unserer größten Stadttheater gesehen, die — bei kleiner Gage und ohne nennenswerte Aufbesserung im Verlaufe der Zeit — auf sechs Jahre abgeschlossen waren und in denen der Direktor sich außer der üblichen Kündigungsfrist im ersten Monat auch noch das Recht der Kündigung nach jedem Jahre vorbehalten hatte; dem Schauspieler dagegen stand gar kein Kündigungsrecht zu. Es ist sehr wohl zu verstehen, daß dieser ungerechte Druck auf die Freiheit eines Menschen, der alljährlich in der Gefahr schwebt, brotlos zu werden und sich dennoch nach keinem anderen Unterkommen umsehen und kein besseres Anerbieten annehmen darf, zu dem Entschluß führen kann, die achtlos sich selbst gebundene Fessel mit Gewalt zu zerreißen. Es ist nur zu verwundern, daß so viele Schauspieler ohne jedes Bedenken, ohne vernünftige Überlegung die ihnen angebotenen Engagementsverträge unterzeichnen! Die Not ist freilich ein harter Bedränger, und die Freude, wenigstens für den Augenblick versorgt und dem Elend entrückt zu sein, mag manche leichtfertige Handlungsweise entschuldigen; aber die Schauspieler sind auch ohne zwingende Not leichtfertig mit Abgabe ihrer Unterschrift.

Wer kennt nicht die ewigen Klagen über die Theateragenten, über die ungebührlichen Provisionen, die sie für Vermittelung eines Engagements von den Schauspielern verlangen! Und dabei habe ich selbst die Erfahrung gemacht, daß Schauspieler, die ich auf meinen Reisen ohne Vermittelung eines Agenten

Digitized by Google

engagierte, trotzdem nicht bloß einem, nein, sogar zuweilen zwei und drei verschiedenen Theateragenten die Provision für ihr Engagement versprochen und auch durch die von ihnen unterzeichneten Reverse angewiesen hatten. Wenn ihnen dann die Abzüge von den monatlichen Gagen gemacht werden sollten, dann klagten und jammerten sie; und auf die Frage, weshalb sie sich denn so drückende Verbindlichkeiten selber auferlegt hätten, fanden sie keine andere Antwort als die: sie hätten doch nicht wissen können, ob ihr Engagement am „Deutschen Theater" ein dauerndes sein würde, ob sie nicht bald wieder die Agenten brauchen würden, und die hätten sie jedenfalls erzürnt und weniger willfährig gefunden, wenn sie ihnen von diesem Engagement keine Provision zugewiesen haben würden.

Eines weiteren Grundes, daß sie fürchteten, in den Theaterzeitungen schlecht oder gar nicht rezensiert zu werden, schämten sie sich wohl Erwähnung zu thun.

Es ist geradezu unglaublich, welche Bedeutung die Schauspieler den Theaterzeitungen beilegen! Sie bilden sich wahrscheinlich ein, daß von den guten Rezensionen in diesen Blättern, die sie sich doch meist selber schreiben, die Theaterdirektoren ihre Auswahl abhängig machen, daß die Theaterzeitungen also fördernd oder hemmend ihr Fortkommen beeinflussen können.

Die Überschätzung des Einflusses von Rezensionen in Theaterblättern ist verbunden mit der Angst, die Herren Redakteure dieser Blätter, das heißt die Herren Theateragenten, zu erzürnen, wenn man nicht auf ihre Zeitungen abonniert und ihnen nicht die Provision auch für nicht von ihnen vermittelte Engagements zahlt. Und diese Angst vor den Theateragenten beherrscht nicht bloß die kleinen Schauspieler und Anfänger, die noch für ihre Zukunft besorgt sein müssen, nein, auch Schauspieler in gesicherten Stellungen, deren Ruf schon begründet ist, halten es für zweckdienlich, sich die Gunst der Agenten zu erkaufen.

Ist doch sogar Herr Friedrich Haase, ein reicher, unabhängiger Mann, der beliebteste Gast der deutschen Bühnen, eines Tages, kurz vor Eröffnung des „Deutschen Theaters zu Berlin", in heller Aufregung zu meiner Frau gekahren, um sie zu bitten, sie möge doch ihren ganzen Einfluß auf mich aufbieten, damit ich von dem unheilvollen Entschlusse, den Theateragenten den freien Eintritt zu wehren, zurückkomme. Er sehe, sagte Herr Haase zu meiner Frau, die größte Gefahr voraus für das „Deutsche Theater" und für alle seine Mitglieder, wenn ich nicht davon abstehe, die Theateragenten durch Entziehung der gewohnten Freibillets zu brüskieren. Meine Frau hat mir selbstverständlich von der Aufregung und Befürchtung des Herrn Haase Mitteilung gemacht, im übrigen aber hat sie sich das Recht, Einfluß auf meine Entschließungen zu üben, für ernstere Gelegenheiten verspart.

Wenn nun die Schauspieler sehr oft, gleichviel aus welchen Beweggründen, ohne Achtsamkeit und ohne sorgfame Erwägung Verträge unterzeichnen und sich durch ihre übereilt gegebene Unterschrift in Fährlichkeiten und drückende Konflikte bringen, so nehmen sie dagegen auch nicht selten aus viel weniger entschuldbaren Gründen Veranlassung, sich ihrer kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen.

Der Kontraktbruch beim Theater ist keineswegs immer die Folge eines durch ungleiche Verteilung von Recht und Pflicht unerträglich gewordenen Verhältnisses, er wird auch sehr oft in unverantwortlich leichtfertiger und frivoler Weise seitens der Schauspieler verübt. Zu den alltäglichsten Erscheinungen gehört, daß Choristen und Bühnenangehörige in kleinen Stellungen ein Engagement heimlich aufgeben oder, nachdem sie sich einen Vorschuß haben zahlen lassen, gar nicht antreten, um es später an einem anderen Theater, wo ihnen ein etwas höheres Einkommen zugesichert war, ebenso zu machen. Da der Bühnen-Verein die Kontraktbrüchigen sofort signalisiert und verfolgt, ist das übliche Hilfsmittel solcher Leute, um sich vor Entdeckung zu schützen, daß sie einen anderen Namen annehmen und das Mittel so oft wiederholen, als sie gegen ein Theater, das dem Kartell-Verein angehört, kontraktbrüchig werden. Auf diese Weise gelingt es den Ausreißern manchmal, viele Jahre lang unentdeckt zu bleiben, trotzdem sie in der Liste der Kontraktbrüchigen bereits unter zwei oder drei verschiedenen Namen kenntlich gemacht sind.

Dieser immerwährende Zustand der Unsicherheit bei Zusammenstellung des Chorpersonals ist eine stete Klage und auch eine schwere Schädigung der Opernbühnen.

So leicht wird nun allerdings den Schauspielern, die ihren Namen doch nicht mit jedem Rock und in jeder Stadt wechseln können, der Kontraktbruch nicht gemacht.

Die Theater, die dem Bühnen-Verein angehören, dürfen einen Kontraktbrüchigen niemals engagieren, auch dann nicht, wenn er die in dem verletzten Vertrage bestimmte Konventionalstrafe bezahlt hat; erst wenn der Direktor, gegen den der Kontraktbruch verübt worden ist, darein willigt, daß der Name des Schuldigen aus der Strafliste gestrichen wird, erst dann ist er von dem Bann erlöst. Das erscheint hart, ungerecht, gewaltthätig — ich gebe es zu: aber wer die Theaterverhältnisse genau kennt, der wird einräumen müssen, daß ein geschlossener Vertrag den Direktoren nur wenig Sicherheit bieten würde, wenn der Bühnen-Verein nicht mit so drakonischer Strenge den Kontraktbruch verfolgte. Die Schauspieler führen zu ihren Gunsten an, daß jedes Vergehen durch die

Digitized by Google

Strafe doch gebüßt sein müsse, und die Konventionalstrafe sei die Buße; es käme dabei ja nur auf die Vereinbarung an, daß die Direktoren eine dem Engagementsverhältnis angemessene, möglichst hohe Konventionalstrafe in den Verträgen annähmen. Das möchte richtig scheinen, aber es ist doch nicht so. Die Satzungen des Bühnen-Vereins bestimmen, daß die Konventionalstrafe in den Kontrakten den Betrag einer Jahresgage des Schauspielers nicht überteigen dürfe. Das ist zunächst eine Bestimmung, der die Kartell-Mitglieder sich zu fügen haben. Aber diese Bestimmung hat auch einen rechtlichen Untergrund, denn es ist sehr fraglich, ob eine willkürlich hoch bemessene Strafsumme von den ordentlichen Gerichten anerkannt würde; und dem Urteil des Schiedsgerichts unterstehen selbstverständlich nur die Theater des Bühnen-Vereins.

Sehr oft ist der Schaden, der einer Bühne durch den Verlust eines bedeutsamen Mitgliedes erwachsen kann, gar nicht durch eine im Kontrakt zu fixierende Konventionalstrafe in Ausgleich zu bringen. Ein ganzes Ensemble kann durch den Verlust einer hervorragenden Kraft zerstört werden, die Aufführung einer großen Anzahl für die Bühne wertvoller Werke kann darunter leiden, das betreffende Theater kann auf das empfindlichste auf lange Zeit hinaus geschädigt werden. Und dafür soll eine Konventionalstrafe Ersatz bieten? Wie hoch sollte sich denn eine solche Strafe bemessen lassen? Die dem Theater Fernstehenden antworten darauf: Man muß eben eine verlorene Kraft durch eine andere ersetzen und für die Zeit, bis man Ersatz gefunden, muß für etwaigen Verlust die Strafsumme als Ausgleich dienen. Wie einfach und logisch! Daß die dummen Theaterdirektoren auch gar nicht daraus kommen, wenn sie einmal einen Kainz verloren haben, sich einen andern Kainz zu suchen!

Das ist doch so einfach?!

Wenn man hört und liest, was über das Theater gesprochen und geschrieben wird, von klugen, gelehrten und politischen Herren, mit welchem Mangel an Sachkenntnis die Bedürfnisse der Bühne, die Verhältnisse zwischen Direktoren und Schauspielern beurteilt werden, nur von einem juridischen oder allgemein socialen Standpunkt aus, dann darf es kaum mehr wundernehmen, daß thatsächlich für die Hebung und Besserung unserer Theaterzustände nichts geschieht.

Wie Jeder die Leistungen eines Theaters kritisieren kann, so weiß auch jeder gebildete Mann, wie ein Theater geführt werden muß, zumal wenn er gar in einem Parlamente sitzt. Dann freilich hat der Herr Doktor sehr viel zu thun und keine Zeit, das Theater öfters zu besuchen; aber das ist auch gar nicht weiter nötig. Vielleicht hat ihm in seiner Jugend eine Freundin von der Operette zu intimem Verkehr auf der Bühne verholfen, und jetzt ist seine Frau Gemahlin Achtels-Abonnentin (d. h. für jede achte Vorstellung) im Stadttheater zu Ihausen oder Yburg und berichtet ihm ganz genau, wie es in Ihausen oder Yburg im Theater zugeht. Und das genügt! Das übrige bringt die Phantasie — wozu wäre man denn auch ein gelbter Redner!

Das von dem Bühnen-Verein geschlossene Kartell gegen den Kontraktbruch ist leider eine Notwendigkeit, aber trotz seiner Strenge keineswegs eine für alle Fälle ausreichende Schutzmaßregel. Die Bühnen freilich, die sich dem Kartell-Verein angeschlossen haben — und dazu gehören wohl die meisten großen und vornehmen Theater — dürfen einen Kontraktbrüchigen nicht engagieren, aber die überwiegend größere Anzahl der deutschen Theater (und darunter auch manche Theater von Bedeutung) gehört dem Bühnen-Verein nicht an, und diesen Theatern kann es Niemand verwehren, ein gegen eine Kartellbühne kontraktbrüchig gewordenes Mitglied zu engagieren. Nicht selten sogar geht von diesen Bühnen die Verleitung zum Kontraktbruch aus. Wenn ein Theater das Glück gehabt hat, eine talentvolle junge Kraft zu gewinnen, wenn es verstanden, dieselbe zu fördern, so daß der bis dahin unbekannte Namen nunmehr die Schätzung des Publikums, die Anerkennung der Kritik findet, so steigt zunächst der junge Künstler in seiner eigenen Wertschätzung zu immenser Höhe, findet es ganz unbegreiflich, daß er sich für eine solche „Lumpengage", wie sie ihm sein Direktor zahlt, habe binden können, und verlangt, daß der Direktor einen andern, seinem nunmehrigen Wert entsprechenden Vertrag mit ihm abschließe. Über solchen Konflikt braucht nur das Geringste zu verlauten — und das geschieht immer — sofort! — und der betreffende Schauspieler braucht nur eine einigermaßen wertvoll scheinende Acquisition zu sein, so sind alsbald Agenten und Direktoren zur Stelle, die mit ihren Einreden und Anerbietungen sich zwischen einen Ausgleich schieben, und der Kontraktbruch ist vollzogen. Auch in den Fällen, wo der Schauspieler nicht selbst auf die Entdeckung kommt, daß sein künstlerischer Wert mit seiner schlechten Bezahlung gar nicht im Einklang steht — allerdings sind das die selteneren Fälle! — findet sich immer ein freundlicher Vermittler, der den Künstler auf diese Ungerechtigkeit aufmerksam macht, vielleicht sogar ein Kollege des Direktors, der nicht dem Kartell-Verein angehört und der dem Schauspieler die Zahlung der Konventionalstrafe und daneben eine wesentlich höhere Gage anbietet, und dann ist der Kontraktbruch gewöhnlich sofort perfekt.

Allerdings revanchieren sich die Herren vom Kartell-Verein für die Schädigung, die sie zuweilen von seiten ihrer Kollegen außerhalb des Bühnen-Vereins erfahren, indem sie gegebenen Falles dieselbe Lockpfeife blasen.

Als ich unter dem Zwang der Verhältnisse, um Josef Kainz wieder engagieren zu können, aus

Digitized by Google

dem Verband des Bühnen-Vereins ausgeschieden war, erschien nach wenigen Tagen schon mein erster Komiker und erklärte mir lächelnden Mundes: „Lieber Direktor, die Konventionalstrafe für mich liegt bereit und außerdem ist mir, eine jährliche Gage von 40000 Mark angeboten worden.“ Auf meine Frage, wer der splendide Direktor sei, nannte mir mein erster Komiker den Leiter eines großen Theaters in einer großen norddeutschen Stadt, natürlich ein Mitglied des Bühnen-Vereins. Da mein erster Komiker zu wissen wünschte, wie ich mich zu der Sache verhalte, antwortete ich ihm: „Mein lieber erster Komiker, trotzdem ich mich schweren Herzens entschlossen habe, aus dem Bühnen-Verein auszutreten, hat doch keinen Augenblick das Bedenken mich schwanken gemacht, daß eines meiner Mitglieder die Gelegenheit benutzen könnte, gegen mich kontraktbrüchig zu werden; am allerwenigsten ist eine solche Besürchtung gegen Sie in mir aufgekommen, ich bin auch heute noch außer Sorge darüber, und wir wollen das, was Sie mir soeben mitgeteilt haben, als einen kleinen scherzhaften Zwischenfall erledigt sein lassen.“ Mein erster Komiker empfahl sich darauf allerdings, ist auch gegen mich nicht kontraktbrüchig geworden, hat im Gegenteil bis zum letzten Tage vollauf seine Schuldigkeit gethan und zuweilen sogar bei schmerzhaftem Unwohlsein Komödie gespielt; aber er wußte mir nach und nach doch klar zu machen, daß eine jährliche Gage von 20000 Mark bei vierzehn Tagen Urlaub im Winter und zwei Monaten Ferienzeit im Sommer nicht die angemessene Entschädigung für einen ersten Komiker seines Ranges sei, und er wußte mir das so deutlich vorzustellen, daß ich mich, um ihn bei guter Laune zu erhalten, überzeugen lassen mußte. Was sollte mir auch mein erster Komiker ohne gute Laune nützen? (Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Es giebt unter den deutschen Dorfgeschichten-Schreibern manchen Handwerksmann, der so geschickt ist, sich als Künstler aufspielen und in dieser angemaßten Rolle eine Zeitlang behaupten zu können — freilich nur eben eine Zeitlang, wie denn z. B. selbst die Herrlichkeit des Geschichtenschreibers unter ihnen, L. Ganghofer, nicht lange gewährt hat — und im Gegensatz hierzu zählt die Gilde dieser Erzähler auch manchen geborenen Künstler, der weder in allem Technischen so ungeschickt ist, daß das stumpfere Auge seinen Wert kaum erkennen kann. Von dieser letzteren Gattung, die nicht gering an Zahl ist, weil manches Talent nicht bloß durch den Stoffkreis, sondern auch durch Geburt und Erziehung dem Dorfe angehört und nie die rechte Schulung gewinnt, haben wir eben in Anton Gitschthaler einen neuen Mann kennen gelernt; sein Buchlein: „Wetterleuchten. Erzählungen aus den Bergen.“ (Villach, Gebr. Gitschthaler) hat uns Interesse und Teilnahme eingeflößt, denn es ist voll wirklicher Begabung und dabei so ruhrend und ungeschickt geschrieben. Diese Begabung äußert sich namentlich in der Naturschilderung — es giebt einige prächtige Beschreibungen im Buche, die anschaulich, treu und poetisch zugleich sind —, aber auch in der Erfindung der Fabeln, so einfach sie zumeist auch ist, erweist sich dem Kundigen, daß er eine wirkliche Künstler-Natur vor sich hat; hingegen ist der — zum Glück spärliche — Dialog fast durchweg im allerpapierensten Stil gehalten, und auch sonst ist ab und zu ein Detail plump und ungeschickt. Das thut nichts, das Ungeschickt läßt sich abstreifen, aber das Talent wird gewinnen; wir wollen uns den Namen merken und die Hoffnung festhalten, ihm bald auf dem Titelblatt eines künstlerisch durchgebildeteren Buches zu begegnen.

— Sie. Roman von Marie Rodziewicz. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Die Verfasserin genießt in ihrer polnischen Heimat eines guten Namens; man schätzt sie dort namentlich in jenen Kreisen, welche in Deutschland die Martitt als ihr künstlerisches Ideal verehren und daneben auch die Heimburg und Werner als Sterne feiern; doch kann sich die Polin unseres Erachtens mit diesen Leuchten unserer Litteratur nicht messen. Wenigstens nach dem vorliegenden Roman zu schließen, ist sie — man wird dies für unmöglich halten und es ist doch so — noch unnatürlicher und sentimentaler, in ihrer Erfindung noch gewaltsamer, als diese Damen. Man wird dies für unmöglich halten, sagen wir — nun, wer's nicht glaubt und kapier genug ist, sich in ein solches Wagnis zu stürzen, der lese das Buch. Aber das ist auch der einzige Grund, der für diese Lektüre ersinnbar wäre, und warum die Verlagshandlung diesen Baustein zum Gebäude unserer Weltlitteratur beigesteuert hat, ist uns nicht ganz verständlich.

— Der Kampf zwischen Herrn A. Müller-Guttenbrunn, dem jählings depossedierten Direktor des Wiener Raimund-Theaters, und dem Vorstand der Aktien-Gesellschaft, der das Theater gehört, hat bekanntlich sehr viel Lärm gemacht und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die ihm eine große principielle Bedeutung beimaßen. Doch scheint uns das tragikomische Vorkommnis nicht wichtiger, als manches ähnliche, das sich in aller Stille abspielt: Geldleute lassen sich einen Direktor mit starkem Eigenwillen nur eben so lange gefallen, als sie dabei gute Geschäfte machen, und das persönliche Verhalten des abhängigen Mannes ihren Dünkel nicht kränkt; wandeln sich diese Umstände in ihr Gegenteil, so muß er gehen, und so hat denn auch Herr Müller-Guttenbrunn gehen müssen. Die Rede, in welcher er sich zu verteidigen und den Vereins-Ausschuß anzuklagen bemüht war, ist vor einigen Wochen im Verlage von G. H. Meyer in Leipzig u. d. T. „Der suspendierte Theater-Direktor“ erschienen; sie enthält einige Details, die man nicht ohne Staunen lesen wird, z. B.: „Hier, meine Herren, ist ein Brief von dem Redakteur F. Schiller, der sich zu „Fiesko“ einen Freisitz erbat. Und als unser erster Vize-Präsident diesen Brief gelesen hatte, sagte er: „Was? Was? Wer'n doch dem Esel keine Freisitz geb'n. Sein Stück tragt eh' kein Geld!“ — Heil der Bühne, über der eines solchen Mannes Augen wachen!

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Carmer, H. Dirk Kluin. Episches Gedicht. Köslin. Alfred Hoffmann.

Gitschthaler, Anton. Wetterleuchten. Erzählungen aus den Bergen. Villach. Gebr. Gitschthaler. 1895.

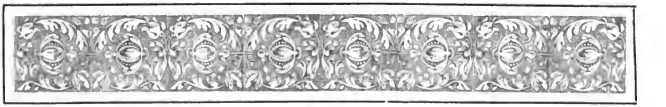
Wichert, Ernst. Die Schwestern. Eine litauische Geschichte. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1896.

Telmann, Konrad. Unter römischem Himmel. Roman. Dresden und Leipzig. Carl Reißner. 1896.

Jahne, Ludwig. Poetische Bekenntnisse. Klagenfurt. Ferdinand v. Kleinmayr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google



Die Berlinerin.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

Die Berlinerin.

Von **Karl Frenzel.**

Ein Buch über die Berlinerin? Kommt es nicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre zu früh? Denn wie lange ist es denn her, daß man von der Pariserin redet und schreibt, sie malt, zeichnet und photographiert? Und Paris hat doch eine weit tiefer in die Vergangenheit hinabreichende gesellschaftliche Kultur als Berlin. Unsere Stadt ist neben Petersburg die jüngste der europäischen Weltstädte und trotzdem wollen wir schon eine Monographie über das feinste, zarteste und verwickeltste Geschöpf der modernen Civilisation, die Frau, auf märkischem Boden, in Berliner Beleuchtung, geben? Aber wenn man das Unternehmen auch verwegen schelten mag, seine Originalität wird man ihm nicht absprechen wollen. Ein Gebild stellt sich dar, das im Grunde noch keine Vergangenheit, wohl aber eine bestimmte, eigenartige Individualität besitzt. Es ist noch so jung, daß sein Gesicht die Spur keines Erlebnisses aufweist, die Furche keines Schicksals, allein diese Frische macht seinen köstlichsten Reiz aus. Unter den historischen Frauen betritt die Berlinerin zum ersten Male die Bühne der Welt, sie gleicht dem Mädchen, daß sich zu seinem ersten Balle schmückt.

Nur den Bewohnerinnen weniger Städte ist es geglückt, als typische Erscheinung in der Kunst- und Kulturgeschichte festgehalten zu werden. In den Werken der Dichter und der Bildhauer lebt auch für uns noch das Ideal der Griechin, aber Näheres von dem Aussehen und dem Alltagsleben, dem Dichten und Trachten der Athenerin und Spartanerin wissen wir nicht. Selbst wenn wir Trachtenbücher und Kostümbilder aus dem Altertum hätten, würden wir doch nur über die Verschiedenheiten der Gewandung und der Haarfrisuren unterrichtet werden, über die Wesensunterschiede zwischen einer Griechin aus Syrakus und einer aus Milet erführen wir nichts. Vielleicht bestanden auch keine, oder nur unmerkliche, da die antike Kultur überhaupt nicht zur feinsten und reichsten Ausbildung der weiblichen Natur geeignet war. Besser haben es schon die italienischen Frauen während der Renaissance gehabt. Auch ihnen ist die volle Entfaltung der Persönlichkeit, die damals aus der Wiedergeburt der Wissenschaft und Kunst die europäische Menschheit anstrebte, zu gute gekommen. An den Höfen der italienischen Kleinfürsten, in den wohlhabenden Städten gewannen die Frauen Einfluß auf die Sitten, die Umgangsformen, die Sprache der Gesellschaft. Die großen Maler haben uns in ihren Gemälden, nicht nur in ihren Portraits, sondern auch in den Darstellungen der Jungfrau Maria, verschiedene städtische Frauentypen bewahrt. Leicht erkennen wir in den Madonnen Raphaels aus seiner Jugendzeit den bescheidenen, bürgerlich angehauchten Typus der Florentinerin, aus denen seiner späteren Zeit die höhere Schönheit, die durchgeistigte Majestät der Römerin, aus Tizians Tochter und seiner gen Himmel fahrenden Maria machen wir noch heute den Schluß auf die eigentümliche Schönheit, die Haltung und das Gebaren der Venetianerin um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Zum Teil haben sich diese Unterschiede der äußeren Erscheinung, wie wir sie in den Bildern bemerken, bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber die italienischen Frauen sind trotzdem nicht zur freiesten Entwicklung ihres Wesens vorgedrungen. Temperament, Religion und Erziehung ziehen fast allen dieselbe Grenze und geben ihnen ein

*) Die nachstehenden Aufsätze sind dem Manuscript eines Buches entnommen, das binnen Kurzem unter dem Titel: „Die Berlinerin" im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird. Besser, als wir es vermöchten, spricht Karl Frenzels Aufsatz aus, was das Buch anstrebt, und wirksamer, als wir es könnten, werden es die hier mitgeteilten Proben der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Darum fügen wir nur bei, daß das Werk, von Ulr. Frank herausgegeben, Beiträge fast aller hervorragenden Schriftsteller, die derzeit in Berlin daheim sind, enthält; auch einige ausgezeichnete Autoren, die in Berlin geboren sind, aber anderswo eine zweite Heimat gefunden haben, waren gern bereit, an einem Buche mitzuwirken, wie es gleich treu und lebensvoll bisher den Frauen keiner anderen Stadt gewidmet worden ist. Von einem anderen Schmucke des Buches vermag leider unsere Zeitschrift, die seit langen Jahren die Illustration ausschließt, keine Anschauung zu geben; das Buch ist aufs reichste mit Federzeichnungen und Tondrucken von Friedrich Stahl, dem trefflichen Maler und Illustrator geschmückt und wird sich also auch äußerlich als Prachtwerk präsentieren. — Im Auftrage der Verlagshandlung fügen wir bei, daß sie vor jedem Nachdruck der hier mitgeteilten Proben ausdrücklich warnt und einem solchen mit allen ihr gesetzlich zustehenden Mitteln entgegentreten müßte. D. Red.

Digitized by Google

gemeinsames Gepräge, dem gegenüber das Klima, die Einflüsse und Eindrücke einer einzelnen Stadt nicht mehr zur entscheidenden Geltung kommen.

Paris ist die einzige Stadt, die einen Frauentypus nach allen Richtungen und in den feinsten Schattierungen ausgebildet hat. Die Pariserin hat eine Geschichte. Von Molière an bis zu Alexander Dumas und Sardou lebt sie in den verschiedenartigsten Gestalten, die mehr oder minder alle nach zeitgenössischen Urbildern entworfen worden sind, auf der Bühne. Sie ist dadurch der Welt bekannt geworden. Die gelehrten Frauen, die vornehmen, gezierten, in Geist und Absonderlichkeit verstiegenen, allem Natürlichen abholden Damen des Hofes und des Parlaments, die Bürgersfrauen, von der anmutigen Elmire bis zu der falschen, habsüchtigen Beline, der Gattin des „eingebildeten Kranken", die hübschen, klugen, übermütigen und immer verliebten Töchter, die spitzbübischen, listigen, vorlauten und nie um Widerrede verlegenen Mägde des Hauses — wer sieht in Molières Lustspielen nicht die Pariser Frauenwelt des siebzehnten Jahrhunderts anschaulich und greifbar vor sich? Und so ist es bis heute durch alle Wandlungen der Verfassungen, der Sitten und der Moden geblieben. In dieser langen Reihe haben die Marquisen im Reifrock auf ihren Schuhen mit roten Absätzen wie die Strickerinnen Robespierres, die auf den Tribünen des Konvents und des Jakobinerklubs seine fanatische Claque bildeten, die Frau à la Balzac und die „unverstandenen" Frauen, wie sie George Sand und jetzt Paul Bourget zu schildern liebten, bis zu den Gefesteten, den Kameliendamen und den Petrolosen, die in den letzten Tagen der Kommune, im Mai 1871, den Brand von Paris besorgten, ihren bestimmten Platz. Keine dieser Formen darf man unbeachtet lassen, wenn man eine Geschichte, eine Charakteristik der Pariserin entwerfen wollte. Das Ewig-Weibliche hat sich hier im Schönen wie im Häßlichen, im Guten wie im Bösen, in der Verklärung wie in der Ungeheuerlichkeit ausgelebt, Ideal und Karikatur berühren sich Schulter an Schulter. Paris ist nicht nur das Paradies der Frauen, sondern der eigentliche Nährboden für alle Bildungen, Entwicklungen, Gelüste und Launen der weiblichen Natur.

In der Wirklichkeit mag es die einzelne Berlinerin mit der Grazie und dem Witz, der Schönheit und dem Geschmack der Pariserin aufnehmen. Aber als Gesamtheit und vor allem als historische Erscheinung fallen die Berlinerinnen gegenüber den Pariserinnen noch nicht ins Gewicht. An der Seine die voll entfaltete Blume, an der Spree die Knospe. Denn wie die Weltstadt Berlin ist auch die Berlinerin erst im Werden. Wie könnte es auch anders sein? Wohl reichen die städtischen Anfänge Berlins bis in das zwölfte Jahrhundert hinab, aber als eine Stadt, von der die Menschen sprechen, ist es kaum zweihundert Jahre alt. Bis dahin war es eine kleine märkische Landstadt in dürftiger Gegend, zwischen Wasser und Kiefernheiden, ohne bedeutenderen Handel und Gewerbefleiß, ohne stattliche Kirchen mit kostbaren Reliquien oder wunderthätigen Heiligenbildern. Erst bildete der Roland und dann das kurfürstliche Schloß den Mittelpunkt der damals noch von dem Weltgetriebe fernab gelegenen Stadt. Auch in der mittelalterlichen Enge und Dumpfheit hat es verliebte Jünglinge und geliebte Mädchen gegeben, gute und schlechte Hausfrauen, Patrizierinnen und Fischweiber, aber wir wissen nichts von ihnen und sie hatten schwerlich eine besondere Physiognomie. Die Zeit war so erfüllt von dem Kampf um die Notdurft des Lebens, so ganz beherrscht von dem Thun und Trachten der Männer, daß für die Ausbildung der feineren Persönlichkeit der Frauen kein Raum in ihr war. Willibald Alexis ist in seinen märkischen Romanen ein treuer und markiger Schilderer jener fernen Vergangenheit, er geleitet uns durch das Mittelalter und die Renaissance Berlins und Brandenburgs. Den Typus der Berlinerin indessen bleibt uns auch die Dichtung schuldig. Offenbar weil er in der Wirklichkeit nicht vorhanden war und von der die „gute alte" Zeit nachschaffenden Phantasie nicht als ein notwendiges Element gefordert wurde. Wo in der Beschränktheit und der harten Arbeit des Daseins nur die allen Frauen gemeinsamen Eigenschaften ihres Geschlechts zur Erscheinung kommen konnten, Sitte und Gesetz sie von jeder Teilnahme an den öffentlichen Dingen ausschlossen und auf das Haus verwiesen, mußten sich die Lübeckerin, die Nürnbergerin und die Berlinerin zum Verwechseln ähnlich sehen. Die steifen und trotz ihres zuweilen warm und tief beseelten Gesichtsausdrucks wenig anmutigen Gestalten, Evas, Madonnen und Magdalenen, der altdeutschen Maler bis zu Holbein, Dürer und Cranach hinauf zeigen neben den gleichzeitigen Bildern der italienischen Meister, wie weit das deutsche Modell in Formenschönheit und an individuellem Reiz hinter dem italienischen zurücksteht. Die erste Berlinerin, die in der Stadtgeschichte einen berühmten Namen erworben hat und von der noch jetzt die Sage geht, ist jene Anna Sydow, die schöne Frau des Gießers, der in dem Gießhause hinter der heutigen Ruhmeshalle wohnte, die Geliebte des Kurfürsten Joachim II. Aber sie kann leider in einem Buche über die Berlinerin nur als Name und Schatten, nicht als Persönlichkeit auftreten. Nicht einen Zug, der sie als „Berlinerin" charakterisierte, hat die Überlieferung von ihr bewahrt.

Die erste Frau, in der ich einen Hauch berlinischen Wesens und Geistes verspüre, ist keine geringere, als die erste preußische Königin Sophie Charlotte, obwohl sie der Geburt nach eine Hannoveranerin war. Sechzehn Jahre alt, hatte sie am 28. September 1684 den damaligen Kurprinzen Friedrich geheiratet, und ist noch im jugendlichen Alter eines fast plötzlichen Todes gestorben, am 1. Februar 1705 in Hannover, wohin

Digitized by Google

sie gegangen war, ihre Verwandten, Mutter und Geschwister, zu besuchen. Sie war eine ebenso kluge, witzige wie anmutige Frau, eine Freundin des Philosophen Leibniz, trotz ihres Umgangs mit den Predigern der eben in Berlin heimisch gewordenen Franzosen, welche die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertrieben hatte, mit freigeistigem Anfluge und leiser Ironie in allen religiösen Kontroversen, unter deren Zeichen damals die Stimmung der Menschen und die Wissenschaft der Gelehrten stand. Zu ihrem Garten und Schloß zu Lützelburg, das ihr Gemahl nach ihrem Tode ihr zu Ehren und in treuer Erinnerung Charlottenburg nannte, hielt sie eine Art philosophisch-theologischen Hof. Sie hörte zu, wie der gelehrte Jesuit Bota mit dem noch gelehrteren reformierten Prediger Beausobre über die christlichen Dogmen stritt, und wußte geistvoll und geschickt das Wortgefecht auszugleichen, wenn es allzu hitzig zu werden drohte. Der Irländer Toland, der damals durch sein vielgelesenes Buch „Das Christentum ohne Geheimnisse“ zu den berühmtesten Schriftstellern gehörte, wurde ihr dort vorgestellt und mit besonderer Auszeichnung von ihr aufgenommen. Er hat es ihr durch eine begeisterte Huldigung in seinen Briefen und Werken vergolten. Serena nennt er sie, in der Ernst und Heiterkeit sich harmonisch verbinden, die schöuste und begabteste Fürstin ihrer Zeit. Sie hat reiches dunkles Haar und blaue Augen in einem regelmäßig geschnittenen Gesicht von herrlich weißer Hautfarbe. Ihre Figur neigte zum Rundlichen und sie war nicht von hohem Wuchse. Aber wer fragte danach bei einer Königin, die so viele andere Vorzüge besaß! An der Gründung der Berliner Akademie der Künste und der Wissenschaft hat sie den lebhaftesten Anteil genommen. Ihre Verstandesschärfe erschreckte zuweilen sogar den bei all seiner Philosophie frommgläubigen Leibniz. „Sie will das Warum des Warums wissen,“ sagte er von ihr. Die echte Berlinerin, die sich nicht mit wohlfeilen Gründen und Redensarten abspeisen läßt, sondern zum Kern der Dinge vorzudringen sucht. Die Nichtigkeiten des Hoflebens und die vielen kostspieligen Eitelkeiten, in denen sich der König gefiel, übersah sie mit ihrem weiten und freien Blick. „Neulich sprach Leibniz mit mir von dem unendlich Kleinen,“ schrieb sie einmal, „guter Gott, als ob ich leider damit nicht nur allzu bekannt wäre!“ Aber der originellste Zug, der von ihr berichtet wird, ist folgender. Er malt gleichsam mit einem Farbenton die ganze Frau und die ganze Berlinerin. Unter den unendlichen Ceremonien der Königskrönung in Königsberg am 18. Januar 1701 fing sie als leidende Heldin dieser Staatsaktion sich zu langweilen an, zog ihr goldenes Döschen aus der Tasche und stärkte sich mit einer tüchtigen Prise feinen und scharfen Schnupftabaks für den Rest der Handlung. Das ist eine That, die eine Pariserin niemals zu stande gebracht hätte, weil sie viel zu sehr ein Geschöpf der überkommenen Sitte und eine genaue Beobachterin der Etikette ist. Für das gerade, forsche, ungezierte, die Form nicht übermäßig schätzende Wesen der Berlinerin ist diese Prise Sophie Charlottens in dem für die Mehrzahl der Frauen höchsten Augenblick ihres Lebens, wo ihr die Krone aufs Haupt gesetzt werden sollte, ebenso bezeichnend wie kostbar. Und sie war erst zweiunddreißig Jahre alt!

Die ersten zarten und unscheinbaren Keime und Ansätze, aus denen sich die Berliner Gesellschaft und Geselligkeit entwickelte, wurden in jener Zeit ausgestreut. Die französischen Verbannten waren das Korn Salz für den märkischen Boden. Sie kamen aus einem gesegneteren Erdenfleck, aus einer reicheren und geistigeren Kultur in das Land Moab, wo rauhere Lüfte wehten, der Boden unfruchtbarer und das Leben härter war. Dafür fanden sie hier die Gewissensfreiheit, nach der sie verlangten, die Achtung und das Bürgerrecht, die ihnen in ihrem Vaterlande verweigert worden waren. Der Fürst des Landes bereitete ihnen diesethe freundliche Aufnahme wie die Bürger Berlins. Wie fest die französische Gemeinde zunächst auch noch zusammenhielt, an den mannigfaltigsten, täglich sich erneuernden Beziehungen und Verbindungen mit der Bürgerschaft konnte es nicht fehlen. In der hugenottischen Auswanderung waren alle Stände vertreten, Edelleute und Pastoren, Gelehrte, Handelsherren und kleine Leute. Unter den letzten besonders zahlreich Gärtner und Kunsthandwerker. Das französische Element verbreitete sich darum in der ganzen Bevölkerung der Stadt und teilte Allen von seinem Fluidum mit. „Ein bischen Französisch ist doch wunderschön!“ Von jenen Tagen kann man das gefügelte Wort herleiten, in dem sich der Bildungseifer und die Bildungseitelkeit, die Bewunderung des Fremdländischen und die Vornehmthuerei des Berlinertums so naiv ausspricht. Das Berlin Friedrichs des Großen hat nicht nur in seiner königlichen Spitze, sondern durch alle Stufen der Pyramide einen französischen Firnis. Zwei Jahre lang hat Berlin Voltaire zu seinen Bürgern gezählt. Im königlichen Schlosse, in dem Teil an der Spree, in der Taubenstraße hat er gewohnt. Die französischen Freunde des Königs, seine französischen Accise-Beamten waren bei den Berlinern nicht beliebt, aber dem Einfluß ihres Geistes und ihrer Bildung konnten sie sich doch nicht entziehen. Neben Paris ist Berlin die einzige Stadt der Welt, in deren Atmosphäre noch heute Voltaires Witz und Ironie, Spottsucht und Bosheit einen unverwüstlichen Bestandteil bilden: das Gaistgeschenk, das er uns hinterlassen. Freilich hatte die Natur die Berliner von vornherein mit der scharfen Witterung für alles Lächerliche, Unvernünftige und Verstiegene begabt.

Noch aber ist von einer Anteilnahme der Frauen an geistigen und künstlerischen Dingen keine Rede. Überall führen die Männer allein das große Wort. Noch hält in Berlin keine Frau auch nur in den be-

Digitized by Google

scheidensten Formen einen Salon, noch giebt keine reiche Berlinerin wöchentlich ihren Freunden, Künstlern, Schriftstellern und ausgezeichneten Fremden ein vortreffliches Mittagsessen, wie die Frau des Spiegelfabrikanten Grossein und die Frau des Genfer Bankiers Necker in Paris. Im Opernhause bewundern die Berliner wohl italienische Sängerinnen und Tänzerinnen, deutsche Schauspielerinnen jedoch aus dem kleinen Komödienhause in der Behrenstraße kommen erst in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrichs des Großen durch ihr vortreffliches Spiel und durch ihre Liebesabenteuer in den Mund der Leute. „Demoiselle" Döbbelin und „Demoiselle" Baranius fangen aber bald nach dem Tode des Königs an in der Welt, in der man sich amüsiert und in der man klatscht, einen breiten Raum einzunehmen. Die Schauspielerin ist der erste Frauentypus, der in Berlin in die Öffentlichkeit tritt und von sich reden macht. Nicht immer im günstigsten Sinne. Aber der Bann der Alltäglichkeit und der Hörigkeit ist doch gebrochen, der Schauspielerin wird ein gewisses Recht und eine gewisse Selbständigkeit in der Lebensführung zugesprochen. Vor den Eigenschaften des Standes verschwinden zunächst bei ihr noch die Berliner Lokalzüge, je lebendiger indessen die Teilnahme der Bevölkerung, bis in die tieferen Schichten des Mittelstandes hinein, sich der Bühne zuwendet, je mehr das Theater der einzige Gegenstand des öffentlichen Gesprächs und Urteils wird, desto inniger verschmelzen auch die Größen der Bühne mit dem Publikum und nehmen unbewußt den Berliner Ton und Stempel an. Die Kostüme und die Haltung der Schauspielerinnen werden von den Frauen der Gesellschaft nachgeahmt und andererseits von jenen eine originelle Persönlichkeit aus den Bürger- oder Volkskreisen auf die Bühne geführt. Der Berliner Dialekt ist nur langsam, im Laufe der Jahre, bühnenfähig geworden, lange vorher jedoch ist das berlinische Wesen in den Umgangsformen in unserm Schauspielhause heimisch gewesen.

Fast zu gleicher Zeit mit der Berliner Schauspielerin ist der zweite eigentümliche Frauentypus unserer Stadt aufgetaucht: die Berliner Jüdin. Das Wort hat jetzt einen Stich in das Protzenhafte und Auffällige, das Nichtige und Eitle erhalten, ursprünglich verdichtete sich alles Geistreiche, Anmutige, gesellschaftlich Liebenswürdige darin. Die bildenden und erziehenden Einflüsse, die Henriette Herz und Rahel Levin auf die Entwicklung des Berliner Gesellschaftslebens ausgeübt haben, sind unmäßbar, aber unschätzbar. Sie versammelten zuerst Männer aus verschiedenen Ständen und Berufskreisen um sich, Adlige und Bürgerliche, Offiziere, Beamte, Kaufleute und Gelehrte. Ein Graf Dohna und Friedrich Schleiermacher gehörten zu den Verehrern der beiden Frauen. Als dritte, wenn auch nur mit bescheidenerem Glanze, gesellt sich Dorothea Veit zu ihnen. Die Wohlhabenheit der jüdischen Familien gestattete ihnen, eine Geselligkeit ohne Üppigkeit zu pflegen, ihre Freunde und Bekannten gastfrei in kleinen, mäßig eingerichteten Zimmern zu empfangen. Der Geist und die Lebendigkeit der Frauen fesselte die Gäste und führte immer neue herbei. Mannigfache, geistige und gemütliche Beziehungen verknüpften sie unlöslich mit der romantischen Schule, mit der Erneuerung und Erhebung des preußischen Staates. Sie sind nicht nur von litterarischen Interessen erfüllt: sie erglühen auch im feurigsten Patriotismus. Mit ihrer Königin Luise leiden sie unter dem Druck der Niederlage und der Fremdherrschaft und begeistern sich an den Siegen von Großbeeren, Leipzig und Waterloo. Nach dem Jahre 1815 tritt auch für die Berliner Gesellschaft jene Verflachung und Verkümmerung ein, die als Rückschlag der ungeheuren Erschütterung durch die Befreiungskriege das ganze deutsche Volk ergriffen hat. Die Karlsbader Beschlüsse sind das Wahrzeichen der Epoche für das politische, die ästhetischen Thees für das geistige Leben, Dichten und Trachten. Ein dünnes Getränk, karge Butterschnitten, gezierte Frauen, ein verzückter Goethekultus und der unvermeidliche Theaterklatsch, so malen die Satiriker diese Zusammenkünfte aus. Am Theetisch sitzen die Damen der höheren Gesellschaft, um die Kaffeekanne die Frauen des Bürgerstandes. Die Lebenshaltung ist durch die Verwüstungen und die Lasten einer fast zehnjährigen Kriegszeit ärmlicher geworden, als sie es in den beiden letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts war. Der geistige Hochflug hat sich aus den Ätherhöhen der Romantik und der Fichteschen Philosophie in tiefere Regionen gesenkt. Auch den Frauen ist die Schwungkraft erlahmt. Umsonst verlangt Charlotte Stieglitz Raum für den Flügelschlag einer freien und leidenschaftlichen Seele. Die Inhaltslosigkeit des Lebens verdüstert und entmutigt sie ebensosehr, wie die geistige Unbedeutendheit ihres Gatten, in dem ihre blinde Liebe ein dichterisches Talent ersten Ranges vermutet hatte. Halb aus Verzweiflung an der Nichtigkeit und dem Einerlei, das sie umgiebt, halb in der Hoffnung, durch einen tragischen Schmerz die schöpferische Kraft des Mannes zu wecken, giebt sie sich selbst den Tod. Es ist etwas Römisches in ihrer That und die Berlinerinnen bewundern sie als ihre erste Heroine, die in der Wirklichkeit wahr macht, was die Crelinger im Schauspielhause nur spielt.

Alle Stimmungen und Neigungen, Wünsche und Ideale der Berliner Frauenwelt bewegen sich noch in der künstlerischen Sphäre. Sie malt und musiziert, sie schwärmt für Sänger, Schauspieler, Virtuosen und Dichter. Eine kleine Minderheit begeistert sich für die Heldinnen aus den Romanen der George Sand und eine phantastische Frauenemanzipation. Aber mehr aus litterarischer Passion als aus der Absicht, die Stellung der Frau thatsächlich umzuwandeln. Denn noch ist der Sinn der Berlinerin für sociale

Digitized by Google

und politische Bestrebungen nicht geweckt, sie ist in dieser Hinsicht noch ein unbeschriebenes Blatt. Während die Pariserin in allen Revolutionen in der vordersten Reihe ihren Mann gestanden hat, jeder Partei aus den Frauen eine Heldin oder eine Megäre-Karikatur erwachsen ist, verhält sich die Berlinerin in den Märztagen des Jahres 1848 skeptisch und gleichgültig. Nur vereinzelt erscheinen Frauen in den Volksversammlungen und den Klubs. Die überwiegende Mehrzahl in allen Ständen mißtraut der ganzen Bewegung des tollen Jahres und atmet auf, als die Bürgerwehr ihre Waffen abliefern muß und die Soldaten wie früher die Wache beziehen. Die Freiheit erscheint ihr als Chimäre und die Einheit Deutschlands kümmert sie nicht. Ehe die socialdemokratische Verkündigung einsetzte, war jede Berlinerin gut preußisch und gut königlich gesinnt. Aus dem Reiche, in dem sie herrschen wollte, schloß sie die Politik als störendes Element, das die Männer ihrem Berufe und ihrem Hause entfremdete, aus. In allen echten Republikanern witterte sie nicht mit Unrecht Miesmacher, Hagestolze und Weiberfeinde.

Fast fünfzig Jahre sind seitdem vorübergegangen. Wer die Residenz Friedrich Wilhelms IV. kannte und liebte, findet sich in der neuen Weltstadt, auch wenn er ihre Umwandlung mit erlebt hat, kaum noch zurecht. So rasch ist der Wechsel vor sich gegangen, so verändert hat sich Berlin in seinem Umfang, seiner Volkszahl, seiner Erscheinung, in allen seinen Lebensäußerungen. Der Zustrom der Fremden aus allen deutschen Gauen hat zwar den Kern des berlinischen Wesens noch nicht anzutasten vermocht, fängt aber doch allmählich an, in ihn einzudringen und ihn umzubilden. Das frühere Berlin hatte, wie alle deutschen Residenzen, seine kleinstädtischen Seiten. Diese verschwinden immer mehr vor dem Andrang des modernen Lebens, seiner Bedürfnisse, seiner Sorge für die Massen. In einer Weise, wie es sich unsere Mütter nicht träumen ließen, ist die Frau durch die Bewegung, ihren Erwerbskreis zu erweitern, und durch die socialdemokratische Doktrin in den Vordergrund getreten. Mit dem wachsenden Wohlstand ist die Geselligkeit umfassender, reicher und üppiger geworden. Die Berliner Dame entpuppt sich als Weltdame, die mit der Pariserin in dem Glanz ihrer Toiletten wie in der Lebendigkeit der Unterhaltung wetteifert. Auf der andern Seite hat die praktische Bethätigung der Frauen zu eigenem Nutzen oder zur allgemeinen Wohlfahrt eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen. Aus der Unfriedung und der Enge des Hauses drängen die Frauen leidenschaftlich auf den Markt des Lebens und in die Öffentlichkeit. Auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbs, in der Wissenschaft, in den Vereinen machen sie den Männern Konkurrenz, ein Trieb der Eroberung, den sie früher nicht besaßen oder doch nur auf die Eroberung eines Mannes anwandten, reißt sie vorwärts, unwiderstehlich, selbst durch die heiligen, bisher unnahbaren Pforten der Universität.

Unser Buch bemüht sich diesen weiten Kreis zu umschreiben und will die Berlinerin in ihrem Heim und auf der Straße, bei der Arbeit und in ihren Vergnügungen aufsuchen. Durch alle Stufenalter, die ganze sociale Leiter hinauf begleiten wir sie. „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging", heißt es in einem Liede aus der Zeit der Großmutter. Auch uns entgeht das Backfischchen nicht. Aber wie anders sind die Lieder geworden, die es singt! Überall begegnen dem Beobachter originale Erscheinungen, die in dieser Form und diesem Ausdruck kein anderer hauptstädtischer Boden gezeitigt hat und die doch wieder durch ein inneres Band zusammengefaßt werden. Mit einer guten Dosis Mutterwitz hat jede Berlinerin von der Natur, durch Vererbung und Anpassung viele Geschlechter hindurch, ein resolutes Auftreten und eine muntere Schlagfertigkeit empfangen. Sie ist immer flink zur Antwort und trifft meist den Nagel auf den Kopf. Ihre brennende Wißbegierde möchte wie die der philosophischen Königin alle Dinge im Himmel und auf Erden ergründen. Gern spielt sie sich in allen Ständen als „gebildet" auf. Es ist der besondere Tick, der sie so charakteristisch von der Wienerin unterscheidet. Dieser lebenslustigeren sanguinischen Schwester gegenüber ist sie eher phlegmatisch, zuweilen mit einem leisen Stich in das Sentimentalische. Sie neigt zur Naturschwärmerei, gerade weil die Landschaft um Berlin nur sanfte, idyllische Reize und keine überwältigenden Schönheiten bietet. Bis zur „Tante Buchholz" können wir das Entzücken über die grünen Bäume und den schilfumstandenen Teich in der Abendröte verfolgen. In einer Reihe von Bildern stellt unser Buch die gemeinsamen und die individuellen Züge der Berliner Frauenwelt dar. Sie alle zu erschöpfen, beansprucht es nicht. Ebensowenig den Zauber ihrer Wirklichkeit in seiner unmittelbaren Anziehungskraft wiederzugeben. Eine Wiese voll Frühlingsblumen beimelt anders Augen und Sinne an als das kostbarste Herbarium. Aber wir hoffen, daß unser Buch jedem Leser den Wunsch erregen wird, die Berlinerin, wenn er sie noch nicht kennt, persönlich kennen zu lernen. Hat er aber diese Bekanntschaft schon gemacht, wird es liebe und frohe Erinnerungen in ihm aufwachen lassen. Den Berlinerinnen selber brauchen wir es nicht zu empfehlen. Nicht einmal sub rosa. Sie fühlen, noch ehe sie es aufschlagen, daß es zu ihren Ehren geschrieben ist, und freuen sich, ihr Konterfei in einem glänzenden Spiegel zu erblicken und für die Nachwelt erhalten zu sehen.

Digitized by Google

Die junge Berlinerin des alten Berlins.

Von **Julius Rodenberg.**

„Lieber Freund,“ erwidert sie mir, indem sie sich über den Veilchenstrauß neigt, den ich ihr mitgebracht habe, „sind wir denn wirklich in unseren Tagen so viel liebenswürdiger und anmutiger gewesen, als es die jungen Berlinerinnen heute sind, oder scheint es Ihnen nur so, weil Sie selber damals noch jung waren?“

In dem traulichen Gemach, das ganz mit Büchern, Bildern, Büsten und Blumen gefüllt ist, herrscht Abenddämmerung, und der sanfte Duft des Straußes in ihrer Hand mischt sich mit dem der Hyazinthen am Fenster.

„Damals, damals,“ seufz' ich; „freilich waren wir damals jung und wir sind alt miteinander geworden . . .“

Ich blicke die Freundin an; aus ihren blauen Augen schimmert mir ich weiß nicht welcher Zauber eines vergangenen Frühlings entgegen und unter dem Silberhaar, das matronenhaft die Schläfen deckt, erkenn' ich die Züge des feinen Profils.

„Alter, lieber Freund — alt so lange nicht, als wir noch Freude haben an der Welt und am Leben,“ sagt sie.

„Die Welt und das Leben! Hat sich nicht alles geändert? Ist nicht Berlin auch ein anderes geworden? Ach, unser altes Berlin, wohin ist es — das kleine, dürftige, gemütliche Berlin, als wir an den langen Sommernachmittagen Kornblumen suchten, wo jetzt die Pferdebahn und die Dampfstraßenbahn und die Stadtbahn und die Ringbahn fahren, und statt der Tausende von fünfstöckigen Häusern und der Hunderttausende von Menschen, die darin wohnen, Feld und Wiese waren und der blaue Himmel darüber, vom Kreuzberg bis zum Grunewald?“

Und, mit der Erinnerung an diese Sommernachmittage flattert eine Schar junger, hübscher Mädchen an mir vorüber — jede von ihnen mit einer eigenen Art von Laune, Geist und Witz, doch sie, die mir jetzt, in ein schwarzes Spitzentuch gehüllt, gegenüber sitzt, die Schönste von allen. Und das Wunder begiebt sich, daß ich sie wieder vor mir sehe, wie sie damals war, mit den weichen Wellen ihres goldnen Haars, sanft an die rosigen Wangen geschmiegt, und im blauen Kleide, voll jungfräulichen Reizes und strahlend von der Heiterkeit eines guten Herzens.

„Nein,“ ruf' ich aus, „Sie mögen nun sagen, was Sie wollen, die junge Berlinerin des alten Berlins war doch ein anderes, poetischeres Wesen als die prosaischen Mädchen von heute.“

„Prosaisch?“ entgegnet die Freundin. „Besieht denn alle Poesie mir darin, Kornblumen zu suchen und Geibels Gedichte zu lesen?“

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß es besser sei, Zolas Romane zu lesen und Ibsens Stücke zu sehen?“

„Was mich betrifft, so kann ich mich weder für den Einen noch für den Andern begeistern. Aber wir schaffen sie damit nicht aus der Welt. Wir haben auch Mendelssohn geliebt, und unsere Töchter schwärmen doch für Richard Wagner.“

„Unsere Töchter! Ja, wenn sie nur schwärmen könnten! Aber das ist es eben, was ich ihnen bestreite. Sie genießen mit dem Verstande, haben Respekt vor nichts und kritisieren alles.“

„Und wissen Sie, daß Sie mit Ihrem Lob uns ein schlechtes Kompliment machen? Solche Gänseblümchen waren wir Berlinerinnen doch auch nicht, daß wir von Gott und der Welt keine Ahnung gehabt hätten. Ich erinnere mich noch sehr deutlich des Tages, wo Sie, mit Schrecken im Gesicht, mir sagten: Denken Sie, was geschehn ist! Unsre Freundin Charlotte liest Schopenhauer!“

„Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß unsre Freundin zuvor nur Pascal, den heiligen Augustin und Thomas a Kempis, Von der Nachfolge Christi, gelesen — und wie gelesen hatte! Jede gute Stelle war unterstrichen, manche zweimal und dreimal; und so sehr hatte sie sich an das Unterstreichen gewöhnt, daß sie zuletzt auch in ihren Briefen jedes dritte Wort unterstrich. Darin war doch Entwickelung und Arbeit des Geistes —“

„Die Sie heute bei den jungen Damen vermissen — bei denselben jungen Damen, die das Lehrerinnenexamen machen und sich für ein Universitätsstudium vorbereiten?“

„Um Gottes willen, kommen Sie mir nicht damit! Mir ist die gelehrte Frau zuwider, und die junge Berlinerin des alten Berlins, obwohl sie wahrhaftig Niemandem eine Antwort schuldig blieb, überließ die Doktordisputation doch ihrem Courmacher —“

„Und erwartete hernach von diesem, daß er sie heiraten werde —“

„Das Gescheiteste, was sie thun konnte! Haben Sie, haben wir es bereut, daß wir also verfuhren? Sind aus den Freundschaften nicht die wundervollsten Ehen und aus den Courmachern nicht die herrlichsten Ehemänner geworden? Das ist es, was ich der jungen Generation vorwerfe. Sie tanzen nicht, sie heiraten nicht, sie machen sich nicht einmal ordentlich den Hof. Nur zum Essen und zum Trinken sind sie zu haben.“

„Bitte, bitte — da fragen Sie doch nur Ihre Frau, wie oft die bei Ihrer Tochter im Laufe eines Winters die Ballmutter spielen muß — vielleicht mehr als ihr lieb ist; und auch auf meinem eigenen Jungen möcht' ich das nicht sitzen lassen.“

„Ihr Sohn ist Offizier, und in den Offizieren ist noch ein Rest von Ritterlichkeit und Galanterie der alten Zeit —“

„Mit anderen Worten: sie tanzen und machen den jungen Damen den Hof. Aber heiraten! Heiraten können doch auch die Offiziere nur reiche Erbinnen,

Digitized by Google

die Töchter von Millionären. Wollten Sie das sagen, lieber Freund?"

„Ungefähr."

„Aber genau so war es doch zu unserer Zeit. Denken Sie nur an Thekla, die seelenvolle Thekla, die jedes Wort mit einem Seufzer betonte, wie Charlotte jedes Wort unterstrich!"

„Soviel ich mich erinnere, war sie weder eine reiche Erbin, noch ihr Vater ein Millionär —"

„Und deswegen konnte sie den Lieutenant auch nicht heiraten, mit dem sie heimlich — ich weiß nicht wie viele Jahre lang verlobt war, bis endlich der Krieg und am Tage vor dem Ausmarsch der Konsens kam. Er war inzwischen Hauptmann und sie fünfunddreißig Jahre alt geworden."

„Etwas Schöneres kann es ja gar nicht geben — der Jugendgeliebten die Treue zu wahren und endlich mit ihr glücklich zu werden! Ich nenne das Idealismus und die junge Berlinerin des alten Berlins besaß ihn."

„Glauben Sie, daß Ihre Tochter in einem ähnlichen Falle weniger ideal gesinnt wäre?"

„Meine Tochter! . . . Ich hoffe, daß das Schicksal sie nicht auf eine so harte Probe stellen wird. Übrigens sind ihre Neigungen auf ganz anderes gerichtet, ihre Freundinnen haben sie verdorben."

„Wieso? Was können Sie diesen jungen Damen nachsagen?"

„Sie fahren auf Zwei- und auf Dreirädern, sie spielen Lawn Tennis, sie rauchen, und was für eine abscheuliche Handschrift sie schreiben!"

„Das ist freilich ein langes Sündenregister. Doch ich entsinne mich eines jungen Mannes, der mir einst ganz entzückt von einer jungen Bulgarin erzählte, wie die ihn gelehrt, nicht nur Cigaretten zu rauchen, sondern sogar, mit ihren behenden Fingern und hübschen Lippen, Cigaretten zu machen. Wissen Sie noch? Der junge Mann waren Sie!"

„Doch die Berlinerinnen sind keine Bulgarinnen, und ebensowenig steht es ihnen an, den langaufgeschossenen Engländerinnen nachzuahmen, die mit dem Schlagnetz in der Hand und in den kurzen, losen Kleidern ganz widerwärtig aussehen."

„Trotzdem soll die Bewegung in der frischen, freien Luft dem jugendlichen Körper viel zuträglicher sein, als der Tanz in erstickend heißen Ballsaal."

„Ich hasse die weiblichen Athleten."

„Auch die schönen Reiterinnen mit den wehenden Schleiern und dem wallenden Gewande, für die ein gewisser junger Student aus der Provinz so sehr geschwärmt, als er sie zum erstenmal durch den Tiergarten sprengen sah? Nein, mein Lieber, es ist das Neue, das Ungewohnte, das Sie zurückstößt, in der Kunst, in der Litteratur, im Leben, und ich will auch gar nicht sagen, daß mir alles gefällt oder daß ich das Alte darum verleugnen möchte. Doch ich glaube, daß ich in diesem Punkte gerechter, vielleicht resignierter bin. Ich habe die Mondscheinnächte der Jugend nicht vergessen, wenn ich gleich die Vorzüge des elektrischen Lichtes nicht verkennen will; und gerne, wenn ich mit meinem Manne darauf zu reden komme, gedenk' ich der fernen Tage, wo wir die blauen Blumen im Schöneberger Felde pflückten und uns mit blauer Tinte schrieben —"

„Und wie klar, wie deutlich, wie lesbar die jungen Damen damals schrieben! Fragen Sie doch Ihren Mann, ob er sich in Sie verliebt haben würde, wenn Sie solche Krakelfüße gemacht hätten, wie sie jetzt Mode sind. Ob der Liebhaber nicht abgestoßen, statt angezogen worden wäre, wenn er das, was ihm die Geliebte sagt, erst mühselig hätte herausbuchstabieren müssen. In der That, „ein Schauspiel für Götter," aber eine Strafe für den Menschen, der solch ein Geschreibsel bekommt."

„Sie haben da Goethes „zwei Liebende" citiert; aber man merkt wohl, daß Sie das heutige Frauenzimmer, um im Stile des Jahrhunderts zu bleiben, nicht mit den Augen der Liebe betrachten. Die schönen Seelen schrieben schöne Briefe; wer hat heute die Zeit und die Ruhe? Kennen Sie nicht das allerliebste „Novelletthen in Korrespondenzkarten" der Frau Marie von Ebner-Eschenbach? „Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?" Unsere Großmütter, unsere Mütter hatten es besser; selbst auf unsere Jugend fiel noch der letzte, verlöschende Strahl eines idealeren Zeitalters. Das Leben, auch in einer großen Stadt, wie Berlin, hatte noch etwas Idyllisches. Man würde sich nicht gewundert haben, in Krug's Garten Vossens Luise zu sehen oder an den Gestaden des Pichelssees Hermann und Dorothea zu begegnen. Und nun vergleichen Sie damit unser junges Mädchen, dieses arme, geplagte, gehetzte Ding! Der Tag geht an ihm wie ein Wirbelwind dahin, und was gethan werden soll, muß in fliegender Eile geschehn. Ich will nichts entschuldigen, auch die schlechte Handschrift nicht, die vielleicht nur eine schlechte Gewohnheit ist. Aber bedenken Sie, wieviel von der jungen Dame verlangt wird, wenn sie mitsprechen will; wieviel sie sehen und hören muß — wieviel Vorlesungen, wieviel Theater, wieviel Konzerte, wieviel Kunstausstellungen — und überall das Neue, das Neue! Die Pietät, deren Mangel wir zuweilen schmerzlich empfinden, war das Erbteil unserer Väter; uns ward es leicht gemacht, wir lebten von der Vergangenheit, das junge Geschlecht aber lebt für die Zukunft, und die Zukunft ist immer eine Schlacht der Geister. Was daraus werden wird, Gott allein weiß es; aber wir sollten darum nicht ungerecht gegen unsere Kinder sein, auch wenn wir sie nicht ganz mehr — verstehn!"

„Ich danke Ihnen für die Lektion, verehrte Freundin; ich sehe, daß die junge Berlinerin des alten Berlins das Herz und den Mund noch immer auf dem rechten Flecke hat —"

Digitized by Google

„Und das ist meine Hoffnung auch für die junge Berlinerin des neuen Berlins!“

Mit diesen Worten umarmt sie meine Tochter, die, um den Papa zu holen, eben aus dem hell erleuchteten Flur in das dunkle Zimmer getreten ist.

Die Frau Geheime Rätin.

Von **Ernst Wichert.**

„Kinder, der Papa ist nach Berlin versetzt!“

„Nach Berlin? Hurra! — Hurra! Nach Berlin!“

Es war ein Jubeltag gewesen, als der Brief mit dem großen Siegel nach der Provinzialstadt und in das Haus des Herrn . . .-Rats gelangte.

In den letzten Wochen hatte sich da eine so eigene schwüle Stimmung bemerkbar gemacht: der Vater ungewöhnlich nervös, unruhig, einsilbig, die Mama offenbar ihn ängstlich beobachtend, bei jedem Erklingen der Hausglocke auffahrend und die Farbe wechselnd, dann wieder gar zu auffallend bemüht, heiter zu erscheinen und sich nichts ansehen zu lassen. Und nun war das sehnlichst erwartete Ereignis eine vollendete Thatsache, die Berufung ins Ministerium erfolgt. Zunächst freilich nur als Hilfsarbeiter; aber es konnte kein Zweifel sein, daß der „Geheime Rat“ nicht lange auf sich warten lassen werde. Die Versetzung geschah immer in dieser Form und die Probezeit hatte durchaus keine ernstliche Bedeutung.

Die noch junge, stattliche, aus guter Familie stammende Frau mit dem feingeschnittenen Gesicht und den klugen Augen war nicht ohne Sorge gewesen, wie man „in höherer Stellung“ mit den vorhandenen Mitteln ausreichen werde, aber der Ehrgeiz des sehr tüchtigen, von seinen Vorgesetzten geschätzten und nach oben hin gut empfohlenen Mannes hatte sie doch ein wenig angesteckt. Es werde bei vernünftiger Wirtschaft ja schon gehen, meinte sie, trotz der jährlich wachsenden Bedürfnisse der vier Kinder, wachse doch auch das Gehalt, und man sei zum Glück nicht allein darauf angewiesen; werde doch auch das kleine Vermögen, das sie eingebracht und das bisher gut verwaltet worden, immerhin ein paar tausend Mark Zinsen ab. Freilich werde man in Berlin keine großen Sprünge machen können, aber doch gegen die Kollegen im allgemeinen nicht zurückbleiben dürfen. Und überhaupt — schon in Berlin zu wohnen sei ein großer Vorzug, um den man mit Recht von den Zurückbleibenden beneidet werde.

Sie freute sich mit ihrem Manne und nahm die Gratulationen mit bescheidener Abwehr zu kühner Erwartungen, aber doch mit Stolz entgegen. Jetzt glaubte sie erst recht zu wissen, was sie an ihrem Manne hätte. Den Kindern versäumte sie nicht anzudeuten, daß von ihnen eine würdige Haltung, der amtlichen und gesellschaftlichen Stellung des Familienoberhauptes entsprechend, vorausgesetzt werde.

Und dann waren die üblichen Abschiedsfeste gefeiert, die hochtönenden Reden gehalten, die Visiten abgestattet, die Sachen gepackt. Auf nach Berlin!

Da befand man sich nun in der Millionenstadt und merkte gleich bei der Wohnungssuche, daß man sich mehr, als erwartet, einschränken müsse. Wo kamen nur alle die Menschen her, die diese teuren Quartiere bezahlen konnten? Im Geheimrats-Viertel — dahin gehörte man doch — Palast an Palast bis zum Zoologischen Garten hin, und selbst im dritten Stock über dem Hochparterre, für den Provinzler eine schauerliche Vorstellung, die Miete für sechs Zimmer, die mindestens gebraucht worden, kaum erschwinglich. Es war nicht verständig, über fünfzehnhundert Mark zu gehen, aber erst in der Nähe der zweitausend gefielen die Wirtschaftsräume und die Hinterzimmer. Was war zu thun? Der Etat mußte an einer andern Stelle gekürzt werden. Und drei dreiviertel Treppen hoch und ganz draußen in einer neuen Straße, durch die freilich die Pferdebahn ging! Man hatte eine kleine Reise bis zum Mittelpunkt der Stadt. Aber das Treppenhaus ließ nichts zu wünschen, man gebot über einen reizenden Erker und konnte an schönen Sommertagen, wenn man schwindelfrei war, auf einen Balkon hinaustreten.

Der Vergleich mit Denen, die weiter unten oder näher dem Potsdamer Thor, vielleicht gar dicht am Tiergarten wohnten, war unvermeidlich. In der Provinz hatte man eine Rolle gespielt, hier in Berlin verschwand man in der Masse der mittelmäßig Situierten. Und es gab so viele Ministerien und höhere Beamten-Kollegien — so entsetzlich viele Geheime Räte! Selbst unter seinesgleichen verlor man sich. Eine hervorragende Stellung schienen eigentlich nur die Geheimen Kommerzienräte einzunehmen, deren Millionen Respekt einflößten.

Die neue Berlinerin fand sich bald sehr enttäuscht. Und was für Schwierigkeiten nach allen Richtungen hin waren zu überwinden, bis die Familie erst zu einer geordneten Lebensweise gelangte. Die beiden Söhne in einem nicht allzu entfernten Gymnasium unterzubringen, kostete schon viel Mühe, und die höhere Töchterschule für die Mädchen ließ sich erst recht ohne die Pferdebahn gar nicht erreichen. Man war gewohnt, um zwei Uhr Mittag zu essen; jetzt kam der Mann nicht vor halb fünf aus dem Ministerium. Die mitgebrachte Köchin hatte sich so gut bewährt gehabt; hier war sie anfangs mit allem unzufrieden. Nachdem sie dann mehrmals ihren freien Sonntag dazu benutzt hatte, Fremdinnen aus der Heimat aufzusuchen und in ihrer Begleitung Berlin kennen zu lernen, kam sie rasch dahinter, daß ihr Lohn viel zu gering und die ihr zugemutete Arbeit viel zu groß sei, suchte sich eine ihrem Wert angemessenere Stelle und wußte sich dann der gnädigen Frau so unausstehlich zu machen, daß sie gern in die Aufhebung des Vertrages willigte. Die Neue blieb nicht aus. Denn nun zeigte sich's, was

Digitized by Google

es heißen wollte, in den Vermietungsbureaus ein „anständiges, fleißiges und häusliches“ Mädchen ohne Bräutigam aufzutreiben. Die Hintertreppe, zuerst mit Freuden als eine modern-wirtschaftliche Errungenschaft begrüßt, wurde Tag und Nacht ein Gegenstand schwerster Beängstigung.

Bei den verheirateten hohen Vorgesetzten und Kollegen wurden Visiten abgestattet, oder eigentlich nur Karten abgegeben, denn der öffnende Hausgeist hatte fast jedesmal zu bedauern, daß die Herrschaften ausgegangen seien. Und immer drei Treppen auf und ab, denn die Geheimen wohnten fast alle so hoch! Unsere Freundin erkannte nach einigem Verdruß, daß es in diesen Kreisen Sitte sei, sich nicht stören zu lassen, und instruierte nun ihr Mädchen ebenso. Es folgten Einladungen zu Diners um sechs Uhr oder zu sehr späten Abenden, und fast überall fand sich ungefähr dieselbe Gesellschaft der nächsten Berufsgenossen zusammen. Die rechts und links von einem Ministerialdirektor oder einem Wirklichen Geheimen-Ober der Anciennetät nach an den Tisch gesetzt wurden. Immer dieselben Gesichter und derselbe Gesprächsstoff, meist aus den Tagesblättern herausgezogen, wenn nicht Berufsangelegenheiten oder Personalien verhandelt wurden. Die Männer hatten in ihrem Amte so viel zu thun, daß sie in den seltensten Fällen dazu kamen, sich eine neue litterarische Erscheinung anzueignen oder ins Theater zu gehen, und die Kolleginnen, wenn sie sich auch diesen Genuß etwas häufiger verschafften, wagten doch bei ihrem Tischnachbar da nicht anzuknüpfen und unterhielten sich nach aufgehobener Tafel miteinander besser über Wirtschaftsangelegenheiten, Kindererziehung, oder merkwürdige Ereignisse aus der besten Gesellschaftsregion.

Dann wurden diese Abstürzungen von den Anzöglingen pflichtschuldigst erwidert. Es liefen so viel Absagen ein, daß man schließlich nicht einmal nötig hatte, auch noch im Nebenzimmer decken zu lassen. Sicher waren die Verhinderungen in den meisten Fällen nur vorgeschützt: man wollte seinen Umgangskreis nicht erweitern und für das nächste Jahr freie Hand haben. Es war vorauszusehen, daß bald nur eine kleinere Zahl von Familien freundschaftlich zusammenhalten würden, die sich einander sympathisch fühlten. Das konnte ja auch allen Teilen nur erwünscht sein. In dieser ersten Zeit war es doch recht interessant, viele neue Menschen und Wohnungseinrichtungen kennen zu lernen, zu erfahren, wie bei Geheimrats gegessen und getrunken zu werden pflege, und sich zu überzeugen, daß man nicht gerade zurückzustehen brauche. Nur dem eigentlichen Berlin kam man auf diese Weise nicht näher.

Am leichtesten und schnellsten acclimatisierten sich die Kinder. Sie brachten aus der Schule allerhand neue Worte und Redensarten mit, die der Mama anfangs sehr wunderlich und nicht immer ganz fein erschienen, bis sie sich endlich an den Jargon gewöhnte, der ja auch in der Küche gesprochen wurde. Dabei blieb's aber nicht. Ihr begegnete nun auch manche sonderbare Auffassung und Beurteilung der Dinge, zu denen sie in ihrer Jugend ganz anders Stellung genommen hatte. Spielkameraden und Freundinnen, schon ältere Berliner Kinder, wenn auch selten „richtige“, kamen ins Haus und brachten die Großstadtluft mit. Die Geheime Rätin lernte von ihnen und wurde unmerklich berlinisch gebildet. Wenn Besuch aus der früheren Heimat kam, blieb selten die Bemerkung aus, daß ihre Sprache sich schon wesentlich verändert habe, und eine, natürlich von Steifheit weit entfernte, vornehme Haltung unverkennbar sei.

Bei solcher Gelegenheit wurde denn auch wohl mit den Gästen aus der Provinz einmal Berlin besichtigt, wozu sonst Zeit und Neigung fehlte. Oft mit stillem Seufzen gab sich die verehrte Frau einige Vormittage Urlaub, um die inzwischen entstandenen Neubauten und Kunstdenkmäler in Augenschein zu nehmen, die Museen zu repetieren, durch das Schloß und das Rathaus zu wandern, vielleicht sogar die Siegessäule zu besteigen und von oben her einen Blick auf den imposanten Reichstagsbau zu werfen. Abends wurde dann mit den guten Freunden, wenn sich's nicht abschlagen ließ, ein Theater am anderen Ende der Stadt besucht, im Wintergarten oder in den Reichshallen eine späte Stunde verbracht, sogar in den Lokalen von Ruf gekneipt. Es mußte in solchen Fällen schon etwas drangehen — auch zur Sommerzeit im Zoologischen Garten oder bei Ausflügen nach dem Grunewald, Treptow, Wannsee und Potsdam. Das Bedauern, daß man sich diese Vergnügungen nicht öfter leisten könne, durfte nicht laut werden, eher die etwas blasiert klingende Bemerkung, daß man sich aus diesen Dingen wenig mache, die man ja alle Tage haben könne. Die Geheimrätin war aus ihrer Tageszeitung immer gut unterrichtet, was in Berlin passierte, und gab sich gern den Anschein, überall dabei gewesen zu sein oder die Sache der Beachtung nicht für wert gehalten zu haben. Überhaupt gewöhnte sie sich ein Urteil von oben herab und ein witzelndes Absprechen an, und da sie eine recht kluge Frau war und sich gut auszudrücken verstand, fehlte es nicht an neu zutretenden Kolleginnen, die sie als echte Berlinerin bewunderten.

So waren nun viele Jahre vergangen, und sie fühlte sich wirklich mindestens in dem geheimrätlichen Berlin schon ganz heimisch. Ihr Mann war Geheimer Oberrat geworden und mehrere Stufen im Gehalt gestiegen, das freilich jetzt, wo die Bedürfnisse der Kinder sich steigerten, erst recht ganz außer Verhältnis zu den Ansprüchen eines vornehmen Haushalts stand. Der ältere Sohn war Offizier geworden und mußte einen Zuschuß haben, der jüngere Student und kostete noch mehr, da er selbstverständlich in ein Corps eingesprungen war. Mit den Töchtern mußten Bälle besucht werden, damit sie doch unter junge Leute kämen, und die Toiletten durften nicht unter standesgemäß

Digitized by Google

sein. Im Hause wurden Tanzgesellschaften gegeben, die einen gewissen Aufwand nötig machten, da die Herren in reichen Häusern verwöhnt wurden. So wuchs von Jahr zu Jahr die Schwierigkeit, auch nur den Schein aufrecht zu halten, als befinde man sich unter den oberen Zehntausend sehr wohl. Nur noch auf die Erhaltung des Scheins kam es an, und das war eine aufrengende Aufgabe.

Was werden die Herren Söhne noch kosten, bis sie selbständig sind! Und werden die Töchter heiraten? Schwerlich, so hübsch und wohlerzogen und eigentlich auch bescheiden sie sind. Wer wagt's mit einer Geheimratstochter ohne Vermögen? Am wenigsten ein Assessor oder Offizier, und mit anderen Berufskreisen kommt man kaum in Berührung. Die Mädchen verstehen einen so tiefen Knicks zu machen und küssen jeder gnädigen Frau die Hand; sie spielen fertig Klavier, singen recht hübsch und haben nicht ohne Erfolg teure Malstunden gehabt. Mit diesen Künsten läßt sich doch nichts verdienen. Wenn der Papa einmal die Augen schließt . . . Aber dann mögen die Brüder für die Schwestern sorgen.

Unsere Frau Geheime Rätin ist alt geworden, vielleicht über ihre Jahre hinaus. Sie trägt den Kopf mit dem dünnen grauen Haar ein klein wenig gesenkt, und sie verläßt die Pferdebahn immer mit großer Vorsicht. Augen und Hand scheinen nicht mehr ganz sicher zu sein. Das Gesicht ist recht schmal geworden, Nase und Kinn spitz, aber man sieht es gern, besonders im Profil. Es liegt eine vornehme Ruhe darauf, und beim Sprechen ein wohlwollendes oder verbindliches Lächeln, das doch wohl angewöhnt ist. Sie spricht leise, selbst bei lebhafterer Mitteilung ohne scharfe Betonung, in gewählter Ausdrucksweise, aber nie pathetisch. Mitunter gelingt ihr überraschend gut eine witzige Bemerkung, die jedoch nicht belacht sein will. Sie geht besonders gern am Arm ihres älteren Sohnes, des Offiziers, und nimmt sich dann in ihrem geschonten Sammetmäntelchen und dem vom Wechsel der Mode wenig abhängigen schwarzen Spitzenhut sehr würdig aus. Der jüngere Sohn ist ihr immer zu rasch und beweglich. Im Kreise der Kolleginnen gilt sie längst als tonangebend; sie hat eine milde Art, kleine Differenzen auszugleichen und Empfindlichkeiten vorzubeugen. Auch mit den Damen hoher Militärs hat sie jetzt mehr als früher Umgang und steht da in dem Ruf einer sehr belesenen und kenntnisreichen Frau. Auch in den Komitees zu Wohlthätigkeitsveranstaltungen trifft man sie häufiger an, und ihre Töchter pflegen in lebenden Bildern mitzustehen und in den Bazaren als Verkäuferinnen thätig zu sein. Sie regt Leihkränzchen an und hält einen Journal-Leseziekel mit, der sie über die neueren Erscheinungen der Litteratur so weit orientiert, daß sie auch ein Professor, neben dem sie vielleicht einmal den Tischplatz angewiesen erhält, nicht in Verlegenheit setzen wird.

Sie ist mit der Zeit eine Persönlichkeit geworden, die man kennt, wenn auch lange nicht in ganz Berlin, so doch in dem engeren Bezirk, der sich selbst gegen die Masse abzugrenzen liebt. Man spricht da mit großer Achtung von ihr und rühmt ihr Geschick, auch hochadeligen Damen gegenüber ihr Standesbewußtsein würdigst zu behaupten. Es fehlt ihr nicht an dem Freimut, ihre sittlichen Prinzipien, die etwas altmodisch geworden, zu verteidigen, sie ist aber dabei weit entfernt von Prüderie und Intoleranz. Sie trägt ihre religiöse Gesinnung so wenig zur Schau, als ihre politische; nur hält sie in gemessenem Abstande von sich, was ihr gesellschaftlich unbequem werden könnte. In einen gewissen Kreis von Anschauungen ist sie mit einer Art von Naturnotwendigkeit gebannt; man würde sich wundern, wenn sie einmal hinausträte. Man darf sie deshalb nicht beschränkt nennen. Ihre ganze Lebensstellung beruht eben auf Bedingungen, deren Zwang nicht merken zu lassen ein Zeichen kluger Selbstbeherrschung ist.

So öffentlich hochgestellt und genötigt zu repräsentieren, erscheint sie in ihrem Hause als die stets sparsame Wirtin, die ihre knappen Mittel zusammenzuhalten hat, um nach außen hin der Familie ein standesgemäßes Auftreten ermöglichen zu können. Sie führt ihr Ausgabenbuch mit der sauberſten Ordnung, hält die Töchter zur Thätigkeit an, arbeitet selbst mit. Sie begnügt sich mit einem Mädchen für alles und macht meist selbst in der Markthalle und im Verkaufslokal des Beamtenvereins ihre Einkäufe. Ihr Tisch ist der einfachste, jedem Luxus, der nicht durch gesellschaftliche Pflichten bedingt wird, zeigt sie sich abhold, sich selbst entzieht sie gern, was sie dem Manne zur Stärkung zulegt. Und doch hat sie auch da nichts eigentlich Kleinbürgerliches: die Geheime Rätin, die sich als eine Dame fühlt, auch wenn sie das Staubtuch in die Hand nimmt oder am Herde steht, wird nicht vergessen.

Auch sie ist in Berlin eine typische Erscheinung.

Die musikalische Berlinerin.

Von **Alexander Moszkowski.**

Wenn es ein schriftstellerischer Vorzug ist, bei der Behandlung eines Themas mit dem darzustellenden Objekt in inniger Fühlung zu verharren, so erkenne ich mich gerade jetzt dieses Vorzugs in ganz hervorragendem Maße: während ich dies schreibe, sendet mir eine Hausbewohnerin aus der oberen Etage elegische Grüße in Gestalt der Beethovenschen Cis-moll-Sonate, eine andere Berlinerin, die Tochter des Portiers, bringt sich mir mit einem Potpourri aus „Martha“ in Erinnerung, und aus einer unbestimmten Richtung dringen obendrein Klänge eines Schumannschen Phantasiestücks an meinen Gehörorganismus, Töne, die — zehn gegen eins zu wetten — gleichfalls den zarten Fingern einer Spreeathenerin entströmen. Der ur-

Digitized by Google

ewige Genius der Musik hat diese Stücke zweifellos nicht für den Ensemblevortrag bestimmt, und wenn man sie so nebeneinander und gleichzeitig hört mit ihrem Gemisch von Dur und Moll in den verschiedensten Taktarten, könnte Schumann nicht sowohl der Nachfolger als vielmehr der geschworene Feind Beethovens erscheinen; allein, wenn man einmal in der Großstadt wohnt, muß man sich schon an diese aus den disparatesten Elementen zusammengesetzten Tutti gewöhnen, an das Tohuwabohu weiblicher Handarbeit, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann. Für diesmal kann es natürlich meine Aufgabe nicht sein, aus dem unbestellten Tripel-Konzert ärgerliche Konsequenzen zu ziehen; im Gegenteil, ich segne und preise es als einen vollgültigen Beweis von der Allgegenwart der musikalischen Berlinerin, die holz, freudig und nachdrücklich ihre Existenz jederzeit verkündet, soweit das Weichbild der Stadt reicht. Und wenn mir speciell auch die musikalischen Frauen weder himmlische Rosen noch seraphische Klänge in mein Tagewerk weben, so imponieren sie mir doch, wie alles, was durch die Wucht der numerischen Präsenz unseren Respekt herausfordert; sie imponieren mir wie die preußische Armee und die englische Flotte, ich halte sie für unverwüstlich und unüberwindlich, ich glaube fest daran, daß keine Macht der Erde gegen sie etwas auszurichten vermag.

Ein großer Teil der Betrachtungen, die der musikalischen Berlinerin gelten sollen, läßt sich selbstverständlich auch mit geringer Variation des Grundmotivs auf die in andern Großstädten lebenden Schwestern in Apoll transponieren, namentlich wenn wir die klavierspielende Majorität im Auge behalten. Das Instrument selbst sorgt für die Nivellierung, es zwingt das Ewig-Weibliche allerorten gleichmäßig in seinen Bann und erzieht im Bunde mit der universellen Musikliteratur nach den nämlichen Prinzipien, mag es nun in Dresden, Stuttgart oder in der Reichshauptstadt stehen. Allein Berlin bleibt doch die auserwählte Stadt des Klavierismus, die wahre Sankt Pianopolis; hier kreuzen sich die Strahlen des Musikgenießens aus aller Welt, hier vereinigen sich ideelle und materielle Bestrebungen der Tonkunst zum Brennpunkt, und der Reflektor, der seinen Glanz wiederum scheinwerfend hinaussendet ins Land, wird von der Hand des Weibes gehalten. In der musikalischen Gemeinde Berlin herrscht die Frau souverän, und zehnmal mehr, als Bebels Zukunftsstaat ihr jemals versprechen kann, hat ihr die Kommune Musik-Berlin schon heute weidlos zuerkannt. Die Frau giebt jeglichem tonkünstlerischen Institute Zweck, Ziel und Bedeutung, für alle klingenden und singenden Unternehmungen liefert sie die ausschlaggebende, in vielen Fällen ausschließliche Grundlage der Berechnung. Der Konservatoriums-Direktor, der Notenverleiher, der Konzertagent gründen ihren Kalkul auf die Damenwelt mit der nämlichen Selbstverständlichkeit, mit der ein Cigarrenhändler das Heil des Geschäfts von der Herrenkundschaft erhofft. Es giebt in Berlin gutbesuchte Musikakademien — unter den Dutzenden gleichartiger Institute, deren Flügel in geräuschlosem Stillleben dahindämmern —, in denen das Auftauchen eines männlichen Zöglings gerade so frappieren würde, wie das Erscheinen eines Fähnrichs in einem Nonnenkloster. Die weltberühmte Kullaksche Akademie, die in ihrer Blütezeit weit über tausend Eleven in einem Jahreskursus zählte, konnte das Zifferverhältnis frei nach Suppé präcisieren: „Zehn Mädchen und — höchstens! — ein Mann!“ Die weibliche Brigade, die im Laufe der Jahrzehnte die Kullakschen Pforten passierte, mag ein leibhaftiges Gegenstück zu den legendären Elftausend Jungfrauen gebildet haben; und von dieser Brigade schwärmten wiederum Bataillone als Lehrerinnen aus, um „nach Kullakscher Methode“ den Heerbann der spielenden Berlinerinnen in geometrischer Progression zu verstärken; da begreift sich denn ohne weiteres der fabelhafte Aufschwung, der dem Berliner Instrumentenbau die Präponderanz in ganz Europa gebracht hat: ich habe kürzlich zu meinem Privatvergnügen ausgerechnet —, und ich bitte, mir nachzurechnen — daß allein die Klaviere Bechsteinscher Provenienz geradlinig aneinander gestellt von Berlin bis Jüterbog reichen würden; ohne die gefällige Mitwirkung der Berlinerin würde dieses Riesen-Erzeugnis nimmermehr zu stande gekommen sein, ja ich glaube, daß Bechstein trotz der anerkannten Vorzüglichkeit seines Fabrikats mit seiner Klavierlinie kaum bis Lichterfelde gekommen sein würde, wenn ihm nicht der unzählbare Heerbann der Musikdamen durch nunmehr vier Decennien hilfreiche Vorspanndienste geleistet hätte.

Freilich ist es nicht Jeder beschieden, ihr Mobiliar mit einem „eigenen Bechstein“ zu krönen, und so Manche muß sich mit einem geliehenen oder gemieteten Instrument mehr oder minder zweifelhafter Provenienz durch die Lehrjahre hindurchhelfen. Mag aber dieses Instrument gut oder böse sein, — jenseits von Gut und Böse erblickt die Phantasie der Meisten eine Zukunft der Lorbeeren und Applause, die sich in Wirklichkeit nur für eine verschwindende Minderheit zur realen Gegenwart gestaltet. In keinem Gebiete offenbart sich der unverwüstliche Optimismus der Menschheit so deutlich, wie in der musikalischen Arena, speciell in derjenigen Laufbahn, die mit der Fingerübung auf schwarz-weißem Felde anfängt. Wie jeder Lotteriespieler mit der Möglichkeit des großen Loses rechnet, so erscheint jeder Elevin, die ihr Klaviertalent entdeckt hat, die Carriere einer Clara Schumann als eine Fata Morgana, der sie mit heißem Bemühn zuirrt. Wenn das Dichterwort: „Das Genie ist der Fleiß“ auch in der Umkehrung wahr wäre, dann hätten wir Berlin als die wahre Heimstätte der Genies zu betrachten, denn fleißig sind sie alle, diese Mädchen, welche die Musikmappe als Vorzeichen ihrer Künstlerschaft durch die Straßen schwingen; welche andere Stadt wäre auch so geeignet, den Ehrgeiz zu spornen und die Hoffnungen zu beflügeln, als die Reichshauptstadt mit ihrer betäubenden,

Digitized by Google

rastlos sausenden Konzert-Maschinerie, die in jeder Saison Hunderte von Erfolgen produziert und an jedem Abend neue Sterne erglänzen läßt? Da gilt es nur, Anschluß zu gewinnen an diesen mit Hochdruck arbeitenden Mechanismus, mitzuwirken in dem großen Turnier, das Preise in anscheinend unbeschränkter Zahl zu vergeben hat, und vorläufig nicht danach zu fragen, ob denn wirklich gar so Viele auf der schmalen Kuppe des Parnassus in Wahrheit Platz finden können. „Üben, Üben!“ heißt die Parole und „Öffentlich auftreten!“ das Feldgeschrei. Und so stürmen sie denn emporschiebend und geschoben, den steilen Pfad hinan, der zum Ruhme führen soll. Hier fällt Eine ab, dort kehrt Eine um; hier erkennt eine vorsichtig Prüfende doch noch beizeiten die Grenzen ihrer Begabung und begnügt sich mit der Höhe einer wackeren Dilettantin oder Lehrerin; dort kommt eine kluge Jungfrau plötzlich auf den Gedanken, daß Heiraten besser sei als Konzertieren, und daß es edler sei, mit der erworbenen Technik einen Einzigen zu ausälen, als ein ganzes Auditorium. Aber diese Deserteurinnen reißen doch nur unbeträchtliche Lücken in die Legionen, die den Aufstieg weiter verfolgen, bis sie schließlich als die Schar der „Flügge-Gewordenen“, sei es in den Prüfungskonzerten unserer Musikschulen, sei es in eigenen Matineen oder Soireen, das Licht der Öffentlichkeit erblicken.

Ein Franzose Namens Laprade hat vor einer Reihe von Jahren eine Schrift unter dem Titel „Trop de musique“ veröffentlicht. Die Anregung hierzu kam ihm im Seine-Babel, wo es ja auch in der Saison recht schwierig ist, ein musikfreies Ruheplätzchen aufzustöbern. Aber wenn die französische Hauptstadt auch ehedem in der Tonproduktion den quantitativen Vorsprung gehabt haben mag, so glaube ich doch, daß die Rivalin an der Spree allmählich einen bedeutenderen Record festgestellt hat und heute in der Lage ist, der Pariser Massenleistung reichliche Points vorzugeben. Der Grund hierfür liegt vornehmlich in der ganz anders ausgebildeten Publizität, in der Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit der die Berliner Presse alle musikalischen Ereignisse begleitet und registriert. Der Berliner Berichterstatter vervielfältigt sich Abend für Abend, um Jedem und Jeder mit ausführlichen und wohlmotivierten Gutachten gerecht zu werden, während der Pariser Chroniqueur sich nur durch die äußersten Zwangsmaßregeln in ein Konzert treiben läßt und dann im besten Falle mit einem bedeutungslosen Cliché von drei oder vier Zeilen seinen kritischen Pflichten genügt. Dazu kommt, daß es in Deutschland Dutzende von Musikstädten giebt, für die Berlin maßgebend geworden ist als die Censurstadt par excellence und als das unerschöpfliche Gros-Lager für die musikalischen Detail-Bedürfnisse der Provinz. Und so haben wir es denn glücklich bis auf nahezu achthundert Konzerte innerhalb eines Winters gebracht, und der Konzertdirektor Hermann Wolff, der fernhinwirkende Schutzpatron all der großen Spieler und kleinen Spielwüteriche, bereitet wohl schon eine Saison vor, in der wir vom hundertsten ins „tausendste“ kommen. Mag die einzelne Veranstaltung auch an sich geringe Bedeutung besitzen, so zieht doch jede ihre Wellenkreise, sie suggeriert neue Ideen, verbreitert das Interesse, und wie die Musika selbst eine Frau ist, so stellen die Frauen auch für das vergrößerte Interesse das weitaus überwiegende und stetig wachsende Kontingent. Jedenfalls könnte ein deutscher Autor, der es unternehmen wollte, ein Berliner Seitenstück zu Laprades „Trop de musique“ zu schreiben, mit Argumenten nicht in Verlegenheit kommen: unsere lieben Berlinerinnen würden ihn reichlich damit versorgen.

Wenn ein solcher Autor noch außerdem mit besonders feinen Unterscheidungsorganen ausgerüstet wäre, so würde er vielleicht auch im stande sein, ein völlig zutreffendes Charakterbild der Berliner Musikschülerin zu entwerfen, ich meine ein Bild, dessen Profil sich aus specifisch Berlinischen Merkmalen zusammensetzte. Auf ein derartiges Wagnis möchte ich mich, aufrichtig gesagt, nicht einlassen, aus Furcht, mich in musikalische Spitzfindigkeiten zu verlieren. Soweit ich das Feld übersehe, wird heutzutage überall nach den nämlichen Methoden studiert, und eine Berliner Besonderheit des Anschlags, der Handhaltung und der Vortragsnuancen habe ich wenigstens trotz aller Konzerterfahrung, noch nicht herausgefunden. Indem ich deshalb darauf verzichte, ein Gemälde der musikalischen Berlinerin in Ganzfigur zu entwerfen, möchte ich doch einige persönliche und künstlerische Züge feststellen, auf die Gefahr hin, daß sie auch anderorts in ähnlicher Weise beobachtet sein könnten.

Also erstens: die Berliner Musikschülerin hegt die Tendenz, sich in ihren Lehrer zu verlieben, natürlich mit allen erdenklichen Abstufungen der Verliebtheit, von der harmlosen, wohltemperierten Schwärmerei bis zu jenen Graden der Ekstase, von der die Dichter singen und sagen, je nach ihrem eigenen Naturell und der Persönlichkeit des Magisters. Vorausgesetzt wird, daß der Präzeptor etwas bedeute, womöglich als Musiker oder gar als Komponist einen Namen habe und nicht nur ein Lehrer in abstracto sei, sondern in seiner eigenen Kunstfertigkeit ein Muster und Richtungsziel für die Schülerin darstelle. Wird diese Vorbedingung in feiner Weise erfüllt, so scheidet der Fall einfach aus der Betrachtung aus; es laufen dann nur dünne Instruktionsfäden von einem Teil zum andern, und diese pflegen bald zu zerreißen, es wird nicht geschwärmt, aber in der Regel auch nicht viel gelernt. Wo aber begründeter Respekt als Basis vorhanden ist, da hat die gemeinsam ausgeübte Kunst als Gefühlserregerin leichte Arbeit, und was in den ersten Stunden nur Bewunderung des Kunstverstandes war, wird schnell genug Anteilnahme des Herzens. Ich habe wiederholt bemerkt, daß sich die Berliner Jungfrau in die absolute Virtuosität, in

Digitized by Google

die Technik als solche vergafft; diese tritt ihr nirgends so ursprünglich, so zwingend und überzeugend entgegen, als bei ihrem Lehrer, sie erscheint ihr in den Lektionen als der vollendete Ausdruck der Stücke, mit denen sie sich selbst so eifervoll beschäftigt, und an welche sie so viel seelische Emotion vergeudet. Unseren Romanschriftstellern, welche bereits alle erdenklichen Motive durchgackert und Liebe aus Mitleid, aus Trotz, aus Gewöhnung, aus Langeweile entwickelt haben, möchte ich empfehlen, einmal die Liebe aus Klaviertechnik zu behandeln; ich würde ihnen Berliner Modelle nachweisen können, deren Neigung sich nachweislich und eingestandenermaßen an einer fulminanten Sextenpassage oder einem prasselnden Oktavenlauf entzündet hat. Wohlverstanden: diese Liebe auf musikalisch-pädagogischem Untergrunde führt fast niemals zu einer Verlobung, ja nur höchst selten zu einem Geständnis an die richtige Adresse, wie sie auch nicht danach fragt, ob die angeschwärmte Person jung, alt, schön, häßlich, ledig oder verheiratet ist. Sie fällt demzufolge auch niemals in die Rubriken der glücklichen oder unglücklichen Leidenschaften, behauptet sich vielmehr als reine Lyrik, die auf platonischen Gleisen neben den Lektionen einherläuft. Sie weiß nichts von Egoismus, nichts von Eifersucht, und versiegt sich nicht einmal bis zur Frage der Gegenliebe; Ausnahmen sollen ja freilich vorkommen, und mir selbst sind Fälle aus dem Berliner Leben bekannt, in denen die Musikstunde frei nach Almaviva und Rosina mit einem Akkord auf Lebenszeit abschloß.

Zweitens: die musikalische Berlinerin steht mehr, als uns lieb ist und ihr lieb sein sollte, im Banne ihrer Nerven, sie ist entschieden nervöser als ihre Mitschwerin aus kleinen Residenzen und aus der Provinz. Soweit diese Eigenschaft als eine Erscheinung in de siècle gelten kann, tritt sie ja schon unabhängig von der Musik bei der Großstädterin in potenziertem Grade auf, vollends bei der Berlinerin der höheren Lebensschichten, an welche die Gesellschaft so extravagante Anforderungen stellt. Die unausgesetzte Beschäftigung mit der Tonkunst vollendet das Werk der Nerven-An- und Abspannung; denn die Zeiten des harmlosen Musikgenusses, für welche die ehemaligen Bisekonzerte den gültigen Typus lieferten, sind unwiederbringlich dahin. Damals wurde noch die Musik als eine angenehm wiegende Begleiterscheinung zu Kaffee und Handschuereі aufgefaßt, zumal an den sogenannten Verlobungs-Abenden am Donnerstag im Konzerthaus. Die holde Weiblichkeit behielt in den Pausen, ja sogar bei den Pianostellen des Orchesters genug Aufmerksamkeit übrig, um den niedlichen Scherzen blonder Kaufmannssünglinge zu lauschen, die Teilnahme an der Kunstleistung blieb ein äußerer Vorwand, war aber fast niemals ein inneres Bedürfnis. Verschärfte sich das Interesse in gewissen Einzelnummern, sagen wir bei einem Straußschen oder Gungischen Walzer, so fuhr die Sensation doch höchstens nur in die Fußspitzen, nicht in die Herznerven. Wohl giebt es auch heute noch im Konzerthaus der Leipziger Straße allabendlich Orchesternusik, allein statt der vormaligen Hausfrauen in spe sitzen junge Kritikerinnen darin, die die prägnante Herausarbeitung der Themen, die Temponahme und die dynamischen Werte der Tongruppen mit prüfendem Sinn verfolgen. Die neue Generation der musikalischen Berlinerin verhält sich zur früheren im wesentlichen wie ein philharmonisches Abonnements-Konzert zum verflossenen Bise-Abend. Für die moderne Repräsentantin der musikalischen Großstadtwelt gilt in Wahrheit die tonkünstlerische Devise: res severa verum gaudium: die Musik ist eine ernste Angelegenheit für sie geworden, entsprechend der ungeheuren Vertiefung, die das gesamte künstlerische Leben der Hauptstadt in den letzten Jahrzehnten erfahren hat. So Manche hat begriffen, daß die Musik an zehn verschiedenen Enden angegriffen werden will, wenn sie auch nur einigermaßen in den Besitzstand des Menschen übergehen soll; und so begnügt sie sich nicht mehr mit einfachen häuslichen Studien und flüchtigem Konzertbesuch, — sie beteiligt sich jetzt an den Chorübungen der großen Gesangvereine, die dem Szepter eines Gernsheim, Siegfried Ochs, Blumner, Holländer, Mengewein u. s. w. gehorchen, sie treibt Theorie, Musikgeschichte und Ästhetik, verschlingt die Musikzeitungen und denkt über akustische Probleme nach. Kommt sie auch in der Theorie nur selten über den Septimenakkord hinaus und lebt sie auch mit den Daten der Musikhistorie ewig auf gespanntem Fuße, so bleibt doch die Menge des von ihr verarbeiteten Kunststoffes eine ganz gewaltige. „So was setzt sich nicht in die Kleider," sagt man in Berlin, wenn man ausdrücken will, daß die Summe gewisser Eindrücke schließlich den Organismus angreifen muß. Der große Komfort der Kenntnis wie der Finger- und Kehlfertigkeit wird mit Nerven bezahlt! Diese Inquisitorin, die sich im Gespräch als scheinbare Allwisserin entpuppt, der kein nennenswertes Musikereignis entgangen ist, die ganz genau weiß, nicht nur was komponiert und aufgeführt worden ist, sondern auch was demnächst komponiert und aufgeführt werden wird, — sie hat den Tribut ihrer Bildung in barer Nervensubstanz entrichtet. Und sie geberdet sich auch recht nervös, wenn von Reden zu Thaten übergegangen werden soll, das heißt, wenn für sie irgendwo die Stunde der Eigenproduktion schlägt. Dann bekommt sie plötzlich, je nach ihrem Fache, kalte Hände, trockene Kehle, Gedächtnisschwäche, Angstgefühle, fliegende Hitze, Frostschauer, kurzum die üblichen Symptome mehr oder minder ausgebildeter Neurasthenie. Sie, die während ihrer Klavierübungen zu Hause so viele Stücke „auf der Walze" hat, daß sämtliche Nebenmieter nervös werden, behauptet, sobald sie selbst nervös wird, nicht ein einziges Stück zum Vorspielen in den Fingern zu haben. Handelt es sich im Ernstfalle um einen Konzertvortrag, so

Digitized by Google

bricht das Podiumfieber in vehementester Form aus, und es bedarf im Künstlerzimmer gewichtigen Zuspruchs seitens einflußreicher Kapazitäten, verstärkt durch Brunnwasser und Antipyrin, um die nervöse Dame zum Schafottgang auf die Estrade zu veranlassen. Gehört sie der jetzt so beliebten Gattung der Geigenfeen an, so äußert sich der bedrohliche Zustand zu allererst in sanft betasten Fingerchen, welche wiederum für die E-Saite die Gefahr des Reißens nahelegen; und diese bloße Möglichkeit, daß die Quinte springen könnte, schlägt wiederum dermaßen auf die Nerven zurück, daß die Geigenfee die eigentliche Funktion der Feen, das Segnen, gänzlich vergißt, um im stillen ihre Idee, gerade jetzt zu konzertieren, desto lebhafter zu verfluchen. Hiermit korrespondiert auch, daß fast alle Berliner Künstlerinnen, wenn sie ihren Konzertvortrag glücklich überstanden haben, allen Umstehenden nicht genug zu erzählen wissen, wie schlecht disponiert sie gewesen seien und wie miserabel sie gespielt hätten. Die tiefe Reue, die sich in diesen Äußerungen ausspricht, führt allerdings nur in seltenen Fällen zur völligen Aufgabe des Geschäfts; sie dokumentiert sich vielmehr in der Regel plastisch dadurch, daß die junge Dame für die nächste Saison statt eines Vortragsabends einen Cyklus von drei oder fünf Konzerten ansagt.

Und endlich noch eine wirkliche Berliner Spezialität, die nirgendwo in der Welt ein Pendant findet: die Berliner Musikdamen, wenigstens diejenigen, welche die Öffentlichkeit in irgend welcher Weise berühren, besitzen in corpore eine gemeinsame Vertraute: die sogenannte „Zeitungstante“, das vortreffliche und mit Recht berühmte Fräulein Marie Rudolph, deren Stellung in der Berliner Musikwelt einst durch Hans von Bülow begründet wurde. Ihre Residenz ist keine Akademie und kein Konzertsaal, sondern eine bescheidene Zeitungs- und Selterbude an der Potsdamer Brücke; aber dieser Kiosk repräsentiert in seiner Weise das musikalische Ministerium der inneren Angelegenheiten; im weiten Bereiche des Berliner Musikgetriebes giebt es keinen Vorgang, der nicht hier von eloquenten Damenzungen besprochen und kommentiert würde. Wo die Weisheit des Agenten, des Reporters, des Kritikers aufhört, da fängt die der Zeitungstante an; und wohlgemerkt: sie ist die einzige Berliner Musikdame, die in all dem Großstadtlärm — man denke, an der Potsdamer Brücke! — ihre Nervenstärke bewahrt hat, und deren umfassende Sachkunde und Gedächtniskraft keinem störenden Zufall unterliegt. Sollte meine Skizze einer Fortsetzung und die vorliegende Charakteristik der musikalischen Berlinerin einer Vervollständigung bedürfen, so möge sie von Fräulein Rudolph geschrieben werden. Denn es wäre Überhebung von mir, wollte ich meine Erfahrungen auf diesem Gebiete, sei es an Umfang, sei es an Gründlichkeit, mit den Kenntnissen der Zeitungstante vergleichen.

Bestattung.

Träumte jüngst, es würde mir die Labe
Ew'ger Ruh, sie trügen mich zu Grabe,

Und es folgten der beflorten Bahre
Meine eignen hingelebten Jahre.

Blasse Kinderscharen sangen leise
Eine längst verhallt'ne Jugendweise.

Aufwärts brannten sehnsuchtheiße Augen,
Sich am Quell der Sonne vollzusaugen.

Lachend rasten kruthene Maenaden,
Halb verhüllt von Fackelglut und Schwaden.

Doch die Augen schwer von Reuethränen
Bleiche Trideggestalten folgten jenen.

Andre mit den Blicken der Medusen,
Schlangen wanden sich um Stirn und Busen.

Diese nur und jene trug in Händen
Einer Urne kümmerliche Spenden:

Eine welke Frucht, ein Häuflein Ähren
Und ein dünnes Reis vom Baum der Ehren.

Auf den Hügel legten sie's zu oben
Wir zur Sühnung nieder. Dann — zerstoben!

Heinr. Bulthaupt.

Den Kommenden!

Wenn einst die Stunde kommt, für die wir streiten,
Der uns'rer Herzen heißes Ringen gilt,
Ihr Brüder, denen wir den Tag bereiten,
Ihr Kommenden in lichten Zukunftsweiten,
Gedenkt auch unser dann erinn'rungsmild!

Ihr Glücklichen, die unter hell'ren Sonnen
Ein Reich des Friedens segnend sich erbaut,
Die reinen Menschthums Blüte sich gewonnen,
Seit uns'rer Kämpfe Qual und Glut verronnen,
Wir haben euch und eurem Stern vertraut.

Digitized by Google

Wir weihten euch die Unraſt unſrer Tage,
Euch unſrer Bächte hoffnungsſchwangren Gram,
Wir ſchufen Bahn mit ſcharfem Schwerteſchlage.
Euch galt der Todgeweihten Ruhm und Klage.
Bis eures Frührots junges Leuchten kam.

Wir aber ſchauten nur vom Felſenkamme,
Gleich Moſes, ſterbend das gelobte Land,
In wunder Seele heil'ger Sehnſucht Flamme
In Füßen fahn dem auserwählten Stamme
Die Bahn des Sieges ſchimmernd wir geſpannt.

Wir grüßten euch mit lehtem Herzenspochen,
Ihr ward uns Ziel und Troſt, Panier und Schwert,
Und ward das Werde eurer Zeit geſprochen,
Aus unſrer Aſche iſt die Glut gebrochen,
Die ſtill umlodert eures Friedens Herd.

So richtet mild, auch wo wir ringend irrten,
Wo unſer taſtend Sehnen ſchwer gefehlt,
Der Ketten denkt, die unſren Fuß umklirrten,
Als klein der Schwarm ſich ſonder Heim und Hirten
Lichthungrig eurer Zukunft Pfad gewählt!

Konrad Telmann.

Sei ruhig!

Oft fühl' ich's tief: der Himmel iſt mein Freund
Und hat mit mir viel Nachſicht. Wenn ich ſuchend
Und hungrig durch des Daſeins Straßen irrte,
Mich auch verirrte, und vereinſamt ſtand
In all dem fremden, drängenden Gewimmel,
Wo jeder einem Ziel zuſtieß, — nur ich nicht —,
Dann zog mir oft, wie ahnungsvolle Lenzluft,
Ein leiſes Weh durchs Herz: geheime Angſt,
Warum kein Friede bei mir heimiſch wurde!
Doch auch geheime jubelnde Gewißheit,
Mich würde bald unwendbar ſüßes Glück
In ſanften Armen wiegen — Angſt und Seligkeit —
Wie ſie die laue, rätſelvolle Mailuft
In unſre ſonnedurſtigen Herzen gießt.
Und plötzlich fühlt' ich in der Einſamkeit,
Daß eine unſichtbare Himmelshand
Mein Haupt berührte und mich ſtreichelte.

Und eine freundlich liebe Stimme ſprach:
„Sei ruhig, großes Kind! Mit jähem Trotz
Kannſt du dein Schickſal doch nicht meiſtern. Willſt du
Den Berg erklimmen, wandre Schritt für Schritt,
Und ſchilt nicht, weil du noch im Thale biſt,
Daß du in Schnee und Nöthen dich nicht badeſt.
Am höchſten Aſte hängt die Frucht, dein Glück;
Danach zu ſpringen — Kinderthorheit! — baue
Dir ſelbſt die Leiter, ſteig die vielen Sproſſen
Behutſam aufwärts, und die goldne Frucht
Wird — reifer werdend — endlich dir erreichbar.
Verzweifle nicht, ſei ruhig, großes Kind!"

Kühl liegt des Himmels Samariterhand
Auf meiner heißen Stirn, befiehlt dem Sturm
Der tobenden Wünſche, und das Fieber weicht.
Wie ſollt' ich leben, wäre nicht ein Gott
Vernünftiger als ich und ſpräch' mir zu!

Karl Mönckeberg.

Hochzeitsreiſe.

(Zuiſt.)

Nicht fern von meinem Hauſe
Zog ein in dieſem Jahr
In dürft'ger Fiſcherklauſe
Ein junges Ehepaar.

Ihr Fenſterchen, verhangen
Mit ſorglich dichtem Weiß,
Thut auf im Frühlichtprangen
Sich ganz verſchämt und leis.

Umrahmt von braunem Töpfchen
Lugt aus der Spalte bang
Ein junges lichtes Köpfchen
Mit ſüß verträumter Wang'.

Und in der Thüre ſtehen
Bald zwei in heitrer Ruh,
Und Arm in Arme gehen
Sie fort — der Düne zu.

Was ſie da draußen treiben?
Je nun — ſie ſind zu zwei'n.
Wo ſie auch gehn und bleiben,
Wie ſiehſt du eins allein.

Sie ruhn im Dünenſande
In heller Mittagsglut,
Sie wandeln ſtill am Strande,
Wenn's dämmert auf der Flut.

Und wenn vom Abendgange
Daheim ſie kehrten ein,
Dann brennt das Licht noch lange
In ihrem Kämmerlein.

Zum Bad nur müſſen ſcheiden
Sie ſtets nach Inſelbrauch.
Dann lächeln ſtill die beiden,
Und ſie wird rot — er auch.

Walther Bloem.

Digitized by Google

Laue Nächte.

Nun kommt die Zeit der lauen Nächte,
Wo durch das Land im Abendwehn
Des Sommers blütenduftige Mächte
Auf weichen, weichen Sohlen gehn.

Durch jede engste Spalte lassen
Den Duft sie still in's ärmste Haus,
Und breiten auf den müden Gassen
Des Mondes Silberteppich aus.

O Sommernacht voll stummer Lieder!
Voll goldner Sterne in den Höhn!
Als spiegle sanft der Himmel wieder
Die Augen, welche aufwärts sehn.

Die starren Wünsche gehn zur Ruhe,
Der Geist wirft hin den Dornenstab,
Und ihre taubbedeckten Schuhe
Legt schweigend jede Seele ab.

Und durch die Erker und Gemächer
Gießt leis der Traum den Zaubertrank,
So leis, wie auf die hohen Dächer
Der Silberschein des Abends sank . .

Paul Wimmershof.

Madeleine.

Alemannisch.

's Madleili nämmt en Stei
Und bind't e Briefli dra.
Und wo de Rhi am tiefsten isch
Würft es, wa's wörfe cha.

Si Liebe hät es dört
Vergrabe tüf im Rhi.
De Hans schribt jo i seltem Brief,
Daß 's us seig und vorbi.

Bo chumt er wieder hei —
Und's goht vo vornen a.
Jo, häsch denn d' Liebe nit 'ne Rhi
Gar tüf vergrabe gha?

Jo, lait's Madleili, jo,
Versunken isch de Stei,
Doch's Briefli g'schwummen oben uf —
Drum isch's au nit vorbei.

Hans M. Grüninger.

Heimkehr.

Wie erster Liebe Maientraum
Ergreift es mein Gemüte,
Ich stehe unter dem Lindenbaum,
Da mir mein Glück erblühte.

Die Vögel singen, die Blumen blühn . .
Die Liebste nahm den andern —
Ich thät wohl über die Berge ziehn,
Ich wollt' mein Weh verwandern.

Ich war in Welschland, ich kam nach Rom,
Ich küßte viel' schöne Frauen,
Ich stieg auch auf Sankt Peters Dom —
Da mußt' ich gen Deutschland schauen .

Unter dem Lindenbaum ich steh,
Da ich mein Glück gelassen.
Wie erster Liebe Lust und Weh
Will's wieder mein Herz erfassen.

Fr. Lohagen.

„Zeige dich mir, du Süße . . ."

Zeige dich mir, du Süße,
Laß mich wieder dich schaun,
Über mein dunkles Sehnen
Freundlich dein Auge blaun.

Schlimme Dämonen lauern
Heimlich im Herzen mein,
Zeige dich mir, du Süße,
Du nur scheuchst sie allein.

Weh, schon stiehlt sich die Natter
Eifersucht zischelnd hervor,
Grimmig recht aus dem Schlummer
Starrer Trotz sich empor.

Schmähen und schänden dein Bildnis
Heimlich im Herzen mein,
Zeige dich mir, du Süße,
Du nur scheuchst sie allein.

J. G. Oswald.

Digitized by Google

Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

I.

Auch die folgenden Mitteilungen sind dem „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl (1845—1876)“ entnommen, der im Spätherbst dieses Jahres im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird.

Nachdem der Traum von 1848 zerstoben war, wandten sich die beiden Freunde wieder ihrer dichterischen Thätigkeit zu und suchten in ihr Trost und Vergessen für das Treiben der Reaktion. Neben diesem Treiben sind die Arbeiten beider, namentlich Grüns und Frankls Biographien Lenaus, dann die neuen Erscheinungen der Litteratur, endlich die Polemik Heines gegen Dessauer, in die auch Grün sehr wider seinen Willen hineingezerrt wurde, die Themen ihres Briefwechsels von 1850 bis 1855.

Im Oktober 1850 übersandte Grün an Frankl seine eben erschienenen „Volkslieder aus Krain“ (Leipzig, J. J. Weber, 1850) mit folgendem Begleitschreiben:

Thurn am Hart, 13/X 850.

Mein sehr verehrter Freund!

Das Büchlein, das ich Ihnen im Anschlusse zu freundlicher Aufnahme übersende, ist Ihnen ein alter Bekannter, der sich schon vor Jahren Ihrer liebevollen Theilnahme und Pflege zu erfreuen hatte. Möchte ihm ein Theil des wohlwollenden Interesses, das Sie ihm in den Spalten der Sonntagsblätter einst gezeigt haben, auch noch gegenwärtig bewahrt sein. Vielleicht bietet es Ihnen auf dem Boden südslavischer Poesie, dem Sie in neuerer Zeit Ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, manche Berührungs- und Ergänzungsmomente.[1]) Jedenfalls aber sei es Ihnen ein treuer Bote alter unveränderlicher Anhänglichkeit!

Ich habe Ihnen noch für Ihr schönes Gedicht, den „Magyarenkönig“[2]), meinen wärmsten Dank zu wiederholen. Das Gedicht hat mir durch Klarheit der Conception, Glanz und Wärme der Durchführung, treffende und zugleich ungezwungene Beziehungen auf unsere Erlebnisse, durch ein künstlerisches Ebenmaaß der Einzeltheile, sowie durch die bei Ihnen längstgewohnte Ausdrückspräcision und Formenreinheit einen großen seltenen Genuß gewährt. Gedenke ich nun unter dem wohlthuenden Eindrucke des Gedichtes an Ihre mündliche dringende Aufforderung, ja gewiß einen Tadel auszusprechen, so komme ich wirklich in Verlegenheit, da ich einen Anlaß dazu mühsam und ziemlich erfolglos suchen muß. Soll schon ein Tadel ausgesprochen werden, so könnte er nur eine gewisse Passivität des Helden betreffen, die schon in der 4ten Ballade „Der Ring“ hervortritt und in der Abtheilung „Mutter und Sohn“ — übrigens eine der glänzendsten und schönsten Parthien des Ganzen — am auffallendsten wirkt.

Andererseits mag das hier Getadelte vielleicht in der bewußten Absicht des Dichters gelegen sein, so wenig es sich verkennen läßt, daß es einen der wirksamsten Hebel des Totaleindrucks bildet.

Mit den herzlichsten Grüßen aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung

Ihr treuergebener

A. Auersperg.

Frankl erwiderte erst nach Monaten:

Hochgeehrter Freund!

Ich habe unverzeihlich in das neue Jahr herüber gezögert, Ihnen so freundlich liebenswürdigen Brief zu erwidern. Es fehlte mir nicht an einer freien Stunde, aber ich war voll der aufreizenden Stimmung; sie ist derjenigen zu vergleichen, die man auf einer meilenlangen Haide hat. Man ist lange vorgeschritten, nun fängt es an grau am

[1]) Frankl beschäftigte sich zu jener Zeit unter Leitung des berühmten serbischen Gelehrten Wuk Stephanowitsch Karadschitsch mit dem Studium serbischer Volkspoesie. Als Frucht dieser Studien erschien im Jahre 1852: „Guslе. Serbische Volkslieder.“ Wien.

[2]) „Ein Magyarenkönig. Balladen.“ (Anonym.) Leipzig 1850.

Digitized by Google

Himmel zu werden, dann regnet es gemach und regnet fort und fort. Zurück kann man nicht mehr, man muß eben weitergehen und auf sich regnen lassen, bis die Knochen naß werden. Schöner Gang das!

Ist das neue Theatergesetz nicht geradezu schamlos?[3]) Es ist eben nur eine Abschrift der Sedlnitzkyschen Verordnungen, nur wurde der Name „Zensor" in „Vertrauensmann" umgewandelt. Schon fand sich ein edler Schriftsteller in Brünn, der sichs zur Ehre rechnet, dort Vertrauen in einer Angelegenheit zu genießen, wo jedem Ehrenmann die blutrothe Schmach ins Gesicht treten muß! — Was ist nun vom neuen Preßgesetze zu erwarten? Was von den Dresdner Konferenzen? Werden sie nicht die Karlsbader Beschlüsse sein in neuer durchgesehener Ausgabe?

Man muß es eben regnen lassen. Wenn aber dann die Luft wieder trocken wird, wenn sich Elektrizität angesammelt hat, weh denen, über deren Köpfen sich das Wetter entladet.

Doch zu Anderem, zu Gutem, zu Ihnen! Der Teig ist schon geknetet von Hirschhäuter[4]), aus dem Ihre Statuette werden soll. Er wartet mit Sehnsucht, daß Sie kommen und nur 2mal, jedesmal nur ½ Stunde, ihm sitzen. Wann kommen Sie?

Lenaus Statuette ist fertig und gelungen, was kaum möglich gewesen wäre, wenn nicht eine Dame im Besitze eines Lichtbildes aus dem J. 1844 gewesen wäre. In den nächsten Tagen wird eine Statuette für Sie verpackt.

Haben Sie schon Prutz's „Deutsches Museum" gesehen? Auerbachs Skizze über Lenau[5]) ist interessant und für den Herausgeber des „Don Juan" eine Bemerkung nicht unwichtig, die mir noch dadurch bedeutender wird, daß Carl Beck, mit dem Lenau viel über die Composizion des Juan sprach, eine gleiche Ansicht äußerte.

Ihre slavischen Lieder, für deren Sendung ich Ihnen freundlichst danke, haben mir, wiewohl ich sie schon kannte, neue Freude bereitet. Die Slaven können ihrem Gotte für einen solchen Apostel, die Deutschen für solchen trefflichen Dolmetsch danken.

Schade, daß Sie in so kurzer Zeit, schon zum Zweitenmale, fern sind, wenn ein voller Beifallsstrom sich Ihren Schöpfungen entgegenwälzt. Was hievon in den Zeitungen zu lesen, ist all recht schön, aber es ist nichts Lebendiges dran.

Kommen Sie bald! Zudem ich Ihnen sonnige Tage und sonnige, schöpferische Stimmung wünsche, grüße ich Sie herzlich mit dem Ausdrucke wahrer Verehrung

Im 27. Monate der Belagerung Wiens durch die Oesterreicher, 3. I. 1851. Ihnen ergeben
Frankl.

In seinem Antwortschreiben vom 6. Februar 1851 findet Grün die Statuette wohlgelungen und fährt fort:

Ich eilte, sogleich deren Aufstellung an einer passenden Stelle in meinem Arbeitszimmer zu bewerkstelligen, damit die Erinnerung an den Verewigten mir auch durch das Auge immer frisch erhalten bleibe, denn dieses ist zur treuen Bewahrung der Eindrücke, die es empfangen, auf deren öftere sinnliche Erneuerung nur allzusehr angewiesen, wenn auch das Herz, wie in diesem Falle, äußerer Mittel zu gleichem Zwecke nicht bedürfen sollte. Geschieht jene Vermittlung durch ein auch künstlerisch so gelungenes Werk, so findet das Auge seine Befriedigung in doppelter Beziehung.

Die nächsten Briefe sind leider nicht erhalten; Grün sandte an Frankl die Auslese aus Lenaus Nachlaß, die er für Cotta zusammengestellt hatte, mit dem Ersuchen, seine Ansicht darüber zu äußern. Frankl entsprach dem Wunsche und äußerte dieselbe Bitte bezüglich seiner eben im Feuilleton des Wiener „Wanderer"[6]) erschienenen Aufsätze: „Zu Lenaus Biographie", die dann drei Jahre später (Wien, Meck und Pierer, 1854) in Buchform erschienen. Daß dies der Inhalt der Briefe gewesen, läßt ein Brief Grüns vom 21. April 1851 erkennen, der uns vorliegt. Wir teilen die Hauptstellen mit:

Was Sie mir über den Nachlaß unseres Lenau schreiben, stimmt mit meinen eigenen Ansichten darüber wesentlich überein, und auch ich muß zugestehen, daß ich manches Gedicht aufgenommen habe, das er selbst vielleicht ausgeschlossen hätte. Doch der Standpunkt des Künstlers selbst ist hiebei ein wesentlich anderer, als der des späteren Herausgebers posthumer Werke. Dieser darf es allerdings wagen, Schöpfungen zu veröffentlichen, die vielleicht nur in Hinblick auf die Person des verewigten Künstlers von Interesse sind, während der noch schaffende Künstler der Öffentlichkeit nur vorführen sollte, was von objektivem Interesse ist und ihm selbst künstlerisch vollendet scheint. In Lenanischen Nachlasse finden beide Standpunkte ihre Vertretung, wenn auch vielleicht in nicht ganz symmetrischer Vertheilung. Über den „Harnisch" denke ich günstiger als Sie; wäre der Schluß ein anderer —

[3]) „Verordnung des Ministeriums des Innern vom 25. November 1850 Nr. 454, wodurch eine Theaterordnung erlassen wird, sammt Instruction über Handhabung der Theaterordnung." (Die Verordnung steht noch heute in Kraft.)

[4]) Joseph Hirschhäuter (1801—1859), ein bekannter Wiener Bildhauer, der namentlich eine Reihe vortrefflicher Portraitbüsten schuf. Von ihm stammt auch das Portraitmedaillon auf Lenaus Grabdenkmal. Von seinem traurigen Ende werden wir Frankl später erzählen hören.

[5]) „Der letzte Sommer Lenaus. Erinnerung und Betrachtungen." (Deutsches Museum 1851, Heft 1.)

[6]) „Wanderer" 1851, Nr. 178, 180, 182, 184, 192 vom 16., 17., 18., 19. und 25. April 1851. Die Artikel erschienen dort anonym, weil Frankl damals in Folge seiner Betheiligung an der Bewegung von 1848 unter Polizei-Aufsicht stand und in Zeitungen nichts unter seinem Namen publizieren durfte.

Digitized by Google

der mich nicht zufriedenstellt und der dem Dichter selbst auch nicht behagte, da er in dem mir vorliegenden Mscpte. in bianco geblieben war und aus einer in Händen der Fr. v. Löwenthal befindlichen Abschrift ergänzt werden mußte — ich würde es nach seinen übrigen Theilen der besten Zeit Lenaus einreihen. Denken Sie sich den Schlußvers weg, und Sie werden sich mit Idee und Ausführung vielleicht aussöhnen.

Ihre Beiträge zur Biographie unseres verewigten Freundes habe ich mit dem größten Interesse gelesen; der künftige Biograph muß Ihnen für das reiche Materiale und für dessen einsichtvolle Gruppirung dankbar sein. Auch die Auffassung und Deutung der einzelnen Charakterzüge möchte ich — da Sie um mein Urtheil fragen — eine glückliche und richtige nennen. Ganz besonders möchte ich die innere Wahrheit der Krankheits-Genesis hervorheben; sie stimmt mit meiner eigenen Anschauung dieser traurigen Katastrophe fast Zug für Zug überein. Sollte ich etwas tadeln, so wäre es — um in Ihrem Bilde zu bleiben — der fast zu große Reichthum an Farben, welche Sie dem künftigen Maler auf die Palette gelegt haben; einige derselben wird er kaum zu verwenden wissen; ich rechne darunter besonders den „alten Adam" in Bremen[5]). Schmerzlich berührt hat mich das etwas starke Betonen des Hochmuthszuges; vielleicht wohl mit Unrecht, vielleicht mußte ich nur als mitleidender Freund mitfühlen, wie schwer die Wahrheit zu vertragen ist. Auch mag es zu große Weichheit meinerseits sein, daß ich den Blick abwenden möchte, während Sie als Arzt mit dem Secirmesser vertrauter sind und eben dadurch der Wahrheit und Wissenschaft besser zu dienen vermögen.

Ergänzend sei beigefügt, daß Grün bei der Auswahl der Nachlaß-Gedichte sparsam und mit strenger Kritik verfuhr. Der „Harnisch" trägt in den Gedichten die Überschrift: „Der Küraß"; das Gedicht ist so bekannt, daß sich jeder Leser seine Ansicht über diese Meinungsverschiedenheit der Freunde bilden kann; daß Lenau bezüglich der Schlußstrophe:

Keinen Küraß mehr dem Husaren!
Auf der Husar und reitet davon;
Zitternd noch von den Todesgefahren
Zählt der Jud' die Dukaten schon.

lange schwankte, wird vielen überraschend sein; sie ist jedenfalls ganz und gar in der Tonart des Ganzen gehalten.

Von sachlicher Wichtigkeit ist Grüns Zustimmung zu des Freundes Auffassung über die Entstehung von Lenaus Wahnsinn. Frankl suchte die Gründe hauptsächlich in der ererbten Disposition und der Lebensweise des Dichters; nach seiner Überzeugung war Lenau lange krank, ehe man es ahnte; die Wirkung der seelischen Aufregungen im Sommer 1844 schätzt Frankl geringer, als die meisten anderen Biographen. Das darf um so stärker betont werden, als Beide, Grün wie Frankl, Lenau so genau kannten. Eben deshalb sei hier auch wiederholt, was Frankl im „Wanderer" über Lenaus Hochmut äußerte:

Er war maßlos*) hochmüthig! Es ist dies keine individuelle Erfahrung: Alle, die ihn näher kannten, haben sie gemacht. Er hatte freundliches, oft überaus herzliches Wohlwollen für Menschen, die, ohne der Literatur anzugehören, ihn lieb hatten, ebenso gegen Alles, was sich ihm künstlerisch unterordnete oder ihm höchstens ebenbürtig erschien. Obergeordnete Naturen, wenn sie Poeten waren, suchte er oft durch die herbste Kritik, die ihm meisterhaft in Gedanken und Ausdruck zu Gebote stand, zu besiegen. Oft aber, wenn er merkte, daß man etwas erstaunt seine Urtheile anhöre, strebte er durch eine plötzliche heitere Wendung des Gespräches, das er mit Lachen begleitete, die unangenehme Wirkung zu verwischen.

Am Schlusse seines Schreibens giebt Grün eine Berichtigung zu einer von Frankl erzählten humoristischen Episode; da sie bisher in dieser Form nicht bekannt wurde, so sei sie hier mitgeteilt.

Ein in Wien lebender Beamter des Hofkriegsrats, der auch Verse machte, Ferdinand Weigel, las einmal in Lenaus Gegenwart ein Gedicht, welches die Gefühle einer armen, kinderreichen Familie während eines Sturmes schilderte. Der Vater fürchtet, daß ihm der Sturm seine Kinder mit fortreißen werde, da sogar der Kirchturm des Dorfes schwankt, aber der Geist des Sturmes beruhigt den Zitternden mit den Worten:

Die Kinder laß ich dir,
Den Kirchturm nehm' ich mit

Die anderen Hörer konnten das Kichern kaum unterdrücken, Lenau aber bat Weigel, das Gedicht zu wiederholen und schien namentlich von den Schlußversen wieder tief ergriffen. „Noch einmal!" bat er, und der glückliche Dichter deklamierte zum drittenmale. Auch damit schien Lenau noch nicht befriedigt; wie nachgenießend deklamierte er nun selber:

Die Kinder laß ich dir,
Den Kirchturm nehm' ich mit.

Berät Grün hier den Freund treulich in seiner Biographie Lenaus, so erbittet er drei Jahre später Franklś Urteil über seine eigene, denselben Dichter gewidmete Arbeit. „Ich bitte Sie," — schreibt er aus Thurn am Hart am 23. September 1854 über dazwischen liegende Briefwechsel ist sachlich nicht

[5]) Im „Wanderer" erzählte Frankl von Lenau: „Sein Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Dichtungen, war ein stets leuchter im Leben, und zur Geschichte seiner Krankheit nicht ohne Interesse ist eine Äußerung von ihm: ‚Ich habe von meiner Reise nach Amerika bis zu meiner Rückkehr kein Weib geküßt, bis mich in Bremen der „alte Adam" wieder faßte.'" Für die Buchausgabe (a. a. O. 90) strich Frankl den Schlußsatz.

*) Das Wort „maßlos" ließ Frankl dann in der Buch-Ausgabe weg, offenbar in Berücksichtigung von Grüns leiser Einwendung. Doch blieb er innerlich seiner Meinung und äußerte oft, Lenau sei unter den bedeutenden Dichtern, denen er im Leben begegnet, sicherlich der hochmütigste gewesen.

Digitized by Google

bedeutend) — „Ihre einsichtsvollen und wohlwollenden Bemerkungen nicht zu sparen und den kritischen Bleistift nicht ermüden zu lassen, damit meiner Schrift, die sonst keinen Anspruch macht, als: das Werk der Liebe und der Wahrheit zu sein, spätere unliebsame Kritiken erspart werden." Nach einer warmen Anerkennung all dessen, was er Frankls gutem Rate bereits schulde, fährt er fort:

Ihrer bei unserem letzten Zusammensein gemachten Bemerkung: — L.'s Amerikafahrt sei denn doch ein Beweis seiner Willenskraft und wenigstens als Ausnahme gelegentlich der Erwähnung seiner Unstätigkeit zu besprechen — habe ich weiter nachgedacht, ohne meine Grundansicht wesentlich ändern zu können. Ich sehe nämlich in jenem Reiseunternehmen keineswegs die Aeußerung eines festen Entschlusses, als vielmehr gerade ein Zeichen seines unstätigen Schwankens. Er selbst erklärte Amerika als ein „nothwendiges Element seiner Ausbildung", mithin als eine Art Fortsetzung seiner Studien. Wie ihn nun diese bisher von einer Fakultät zur anderen, von einer Hochschule zur anderen, geführt hatten, so trieb ihn seine brennende aber unstätige Lernbegierde zuletzt zu jener größeren transatlantischen Lehens-Hochschule.[9]) Einige innere Wahrheit liegt dieser Anschauung gewiß zu Grunde, wenn ich auch einräumen muß, daß eine solche Auslegung, consequent auf die Spitze getrieben, am Ende den Unterschied zwischen Bewegung und Schwanken ganz verwischen müßte.

In seiner Antwort vom 28. September 1854 dankte Frankl zunächst herzlich für Grüns Vertrauen, machte auf die Anmerkungen aufmerksam, die er dem Manuskript beigeschrieben, und fuhr dann fort:

Das Bild des Hingeschiedenen tritt in bestimmten Umrissen klar und deutlich und bei aller verklärenden Liebe — wahr dem Leser entgegen. Die Darstellung ist knapp und prägnant. Diese meine Ansicht wird Deutschland bestätigen. Gestatten Sie aber auch, daß ich, wenn auch keinen Tadel, doch ein Bedenken ausspreche.

Ihre Biografie ist eine treuefte Benützung des Ihnen von Andern (Mayer, Niendorf, Frankl, Schurz) mitgetheilten Materiales. Wer diese gelesen hat, dürfte kaum durch ein Neues, das Aufschluß gäbe, gefördert werden. Deutschland darf aber und wird es beanspruchen von Ihnen, dem innigsten und langjährigsten Freunde, neue Aufschlüsse über die Genesis der poet. Werke Lenaus, über die Art und Weise, wie er arbeitete, neue d. h. bisher nur Ihnen bekannte Aussprüche über Kunst und Leben, allenfalls ein oder das andere Erlebnis zu vernehmen.

[9]) Diese Auffassung ist dann auch in das Werk übergegangen. Vgl. „Nicolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse" vor der Cottaschen Lenau-Edition. (In der Ausgabe von 1874 XXXVI ff.)

Darum ist es wichtig, daß eben Sie die Biografie zusammenstellen. Entziehen Sie aber Ihre Persönlichkeit, so hätte mit mehr, weniger Geschick auch Einer, der nicht Anast. Grün ist, das Ganze zusammenstellen können. Sie werden mit der Entschuldigung: ich wollte streng objectiv, ich wollte bescheiden sein, nicht ausweichen. Ich rieth Ihnen eine Stelle, wo Sie plötzlich das Einzigemal aus der Rolle fallen, sogar weg und Ihrem Biografen zu überlassen[10]); aber was Sie mit Lenau erlebt haben, was ihn angeht, das dürfen Sie, nunmehr sein Biograf, nicht verschweigen.

Die Kritik, die das Materiale kennt, aus dem sie gearbeitet haben, wird gewiß nach der Zuthat von Ihnen fragen, umsomehr als es das Wichtigere ist, was Sie zu sagen wissen.

Allerdings geben Sie Ihre Kritik über die Werke des Dichters. Über diesen Punkt sprachen wir bereits und Sie scheinen mit mir einig, daß die Literaturgeschichte sie als eine zu panegyrische erkennen wird.

Nun glaube ich, wenn anders Ihnen meine Ansicht richtig erscheint, ist die Möglichkeit noch vorhanden, zu helfen, ohne den schönen reinen Guß Ihres Kunstwerkes — und das ist die Biografie — zu stören. Da und dort eine Arabeske, eine Blume, eine Facettirung wird den Reiz erhöhen und Sie vor einem Vorwurfe wahren.

Wäre nicht auch eine Hinweisung auf die Biografie von Schurz, da Sie uns Übrige so gewissenhaft zitiren, schon der reichen Briefsammlung wegen erforderlich?

Das Verdienst Görgens, daß er den Kranken wenigstens ohne volle Entschädigung Jahre lang im Institute behielt, wäre wohl zu bemerken; ebenso daß Freunde Beiträge zusammengeschossen, wobei ich natürlich nicht meine, daß Sie sich nennen.

Unter den physischen Ursachen des Wahnsinns wäre, da Sie schon einer Herzentzündung erwähnen, des Skorbuts nicht zu vergessen (vide Frankls Buch), unter den geistigen der sittliche Kampf und wohl die Selbstverdammung, daß der Mann der von ihm geliebten Frau sein Freund, sein Duhrober war, freilich ein bedenklicher Punkt, aber von Bedeutung.[11])

Noch Einmal: Wenn Sie aus Eigenem, d. h. mit Lenau Erlebten nichts mittheilen wollen, so sagen Sie dies irgend an einer Stelle gründlich motivirt; dann kann man es allerdings beklagen,

[10]) Grün muß die Stelle gestrichen haben, seine Studie enthält nichts, worauf diese Bemerkung sich beziehen könnte.

[11]) Grüns Studie hat allen diesen Anregungen stattgegeben; die Beziehungen zu Sophie von Löwenthal hat er sogar so stark betont, als es die Rücksicht auf die Lebenden irgend gestattete. Auch war seine Auffassung dieser Beziehung im Gegensatz zu jener seiner meisten Zeitgenossen eine durchaus richtige. (Vergl. „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters." Herausgegeben von Frankl. Stuttgart 1891.)

Digitized by Google

aber das Schweigen Ihnen nicht zum Vorwurfe machen. Besser aber, weil der Literatur gegenüber pflichtgemäßer, Sie reden. . . .

Die Auffassung der Amerikafahrt ist jedenfalls eine sehr geistreiche und verdiente wohl einen Platz in der Biografie selbst.

Ich grüße Sie herzlich und freue mich Sie im November (Sie kommen doch?) wieder zu sehen.

Mit wahrer Verehrung Ihr

Frankl.

P. S. Seit 4 Tagen befindet sich Moritz Hartmann in Wien als Gefangener, er wurde in Bukarest vom k. k. Militär als paßlos festgenommen.

Die letzte Mitteilung war irrig: Hartmann hatte sich aus Bukarest, wo er als Kriegs-Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" verweilte, vor dem Einmarsch der Oesterreicher rechtzeitig geflüchtet[12]; gleichwohl erhielt sich in Wien wochenlang das Gerücht, daß er in einem dortigen Gefängnis schmachte.

Grüns Erwiderung (Thurn am Hart, 6. Oktober 1854) weist zunächst darauf hin, daß er in einem Vorwort eine Motivierung seiner Behandlungsweise dieser „lebensgeschichtlichen Umrisse, die weit davon entfernt sind, sich als Biographie geltend machen zu wollen", geben werde, und fährt dann fort:

Ich fühle das Gewicht Ihrer Bedenken und doch möchte ich zugleich glauben, daß diese sich zu sehr auf die möglichen, vielleicht überspannten Anforderungen, welche das Publicum mehr an die Person des Verfassers, als an eine solche Schrift überhaupt zu knüpfen geneigt wäre, stützen und gründen. Unbedingt gebe ich Ihnen zu, daß mancher Andere eben so gut, ja ich füge bei: noch besser, als A. Grün das Ganze hätte zusammenstellen können. Dieser Andere aber war eben nicht da und der Eine, auf den gezählt worden war, hatte eine sonst beachtenswerthe) Zusammenstellung gebracht von so übermäßigem Umfange, daß sie in die gegebenen Raumverhältnisse nicht einzufügen war. Zufall und Überraschung und meinerseits eine, nur durch meine liebevolle Theilnahme an dem Gegenstande zu entschuldigende, Übereilung führten mich zur Annahme des unerwarteten Anerbietens. Da diese nun aber erfolgt ist, war die Beseitigung meiner Persönlichkeit, die strenge Festhaltung des Zweckes der übernommenen Arbeit, nämlich die möglichst bündige Vermittlung zwischen den Schriften und dem Leben des Dichters für das größere Publicum der Gesammtwerke in objectiv gedrängter Darstellung vor Allem meine Pflicht geworden; ebenso die gewissenhafte Benützung des vorhandenen Materiales über Erlebnisse, deren Einzelheiten mir, dem in abgeschiedener Ferne Lebenden, nicht bekannt sein konnten. Daß ich bei dieser Benützung meine Selbstständigkeit gewahrt habe, daß ich die Anschauungen meiner Gewährsmänner nicht immer zu den meinigen gemacht habe und, wenn ich dies aus Überzeugung und Übereinstimmung konnte, daß ich dieselben aus dem eigenen Wissen mitunter ergänzt, erweitert oder modificirt habe, daß es auch, soweit jener Hauptzweck der Schrift es zuließ, an eigenen Zuthaten nicht fehlt, wenngleich diese mehr in Resultaten in die Darstellung verschmolzen, als in interessanten Einzelheiten hervortretend sind, wird Ihrem aufmerksamen Auge gewiß nicht ganz entgangen sein. Jenen Zweck im Auge ging ich mit Absicht der Verlockung aus dem Wege, aus meiner eigenen Erinnerung manches Erlebnis mitzutheilen, dessen Schilderung bei meinem doch nur episodenartigen Beisammensein mit Lenau ein eingehendes Detail erfordert und in meine Arbeit etwas Memoirenartiges gebracht hätte, das mir an diesem Orte nicht am Platze erschien. Hätte ich ein selbstständiges, nicht an jene Gesammtausgabe gebundenes Werk unternommen, wie Mayer, Niendorf, Sie ꝛc., so wäre meine Aufgabe eine ganz andere gewesen, obschon mir trotz meiner alten und innigen Beziehungen zu dem Verewigten, wie ich offen gestehe, ein gleicher Reichthum nicht zu Gebote gestanden wäre. In ähnlicher Andeutung werde ich diesen Mangel an eigenen hervortretenden Zugaben im Vorworte zu rechtfertigen bemüht sein. Andererseits aber hat Ihre Aufforderung, den Reiz meiner allerdings ziemlich schmucklosen Arbeit hie und da durch eine Arabeske zu erhöhen, so viel Einleuchtendes und Überzeugendes für sich, daß ich, zumal da Cotta nicht drängt, noch einmal gerne Hand anlegen und nach Malerart hie und da mit einem tieferen „Drucker" oder einem aufgesetzten Lichte der Wirkung nachhelfen will. —

Was Sie mir über M. Hartmanns unbeabsichtigten Aufenthalt in Wien mittheilen, hat mich tief ergriffen; ich befürchte nämlich abermals irgend eine gesetzliche Brutalität, ein Märtyrthum wider Willen! Könnte man doch endlich einmal gründlich vergeben und vergessen! es wäre auch politisch klug, schon um der wünschenswerthen Gegenseitigkeit willen. Aber man scheint den Ausgrabungen der revolutionären Antike noch immer mehr denn je geneigt; nachdem man den Torso Brenner und den Hermaphroditen Pillersdorf[13] aus ihrer Verschüttung ohne Noth wieder zu Tage gefördert, kommt nun Hartmann an die Reihe.

[12] Vgl Moritz Hartmanns Aufsatz „Le mie prigioni" in seinen „Gesammelten Werken" (Stuttgart 1873) IV. 195 ff.

[13] August Graf Brenner, einer der Führer der liberalen Stände-Opposition im Vormärz, und der Minister von 1848, Franz Xaver Freiherr von Pillersdorf, galten dem reaktionären Regime trotz ihrer sehr gemäßigten Gesinnung als gefährlich und man hatte sie dies eben hart fühlen lassen. So wurde Pillersdorf in verletzendster Weise aus der Liste der Kommandeure des Stephans-Ordens und der Geheimen Räte gestrichen. Erst 1862 wurde diese Maßregelung rückgängig gemacht.

Digitized by Google

Freilich hat dieser sein Schicksal muthwilliger Weise selbst heraufbeschworen —. Ich zittre für ihn, nicht aus Sympathie für seine mir wenig zusagende Person, aber aus Sympathie für jenen edleren, besseren Funken, den auch er in der Brust trägt. Daß meine Besorgnis sehr gegründet ist, werden Sie zugeben, wenn Sie sich seiner Erklärung in der Allg. Zeitung nach den Oktobertagen und einiger Stellen des Plaßen Mauritius erinnern.

In seinem nächsten Schreiben (Wien, 29. Oktober 1854) spricht Frankl seine Überzeugung aus, daß die Kritik Grüns Arbeit als „psychologisches Kunstwerk“ nach Gebühr anerkennen werde, und fährt fort:

Ich lernte diese Arbeit noch mehr dieser Tage schätzen. Ich las Feuchtersleybens Biographie von Hebbel[14]). Wie geistreich auch Manches angedeutet und dargestellt ist, so ist es dem Autor doch nicht gelungen, darzustellen, wie F. gerade so aus den osterr. Zuständen hervorgewachsen ist; freilich kennt sie Hebbel nicht, dann hätte er auch nicht davon sprechen sollen. Kaum tritt, und vom Dramatiker hätten wir das Recht es zu erwarten, die Gestalt plastisch rund hervor, höchstens stellenweise als ein Basrelief, und doch standen ihm treffliche Materialien (Selbstbekenntnisse, Grillparzers treffliche Schilderung und die mündlichen Mittheilungen der Witwe) bei einem überdies eben hinfließenden Leben zu Gebote.

Frappant und zumeist von Hebbel ist es, daß er die Regeneration der deutschen Poesie von Oesterreich ausgehend hofft und — sich über die Leistungen Gutskows, Dingelstedts (Nachtwächterlieder) u. s. w. ergeht, ohne auch nur des Kontingents zu erwähnen, das von oesterreichischen Poeten geliefert worden ist.

Hebbel ist wie eine Elektrifirmaschine, ihn beherrscht in seinen Urtheilen nasses oder trockenes Wetter, momentane Beziehung oder Abneigung.

Sie sollten die Biografie lesen, an sich schon ist sie sehr interessant und dann, um sich Ihrer Arbeit doppelt zu freuen.

Merkwürdig und nicht zu übergehen sind die eben erschienenen Bekenntnisse Heine's. Der Mann denkt mit einem halb nur funkzionirenden Gehirne bessere Gedanken als die übrigen Alle mit ihrem ganzen und gesunden. Doch widert es an, einen Sterbenden, wenn auch noch so witzig, Zoten reißen zu hören. Unter den Gedichten sind einige Entsetzen erregende Aufschreie der gequälten Kreatur, Laokoonschlangen, die sich um den Geist des Dichters reinen, nichts von einer Niobe.

Wien beschäftigen jetzt 2 Gedanken, mehr als Sebastopol: Wer ist der Verf. des „Fechter von Ravenna“ und die Cholera.

Der Reihe nach werden Halm, Dr. Gnido Mosing (der eine treffliche Tragödie „Die Messenier“ schrieb), B. Weber (Verfasser von „Spartakus“ und der „Rahabitin“), Ad. Pichler (Verf. eines Trauerspiels „Der letzte Römerkönig“) und Ferdinand Nürnberger genannt, der ein Schauspiel „Quentin Messis“ schrieb und jetzt mit einer Tragödie „Firdusi“ und, was Sie zu hören besonders interessiren dürfte, mit einem Romane „Die Amerika-Müden“ sich beschäftigt, dessen Held Lenau ist.

Sie erinnern sich vielleicht seiner aus den in Gg Windischgrätz ruhenden „Sonntagsblättern“. Er war damals noch sehr jung. Verlieren Sie ihn nicht aus dem Auge; ich glaube, daß er Bedeutendes leisten werde.

Der Fechter ist das Product eines fein und scharfsinnigt komponirenden Talentes, das, mit bedeutendem Geschmack begabt, durch vorangehende Übung Maaß gelernt hat. Die Fantasie hat mit diesem, jedenfalls in Kunstgesinnung und edler Absicht bedeutendem Werke weniger zu thun. Es sollte mich nicht wundern, wenn, was ihm vielfach nicht zugetraut wird, dennoch Halm das Visier aufzöge.

Die Cholera allarmirt wie im Jahre 1831 die Gemüther; es gewährt den Vortheil, daß sich viele sehr vorsichtig halten, was die Erkrankungsfälle mindert, wenn sie eben durch die herrschende Furcht nicht auch vermehrt würden.

Ich habe in dieser allgemeinen Noth den schon viel von mir strapazirten Hippokrates wieder heraufbeschworen.[15]) Ob er so „gut und oft aufgelegt“ wie das Erstemal ist, werden Sie selbst beurtheilen, indem ich mir in 2 Tagen erlauben werde, Ihnen die Broschüre unter Kreuzband zu senden. Es wäre eine Ironie eigener Art, wenn die asiatische Dame mich nun selbst entführte. Sagen Sie mir ein gutes Wort mit Ihrem süßen Dichtermunde nach.“

Zu seiner Antwort aus Graz, 9. Dezember 1854, spricht Grün zunächst die Hoffnung aus, „daß Hippokrates wohl noch in seinem eigenen Interesse den Willen und die Macht haben werde, seinen Sänger gegen die Anfechtungen der fatalen asiatischen Dame zu panzern“ und geht dann auf Hebbels Biographie Feuchtersleybens ein:

„Sie zog mich lebhaft an, ohne mich zu befriedigen. Dazu fehlen ihr die Hauptbedingungen einer biographischen Arbeit; sie ist kein Ganzes, kein Zusammenhängendes, kein Vollständiges. Jedenfalls bleibt es eine seltsame Lebensgeschichte, in welcher nicht einmal das Geburtsjahr und der Geburtsort des Helden erwähnt wird! Aber es sind geistreiche Aperçus, anziehende Excurse über

[14]) „Ernst Freiherrn von Feuchtersleybens sämmtliche Werke. Mit Ausschluß der rein medicinischen herausgegeben von Friedrich Hebbel.“ Wien 1851—53, Gerold. VII. Band S. 221—302.

[15]) „Hippokrates und die Cholera. Satirisches Gedicht.“ Wien 1854. Von den Satiren, die Frankl früher veröffentlicht, waren „Hippokrates und die moderne Medizin“ in sechs und „Die Charlatane“ in vier Auflagen erschienen.

Digitized by Google

einzelne Perioden und Situationen, und vor Allem sehr geschickt gewählte Excerpte aus einer oratio pro domo! jedenfalls höchst lesenswerth, den Geist fesselnd, das Nachdenken anregend, wie Alles, was von Hebbel ausgeht. Überraschend war mir ein Bild, das wir Beide benützt haben die spiegelnden Kristallgloben in manchen Gärten); da ich mir jedoch eines Plagiats nicht bewußt bin, auch die beiderseits gemachte Anwendung eine durchaus verschiedene ist, behielt ich meinen Kristallglobus unzertrümmert bei.[16])

Was Sie mir über die verschiedenen Combinationen betreffs des Verfassers des Ravennafechters mittheilen, hat in hohem Grade mein Interesse erregt. Ihre Muthmaßung: Halm werde sich eines Tages als Vers. bekennen, vermag ich aber nicht zu theilen. Soweit ich jenen „Fechter" kenne und ich machte seine Bekanntschaft erst durch einige eben nicht sehr tief eingehende Journalberichte, scheint es eine Arbeit, in welcher sich die moderne Anschauung und noch modernere Tendenz mit dem künstlerischen Ringen nach antiker Form und Gestaltung vereinigt. Antike Schlichtheit und hüllenlose Einfachheit scheint im Bewußtsein angeborener Kraft und schönen Ebenmaßes wenigstens angestrebt zu sein. Dazu aber dürfte Halm kaum fähig sein, dem es bei seiner stereotyp gewordenen Art schwerlich gelingen möchte, sich des theatralischen Flitters und Rauschgoldes ganz zu begeben.

Ich war sehr überrascht und erfreut, unter den hiesigen Wiener Cholera-Flüchtlingen auch Dessauer zu finden, freilich wie immer leidend und klagend und diesmal speciell verstimmt durch Heine's ätzende Bosheiten; ich habe mir alle Mühe gegeben, sein allarmirtes Gemüth diesfalls zu beruhigen. Heine's neueste Bücher machen, so sehr man diese aller Todesqualen spottende Geisteskraft bewundern muß, auf mich doch eine sehr niederdrückende Wirkung. Dem Momente, der uns je nach unserer Ansicht entweder in das Nichts oder in die Ewigkeit schleudern soll, gebührt entweder ein großes, reines, heiliges Wort oder Schweigen."

Daß Grün nicht glauben konnte, Halm sei thatsächlich der Dichter des „Fechter von Ravenna", ist im Hinblick auf den Grund, den er dafür anführt, gewiß charakteristisch.

Mit der ersten Erwähnung des Konflikts Dessauer-Heine in dem eben mitgetheilten Schreiben beginnt ein unerquickliches, aber interessantes Thema des vorliegenden Briefwechsels. Josef Dessauer war ein seiner Zeit vielgenannter Lieder-Komponist, der zumeist in Wien lebte. Trotz seines großen Vermögens überaus sparsam, benutzte er seine reichen Mittel zumeist, um sich, ein eingefleischter Hypochonder, vor Krankheiten zu schützen; das Epigramm Mosenthals:

„Nur keine Hitze, nur keine Kühle,
Nur nichts gegen meinen Sinn,
Denn ich ahne, daß ich fühle,
Daß ich übermorgen unwohl bin —"

blieb den Zeitgenossen in heiterer Erinnerung. Ganz anders hatte ihn Heinrich Heine, mit dem er 1842 in Paris bekannt geworden, aufgefaßt; sein Pariser Brief vom 28. März 1843, kurz darauf in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht, ist einer der furchtbarsten, freilich auch witzigsten Angriffe, die Heine je geschrieben hat; der Mensch, wie der Komponist, werden darin gleich rücksichtslos verhöhnt, ja der Verachtung preisgegeben; u. a. wird Dessauer vorgeworfen, daß er die Pariser Journalisten durch unlautere Mittel habe für sich gewinnen wollen. Dessauer seinerseits rächte sich dadurch, daß er verbreitete, jener Artikel des Augsburger Blattes sei die Rache Heines für ein verweigertes Darlehen; er, Dessauer, könne dies jederzeit auf Wunsch durch zwei Briefe Heines an ihn beweisen, in dem einen bitte Heine um 500 Francs, in dem andern, am nächsten Tage geschriebenen, stelle er für den Fall, als er das Geld nicht erhielte, einen Angriff in Aussicht. Wir haben hier den peinlichen Streit, in dem beide Gegner mit vergifteten Waffen kämpften, nicht zu entscheiden; zweifellos hatte Heines Angriff persönliche Gründe, aber mit gleicher Entschiedenheit muß ausgesprochen werden, daß Dessauer für seine Anschuldigung niemals auch nur den Schatten eines Beweises erbracht hat; daß seine Briefe nicht existierten, darf als Thatsache gelten, Dessauer hätte sie sonst in einem Prozeß, von dem wir weiter unten sprechen werden, sicherlich vorgewiesen. Inzwischen hatten gemeinsame Bekannte dem Dichter jene Behauptung Dessauers hinterbracht, sowie auch erzählt, daß der reiche Komponist sich rühme, während seines Pariser Aufenthalts die Gunst der George Sand genossen zu haben. Darüber aufs äußerste erzürnt, nahm nun Heine nicht bloß seinen Artikel vom März 1843 ungekürzt in den zweiten Teil der „Lutetia" auf[17]), sondern fügte noch einen zweiten Angriff im ersten Teil hinzu, der auf die Sand Bezug nahm. Dies die „ätzenden Bosheiten" Heines, durch die Grün Dessauer im Dezember 1854 verstimmt fand; welche Wendung die Angelegenheit nahm, werden wir später zu verfolgen haben.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

[16]) Einige selbstkritische Bemerkungen, die Grün nun über seine Lenau-Biographie folgen läßt, haben wir nicht wiedergegeben, da sie sich dem Sinne nach ganz mit seinen oben mitgeteilten Ansichten darüber decken.

[17]) LXVI. Stück der „Berichte"; der neue Angriff in einer dem V. Stück angefügten, „1854" datierten „Späteren Notiz". (Vgl. Heinrich Heine's Sämtliche Werke, herausgegeben von Elster, Band VI. 355 ff., die „Spätere Notiz" 164.) In letzterer heißt es: „Ich benutze diese Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem ästhetischen Leumund der Dame einen wirklichen Dienst zu erweisen, indem ich meinen deutschen Landsleuten zu Wien und Prag die Versicherung erteile, daß es eine der miserabelsten Verleumdungen ist, wenn dort einer der miserabelsten Liederkompositeurs vom mundfaulsten Dialekte, ein namenloses kriechendes Insekt, sich rühmt, mit George Sand in innigem Umgange gestanden zu haben" u. s. w.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— „Reckenspäße“ betitelt ein uns bisher unbekannt gebliebener Autor, Karl Merwart, eine „heitere Mär“, die er mit Benutzung einer altfranzösischen Sage gedichtet und im Verlage der Litterarischen Anstalt August Schulze in Leipzig herausgegeben hat. Die Mär ist wirklich gar nicht übel, aber die Verse schwerfällig und ungeleuk. Was hätte Meister Wilhelm Herz daraus gemacht!

— Dirk Kluin. Episches Gedicht von H. Carmer. Köslin, Verlag von Alfred Hofmann. Dies kleine lyrische Epos von deutschen Strand wird keinen Leser begeistern und keinen stören. Ab und zu — namentlich in der Schilderung des Fischerlebens, wie der Natur am Strand des deutschen Meeres ein hübscher Zug, ab und zu wieder eine triviale Wendung, alles in allem kein Objekt zur Verdammung oder Verherrlichung. Der Volksmund spricht von Mädchen, die „vor Ach und Pfui bewahrt sind“, dem „Ach wie schön!“ und dem „Pfui wie häßlich!“ — es giebt auch Bücher solcher Art, und die Geschichte von Dirk Kluin und seiner Hiema ist ihnen beizuzählen.

— Es ist schwer, dichterischen Talenten, die sich ohne genügende Vorbildung, unter Kämpfen und Entbehrungen aus Licht der Öffentlichkeit durchgerungen haben, gerecht zu werden; sie sind rührende Erscheinungen, die unsere menschliche Anteilnahme erregen, und darum liegt die Gefahr einer Überschätzung sehr nahe. Ein allbekannter Beleg dafür sind die Gedichte der Johanna Ambrosius; einen anderen, der nicht minder bezeichnend ist, bietet das Büchlein: „Neuer Glaube, von Christian Wagner, Bauer in Warmbrunn“. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wäre dies Büchlein — setzen wir diesen Fall, der nur schwer möglich, aber nicht geradezu unmöglich ist — von einem Manne mit geregelter Schulbildung geschrieben, wir würden der Reinheit seiner Absichten, der Sittlichkeit seines Empfindens gewiß alle Anerkennung zollen, aber doch sagen müssen: „Ein nicht eben klarer Kopf und ein mittelmäßiger Poet.“ Soll nun dies Urteil enthusiastisch lauten, weil der Mann eben ein „Bauer“ ist und in der Schule wenig gelernt hat? Einige mögen diese Frage bejahen — wir erinnern uns, Artikel über dies Büchlein gelesen zu haben, die an Überschwänglichkeit den Hymnen, die man der Dichterin aus Groß-Wermelnngken gesungen, nur wenig nachstanden — , wir können uns nicht dazu entschließen. Wir sagen ehrlich: dieser neue Glaube ist gar nicht neu, sondern der uralte Aufklärungs- und Humanitätsglaube, den Dichter, wie Lessing oder Schiller, doch ganz anders gepredigt haben, als Christian Wagner, und daß besagter Wagner ein „Bauer“ ist, darf nicht hindern, diese Thatsache ebenso schlankweg auszusprechen, wie die andere, daß seine Verse allerdings nicht schlecht, aber auch nicht gut, sondern mittelmäßig sind. Ein anderer Umstand: daß sich dieser schwäbische Bauer offenbar für den Finder und Verkündiger einer neuen Heilslehre hält und sein Vorwort mit den Worten beginnt: „So habe ich gethan, was ich nicht lassen konnte, und Freiheit gepredigt den Armen und Verachteten und der ganzen Natur. Ich habe das Evangelium gepredigt von der möglichsten Schonung für alles Lebendige, und den Krieg angelagt jeder herzlosen Idlehre“ u. s. w. u. s. w. — dieser Umstand, meinen wir, kann uns nicht milder noch schärfer stimmen; wir begreifen, wie dieser unbelesene, durch die Beachtung der Gebildeten aus dem Geleise gebrachte Mann zu solcher Überschätzung seines Wertes kommt, wir rechnen es ihm nicht zum Schlimmen an, und sehen darüber hinweg, daß die Lektüre seines Büchleins dadurch etwas unerquicklich wird, aber zum Guten können wir es ihm auch nicht anrechnen. Dieser in Fragen und Antworten abgefaßte Katechismus mag Jene interessieren, die den Autor und seinen Bildungsgang kennen; andere verlieren nichts dabei, wenn sie ihn ungelesen lassen. Zur Probe stehe hier eine auf gut Glück herausgegriffene Probe (S. 41): „Frage 37. Was soll der Bekenner des neuen Glaubens als seine allerhöchste heiligste Aufgabe ansehen? Antwort: Daß die Qual verschwinde, Freude dagegen ihren Platz einnehme.

Ein sel'ger Geist war es, der mir befahl,
Hinaus zu werfen aus der Welt die Qual.
Den Freudeglauben trag' ich in die Welt,
Dem Lieb' und Schönheit strahlend zugesellt.
Ein Feuerstrom durchflutet all mein Mark
Und wie ein Götterlohn fühl' ich mich stark.
Kann ich noch zweifeln, daß ich diese Erd'
Im Siegesfluge nicht erobern werd'?
Lasset euch sündenden:
Es soll verschwinden
Die Qual der Erde,
Daß Friede werde.“

Die Probe ist in jeder Beziehung bezeichnend; auch Sprachfehler, wie in Vers 7 und 8, wo offenbar das Gegenteil des Gesagten gemeint ist, sind nicht selten.

— Ohne Geläut. Schauspiel in fünf Aufzügen von Fedor von Zobeltitz (Dresden, E. Pierson's Verlag). Das Drama hat sich auf der Bühne bewährt, zwar nicht eben als großer Treffer, aber doch als wirksames Stück. Es ist klug und sicher aufgebaut, die Charakteristik ist mit fester Hand entworfen, namentlich der nürrischen Dorfgestalten sind sehr lebensvoll hingestellt. Die Lösung ist freilich nicht glaubhaft genug motiviert, der Pfarrer, der sie herbeiführt, etwas allzu edel gestalten, immerhin läßt man sich das Ganze gern gefallen, ohne daß das litterarische Gewissen Einspruch dagegen erhebt.

— Illusionen. Ein hamburgisches Drama von Carl Mackeberg. Leipzig, Alfred Janssen, 1895. Die Leser dieser Zeitschrift haben Gelegenheit gehabt, den jungen Autor als Lyriker kennen zu lernen; auch mit einem hübschen dramatischen Spiel in Versen hat er sich einmal eingefunden. Das vorliegende Werk geht aus einer ganz anderen, scharf polemischen Tonart. Der Verfasser will allerlei soziale Schäden der Patrizierkreise der alten Hansastadt geißeln: Streberthum, Protzentum, Antisemitismus, Mangel an Gesinnung u. s. w. Kenntnis der Verhältnisse wird ihm nicht abzusprechen sein, ebensowenig ein jugendlicher Wahrheitsmut, der sympathisch berührt, nur fehlt es leider auch an vielerlei guten Dingen, vor allem am Maßhalten in Tendenz und Darstellung, sowie an Klarheit der Handlung, wie der Charaktere. Alles in allem: eine Tendenz-Arbeit eines jungen begabten Mannes, dessen dichterische Zukunft jedoch schwerlich auf dramatischem Gebiete liegt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Kaufsert, Rudolf. Lieder. Berlin, Schuster u. Löffler. 1896.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Band 3. 4. 8. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Weber, F. W. Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. Mit Porträt. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1896.

Biehler, Alfred. Ich liebe dich! Gedichte. Heidelberg, J. Hörning 1896.

Leimbach, Karl L. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Sechster Band. Zweite Lieferung. Leipzig und Frankfurt a. M., Resselring'sche Hofbuchhandlung.

Rameau, Jean. Das Magdalenenhaar. Roman in zwei Bänden. Aus dem Französischen von Anna Dulk. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Bierbaum, Otto Julius. Pankrazius Grauzer, der Weiberfeind. Berlin, Verein für Deutsches Schrifttum. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

I.

Ach Schwalbe, wie fliegst du so weit, so weit!
Auch zu uns kommt der Lenz mit der Zeit.

„Ich fliehe die eisige Wintersgruft,
Mir frommt nur ewige Frühlingsluft."

Graue Nebelnacht. Von oben rieseln unablässig Schneeflocken herab; man kann sie kaum sehen und doch fühlt man sie als Macht, als eine Wucht, die alles begräbt durch ihre Masse. Endlos breitet sich die kalte, weiße Fläche aus, und in der Ferne, wo scheinbar Wald beginnt, glüht ein warmes Licht lockend auf.

Dahin strebt der müde erfrorene Wanderer, der mühevoll, übellaunig sein Gepäck schleppt. Er ist nicht mehr jung genug, um Spaß an dem Abenteuer zu haben, und nicht alt genug, um sich ruhig in sein Mißgeschick zu finden.

Er droht mit der Faust hinauf in die Wolken. „Ich erreiche doch heut' noch mein Ziel!" brummt er, „wenngleich ihr mich mit dem Zug habt stecken lassen und nun, wie es scheint, lebendig begraben wollt."

„Komm nur! komm nur!" schien das Lichtchen drüben zu winken und zu sagen, „ich warte ja so sehnsüchtig auf dich."

Er schüttelte den Schnee von den Kleidern. „Ich komme, Gabriele, ich komme! Ob's gelingt, wer weiß? Alter Thor, wieder auf der Jagd nach dem Glück? Nicht für dich, das hast du klüglich aufgegeben, für Andere."

„Hast du das auch noch nicht satt?" dachte er dann weiter. „Hast du all' die Undankbaren, all' die Mißerfolge vergessen? Lernst du nichts aus Erfahrung? Erfahrung! Was kann die nützen, da nichts gleich ist auf der Welt! Das kleine Ding da drüben soll wenigstens die Möglichkeit haben, nach ihrer Façon glücklich zu werden."

„Armes Maiglöckchen unter lauter Zuckerrüben!" murmelte er dann abermals vor sich hin. „Die Schwester schreibt: Zu nichts zu brauchen! Natürlich! Weder zum Kochen, noch zum Schlachten, noch zum Backen, aber man lebt doch nicht von Brod allein, vom Essen, vom Trinken, so nötig es auch zum Leben ist, nötiger als deine Fiedel, Gabriele ... Es ist ein großes Wohlleben dort und dennoch darbst du, ich versteh es, ich darbe auch, ich brauche dich ... Schon als kleine Krabbe summtest du dein Lied glockenrein. Die Mutter schreibt: ‚Florian läßt sie manchmal in der Kirche spielen, er sagt, er könne ihr nichts mehr lehren.' Der arme Kerl! er war auch zu etwas Besserem bestimmt, als zu einem Organisten in diesem Krähwinkel. ..."

Er blieb stehen.

„Und du, Bernhard, dem alle Pforten offen standen, bist du denn mehr geworden? Ein kleines Licht, ein zitterndes Flämmchen. Was hast du errungen? Ist dein Talent nicht ein Irrlicht gewesen, das dich vorwärts lockte und im Sumpf stecken ließ?"

„Nein," gab er sich selbst die Antwort. „Klein war's, aber ein Funke von dem Feuer, das wärmt und leuchtet. Ein Flämmchen, das ich um die Welt nicht weggäbe."

Er wanderte unter diesem Selbstgespräch rüstig weiter, so schlimm ihn auch das Wetter umtobte.

Ab und zu mußte er stille stehn, um Atem zu schöpfen. Da erklang plötzlich eine wundervolle Melodie bis zu ihm herüber. Eine traurige Melodie, eine Art Klage.

„Ich höre dich, Gabriele!" Er rief es durch die Nacht. „Ich komme dich trösten, dich erlösen."

Ebenso plötzlich verstummte der melancholische Klang, um in eine tolle Tanzweise überzugehen.

Digitized by Google

Er war jetzt ganz nah, man hörte schon jubelnde Stimmen, einen überlustigen Lärm, wie ihn nur eine fröhliche, kinderreiche Familie zuwege bringen kann.

Bernhard stand in der Thüre, er sah in ein erleuchtetes Zimmer. Alles drehte sich dort in tollem Wirbel, sogar der dicke Vater Gottlieb mit seiner stattlichen Frau Barbara, Bernhards Schwester.

Ein paar Bübchen rollten am Boden, auf der Bank stand ein schlankes, überzartes Mädchen, geigte und schüttelte die schweren schwarzen Haare, die über ihr blasses Gesichtchen fielen.

Sie war die Erste, die ihn sah.

„Onkel Bernhard!“ schrie sie auf.

Der dicke Gottlieb zog die Weste glatt; Frau Bärbe rückte am Häubchen, bald war der Ankommende verloren in einem Knäuel von Armen und Köpfen.

Jeder wollte einen Gruß. Er wehrte sich wie er konnte, zuletzt mit Püffen. Der dicke Gottlieb lachte und hielt sich die Seiten.

„Nicht wahr? das hat Kraft!“ sagte er stolz, „das braucht man fürs Leben. Nur die Jungfer Zimperlich, die gedeiht nicht, so viel wir auch in sie hineinpfropfen. Heut war sie wenigstens nützlich mit ihrer Fiedel. Tanzen macht warm in dieser Hundekälte. Stillsitzen taugt nicht. Aber wie in aller Welt kommst Du zu dieser Stunde hierher? Der Zug mußte ja um Mittag eintreffen. Wir erwarteten Dich nun erst morgen.“

„Er mußte, er sollte und es geschah doch nicht, statt dessen steht er eine Stunde vor der Station im tiefsten Schnee. Wer weiß, wann der loskommt!“

„Im Schnee! Hurrah!“ jubelte Gottlieb. „Das ist köstlich! Haben eine Hast, eine Eile und sitzen nun fest, ganz fest. Das sind Eure schönen neuen Einrichtungen. Ihr rechnet ohne den da droben, aber der zählt immer noch mit und spricht sein Wort mit hinein, wenn Ihr es am wenigsten erwartet.“

„Pfui, Gottlieb,“ rief Frau Bärbe, „die armen Menschen! Wie kannst Du Dich über ihr Mißgeschick freuen! Und dann, ohne Eisenbahn käme Bernhard nie. Er nennt uns ja die ‚verlorene Ecke‘.“

„Na, sie ist behaglicher als sein großstädtisches Pflaster, und was mehr ist, solider, Bärbe.“

„Wohl Dem,“ sagte Bernhard, „dem der Schuh paßt, in dem sein Fuß steckt. Nicht, Gottlieb? Wen er aber drückt, Der soll ihn ausziehen. Es wird doch schwer sein, so barfüßig mit mir fortzugehn, Gabriele? Wir beide sind Wandrer. Heimatlos, nur in der Kunst zu Haus.“

Sie schmiegte sich an ihn.

„Mit Dir habe ich keine Furcht, Onkel Bernhard!“

„Leucht' dem Onkel hinauf,“ sagte endlich Gottlieb, „Ihr könnt zwar ausschlafen, aber wir müssen früh auf.“

Gabriele nahm das Licht und ging voran.

Das kleine Stübchen sah hinaus auf den Wald, über ihm erschien oben die Mondsichel, neben ihr ein Stern.

„Siehst Du, Onkel, die beiden müssen beieinander sein, fern von der Welt drunten, Dunkel um sie her, aber sie sind nahe zusammen droben im Himmel.“

„Wenn man sich nur dorthalten kann, Gabriele! Manch ein Stern erlischt und fällt herunter.“

„So ist man doch droben gewesen,“ antwortete sie.

Er stand noch lange am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Der Mond ging sicher seine Bahn, aber der kleine Stern verschwand hinter einer schwarzen Wolke. Es ängstigte ihn; doch da war er schon wieder und leuchtete mild und freundlich über den Tannenwipfeln.

II.

Vor Jedem steht ein Bild des, was werden soll,
Solang es das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Es war ein sehr trauliches Anwesen. Ein kleines Haus, Garten und Feld und eine stattliche Mühle. Gottliebs Vater hatte das Grundstück gekauft und die Mühle errichtet. Sie rentierte sich vorzüglich, denn sie war die einzige in diesem weltvergessenen Eckchen.

Als Gottlieb die vermögende Tochter eines verstorbenen Brauereibesitzers heiratete, begriffen die Leute nicht, daß er bei seiner Mühle blieb, auch nichts nach neuerer Art verbesserte.

„Das mögen meine Söhne einmal thun,“ antwortete er auf alle Ratschläge, „wir sind hier glücklich, was will man mehr?“

Sein Schwager Bernhard war anderer Ansicht. Unstet schon als Jüngling, ein Sorgenkind der Alten, da er alles begann und nichts vollendete. Gleich nach des Vaters Tode verkaufte er Haus und Hof und zog von da ab in der Welt herum.

Digitized by Google

Zu Einem kehrte er immer wieder zurück, zur Musik. „Es ist meine unglückliche Liebe!“ sagte er.

Gottlieb betrachtete den fahrenden Schüler mit einer Art Mitleid.

„Gott sei Dank, daß Du kein Talent hast, Bärbe,“ meinte er. „Es ist eine gefährliche Mitgift. Welch ein Jammer, daß Gabriele sie abbekommen. Mir dünkt es eine Krankheit. Du hättest nicht erlauben sollen, daß er dem Kind die Geige schenkte!“

„Es hätte nichts geändert, Gottlieb, das kannte ich von Bernhard her. Besser, sie lernt das, als gar nichts.“

„Wer weiß! Mir wäre gar nichts vielleicht lieber gewesen.“

Bernhard schlief lange.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er endlich erwachte. Das Haus schien ausgestorben, ebenso still heut, als gestern voller Spektakel. Jeder war seiner Arbeit nachgegangen, selbst der kleine Berthel.

Nur Gabriele blieb zu Haus; oft hatte sie schon an des Onkels Thür gelauscht. Sie saß jetzt am Fenster und blickte über die weite Schnee-Ebene, die Wochen und Monate auf ihrer Seele als schwere Last gelegen, während sie den Brüdern nichts als Fremde und Lusthar-keit gewesen.

„Ist es nicht sündhaft?“ fragte sie sich, „müßte ich nicht, wie sie, hier glücklich und zufrieden sein?“

Sie beneidete fast ihre rothbackigen vergnügten Geschwister. „Die Mutter nennt mich ein Rätsel, ich bin es mir manchmal selbst.“

Bernhard war leise eingetreten; er stand hinter ihr.

„Sie sind alle an der Arbeit,“ sagte sie, „nur ich sitze hier und faulenze. Thue ich auch recht?“

„Was sollst Du hier thun, Gabriele!“

„Eben. Mir ist, als riefe mich eine Stimme, sie läßt mir keine Ruh', nicht bei Tag, nicht bei Nacht. Hinauf mußt du, höher, immer höher, vielleicht bis in den Himmel,“ schloß sie lächelnd, „da erst finde ich wohl, was ich suche.“

„Fürs erste findest Du harte Arbeit auf der Erde. Hier verlacht man unsere Art, aber wahrhaftig, sie ist manches Mal schwerer, als die ihre.“

„Wie kann Einem schwer werden, was man liebt?“

„Wenn man es nun nicht erreicht?“ wandte er ein. „Wenn es immer zurückweicht, wie die Fata Morgana, oder der schwere Stein den Berg hinabrollt wie beim Sisyphus?“

„Man hat das Glück doch immer vor sich, Onkel Bernhard. Wie kann man da müde werden?“

„Versprich nicht zu viel, Gabriele.“

„Müde werde ich nur vom Nichtsthun hier.“

Eben trat Frau Bärbe ein, hinter ihr ein paar Jungen mit Körben, Gerätschaften, Hacken und Schaufeln.

Lustig, frisch, bunt sah die Gesellschaft aus.

„Dacht ich's doch!“ rief die Mutter. „Noch nicht einmal das Frühstück! Fix, Seppel, lauf in die Küche. Ist das nicht eine wahre Schand'?! Verhungern könnte man mit Dir, Mädel! Hoffentlich ist bei Dir zu Haus Jemand, der für das Essen sorgt, Bernhard! Schämst Du Dich nicht, Gabriele?“

Das Mädchen schlug die Augen nieder.

„Verzeih', Onkel Bernhard,“ stammelte sie, „es kamen mir so viel Gedanken . . .“

„Nur nicht die rechten,“ schalt Frau Bärbe.

„Darüber wollen wir nicht streiten,“ meinte ihr Bruder. „Bei mir braucht sich Gabriele um das Hauswesen gar nicht zu kümmern. Das besorgt meine Wirtin, die Jammerbase. Sie hat so viel hungern müssen im Leben, daß sie Essen wie eine Staatsaktion behandelt. Sie ist ganz verzweifelt, wenn sie ihre guten Bissen nicht an den Mann bringen kann. Das arme Geschöpf! Ich nahm sie nach dem Tode ihres wirklich verhungerten Gatten, des Schauspielers Lustig, in mein Haus.“

„Lustig,“ schrien die Buben, „da hat sie doch wenigstens einen vergnügten Namen.“

Nach dem Frühstück machte sich Bernhard mit Gabriele auf, um sie bei seinem alten Freunde Florian zu prüfen.

Unterdes drehte Gottlieb seine dicken Daumen unruhig über einander.

„Nichtsthuer!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Ich halte nichts vom Fiedeln bei den Mädchen. So eine beachtet Keiner.“

„Dann bleibt sie für uns, Gottlieb. Sie kann vielleicht später dem guten Florian beim Unterricht helfen.“

„Die! Nachdem sie mit dem fahrenden Musikanten in der Welt herumgezogen?! Nein, die ist und bleibt ein Paradiesvogel, und eine Henne wäre mir für unseren Hühnerhof lieber.“

„Weißt Du noch,“ fuhr er dann fort, „wie wir uns ein Mädel wünschten, zwischen all' den

Digitized by Google

Buben?! Bestürmt hab' ich den lieben Gott. So gab er uns zwei auf einmal. Eins trugen wir gleich auf den Kirchhof. Vielleicht war das das rechte!"

„Sprich nicht so gottlos, Gottlieb. Sind denn die Kinder nur unserthalb auf der Welt? Hat nicht jedes sein eigen Schicksal, seinen eigenen Weg? Wenn sie nur glücklich sind!"

„Ja — wenn! Mir scheint's ein Holzweg!"

„Einen beglückt ihr Talent schon jetzt, den Bernhard. Ist das nicht auch etwas? Es war so einsam. Vielleicht hat der liebe Gott an ihn gedacht, als er sie uns schenkte. Haben wir nicht Glücks genug und muß man sie nicht lieb haben, wie sie ist? Ich dächte, das wäre auch Dir nie schwer geworden."

„Freilich, wenn ich an die Cenz und den Florian denke. Ein blödsinniges Kind! Das hätte ich nie lieb haben können."

„Wer weiß! Aber nenne sie doch nicht so! Sie ist ja nur schwach von Verstand."

„Nun ja," brummte er, „die Eine zu klug, die Andere zu dumm. Ich liebe die goldene Mittelstraße. Frauen wie Du, Bärbe. Solch eine Tochter wünschte ich uns. Sie sollte Dir an die Hand gehen, Dich pflegen, Dich stützen, Dir etwas von dem wiedergeben, was Du für die Kinder thust."

„Darauf rechnen Mütter nicht. Jetzt wäre es mir nur unbequem; ich schaff' lieber selbst. Werd' ich invalide, kannst Du sie heimrufen."

„Heimrufen!" sagte er aufstehend. „Solch ein Vogel fliegt weit weg, vergißt Eltern und Heimat, wenn er einmal frei ist."

„Halten möchtest Du sie doch nicht!"

„Halten kann ich sie nicht, Bärbe. Sie war ja jetzt schon in Gedanken weit weg von hier."

Bernhard war unterdes mit Gabriele dem Walde zugegangen.

Über das Flüßchen — der nächste Weg — konnte man nicht. Das Eis war geborsten, lustige Wellchen übersprudelten es an mancher Stelle. Weiterhin gab es wohl eine Brücke, aber der Umweg war noch größer, als der durch den Wald.

Dieser grobe Schnee war der letzte Teufelsspuk des abziehenden Winters. Alles glitzerte und schimmerte in der leuchtenden Sonne unter dem tiefblauen Himmel.

Bernhard dachte der Zeit, wo er mit Florian musiziert, der Zeit, als er seine junge lustige Frau kennen gelernt. Wie gut sie ihm gefiel! Die Geburt eines schönen Kindchens schien der Gipfel der Glückseligkeit, aber statt des Glückes begann das Unglück mit ihm einzuziehen. Frau Lina blieb gelähmt, das Kind bekam die Nottaufe. Vielen schien es ein Glück, wenn es die Augen für immer schlösse.

Es erholte sich aber, wurde kräftiger, schöner als alle Kinder der Umgegend; da freute man sich, daß es lebte.

Doch auch das änderte sich wieder, als die kleine Cenz keine Anstalt machte, es dem Geiste nach andern Kindern gleich zu thun. Jedes Lernen wurde ihr schwer. Wer sie lieb hatte, nannte sie schwachsinnig, aber Fremde hatten ein härteres Wort dafür.

Besonders gram war dem Kinde Tante Rebekka, Florians ältere Schwester, die er zur Pflege und zur Stütze seiner ganz zerstörten Häuslichkeit zu sich genommen.

Sie war nicht bösartig, nur nach ihrer Art verständig und gerecht. Damit kann man aber viel Unheil anrichten.

Alle Bitternisse, die sie von der Welt erfahren, gab sie mit Zinsen zurück. Jung hatte sie einst Pflichten übernommen, die zu schwer sind, wenn eine überquellende Liebe nicht ihre Härten deckt.

Sie war allein gestanden, neben ihr der kleine kränkliche Bruder, zwischen ihnen die Sorge um das tägliche Brot. Mit vieler Mühe und harter Arbeit hatte sie sich und Florian über Wasser gehalten. Aber nicht einen Augenblick der Freude hatten sie dem Kinde gegönnt, alle Wärme, alle Dankbarkeit, die in dem kleinen Herzen keimen wollte, durch ihre Kälte erstickt. Da er von Natur feige, weich war, so beherrschte sie ihn damals wie ein Geschöpf, das ihr ganz zu eigen gehörte, Leib und Seele.

Nameulos war ihre Empörung, als er, nachdem er durch Bernhards Vermittelung die bescheidene Stelle erhalten, sich mit dem jungen Ding, der Lina, verheiratete. Von dem Tage an wollte sie nichts mehr von ihm wissen. Alles Bitten half nichts, der Anblick des jungen Glücks verschlimmerte nur die Sache. Am Tage der Not erschien sie wieder. Sie half, wie einst, aber auf Linas Seufzer: „Wenn Du Dich nur etwas von uns lieben lassen wolltest," hatte sie nur immer die Antwort: „Danach habt ihr nicht gehandelt!"

So waltete sie im Haus, herb und streng, musterhaft, wie die Leute sagten.

Digitized by Google

Schlimm erging es der kleinen Cenz. Man mußte freilich zugeben, daß sie störend war. Was konnte das arme Ding dafür! Gott sei Dank fühlte sie nicht alles, was ihr angethan wurde. Es war viel, denn der Vater hatte nicht den Mut sie zu schützen, die Mutter erfuhr in ihrer Krankenstube nichts davon.

Gabriele erzählte Bernhard, wie das Kind sich oft zu ihnen geflüchtet, zerschlagen, geängstigt.

„Mich liebt sie deshalb," schloß sie. „Ich weiß nicht, was aus ihr werden soll, wenn ich fortgehe. Die Buben verstehn sie nicht, sie treiben ihren Spaß mit ihr."

Die Beiden betraten jetzt den Kirchhof; er lag hoch, herabblickend auf ein liebliches Thal. Der silberne Reif der Nacht hatte alle Blätter mit feinen, leuchtenden Linien umzogen, der Schnee weiße glitzernde Rosen in den Epheu gedrückt.

„Dort liegt mein Schwesterchen!" sagte Gabriele. „Hätte es gelebt, wäre ich vielleicht anders geworden. Wer weiß, am Ende hätte ich es doch noch lieber gehabt, als meine Geige. Ich habe oft eine solche Sehnsucht nach dieser verlorenen Liebe."

„Verloren ist nichts, Gabriele. Gerad' diese Sehnsucht zieht Deine Kunst in die Höhe zur kleinen Schwester."

„Du hast recht, Onkel Bernhard. Sie ist mein Schutzengel, sie warnt mich oft; ich frag' sie, wenn ich im Zweifel bin."

Ein wüstes Geschrei unterbrach die Stille. Ein teller Knäuel schreiender Buben rollte zu ihnen hinan, sie übersprangen die Gräber, sie rannten sich nieder, offenbar in einer wilden Jagd.

Bernhard glaubte, es sei ein Tier, aber vor ihnen her, fallend, sich wieder aufraffend, zornig schreiend, stürzte ein Mädchen. Ihr Kleid zerrissen, ihre blonde Mähne zottig um ihr Gesicht hängend, voll Staub, voll Blättern und Unrat.

„Cenz," rief Gabriele, sie mit ihrem Körper gegen die wilde Rotte deckend. „Was habt Ihr wieder vor? Was ist los?" Das Mädchen hielt sie fest umklammert, es zitterte an allen Gliedern.

(Fortsetzung folgt.)

Dora.

Die Sonn' ist untergesunken,
Im flammenden Rot ertrunken,
Schon werden der feurigen Funken
Hoch oben mehr und mehr.
Die Nacht mit schlaffem Zügel
Fährt über Thal und Hügel.
Aus tragen Windesflügel
Von ferner Alm ein Jauchzen her.

Ich halte dich umfangen
Und küsse deine Wangen.
Gestillt ist das wilde Verlangen,
Geschlossen der Sehnsucht Kreis.
O laß mich in die blauen,
Die süßen Augen schauen,
So will ich dir vertrauen,
Was außer uns noch Keiner weiß:

So weit die Wege weisen,
So weit die Wolken kreisen,
So weit die Gestirne kreisen,
Ist alles mein und dein.
Den Tannwald sieh mit Beigen
Basallenpflicht bezeigen!
Die Welt, die Welt ist uns eigen! –
Wir beide, wir wissen es ganz allein.

Dort zieht in nächtiger Ferne
Das Heer lichtfeliger Sterne.
Beseht! sie schmiegen sich gerne
Als Saum hin an dein Kleid.
Vor unsrer Liebe sanken
Der stumpfen Sinne Schranken,
Nun treiben die kühnen Gedanken
In die hohe See der Unendlichkeit.

Tief unten im Waldgereute
Da schlafen die thörichten Leute,
Des Irrtums kägliche Beute
In ihrer Welt des Scheins.
Wir wissen es besser, wir beide
Herrschen im Purpurkleide
Hoch über ird'schem Leide,
Und du und ich und all ist eins.

O laß mich in die blauen,
Die süßen Augen schauen:
Wer gab mir so'ch hohes Vertrauen?
Wohl weiß ich es selber kaum.
Unter unsres Himmels Räumen,
Bewacht von Tannenbäumen,
Laß uns vereint verträumen
Den allerseligsten Königstraum.

Robert F. Arnold.

Digitized by Google

Biographie.

Weißer Blüthen Gehänge
Und der Lerche himdlicher Sang,
Rother Rosen Gedränge,
Brünstiger Nachtigallenklang.

Kommen die Alten, die blassen,
Ziehen die krauten Schwalben schon?
Durch die verschneiten Gassen
Hör' ich des Todtenvogels Ton.

Heinr. Sulthaupt.

Philisterleben.

Hinter staubbedecktem Aktenberg
Ring' ich stumm mit meinem Tagewerk,
Abends spiel' ich Karten in den Schenken,
Zwinge mich, den Andern g'leich zu denken . .

Aber hör' ich deine Stimme tönen,
Grüßen deine Augen mich, die schönen,
Kommt mir plötzlich wieder in den Sinn
Meine Heimat, wo ich König bin.

Wo die Rede Bild, das Bild Musik,
Jedes Ding mit Gold umrahmt der Blick,
Fabelvögel singen in den Zweigen
Und die Mondnacht Elfen lockt zum Reigen . .

Rudolf Knusert.

Vom Sonnenschein.

Schon in aller Frühe schaut herein
Goldne Sonne in mein Kämmerlein.
Alles freut sich da und lacht und spricht,
Jedes Bläuchen lanzt im Sonnenlicht.

Abends ist die Freude längst schon fort,
Düster jedes Ding an jedem Ort.
Nur auf fremden Dächern, fernen Höh'n
Kann ich einen Schein der Sonne sehn.

Doch — wie kannst du wünschen, Herz, o sag,
Mehr als einmal Licht an einem Tag?
Denkst du denn der vielen Tage nicht,
Da du lebtest ohne Sonnenlicht?

Heinrich Hege.

Mittagsglimmer.

Hochsommerlich Mittagsschweigen!
Rings flimmernd wollüstige Glut!
Umgittert von schallenden Zweigen,
Wie ruht sich's, wie träumt sich's so gut!

Durch des Laubwerks lichtgrüne Bogen
Tiefblau lugt der Himmel herein;
Ein Wölkchen kommt droben gezogen,
Umflutet von sonnigem Schein.

Drauf liegt ein Mägdlein gebettet,
Mild schimmert ihr lieblich Gesicht,
Ihr Leib ist mit Rosen umkettet,
Sie schlummert — still, wecket sie nicht!

Zwei Englein schweben zur Seiten
Und fächeln Kühlung lind
Mit sänftlichem Flügelbreiten
Dem schlummernden Götterkind.

Das Wölkchen zieht langsam vorüber,
Die Englein leiten's gemach;
Zu den Bergen steuert's hinüber,
Und träumend starr' ich ihm nach.

Jetzt seh ich es ferne verschweben
Im glimmernden Lüftemeer, —
Und geisterhaft rinnt mir das Leben,
Als ob ich gestorben wär . .

Georg Tromberg.

Mein Leid.

Nicht mit stummem Dämmergrau
Kam das Leid, mich zu erdrücken,
Aus des Himmels heilerm Blau
Sah ich's flammend niederzücken —

Als mein junges Glück geraubt,
War's zu lichter Sommerwende,
Und die Dornen um mein Haupt
Schlangen liebe, liebe Hände! . .

Paul Wilhelm.

Digitized by Google

Der Perſer.

Es ſteht ein Thron auf ſchwarzem Rieſenboot;
Der Perſerkönig ſchaut ins Abendrot.
Die Wellen ſpülen an des Schiffes Wänden
Und ſchaukeln es mit tauſend Händen.
Ein Weib ſchmiegt ſich zu ſeinen Füßen,
Aus ihren Augen ſteht ein weiches Grüßen.
Er ſtößt ſie mit dem Fuße von ſich fort,
Und ſeine Lippen murmeln kalt ein Wort:
„Herrſchen!“

Das letzte Abendrot zieht ſchnell von dannen,
Die Nacht ſinkt ein.
Er kann die Nacht nicht bannen!

Es höhnt ihn luſtiger Sternenſchein.
„Herrſchen!“

Im Winde flattern purpurne Gewänder,
Die Eiſenhand zerdrückt faſt das Geländer.
Am Bord eine dunkle Welle lacht
Und glücklos bohrt ſein Aug' ſich in die Nacht.
„Herrſchen!“

Das Weib am Boden richtet ſich empor
Und lehnt mit weichen Gliedern ſich zurück.
Ein ſcheuer Blick wagt ſchüchtern ſich hervor
— Ein Sklavenblick voll Glück.

Wilhelm von Scholz.

Im neuen Lenz.

Die Glocken läuten Oſtern ein,
Jetzt will es Frühling, Frühling ſein.
O freue dich, mein Herz, des Lenzes Hauch
Erweckt nicht Blumen nur, erweckt dich auch!

Doch müde ſpricht das Herz: Halt ein,
Wohl will es wieder Frühling ſein,
Und neue Blumen weckt der Lenz zuhauf,
Doch was geſtorben, weckt er nicht mehr auf.

Die Mutter ruht im tiefen Grab,
Der Lenz dringt nicht zu ihr hinab.
Ein Kranz von Blumen wohl ihr Grab umgiebt,
Und Blumen hat ſie ja ſo ſehr geliebt.

Doch ruht ſie ſtarr in tiefer Gruft;
Im Wind verweht der Blumen Duft.
Und zu mir flüſtert leis ihr linder Hauch:
Im neuen Lenz, wer weiß, du ruheſt auch.

Hans M. Grüninger.

Sonnenregen.

Die Sonne ſcheint und der Regen rinnt,
Das nenn' ich mir doppelten Segen,
Und über allem wie warm und lind
Die Abendlüfte ſich regen!

Da ſproßt der Flieder, da dehnt ſich mit Macht
Die knoſpende Roſe im Garten,
Und das Herz im Buſen, das Herz erwacht',
Kann die Blütezeit nicht erwarten.

Emil Hüthig.

Golgatha.

Schlaffe Mittagsſonnenglinken
Brüten träge
Auf des Hügels dürrem Schädel.
Der Mann am Kreuz
Mit dem müden Haupt
Regt nicht die Glieder und hebt nicht die Bruſt,
Und die um ihn ſtehen, wähnen ihn tot.
Aber im Wonneſchmerz
Hebt noch ſein fieberzitterndes Hirn
Schütternde Tränne
In die unendliche Nacht
Und umſpannt
Mit Verzückungsſchwingen die Welt.
Und ſieh! In des Glückes heiterer Feier
Schlummert die Erde,
Und Liebe durchſonnt ſie:
Im Palmengeflüſter
Und auf üppigen Blütenfluren

Wallen die Menſchen,
Schuldlos, friedenbefreit.
Für alle ſchmückt ſich der Frühling
Und allen reifet die Saat. —
Da — fernes, fernes Klingen.
Dichte Purpurwolken
Verſchlingen das leuchtende Bild. —

Verworren dringt
An des Verlechzenden Ohr
Hartes Klappern der Würfel
Und der Söldner Gezänke. —
— Hinter ſchwarzen Wolkenſehen
Verſteckt ſich die Sonne,
Und auf Moria fällt,
Luft und Erde erſchütternd,
Ein zorniger Blitzſtrahl.

Joſef Adolf Bondy.

Digitized by Google

Die Berlinerin.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870

Berliner Künstlerinnen.

Von Ludwig Pietsch.

Die märkische Volksart und speciell die Berliner sind wenig dafür geeignet, Menschen mit großer Begabung für die bildenden Künste aus sich heraus zu erzeugen. In diesem dürren Boden und in dieser scharfen Luft waren keine Stoffe vorhanden, aus welchen jene zarte und prächtige Pflanze die nötige Nahrung hätte ziehen können, deren sie zu ihrem fröhlichen Gedeihen bedarf. Der kritische und der witzige Geist überwog im Berliner Volk immer das produktive künstlerische Genie und war dessen Entfaltung, wenn es sich einmal zeigte, nichts weniger als günstig. Für die „Musen und Grazien" bot die Mark keine natürliche Heimat. Sie mußten erst künstlich hierher getragen, mühsam gehegt und gepflegt werden, um sich allmählich hier einigermaßen zu Hause zu fühlen.

Diese Pflege dankten sie lange ausschließlich einigen kunstliebenden brandenburgisch-preußischen Monarchen. Daß sich der Geschmack und die Freude am künstlerischen Schmuck des Daseins langsam auch der Berliner Volksseele mitteilte, daran hat das Hauptverdienst der starke Zusatz von französischen Elementen, welchen die Bevölkerung der kurfürstlichen Hauptstadt an der Spree durch die ebenso hochherzige als staatskluge Aufnahme der protestantischen Refugiés und ihre rasche Einbürgerung empfing. Sie brachten aus ihrer vorgeschritteneren, schöneren Heimat mit den verfeinerten Sitten und Lebensgewohnheiten auch die Übung und die Meisterschaft in allerlei künstlerischen Fertigkeiten nach Berlin, deren es zur Befriedigung ihrer Geschmacksansprüche bedurfte. In unserem Jahrhundert und besonders in dessen zweiter Hälfte ist Berlin der starke Magnet geworden, der aus dem ganzen großen deutschen Vaterlande immer wieder die Scharen der intelligentesten und arbeitsamsten, wie der vergnügungs- und genußdurstigsten Söhne und Töchter heranzieht und festhält. So ist eine aus den Angehörigen aller deutschen Stämme zusammengeschmolzene und sich immer wieder neu aus diesen rekrutierende Bevölkerung entstanden, in der das alte eigentliche Berlinertum durchaus nicht mehr so in den Vordergrund tritt, wie ehedem. In dieser Bevölkerung sind starke künstlerische Neigungen verbreitet und an Talenten herrscht kein Mangel, wenn auch freilich immer noch nur die Minderheit der hier auftauchenden in Berlin geboren ist.

Die bildenden Künste sind selbst in Deutschland begabten Frauen niemals ein völlig verschlossenes Gebiet gewesen.

Nur ließen Vorurteile und Erziehung in den Seelen der weiblichen Jugend den Wunsch und Gedanken, eine dieser Künste zum Lebensberuf zu erwählen, meist schon im Entstehen verkümmern und erstickt werden.

Die Bildhauerin Sabine von Straßburg im 13. Jahrhundert, die lange irrtümlich für die Tochter des Münster-Erbauers Erwin von Steinbach galt, die Malerinnen Angelika Kauffmann und Luise Seidler, die Zeichnerin und Stecherin Doris Stock — das sind bis zum zweiten Drittel unseres Jahrhunderts die einzigen, eine der bildenden Künste berufsmäßig treibenden Frauen deutschen Stammes gewesen, deren Namen bekannt geworden sind.

Namen von Berliner Künstlerinnen wird man in jeder Kunstchronik bis dahin vergebens suchen. Ich entsinne mich noch sehr wohl des außerordentlichen Aufsehens, das auf der akademischen Kunstausstellung des Jahres 1846 zu Berlin das besonders durch koloristische Qualitäten sehr hervorragende Gemälde, „Richeliens Demütigung vor der Königin" darstellend, machte, das (und weil es) von einer jungen

*) Auch diese Aufsätze sind dem von der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin vorbereiteten Prachtwerke „Die Berlinerin" entnommen. Mögen sie im Verein mit den letzthin mitgeteilten Aufsätzen von Frenzel, Rodenberg, Wichert, Moszkowski dazu beitragen, dem Buche, dessen Erscheinen wir an dieser Stelle mitteilen werden, die Aufmerksamkeit unserer Leser zuzuwenden. Auch diesen beiden Skizzen fügen wir im Auftrage der Verlagshandlung die Warnung vor Nachdruck bei, den sie mit allen ihr gesetzlich zustehenden Mitteln verfolgen müßte. D. Red.

Digitized by Google

Berlinerin oder Potsdamerin, Frl. Auguste Miethe, gemalt war, einer Schülerin des Professors Carl Begas, die später unter dem durch ihre Vermählung erhaltenen Namen O'Connel in Brüssel und Paris einen wohlverdienten großen künstlerischen Ruf erwarb.

Um dieselbe Zeit tauchten, wie in Düsseldorf, auch in verschiedenen Ateliers von Berliner Meistern junge Damen der sogenannten „besseren Stände" als Schülerinnen auf; so Anfang der fünfziger Jahre in der Werkstatt Rauchs die erste Bildhauerin, Fräulein Elisabeth Ney, eine Westfalin, die durch Geist, Talent und ungewöhnliche Schönheit der ganzen Erscheinung glänzende Erfolge in der Berliner Gesellschaft errang und als Künstlerin sich die volle Anerkennung auch der männlichen Genossen eroberte. Allmählich wuchs damals die Zahl der Berliner Malerinnen. Aber ihre Leistungen blieben, mit wenigen Ausnahmen, meist tief im Dilettantismus stecken. Die Landschaftsmalerin Antonie Biel, die Genremalerin Antonie Volkmar, die Porträt- und Geschichtsmalerin Anna Schlach, die Schwester der bekannten Schriftstellerin Frau Hedwig Dohm, eine Schülerin Julius Schraders, die Porträtmalerinnen Rosa Petzel, Clara Oenicke, Toni Eichler blieben lange ziemlich die einzigen Berliner Malerinnen, deren Arbeiten Anspruch auf ernstere Beachtung erheben durften. Auf dem künstlerischen Nebengebiet der Schriftdekoration durch reich ornamentierte Initialen, durch bedeutsamen, beziehungsvollen Blumenschmuck und Miniaturen that sich die Gattin des von Düsseldorf hierher übersiedelten Geschichtsmalers Professor Stilke, Frau Hermine Stilke, hervor.

Die gesamte weibliche Kunstthätigkeit in Berlin nahm einen neuen, ungeahnten Aufschwung, seit der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Königliche Prinzessin Viktoria im Februar 1858 als Gemahlin heimgeführt hatte. Diese, welche, ungewöhnlich begabt für alle bildenden Künste, das Zeichnen, Malen und Modellieren mit schönem Eifer betrieb, nahm an allen Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, dem weiblichen Geschlechte in ihrer neuen Heimat neue Thätigkeitsgebiete und besonders auch das der bildenden Künste und Kunstgewerbe zu erschließen, lebhaften Anteil und förderte sie nach besten Kräften durch ihren hohen Einfluß.

Die Verbesserung und allgemeinere Verbreitung des künstlerischen und kunstgewerblichen Unterrichts, die im Vaterlande der Prinzessin mit so vieler praktischer Weisheit, richtiger Erkenntnis dessen, was not that, und mit so großartigen Resultaten während der vorangegangenen sieben Jahre durchgeführt worden war, auch in Preußen ins Werk zu setzen, zeigte die Kronprinzessin sich erfolgreich bemüht. Durch ihre eigenen künstlerischen Leistungen ging sie den preußischen Mädchen und Frauen mit gutem Beispiel voran. Bald füllten sich die Ateliers, welche einzelne namhafte Berliner Künstler „für Damen" eröffneten, mit eifrigen und gelehrigen Schülerinnen. Manche Kunstgewerbe, welche recht eigentlich zur Domäne der Frauen gehören, aber lange von ihnen vernachlässigt oder doch nur dilettantisch, ohne Geschmack, Stilgefühl, Verständnis und gediegene technische Fertigkeit betrieben worden waren, wurden wieder mit wachsendem Eifer von den jungen Mädchen und Frauen geübt und Unterrichtsinstitute gegründet, in welchen ihnen zu deren gründlichem Studium Gelegenheit geboten wurde.

Immer zahlreicher erschienen Bilder von weiblicher Hand auf unseren Ausstellungen. Aber ganz als vollwertig konnten immer nur sehr wenige dieser Malerinnenwerke gelten. Besonders jene Gemälde, deren Gegenstände männliche Gestalten bildeten, dem Menschenleben entlehnt waren, ließen meist nur zu empfindlich spüren, daß ihren Urheberinnen die wichtigste Vorbedingung zur befriedigenden Lösung solcher Aufgaben, das ernsthafte Studium der natürlichen Erscheinung des Menschen, speciell des Nackten, abging. Die herrschende Sitte legte den angehenden Künstlerinnen in Bezug darauf schlechterdings unübersteigbare Hindernisse in den Weg. Die Bildnis-, Landschafts- und Stillleben-Malerei und ein gewisses gemütliches und gefälliges Genre von Bildern, deren Motive dem Frauen-, Mädchen- und Kinderleben entlehnt sind, waren (und blieben auch wohl heute noch) in Berlin die künstlerischen Gattungen, in denen sich das weibliche Malertalent vorzugsweise bethätigte.

Die einsichtigeren Berliner Künstlerinnen waren sich sehr wohl bewußt, woran es ihnen und allen ihren zeichnenden, malenden und modellierenden Mitschwestern fehlte. Der Atelierbesuch allein reichte nicht aus, um ihnen den Mangel einer systematischen, allseitigen künstlerischen Ausbildung zu ersetzen. Die Akademie aber blieb ihnen hartnäckig verschlossen. So faßten sie den Plan, sich ihre eigene Akademie viribus unitis zu schaffen. Der „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen", zu dem sie sich zusammengeschlossen hatten, rief ein solches Institut mit anerkennenswerter Energie ins Leben. Er auch setzte es durch, daß ihm für die ersten Monate jedes zweiten Jahres drei Räume in dem Königlichen Akademiegebäude überlassen wurden, um darin eine Ausstellung von Werken seiner Mitglieder zu veranstalten.

Allmählich eröffneten den kunsteifrigen Mädchen auch noch andere öffentliche Kunst-Lehranstalten ihre Klassen. Die Königliche Kunstschule in der Klosterstraße und das Königliche Kunstgewerbe-Museum zählten bald zu ihren eifrigsten Schülern die weiblichen.

Wenn unsere Künstlerinnen früher ihr Streben und ihren Ehrgeiz fast ausschließlich auf die Ziele der reinen Kunst richteten, nur durch das Malen von Staffeleibildern und Modellieren, ja auch wohl Meißeln von Bildhauerwerken Ruhm, Lebensunterhalt zu erringen trachteten, sind sie in den letzten fünfund-

Digitized by Google

zwanzig Jahren in immer zunehmendem Maße und mit immer steigendem Erfolge bemüht gewesen, auch in den meisten kunstgewerblichen Fächern geschickt und tüchtig zu werden und Ausgezeichnetes darin zu leisten. Sie achten es nicht mehr zu gering und verschmähen es nicht, ihr künstlerisches Können auch in der Bemalung von Porzellan- und Fayence-Geschirren, von Tischplatten, Truhen, Kästchen, Thürfüllungen, Schränkchen, Konsolbrettern, Wandschirmen, Leder, Seide, Glasfenstern mit geschmackvollen, angemessenen dekorativen Darstellungen zu erproben; in jeglichen Metallgravierungen und Ätzungen, eingebrannten Zeichnungen auf Holz, kunstvollen Stickereien, zum Teil in Verbindung mit Malerei nach der Art der Japaner, in Emaillmalereien in Stil und Darstellung der alten Limoufiner Emaillen, in getriebenen, geschnittenen und gepunzten Lederarbeiten und Holzschnitzereien, in der sinnigen Illustrierung von Briefbogen, Albumblättern, Speisekarten u. s. w. Gerade auf diesen kunstgewerblichen Gebieten entfalten viele Berliner Künstlerinnen das glücklichste Talent und haben sie Quellen des Erwerbes gefunden, welche die Ausübung der sogenannten „reinen Kunst“ ihnen kaum in gleichem Maße gewähren würde.

Alljährlich zwei Wochen vor dem Weihnachtsfest veranstaltet der Verein der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen in einem gemieteten Lokale eine sogenannte „kunstgewerbliche Weihnachtsmesse“, zu welcher die Mitglieder Erzeugnisse aller jener oben aufgeführten Gattungen liefern. Das Durchschnittsniveau dieser Leistungen ist entschieden ein höheres, als das der auf den Künstlerinnen-Ausstellungen in der Akademie zur Schau gebrachten. Eine große Fülle von sinnreich erfundenen, anmutig und mit feinem Geschmack gestalteten und dekorierten, technisch tadellos ausgeführten Gegenständen findet sich da zusammen, welche praktische Brauchbarkeit mit gefälliger Erscheinung und reizendem künstlerischem Schmuck vereinigt zeigen. Der geschäftliche Erfolg dieser Messen entspricht gewöhnlich auch dem idealen. Die ausgestellten Erzeugnisse pflegen sich rasch und gut zu verkaufen, was sich von den Staffelei-Gemälden auf den Vereins-Ausstellungen nicht immer behaupten läßt.

Die ganze Berliner Künstlerinnenwelt weist eine Menge der verschiedensten Typen auf. Herkunft, Art und Grad der Ausbildung, ursprüngliche und selbst durch eigene Kraft eroberte Lebensstellung, größere oder geringere Begabung und Erfolge üben ihre starken Einflüsse, unter denen sich die Persönlichkeiten in höchst mannigfaltiger Weise entwickeln. Ein nicht unwesentlicher Faktor in dieser Entwickelung und in der Gestaltung des Lebens der Malerin oder Bildhauerin, wenn er auch nicht die gleiche Wichtigkeit für diese und ihre künstlerische Laufbahn hat, wie für die der Bühnenkünstlerinnen, ist auch die Anmut und Schönheit der Erscheinung, die gewinnende, Sympathie erweckende Liebenswürdigkeit des Naturells. Freilich auch eine sehr gefährliche Mitgift, besonders in dem Falle, wo die Größe des Talents und des erworbenen Könnens nicht völlig die günstige Meinung rechtfertigt, welche die Persönlichkeit erweckt. Dann sind ihr die herbsten Enttäuschungen nicht erspart; oder ihr Urteil wird verwirrt, ihre Fähigkeit zur Selbstkontrolle und somit zum Vorwärtskommen abgestumpft und verkümmert, wenn die durch diesen persönlichen Reiz entwaffnete Kritik der Anderen ihr die Wahrheit verhehlt und sie mit Schmeicheleien füttert.

Männliche Künstler von der größten Bedeutung sind häufig genug auch aus den unteren Volksschichten hervorgegangen, aus kleinen Handwerker-, Bauern- oder Subaltern-Beamten-Familien, die mit der bittersten Not des Lebens zu ringen hatten. Unsere Künstlerinnen aber, in Berlin wie anderswo, dürften fast ohne Ausnahme „Töchter gebildeter Stände“, wenn auch nur selten reicher Häuser sein. Das junge Mädchen zeigte in der Schule schon Lust zum Zeichnen. Eltern und Freunde des Hauses glaubten in ihren Zeichnungen, Aquarellier- und Pastellversuchen ein ungewöhnliches Talent zu entdecken und suggerierten diese Meinung mit leichter Mühe dem jungen Fräulein. Es wäre ja schade, wenn diese schöne Gabe nicht weiter ausgebildet werden sollte. Wenn das Kind einmal heiratet, mag es nach Belieben das Malen weiter treiben oder ganz lassen oder, was es gelernt hat, zur Befolgung des „Imperativs“ verwenden: „Schmücke Dein Heim!“ — Will sich der sehnlichst erwartete Freier nicht einstellen, so ist das Malen, Zeichnen, Modellieren oder Sticken eine der für das Mädchen selbst wie für seine Mitmenschen angenehmsten Beschäftigungen. Diese Künste werden nicht wie die Musik „schmerzlich oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden“, und sie stellen die Möglichkeit, etwas zu verdienen, einen, wenn auch anfangs nur sehr bescheidenen, Beitrag zu den Kosten des Lebens, in Aussicht. Das Mädchen tritt in eine Zeichen-, Mal- oder Modellierschule ein; in die Königliche Kunstschule, in die des Kunstgewerbemuseums, die der Künstlerinnenakademie oder die des Lettevereins. Wenn es die Mittel der Eltern irgend ermöglichen, das ziemlich hohe Honorar zu zahlen, besucht die junge Kunststudentin auch eines der zahlreichen Damenateliers Berlins, welche den Meistern, die solche einrichteten, zu sicheren und reichströmenden Einnahmequellen werden. Dort gelangt das etwa vorhandene wirkliche Talent der Schülerin zu einer gewissen Ausbildung. In diesen Ateliers aber wird auch gleichzeitig der Geschmack an dem Künstlerinnenleben genährt. Das kann sich zwar in Bezug auf die „Freiheit“ nicht völlig mit dem der jungen männlichen Kunstgenossen vergleichen. Aber es scheint doch, mit dem der berufslosen Familientöchter oder mit dem jener Mädchen, welche einen anderen praktischen, strengere Pflichten auferlegenden

Digitized by Google

Beruf wählen mußten, verglichen, noch immer ein verhältnismäßig großes, für jugendliche Seelen sehr verlockendes Maß von Ungebundenheit zu verheißen.

Für die wohlhabenderen Kunstschülerinnen ist das Talent und die eifrige Hingebung an das künstlerische Studium noch nie ein Hinderniß der Verehelichung geworden. Weder schreckt es die Männer von der Wahl einer solchen jungen Dame zur Gattin ab, noch raubt ihr die Ausübung der Malerei oder Bildhauerei und die, ob noch so aufrichtige, Liebe und Begeisterung dafür so gänzlich die Fähigkeit zur Liebe für den Mann, daß die junge Künstlerin Grund hätte, sich freiwillig zum Cölibat zu verdammen. Sie thut das um so weniger, als so manche bedeutende Künstlerinnen-Ehen ihr den Beweis gegeben haben, daß die Vermählung mit einem verständigen und gebildeten Manne durchaus kein Hindernis für die Fortsetzung der künstlerischen Thätigkeit zu sein braucht. Gerade in Berlin sind die Beispiele solcher Ehen gar nicht so selten, in welchen das künstlerische Schaffen und der Ruhm der Hausfrau das Glück des Paares nur noch vermehren geholfen haben. Ich habe hier besonders mehrere bekannte, hochgeachtete Berliner Häuser im Sinne, deren Herrinnen zu unseren besten, geschätztesten Künstlerinnen zählen (seit einigen Jahren sind drei von ihnen verwitwet) und es immer vortrefflich verstanden haben, ihr Hauswesen mustergültig zu führen, ihre Männer zu beglücken und doch auch treulich ihrer Kunst zu dienen und in ihren Leistungen beständig vorwärts zu schreiten. In fünfen von diesen Fällen ist, bezw. war der Mann selbst ein Künstler von Ruf und es war (und ist da, wo dieser noch lebt) ein eigenthümlich fesselndes, wohlthuendes Schauspiel, beide Gatten nebeneinander, sich gegenseitig berathend, unterstützend und fördernd in der gemeinsamen Werkstatt arbeiten zu sehen. Von der ungewöhnlich begabten und anmuthigen jungen Berliner Bildhauerin, welche sich demnächst zu vermählen gedenkt (wenn sie es heute nicht bereits ist), wollen wir hoffen, daß die Ehe sie so wenig der Kunst abwendig machen wird, wie ihre anderen Kunstgenossinnen.

Die unvermählt bleibende Berliner Künstlerin, die ohne den Rückhalt eines gut situierten elterlichen Hauses, oder ererbten Vermögens, oder einflußreicher Familienverbindungen allein auf ihr Talent und ihre Kunstgeschicklichkeit angewiesen ist, um sich des Lebens Nahrung und Nothdurft zu erwerben, hat einen schweren Kampf zu kämpfen. Die Schar derselben und ebenso der männlichen Genossen, die dem Publikum ihre künstlerische Kraft zur Verfügung stellen und ihre Erzeugnisse zum Kauf anbieten, ist enorm und vermehrt sich noch fort und fort, während die Nachfrage, das Bedürfnis, das Verlangen nach dem Besitz von Kunstwerken sich keineswegs in gleichem Verhältnis steigert.

Die Künstlerinnen von so außerordentlicher Begabung, daß ihre Schöpfungen, wo sie erscheinen, unmittelbar die Seele der Beschauer zwingen, sind in Berlin, wie überall, selten. Diese wenigen aber dürfen ihre Bildnisse, Landschaften und Stillleben den besten ihrer männlichen Kollegen an die Seite stellen. Die mittelmäßigen aber und die, welche zeitlebens Dilettanten bleiben, bilden die große Mehrzahl. Mit allem Fleiß und ehrlichem Bemühen bringen sie ein Portrait in Pastell- oder Ölfarben, eine Landschaft, ein Blumenstück, ein Stillleben zusammen und liefern es zur Kunstausstellung ein; aber selbst im glücklichen Falle, daß es die Jury passiert und aufgenommen wird, taucht es doch unter in der ungeheuren Menge von Bildern, welche die Wände dieser Säle und Kabinette bedecken. Wie sollen sich die Hoffnungen, welche die über das Maß ihres Könnens sich fast immer täuschende Urheberin des betreffenden Werkes darauf gesetzt hatte, erfüllen?! Da werden tonangebende Kritiker schriftlich oder mündlich dringend um „Nachsicht" und lieber noch um ein „empfehlendes Wort", eine „freundliche Beurteilung", ja, wenn es nicht anders sein kann, doch wenigstens um die öffentliche Nennung des Namens der Ausstellerin angefleht. Verwandte und gute Freunde werden in Bewegung gesetzt, teils um diese Bitte zu unterstützen, teils um weitere Kreise auf das „talentvolle Bildchen" aufmerksam zu machen. Es ist ein Elend!

Ist die Berliner Künstlerin noch ziemlich jung und auffallend hübsch, so braucht sie sich um das Bekanntwerden ihrer Person und ihres Namens wenigstens keine ernste Sorge zu machen. Bazare, öffentliche Vorstellungen mit lebenden Bildern zu wohlthätigen Zwecken, Vereinsfeste und Bälle, Premièren in den besuchtesten Theatern geben besonders während der Wintersaison Gelegenheit, vollauf „bemerkt", in den Tageszeitungen erwähnt, auch wohl mehr oder weniger eingehend und schmeichelhaft geschildert zu werden, woran dann auch ganz ungesucht ein freundlicher Hinweis auf das Talent und die künstlerischen Leistungen der anmutigen Dame geknüpft wird. Sind diese tüchtig und hervorragend genug, um einen solchen Hinweis zu rechtfertigen — desto besser für die Künstlerin und ihre journalistischen Apostel. Und unter unseren Berliner Malerinnen und Bildhauerinnen fehlt es keineswegs an solchen, welche durch ihre Person und ihr Schaffen den überzeugenden Beweis liefern, daß die äußeren Vorzüge der ersteren den Ernst und Fleiß des Studiums und das solide Können nicht ausschließen; das glänzendste Beispiel dafür giebt gerade hier jene Bildnismalerin, die vor etwa zehn Jahren als „Mädchen aus der Fremde" von der schönen blauen Donau zum grünen Strand der Spree gezogen kam und gleichzeitig durch die mitgebrachten Proben ihres großen Talentes, wie durch die originelle fremdartige Anmut und Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung und ihres Wesens sehr bald schon das fremde Terrain eroberte. Ohne die eminenten künstlerischen Quali-

Digitized by Google

täten, welche so viele ihrer Bildnisse auszeichnen, würde es ihr nie gelungen sein, auf dem Berliner Boden zu einer solchen Stellung aufzuklimmen, wie die, welche sie gegenwärtig einnimmt. Um so weniger, als die Mißgunst ihrer männlichen Kollegen, denen eine solche Konkurrentin recht unbequem sein mochte, ihr dies Aufklimmen so viel als möglich erschwerte. Aber wer wollte es bestreiten, daß andrerseits vieles in der menschlichen Eigenart, im Aussehen und im ganzen Habitus derselben Künstlerin mächtig dazu mitgewirkt hat, sie so hohe Ziele im Leben und ihre heutige Position in der Gesellschaft erreichen und erringen zu lassen!

Eine andere Species der Berliner Künstlerinnen sind jene Damen der Finanzkreise und der aristokratischen Welt, welche erst in ihres Lebens Mitte ihr Talent entdeckt haben und nun, von einer plötzlichen Leidenschaft für die Künste und ihre Ausübung ergriffen, durch andere Pflichten, wie durch Sorgen um die Existenz ungehindert, sich mit heißem Eifer dem Studium widmen. Als der dafür geeignetste Ort gilt ihnen natürlich Paris. In das Atelier eines Pariser Meisters treten sie als Schülerinnen ein. Er, der nicht nur ein gefeierter Modemaler und Modelehrer, sondern auch ein lebenskluger Weltmann ist, enthält sich jedes Versuchs, ihren Glauben an ihr Talent zu erschüttern. Es gelingt ihm mitunter, seiner Elevin das Nötige beizubringen, dessen es bedarf, um ein erträgliches Portrait zu malen oder vielleicht gar eine Büste zu modellieren und sich so die erstrebte Genugtuung zu verschaffen, daß sie, die so lange als Dame in der Gesellschaft geglänzt hat, nun auch noch als Künstlerin „genannt“ wird.

Ein gründlich von diesem verschiedener Berliner Künstlerinnen-Typus ist die hochgebildete, mannigfach begabte vornehme Dame, deren poetisches Talent ihrem malerischen gleichkommt und die aus reinem Triebe und inniger Freude am künstlerischen und dichterischen Schaffen bald in feinsinnigen Novellen, in lieblichen Märchen, in Kinderliedern und Sprüchen, bald in schönheitreichen, in naiv-drolligen, phantastisch-humoristischen, ihre eigenen Dichtungen illustrierenden Zeichnungen und Malereien auf Papier, Fayence und Porzellan herausgestaltet, was ihr die Seele erfüllt und bewegt.

Bis noch vor acht bis zehn Jahren trugen die von unseren Künstlerinnen geschaffenen und ausgestellten Arbeiten mit wenigen auffälligen Ausnahmen, besonders Bildnisse und Stilleben von männlicher Kraft der Farbe und des Machwerks, das charakteristische Gesamtgepräge einer gewissen Schüchternheit und Zurückhaltung. Über das altgewohnte Herkömmliche in der Wahl der Stoffe ihrer Kompositionen, in der Zeichnung der Menschen und der Landschaften, in den dargestellten Lichtwirkungen und den Farbenstimmungen wagte kaum eine von ihnen hinaus zu gehen. Das ist seitdem anders geworden. Das Beispiel so mancher „Modernen“ in Paris, Norwegen, München hat auch auf Berliner Malerinnen, wie auf viele unserer Maler, ansteckend gewirkt. Weniger das der brutalen derben Naturalisten, als das der Impressionisten, Nabulisten und Symbolisten. Für alle Diejenigen, welche ein ernstes, gründliches Naturstudium, ein aufmerksames liebevolles Beobachten scheuen, oder, wenn auch widerstrebend, sich der Unzulänglichkeit ihres Könnens bewußt werden mußten, sind diese neuen Richtungen oder Modekrankheiten der Malerei zum Trost erfunden. Wenn eine Zusammenstellung von Tönen ohne Rücksicht auf Wahrheit und Möglichkeit, wie mit voller Gleichgültigkeit gegen Zeichnung und Form der Menschen und Tiere, der Gewächse, der Felsbildungen, der Gebäude in der Landschaft, schon als Gemälde gilt, oder wenn recht banale und konfuse Gedanken oder phantastische Vorstellungen, in zerflossenen nebelhaften oder ganz verschrobenen, so elend gezeichneten als gemalten Gebilden verkörpert, als Offenbarungen tiefsinniger poesievoller Künstlerseelen gepriesen werden, — dann ist die goldene Zeit für die Dilettanten gekommen. Kein Wunder daher, wenn gerade manche Malerinnen mit Begeisterung in dieser Richtung vorwärts stürmen. Daß übrigens in künstlerischen Schöpfungen symbolistischen Charakters und Gehaltes auch vorzüglich gezeichnete und durchgeführte Gestalten sehr wohl am Platze sind, würden — wenn wir es nicht aus den herrlichsten derartigen Gemälden der Vergangenheit wüßten — schon die kühnen, phantasiereichen, geistvollen gezeichneten und radierten Kompositionen einer wahrhaft genialen Künstlerin beweisen, die jüngst zur Berlinerin geworden ist, indem sie dauernd hierher übergesiedelt ist.

Unsere berufsmäßig malenden, zeichnenden, modellierenden Damen (Baukunst treibende haben wir noch nicht), wie die nur dilettierenden verschmähen es zwar keineswegs, bei männlichen Künstlern in die Schule zu gehen. Aber wie sie ihre besonderen Ausstellungen von Künstlerinnen-Werken zu veranstalten lieben, wenn sie auch darum die Beschickung der allgemeinen Kunstausstellungen, des jährlichen Berliner Salons und der verschiedenen permanenten nicht verschmähen, so verbannen sie die männlichen Genossen auch konsequent von ihren Festen. Diese winterlichen Kostümfeste des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen werden von den Teilnehmerinnen immer enthusiastisch als die heitersten und amüsantesten von allen in Berlin veranstalteten Festen gepriesen. Die Damen berichten Wunderdinge von dem frischen, kecken Geiste, von dem übermütigen, aber immer liebenswürdigen und graziösen Humor, der dort herrsche. Ob nicht der weibliche Esprit de corps auch einen starken Anteil daran hat, daß sie gar so glänzende Bilder davon entwerfen? Ob nicht die Mehrzahl der Teilnehmerinnen — wenn sie es auch nicht eingestehen dürfen und mögen — in ihres Herzens Kämmerlein den geheimen, innigen Wunsch hegen sollte, daß die eine Hälfte der Versammlung

Digitized by Google

aus wirklichen Männern, statt aus als solche verkleideten Damen, bestehe? Ich muß es dahingestellt sein lassen. Die stürmischen Zärtlichkeitsbeweise, mit welchen die Letzteren auf diesen Künstlerinnen-Festen von ihren Schwestern in Apollo überschüttet werden sollen, scheinen freilich nicht gegen jene Annahme zu sprechen.

Daß die Neigung und der Zudrang zum künstlerischen Studium und Beruf bei den Berlinerinnen noch immer im Zunehmen begriffen ist, läßt sich mit Bestimmtheit aus den Zahlen der Schülerinnen aller künstlerischen Lehrinstitute, wie aller von männlichen Meistern und von bekannten Malerinnen geleiteten „Damen-Ateliers“ schließen. Allein die Kunstschule des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen wird gegenwärtig von 387 Damen besucht. Da — abgesehen von der Königlichen Hochschule der bildenden Künste — keine Kunstunterrichtsanstalt mehr weiblichen Schülern und Studirenden den Zutritt verweigert und nach Art unserer Universitäten ihnen Hindernisse in den Weg legt, so läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß die Masse der ausübenden Künstlerinnen in Berlin in nicht zu ferner Zukunft nicht viel hinter der der Künstler zurückstehen wird. Ob zum Heil für die Kunst — das ist eine Frage, deren Beantwortung wir eben dieser Zukunft überlassen müssen.

Die Marktfrau.

Von **J. Trojan.**

Seit ich in Berlin wohne, besuche ich die Märkte dieser Stadt und sehe mir an, was dort zu finden ist. Ach, wie viel ist im Laufe der Zeit anders geworden! Lange schon höre ich nicht mehr zu mir auf dem Markt sagen: „Nun, junger Herr, was suchen Sie denn?“ oder: „Schöner junger Herr, nehmen Sie doch ein paar Gurken mit!“ oder: „Na, junger Herr, wie is es mit Pflaumen? heut die letzten — es giebt keine mehr.“ „Alter Herr“ werde ich jetzt allerdings auch nicht genannt, sondern „lieber Herr“, und das klingt immer noch einigermaßen angenehm, wenn auch lange nicht so gut wie „junger Herr“ oder gar „schöner junger Herr“.

Auch die Berliner Märkte selbst haben sich im Laufe der Zeit sehr verändert. Die offenen Märkte unter freiem Himmel sind einer nach dem andern den geschlossenen Markthallen gewichen, nur in der Peripherie der Stadt haben einige von ihnen sich noch in alter Art erhalten. Diese Umwandlung ist im ganzen gewiß als eine Verbesserung anzusehen, manches aber auch, das man ungern vermißt, ist damit geschwunden. So ein Markt im hellen Sonnenschein des Sommers oder auch zur Winterszeit im Schnee sieht doch wunderhübsch aus! Auch ist es ein anziehendes Schauspiel, zu sehen, wie das alles kommt und wieder verschwindet, an einem halben Tag auf- und wieder abgebaut wird. In der Morgenfrühe wird die Marktware auf allerhand Fuhrwerken an Ort und Stelle gebracht. Nur die arme Frau, die unermüdlich Citronen „drei für zehn Pfennig“ anbietet oder mit einem Dutzend Bündelchen getrockneter Kräuter, mit einigen Quirlen, verfertigt aus heimlich abgeschnittenen Wipfeln junger Kiefern, oder sonst mit etwas Kleinkram den Markt bezieht, langt mit ihrer Herrlichkeit zu Fuß an, die Andern kommen angefahren, aus andern Gegenden der Stadt, aus den Vororten. Einige auch vom Lande. Die Gefährte, mit denen sie kommen, werden an den Seiten des Marktes in Reihen aufgestellt und bilden eine Art von Wagenburg. Ist die Marktzeit zu Ende, so stellt sich der männliche Beistand wieder ein, der seine Ehehälfte oder Handelsgenossin mit der Ware nach dem Markt gebracht hat, ladet mit ihr zusammen auf, was unverkauft geblieben ist, und hilft zuletzt auch ihr selbst auf den Wagen hinauf, was mitunter, wenn sie ein bischen wohlbehäbig oder, wie Reuter sagt, „völlig“ ist, als keine ganz leichte Sache erscheint. Mitunter aber sieht man auch, daß eine rüstige Frau oder ein derbes rotwangiges Mädchen sich der Zügel bemächtigt und das Rößlein mit sicherer Hand durch das Gewühl der Berliner Straßen lenkt.

Von dem Hinschaffen und Wiederwegschaffen der Waren merkt man in den Markthallen nicht viel. Das Hinschaffen findet heimlicherweise statt, um eine Tageszeit, da auch der eifrigste und pflichtgetreueste Reporter noch nicht aufgestanden zu sein pflegt. Weggeschafft wird außer dem Verkauften nur dasjenige, das etwa verdorben ist, das andere bleibt da, wo es liegt oder steht, und wird nur während der Zeit, da die Markthallen geschlossen sind, mit einem Tuch überdeckt.

Mit der Umwandlung des offenen Marktes in eine Markthalle verschwindet auch die unter freiem Himmel errichtete Kaffeeschenke, die gewöhnlich an ein Gebäude sich anlehnt. Sie gewährt einen sehr interessanten Einblick in das Marktleben, weil sie stark frequentiert wird von den Marktfrauen und diese ebensosehr wie die Damen höherer Gesellschaftskreise dazu geneigt sind, sich beim Kaffee über allerlei Verhältnisse Dinge und Gesichtchnisse angelegentlich zu unterhalten. Den Kaffee, der in der Markthalle für Geld gereicht wird, habe ich noch nie gekostet, ehrlich gestanden, aus Furcht davor, ich würde nicht im stande sein, die Tasse vollständig zu leeren, und könnte dadurch Anstoß erregen. Die Tassen sind aber sehr groß. Wie ich mir den Kaffee vorstelle, ist er nicht sehr stark, aber ziemlich süß, und schmeckt ein wenig nach der Wurzel des Krautes, das die Botaniker Cichoreum nennen. Selbstverständlich werden dazu ansehnliche Stücke Kuchen verzehrt.

Vollständig verschwunden ist die Kaffeeschenke mit dem offenen Markt nicht. Wenn man sie sucht, findet man sie auch in der Markthalle, in deren Restaurations-

Digitized by Google

lokal sie hineinverlegt ist. Dadurch hat natürlich das Ganze an ursprünglichem Reiz sehr verloren, abgesehen davon, daß im geschlossenen Raum, wo im Winter für Abwehr der Kälte gesorgt ist, das Verlangen nach heißem Kaffee bei den Damen der Halle, wenn auch immer rege, doch nicht so stürmisch auftreten kann wie zu Zeiten draußen im Freien.

Unnötig geworden sind durch die Errichtung der Markthallen die Kohlenbecken oder Feuerstübchen, die bei naßkaltem oder Frostwetter ein großer Trost der im Freien sitzenden Frauen waren. Auch jetzt in der Halle möchte manche vielleicht aus alter Gewöhnung, oder weil es gar zu gemütlich wäre, ein solches Erwärmungsmittel nicht verschmähen, aber die Marktpolizei, glaube ich, würde aus Gründen der Feuergefährlichkeit gegen die Einführung der gemütlichen kleinen Fußwärmer Einspruch erheben.

Eigentlich haben die guten Frauen es ja viel besser in den Hallen, als sie es früher auf offenem Markt hatten. Wie waren sie den Unbilden der Witterung ausgesetzt! Mußte ihnen nicht angst und bange werden, wenn über ihnen der Donner rollte und der Platzregen niederstürzte, daß es schien, als sollten sie samt ihren Kohlrüben, Krautköpfen, Zwiebeln und Radieschen weggeschwemmt und in die Spree gespült werden? Oder es brach plötzlich ein Sturm los, der mit den leichten Zelten, unter denen sie saßen, davonzugehen drohte, die Stangen abbrach und die Leinwand zerriß. Und dann im Winter die Kälte, wenn es Stein und Bein fror oder ein Schneegestöber niederging, daß man nicht ans den Augen sehen konnte! Dann erwiesen sich auch wohl das Feuerstübchen und der heiße Kaffee nicht ganz ausreichend mehr zur Erwärmung der frierenden armen Seele.

Am meisten in der rauhen Jahreszeit und bei schlechtem Wetter habe ich diejenigen Marktfrauen bedauert, die in kaltem Wasser hantieren müssen, wie die Fischverkäuferinnen. Und was für eine Hantierung ist damit verbunden! Ich sehe noch eine Fischfrau vor mir, die im Winter bei eisiger Kälte vor den Augen der Käuferin einen lebendigen Fisch abschuppte. Alle Haare auf dem Haupt sträubten sich mir, und es ging mir durch und durch, dennoch konnte ich den Blick von der Frau nicht abwenden; sie hielt mich, bis sie mit dem Schuppen fertig war, im Bann, wie die Vogelspinne den Kolibri oder die Riesenschlange das Kaninchen. Als ich dann nach Hause ging, sagte ich zu mir: Jetzt hast du das Gruseln gelernt.

Mit einiger Schwierigkeit verbunden war im Winter auf dem offenen Markt der Blumenhandel. Die Blumen mußten, um nicht zu erfrieren, in einem Glaskasten gehalten werden, und das erschwerte natürlich das Geschäft sehr. In der Markthalle sind solche Vorsichtsmaßregeln nicht nötig. Sie gewährt den Verkäuferinnen auch mehr Sicherheit vor Feinden in Gestalt von bösen Buben, die Äpfel oder Apfelsinen zu angeln oder ihnen sonst einen schlechten Streich zu spielen erpicht sind. Im Freien wird es ihnen gar zu leicht, zu entfliehen und sich im Gedränge zu verlieren; in der Markthalle gelingt das so leicht nicht, man ist sehr der Gefahr ausgesetzt, erwischt zu werden und hält sich deshalb lieber fern.

Trotz aller dieser Vorteile machte sich bei den Marktfrauen eine starke Opposition kundbar, als es sich darum handelte, aus dem Freien in die Hallen überzusiedeln. Viele von ihnen wollten durchaus nicht daran. Man hielt ihnen vor, die Statistik werde nach der Übersiedelung in die Hallen eine starke Abnahme der Katarrhe, Rheumatismen und anderer Erkältungskrankheiten bei den Marktfrauen ergeben. Einige bezweifelten das, andere gingen so weit, der Statistik überhaupt allen Wert abzusprechen. Mehrere äußerten den Verdacht, in den Markthallen werde es wohl furchtbar ziehen, womit sie nicht ganz unrecht hatten, denn in einigen von ihnen zieht es allerdings ein wenig. Die meisten aber fürchteten sich vor der verdorbenen Luft in dem geschlossenen Raum. Ich selbst bin Zeuge gewesen, wie eine Marktfrau sagte: „Nee, eh ick mir in so'nen Jlaskasten und in so'ne Stickluft rinsetz', will ick doch lieber'n Dutzend Donnerwetter und Platzregen über'n Kopp kriegen.“ Die gute Frau sprach unbedacht, hätte sie die in Betracht kommenden Vorteile und Nachteile sorgfältig und richtig gegeneinander abgewogen, so würde sie vielleicht anderer Ansicht geworden sein. Übrigens muß zugegeben werden, daß die Luft in den Markthallen, zumal an heißen Sommertagen, allerdings nicht die beste ist. Wie ist das auch anders möglich in einem Raum, wo so viel Heringe und so viel Käse und so viel geräucherte Sachen sich befinden. Alle Vorrichtungen, die für die Ventilation getroffen sind, und Tausende von Rosen, Lilien und anderen wohlriechenden Blumen richten nichts aus dagegen. Diejenigen, die selbst mit Salzheringen oder Bücklingen und anderen Räucherwaren oder mit Käse handeln, sind am Ende gewöhnt daran und werden wohl überhaupt den Geruch nach dergleichen Dingen nicht ganz los, auch wenn sie „auf Rasen, mit Veilchen bekränzt“ sitzen, wie es im Liede heißt; für die Andern aber ist es nichts ganz Leichtes, den ganzen Tag über, mit Ausnahme der wenigen Stunden, während welcher die Markthallen geschlossen sind, in einer Atmosphäre sich aufzuhalten, die mit so unholden Düften gewürzt ist. Dazu kommt, daß sie so sehr dicht bei einander sitzen und von ihrer Ware dermaßen eingebaut sind, daß ihnen wenig Raum zu freier Bewegung übrig bleibt. Das ist besonders in den kleineren Markthallen der Fall. Wenn ich im Mai oder im Frühsommer, da viel frische Ware auf den Markt kommt, in der Halle auf dem Magdeburger Platz, wo die Verkaufsstände sehr enge zusammengedrängt sind, eine Inspektion über die Blumenhändlerinnen abhalte, sehe ich zuerst nichts von ihnen. Allmählich werden mir ihre mehr oder weniger spitzigen

Digitized by Google

Nasen sichtbar, die aus einer Masse von Hyacinthen, Narzissen, Tulpen, Maiglöckchen, Flieder, Nelken oder Rosen herausstehen. Komme ich noch näher, so bemerke ich auch rechts und links von jeder Nase ein freundlich blinzelndes Äuglein, dann aber bin ich ihnen schon so nahe, daß ich auch schon die Anrede „Nun, was suchen Sie, lieber Herr?“ vernommen habe.

Nein, einen leichten Stand hat die Marktfrau nicht, man muß aber an andere Existenzen denken, die vielleicht noch weniger auf Rosen gebettet sind als diese. Hat es ein armer Schreiber denn besser, der den ganzen Winter über in der Nähe eines eisernen Ofens und das ganze Jahr hindurch an einem zugigen Fenster sitzt und immer abschreibt und wieder abschreibt und nichts weiter zu thun hat als das? Wie sehr würde so ein armer Wicht sich freuen, wenn er einmal ein paar Stunden zwischen Kohl und Rüben und anderm frischen Gemüse sitzen könnte oder gar zwischen Blumen! Da bietet doch das Leben der Marktfrauen mehr Abwechslung dar. Sie stehen mitten im Menschenverkehr und bekommen immer neue Gesichter zu sehen. Einige machen sich, wenn sie nicht mit Käufern verhandeln, mit ihrer Ware zu thun. Die Blumenfrauen binden Sträuße zusammen, winden Kränze, blasen Rosenknospen an, so daß sie plötzlich aufblühen müssen, bespritzen sie mit Wasser, daß sie aussehen wie von Morgentau besenchtet, oder heften schon gealterte Rosen, die auseinanderzufallen drohen, mit feinem Draht zusammen, daß sie wieder jung werden, scheinbar wenigstens. Die mit Obst Handelnden benutzen eine Ruhepause im Verkehr, um verdorbene Früchte auszusondern und die noch unverdorbenen so zu ordnen, daß die besten nach oben kommen. Und beim Gemüse giebt es immer etwas zu putzen. Sonst besteht die Arbeit darin, die Ware anzupreisen und dem Kauflustigen, der den Preis zu hoch findet, darzulegen, weshalb er nicht niedriger sein könne und eigentlich schon zu niedrig sei. Denn entweder hat es an Regen gefehlt, oder es ist zu viel Regen gefallen. Oder in der Blüte hat es Frost gegeben, oder die Raupen haben alles gefressen, oder es hat überhaupt nichts angesetzt. Kurz, ein wirklich gutes Jahr ist vollständig ausgeschlossen.

So vergehen der Marktfrau die Stunden in reger und anregender Unterhaltung, wobei sie Gelegenheit hat, ihren Scharfsinn zu entwickeln. Bei einer weiblichen Handarbeit, wie Stricken oder Nähen, ist sie selten anzutreffen — dazu fehlt es ihr doch in der Geschäftszeit an Ruhe — und ebenso selten beim Lesen von Büchern oder Zeitungen. Es muß noch ein Verein gegründet werden, der es sich zur Aufgabe macht, die Erzeugnisse der modernen Litteratur unter den Marktfrauen zu verbreiten, oder ein solcher auch, der ihnen durch Wanderredner im Fluge in Form von populärwissenschaftlichen Vorträgen die notwendigsten Kenntnisse von der chemischen Zusammensetzung der Gemüse, Früchte und sonstigen Nahrungsmittel beizubringen versucht. Die Befürchtung, daß es sich dabei um eine sehr schwer durchzuführende Sache handelt, hat wohl in unserer so vereinsfrohen Zeit bis jetzt die Gründung eines derartigen Vereins verhindert.

Mit der Nachbarin knüpft die Marktfrau gern eine Unterhaltung an über Gegenstände, die von gemeinsamem Interesse sind. Dabei kommt es leicht zu einem kleinen Streit, denn, wie es ja auch bei den meisten Streitigkeiten in der diplomatischen, wissenschaftlichen und industriellen Welt der Fall ist, Konkurrenz oder Rivalität, mit gemeinem Ausdruck Brotneid genannt, zu Grunde zu liegen pflegt. Gewöhnlich greifen alsbald die angrenzenden und auch wohl etwas weiter entfernt liegende Frucht- und Gemüsestände in die Verhandlung ein, und man erhält die Gelegenheit, die Schlagfertigkeit weiblicher Berliner Zungen aus den Kreisen des Volkes zu bewundern. Mit der stillen Bewunderung begnüge sich der Fremde, es gelüste ihn nicht, Partei zu nehmen oder gar Frieden stiften zu wollen, er könnte sonst von beiden Teilen arg „zugedeckt“ werden, wie es im Volksmunde heißt. Überdies ist es meist nicht so schlimm gemeint, und das Zerwürfnis löst sich, wenn ein treffendes Wort gefallen ist, mit Lachen auf, ohne daß die Marktpolizei Anlaß zum Einschreiten gefunden hat. Auch zu mancher von vornherein heiteren Scene kommt es in den Markthallen. So entwischt von Zeit zu Zeit einer Käuferin aus ihrem Fischnetz ein Aal, auf den dann eine überaus belustigende Jagd eröffnet wird.

Ich rede immer von der Marktfrau, denn sie beherrscht in Berlin den Marktverkehr. Neben ihr tritt auch der Marktmann auf, als Gemüse- und Fruchthändler, als Blumenverkäufer, als Käse- und Fischmann; unter den Marktfrauen aber verschwindet er. Nur den Handel mit Salamandern, Molchen und andern zur Bevölkerung von Aquarien dienenden feuchten Lebewesen hat er sich, soweit meine Beobachtungen reichen, allein vorbehalten.

Die Schlächterstände oder Fleischbänke nehmen einen bedeutenden und wichtigen Teil des Marktes ein. Dort ist ein starker männlicher Arm von nöten, denn es gilt Knochen durchzuhauen oder mit einem großen Messer blutige Arbeit zu verrichten. Das bringt die zarte Hand nicht fertig, die dazu bestimmt ist, himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Daher bezieht der Herr Schlächtermeister den Markt zusammen mit seiner Frau oder Gemahlin, wie ich lieber sagen möchte. Denn die Schlächter bilden die Aristokratie des Marktes, wie sie denn ja auch eine besonders vornehme Zunft sind und das verbriefte Recht haben, bei öffentlichen Aufzügen zu reiten. Auf den Markt bringt das Schlächterehepaar in der Regel einen rüstigen Gesellen mit oder auch ein Fräulein, das die Kunden mit Wurst und Speck und andrer Ware der Art bedient, die nicht auf dem Hauklotz zerteilt wird.

Digitized by Google

Das Fleischergewerbe ist offenbar recht nahrhaft, danach sehen Alle aus, die damit zu schaffen haben. Ich habe noch nie eine dicke Kräuterfrau gesehen und noch nie eine dürre Schlächtermadame. Immer erscheint die Frau Meisterin wohlgenährt und dabei ansehnlich und stattlich. Man sieht ihr an, daß allerlei Schmuck ihr gut stehen muß und daß sie auch gern sich schmückt. Kurz, sie ist eine stolze Erscheinung.

Während der Handel mit Schlachtwaren das warmblütige Element des Marktes bildet, wird das kaltblütige durch den Fischhandel dargestellt. Ich gehe nicht oft zwischen den Fleischerschragen hindurch, erstens weil ich dort nichts zu holen habe, zweitens weil dort manches nicht Anmutende den Blicken begegnet. Nur die in dieser Abteilung des Marktes hantierenden Menschen interessieren mich im Grunde, zumal zu Anfang der Marktzeit, wenn sie noch ganz sauber sind.

Lieber halte ich mich bei den Fischen auf, wo nichts Abstoßendes die Augen erschreckt, es sei denn, man würde durch einen unglücklichen Zufall Zeuge einer am lebendigen Tier vollzogenen Abschuppung. Ich sehe mir gern die verschiedenen Arten von Fischen an, die in den großen Kufen unherschwimmen, und auch die Fischfrauen zu beobachten macht mir Vergnügen. Es ist Thatsache, daß Menschen, die beständig mit einer bestimmten Art von Tieren umgehen, zuletzt einige Ähnlichkeit mit ihnen bekommen. So ist es mir auch erschienen, als nähmen die Fischfrauen mit der Zeit etwas Fischähnliches an. Das erstreckt sich aber nur auf das Äußere, sie erhalten dadurch weder Fischblut, noch verlieren sie die Sprache. Man sagt, daß es gefährlich sei, mit ihnen anzubinden. Ich kann darüber aus eigener Erfahrung nichts berichten, jedenfalls aber würde ich Den, der sie zum Streit herausforderte, für einen großen Thoren halten.

Am meisten Verkehr habe ich auf dem Markt mit den Gemüse-, Obst- und Blumenfrauen, zu denen botanisches Interesse mich hinzieht. Ich kann nur sagen, daß mit ihnen leicht und angenehm zu verkehren ist. Daß es mich erfreut, „lieber Herr“ genannt zu werden, habe ich schon erwähnt. Und wie hübsch klingt es, wenn eine junge Frau, begleitet von dem Mädchen, das den Marktkorb trägt, in ihre Nähe kommt: „Gehen Sie doch nicht vorbei, mein Lamm! Hier, mein Herzchen, ist ja alles was Sie suchen.“

Tritt Jemand an einen Verkaufsstand heran, so denkt die Händlerin natürlich, daß er etwas kaufen will. Das hat mich manchmal in Verlegenheit gebracht, weil ich nur die Absicht hatte, mir die ausgelegte Ware anzusehen. In solcher Lage habe ich zuweilen etwas gekauft, das ich nicht haben wollte, einmal z. B. ein großes Stück Kürbis, daß ich nachher, da ich Kürbis in keiner Form der Zubereitung genießen kann, absichtlich in einem Wagen der Stadtbahn liegen ließ. Dieser Kürbiskauf war eine Folge plötzlicher Verwirrung, in andern Fällen habe ich, wenn ich einsah, daß ich Anstandes halber etwas kaufen mußte, besonnener gehandelt und ohne langes Feilschen eine Stange Meerrettich oder eine Schlangengurke oder einen Blumenstrauß eingekauft oder sonst etwas der Art, das man immer zu Hause verwenden kann.

Natürlich darf man die Marktfrau nicht reizen und ärgern, doch welchem Verständigen wird es auch einfallen, das zu thun? Vieles Betasten der Ware und langes Aussuchen sieht sie nicht gern, doch das wollen die Zuckerbäcker auch nicht haben. Es verdrießt sie, wenn man ihre Artikel schlecht macht, nun, das mögen die Dichter und Schriftsteller auch nicht leiden. Auch möchte ich Keinem raten, sie andauernd zu fixieren oder sich mit einem photographischen Apparat vor sie hinzupflanzen, sie einzustellen und ihr dann zuzurufen: „Nun bitte, recht freundlich!“ Will man sich ein Lichtbild von ihr verschaffen, so kann das nur mit Hilfe eines verborgen angebrachten Knippsers geschehen.

Nein, ich bin mit der Berliner Marktfrau stets gut ausgekommen und werde auch in Zukunft aufrichtig bemüht sein, mir ihr Wohlwollen zu erhalten.

Nur Eins ist Dein!

Und kam das Glück auf leisen leichten Schwingen,
So haben Neid und Mißgunst bald gerauht
Den vollen Kranz von dunkelroten Rosen,
Mit dem es gütig Deine Stirn umlaubt.

Und hat der Ruhm sein gleißend Gold geschüttet
In Deine Hände, ausgestreckte Hand,
Besieh es nur! Bei hellem Tageslichte
Ist's weiter nichts als eitler Flitterland.

Dir Freundschaft trügt und Hoffnungen enttäuschen,
Dein Stolz zerschellt an des Geschickes Macht,
Und was mit treuster Liebe Du umschlossen,
Gebrochen wird's in seiner Blütenpracht.

Nur Eins ist Dein! Es stand an Deiner Seite,
Hoch eh' die Augen Du geöffnet hast,
Begleitet' Dich auf allen Deinen Wegen,
Hat neben Dir auf jeder kurzen Rast.

Dein Schmerz ist Dein! An ihm eilt blind vorüber
Die hast'ge Welt, ihn neidet sie Dir nicht,
Es greift kein Recht nach seiner Dornenkrone,
Und ihn zu teilen zwingt Dich keine Pflicht.

Drück' zärtlich ihn in Deines Herzens Tiefe,
Denn Du besitzest nichts, als ihn allein;
Er ist's, der Dir im Tod noch schließt die Lider
Und der auf Deinen Hügel pflanzt den Stein.

F. Oltmer.

Digitized by Google

Über Lenau, Hebbel, Halm und Heine.

Aus ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

II.

Im Frühling 1855 übersandte Frankl dem Freunde zwei auf das Judentum bezügliche Bücher, die er eben veröffentlicht hatte: „Inschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien“ und „Libanon. Ein poetisches Familienbuch“ (beide Wien 1855). Auerspergs erwiderte (Thurn am Hart, 19. Juni 1855) u. a.:

So anziehendes Material die „Friedhofsinschriften“ bieten, so bedauerte ich doch, daß die Hälfte des Büchleins für mich unlesbar, weil in einer mir unverständlichen Sprache geschrieben ist. „Libanon“ aber hat mich durch seine Reichhaltigkeit überrascht und durch takt- und sinnvolle Wahl und Ordnung aufs Angenehmste befriedigt. Ich begreife und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, daß das Werk in so kurzer Zeit einen so günstigen Erfolg erreichen konnte. Es ist in der That ein wahres Familienbuch. Ich habe es immer auf meinem Tische liegen, um gelegentlich von seinem reichen Inhalt zu genießen. Vielleicht stimmt mich die Lektüre einmal zur Ausführung jenes verwandten Stoffes, von welchem ich Ihnen gesprochen, und eine dritte Auflage Ihres Buches bietet dem Produkte eine freundliche Stätte. Zur zweiten möchte es doch kaum mehr zu Stande kommen, denn der Gegenstand ist in mir noch nicht zur vollen Klarheit und Abrundung gediehen.

Ich freue mich mit Ihnen, daß Sie Aussicht haben, diesen Herbst Paris kennen zu lernen, obschon ich den Zeitpunkt nicht für den besgewählten halte. Mich hält die Industrie-Ausstellung von einem Besuche der französischen Hauptstadt sogar zurück; ohne sie hätte ich einige Wochen dieses Frühjahrs dort zugebracht. Daß sich Männer von Fach Opfer auferlegen und dahin strömen begreife ich; aber wer nicht Fachmann ist, den Pariser Boden und Volkscharakter kennt, der findet darin keine Gewähr, daß dem Zusammenströmen solcher Menschenmassen durch den praktischen Ordnungssinn der Bewohner das Unheimliche, Gehetzte, Eilfertige, Verwirrende und Bedrohliche genommen oder doch gemildert und ein erträglich behagliches Beschauen und Genießen in Aussicht geteilt werde. Die bisherigen Berichte lauten auch gar nicht einladend und etwas ängstliche Pariser ergreifen selbst sogar die Flucht. Mir haben die Engländer mit ihrer Fremdenlegion mein liebes Helgoland für heuer verleidet; doch warte ich von dort noch nähere Auskünfte ab, bevor ich mich für ein anderes Seebad entscheide.

Kurz darauf erbat Frankl den Rat Grüns in einer eigentümlichen, auf seine Lenau-Biographie bezüglichen Angelegenheit. In dieser Schrift hatte Frankl u. a., auf Lenaus Mitteilung hin und mit dessen eigenen Worten, erzählt, Lenau habe bei seinem ersten Besuch in Weinsberg Justinus Kerner nebst Weib und Kindern auf der Diele ihrer Wohnstube ausgestreckt gefunden; sie hätten „eben probirt, wie es sein würde, wenn sie einst neben einander im Grabe lägen.“ Hatte Frankl hier den Namen Kerners genannt, so verschwieg er ihn in einer andern Anekdote, deren Gewährsmann gleichfalls Lenau war. „Ein mit ungewöhnlicher Phantasie begabter Arzt“ habe spielende Kinder durch tolle Grimassen und das Geschrei: „Ich bin der Teufel“ so erschreckt, daß eines derselben epileptisch geworden; der „unbegreiflich unbesonnene“ Mann habe den Ort rasch und heimlich verlassen müssen. Ferner gab Frankl Lenaus Erzählung wieder, Kerner habe über ihn vor seiner Rückkehr aus Amerika das Märchen verbreitet, eine Äffin habe ihm dort aus Liebe die Nase abgebissen. Endlich aber enthielt das Büchlein[18]) auch die folgende, scharf polemische Stelle: „Lenaus Wahnsinn scheint in Schwaben da und dort selbst von einem Arzte als das erst freigewordene Poetenthum, als der entfesselte, sich frei ergehende Genius betrachtet zu werden. Ich hörte von einem Briefe, in welchem ein von der K. Regierung angestellter Arzt erklären soll: er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn gesehen, den finstern, haarigen Kerl mit einem langen Bückelschwanze. Wer ist wahnsinnig? Lenau?“

[18]) A. a. O. 119; die anderen, oben erwähnten Anekdoten 35, 38 und 36.

Digitized by Google

Kerner lernte das Buch erst nach Jahresfrist kennen; es ist für ihn, wie für die literarischen Sitten jener Zeit charakteristisch, in welcher Art er sich nun zur Wehre setzte. In einem überaus liebenswürdigen Schreiben an Frankl, Weinsberg, 1. Juni 1855, hob er zuerst die Vorzüge der Biographie hervor; „bedauern mußte ich nur, daß manche Geschichte, die Sie in Ihren Blättern aufnahmen, Ihnen von Lenau selbst erzählt wurde, der, wie Sie gewiß auch wissen werden, oft alles sehr bunt ausmalte, ja so übermalte, daß es etwas ganz Anderes wurde, als es ursprünglich war." Die Geschichte von der verliebten Äffin habe Lenau ganz erfunden, jene mit den erschreckten Kindern ungeheuerlich übertrieben: „daß kein Kind durch mich die Epilepsie erhalten und ich nicht den Wohnort habe verlassen müssen, das kann ich Sie auf Ehre versichern"; nur die Geschichte von der Gräber-Probe sei insofern richtig, als es Gustav Schwab gewesen, der einst Kerner in den ersten Jahren seiner Ehe bei diesem seltsamen Vergnügen überrascht. „Das erste Zusammentreffen mit Lenau war auf meinem alten Thurme in meinem Garten, in welchem er mehrere Scenen seines „Faust" dichtete, namentlich die mit der Schmiedsfrau und dem blutenden Tischtuche durch den Gabelstich, wozu ihm eine Geschichte, die er den Tag zuvor mit meiner Frau hatte, Veranlassung gab, die ihn zankte, daß er während des Essens bei uns immer mit der Gabel in das Tischtuch zu stechen die üble Gewohnheit hatte." Am betrübendsten aber, führte er aus, sei ihm gewesen, daß Frankl jene Briefstelle von dem „Dämon mit dem Wickelschwanz" buchstäblich genommen. Geschrieben habe er derlei, aber wann und in welchem Sinne?! Als sich Lenau im März 1832 trotz aller Abmahnungen unter seinem Dache auf die verhängnisvolle Reise nach Amerika vorbereitet, habe der von Trugbildern Bethörte an Mayer einen Brief geschrieben, der das Dämonische seines Vorhabens klar habe erkennen lassen. Es habe Kerner sehr daran gelegen, auch Mayer zum Bundesgenossen gegen Lenaus unseligen Plan zu gewinnen und so habe er unter jenen Brief geschrieben: „Das ist Alles, so dichterisch es klingt, nur dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon u. s. w. Der flüstert ihm von jenen Urwäldern zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer, komme hierher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes!" Wer, fügt Kerner bei, könne daran zweifeln, daß der Ausdruck eben symbolisch gemeint sei? „In Liebe bitte ich Sie herzlich, dieses Mißverständniß in irgend einer Weise aufzuklären."

Natürlich war Frankl dazu bereit, erbat jedoch (Wien, 24. Juni 1855) Grüns Rat, in welcher Weise er dies thun solle, etwa durch Abdruck des ganzen Briefs oder sonstwie? Grün erwiderte aus Thurn am Hart, 28. Juni 1856:

Daß Sie Kernern und dem Publikum die von ersterem gewünschte Berichtigung im Interesse und Dienste der Wahrheit schuldig sind, sowie daß Kerner's Brief für den tiefer eingehenden Leser mannigfache Anziehungskraft besitzt, darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Es frägt sich daher nur um die Art und den Ort, wie und wo jene Berichtigung in die Öffentlichkeit treten soll? Wäre eine neue Auflage Ihrer Schrift über Lenau in Aussicht, so würde ich dazu rathen, die Berichtigung der in irrthümlicher Weise erzählten Thatsachen einfach in den revidirten Text aufzunehmen. Sollte dies aber nicht der Fall sein, so bliebe, um Kerners allerdings gerechtfertigten Wünschen thunlichst nachzukommen, nichts anderes übrig, als dessen Schreiben, wenn auch — wegen seiner das Interesse des gewöhnlichen Lesers vielleicht etwas abschwächenden Länge — nicht in extenso, so doch allenfalls in einem bündigen Auszuge des Wichtigsten in einem Wiener Blatte abdrucken zu lassen und diese Veröffentlichung durch den Wahrheitsdrang und die Pflicht des Autors, in seine Schrift eingeschlichene Irrthümer ehethunlichst zu berichtigen, in einem kurzen Einleitungsworte zu motiviren. — Wäre es um die größtmögliche Publizität zu thun, so wäre freilich die Allgemeine Ztg. ein geeigneteres Organ als jedes Wienerblatt; allein ich meine: Kerners Brief, in extenso mitgetheilt, verträgt mannigfacher zarter Beziehungen halber, keine allzu große Lesermenge und es könnten dem würdigen Manne dadurch in den ihm näherstehenden Kreisen neue Anfechtungen und Unannehmlichkeiten erwachsen, die ihm besser erspart blieben[19]). Sie werden aus dem Kernerschen Briefe wohl herauslesen, was ich hiebei im Auge habe. Durch die betreffende Mittheilung in einem Wienerblatte würde ohne Aufsehen und Lärm zugleich Ihrer Verpflichtung vollkommen Genüge geleistet und Wien erscheint schon darum als der natürliche Ort für die Berichtigung, weil das Buch selbst, auf welches sich diese bezieht, in Wien von Stapel gelaufen ist.

Erlauben Sie mir ganz nebenher zu bemerken, daß ich schon bei der ersten Lesung Ihres so anziehenden und reichhaltigen Buches über Lenau bei der von Kerner am lebhaftesten beanständeten Stelle S. 119 nicht wenig überrascht war, daß Sie jenen „Dämon mit dem Wickelschwanz" wirklich für baaren Ernst nehmen konnten. Freilich kannten Sie jenen Brief nur vom Hörensagen, aber es wunderte mich doch, daß Ihnen die eigne Lektüre Kerner'scher Schriften, sowie die häufigen Mittheilungen Lenaus über diesen „Kern" seiner Freundschaften nicht den Schlüssel zur richtigen Auffassung jener eigenthümlichen Mischung von derbem Humor und mystischer Hallucination in Kerners ganzer

[19]) Kerner tadelte in seinem Briefe u. a. die „Affenliebe" einiger schwäbischen Freunde Lenaus, „die ihm durch diese Liebe mehr Schaden als Nutzen brachten." Gemeint dürften namentlich Schwab, Reinbeck und die Niendorf sein

Digitized by Google

Erscheinung gegeben hatten. Vielleicht aber steht diese Absonderlichkeit Ihrer eigenen durchaus ernsten Natur zu ferne.

Kerners Brief wurde, dem Rate Grüns gemäß, in einem Wiener Blatte gedruckt[20]); Kerner war damit zufrieden und schrieb Frankl, kurz ehe dieser seine Reise nach Jerusalem antrat, um dort eine jüdische Humanitäts-Anstalt zu begründen, er habe längst eingesehen, daß er „die ganze Angelegenheit füglich hätte können auf sich beruhen lassen. . . . . Mit dem edlen Zweck," schloß er, „den Ihre Reise hat, wird Gott sein und Sie auch deshalb schon auf ihr in seinen heiligen Schutz nehmen. Einen Auftrag in das Morgenland weiß ich Ihnen nicht zu geben, als daß Sie an gewissen heiligen Stätten auch meiner Leiden und meiner Sehnsucht gedenken mögen. Unser Aller Gott sei mit Ihnen!"

Inzwischen hatte der Streit zwischen Dessauer und Heine immer weiter gegriffen und nun auch Grün in Mitleidenschaft gezogen. Ohne M. G. Saphirs Hetzereien wäre es nicht so weit gekommen. Im Feuilleton seines „Humorist" Nr. 209 vom 5. August 1855 veröffentlichte der damals noch einflußreiche Witzbold einen Aufsatz: „Ein Grab und ein Bett in Paris, oder: ein Besuch bei Börne und Heine." Die inhaltlich interessanten Stellen des Aufsatzes, den bisher kein Heine-Biograph benutzt hat, seien hier wiedergegeben. Nach einer Schilderung des Kranken fährt Saphir fort:

> Heines Bosheiten, glaube ich, haben keinen Zweck, sie sind bei ihm eben auch eine Formation seines Geistes. Er fragt sie auch nicht, wohin? Er bekümmert sich nicht um ihre Wirkung.
>
> Ich sprach mit ihm davon, von den vielen Verletzungen, welche er selbst Freunden anthut. „Ach," sagte er, „über wen soll man denn Witze machen, als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es einem gleich übel. Die Freunde eben sollen uns die Freundschaft erzeigen, unsere Witze nicht übel zu nehmen."
>
> Ich machte ihm unter Anderm Vorwürfe über die Geißelung, die er unserm guten D. . . . . r zukommen ließ. „O," sagte Heine, „da will ich Ihnen sagen, wie D. diese Capitalstrafe verdiente." Er erzählte mir die Sache, die ich nicht wiedererzählen will. Ich weiß nicht, Deine mag Recht haben, aber wer hat ihm das öffentliche Strafgericht aufgetragen?
>
> Heine fragte mich nach seinem Bruder Gustav Heine in Wien und ob wir gute Freunde wären. Ich versichere ihm, daß, wenn er, Heinrich Heine nämlich, so lange mit mir zugleich in Wien Redakteur gewesen wäre, wir gewiß nicht so lange gute Freunde geblieben wären, denn ich gehöre zu den guten Freunden, die boshafte Witze von den guten Freunden übelnehmen.
>
> „Mit meinen Finanzen", sagte Heine, „bin ich immer brouillirt, ich habe immer weniger, als ich brauche."
>
> „O," erwiderte ich, „das kenn' ich; wir sagen immer: ‚Ich habe weniger als ich brauche', aber wir sollten eigentlich sagen: ‚Ich brauche mehr als ich habe."
>
> „Ich habe", fuhr Heine fort, „3000 Francs jährlich von meiner Familie und 3000 Francs von Campe in Hamburg, das sind jährlich 6000 Francs in Renten, ich brauche aber wenigstens 12000 Francs. Wie viel brauchen Sie?"
>
> „Mein lieber Heine," erwiderte ich, „die Berechnung ist leicht. Sie haben nicht mehr als 6000 Francs Rente und brauchen dennoch 12000 Francs. Stellen Sie sich vor, wie viel ich erst brauche, der ich gar keine Renten habe."

Seltsamerweise fühlten sich die Anhänger Dessauers, der doch zu den direkten Angriffen Heines in der „Allgemeinen Zeitung" und der „Lutetia" geschwiegen hatte, durch diese Sticheleien Saphirs zu einer öffentlichen Erwiderung gereizt. Eine Woche nach dem Erscheinen des Artikels im „Humoristen" brachte die Wiener „Presse"[21]) ein „Mehrere Freunde D. . . . . rs" gezeichnetes „Eingesendet", dem die folgende Hauptstelle entnommen sein möge:

> Wir sind zufällig in der Lage, jene mysteriöse Andeutung des Herrn Saphir zu ergänzen, da wir den Hergang der Geschichte aus D. . . . . s eigenem Munde hörten, der sie bei Gelegenheit des Erscheinens von Heine's Lutetia einem kleinen Kreise vertrauter Freunde mit jenem unverkennbaren Accent der Wahrheit erzählte, der den ehrlichen Mann vom Verleumder unterscheidet.
>
> Nicht ohne tiefen Grund spricht H. . . . von einer Capitalstrafe, die D. . . . . r um ihn verdient; denn auch der Anlaß dazu war in gewisser Beziehung ein Capitalvergehen. D. . . . . r lebte im Jahre 1842 als Künstler in Paris, wo er H. . . . s Bekanntschaft machte und von diesem, wie es den Bekannten Heines, wenn sie nicht gerade zu dem Proletariate angehören, zu ergehen pflegt, um ein Gelddarlehen angegangen wurde. D. . . . . r, der unabhängig, aber sehr eingezogen von den Renten eines bescheidenen Vermögens lebt und nicht nach Paris gekommen war, um bei Herrn Heine Capital à fond perdu anzulegen, verweigerte ihm das angesuchte Darlehen.
>
> Eine Zeit nachher begegnete H. dem D. . . . . r auf der Straße und jener sagte zu ihm: „Sie haben doch Unrecht gehabt, mir die 500 Francs nicht zu leihen, meine Feder war für Sie als Künstler mehr als jene Summe werth."
>
> D. . . . . r wußte von dem Augenblicke, daß er an Heine einen erbitterten Feind hatte, der sich früher oder später wegen jenes Capital-Vergehens an ihm zu rächen bemüht sein werde. Dies ist dann auch 12 Jahre später bei der Herausgabe der Lutetia geschehen, in welchem Buche H. . . . e die Schleusen seines Unmuthes gegen D. . . . . r öffnete und eine Kloake der niedrigsten Schmähungen über ihn ergoß.

Bemerkenswert ist an diesem „Eingesendet" nur, daß hier von Briefen Heines überhaupt nicht die Rede ist und daß der Angriff von 1843 verschwiegen wird; sonst wird nur öffentlich gesagt, was Dessauer bereits seit zwölf Jahren verbreitete. Des ferneren enthält der sehr lange Aufsatz nur Schmähungen; so wird u. a. behauptet: „Von Heinrich Heine geschmäht zu werden, ist vielleicht die einzige Ehre, die der tiefgesunkene Libellist seinen Nebenmenschen erweisen kann." Auf die beiden Anklagen, die Heine in der „Lutetia" gegen Dessauer erhoben: daß er Kritiker durch unlautere Mittel für sich zu gewinnen gesucht und daß er ohne Grund mit der Gunst einer Frau geprahlt, wird mit keinem Worte eingegangen, wohl aber — Saphir mit einer Beleidigungsklage bedroht, sobald nur Dessauer von seiner Badereise zurückgekehrt sein werde.

[20]) „Wanderer" 1855, Nr. 354, dann auch in der zweiten Auflage der Frankl'schen Lenau-Biographie (Wien 1885), 137 ff.

[21]) „Presse", Nr. 185 vom 12. August 1855.

Digitized by Google

Saphir erwiderte in seinem Blatte in gleicher Tonart. Der sachliche Kern seines Artikels „Der Dessauer-Marsch“[22]) war die Wiederholung der beiden Anklagen der „Lutetia“ und dann zur Vertheidigung Heines der Passus: „Ich habe ihm kein Geld leihen wollen!‘ — diese abgespielte Karte elender Scribenten, getadelter Komödianten, geistig durchgepeitschter Künstler und Theater-Direktoren hat das Publikum bereits mit Ekel unter den Tisch geworfen!“ Gelegentlich bemerkte Saphir, daß ihm vielleicht in den Angaben über Heines Vermögens-Verhältnisse ein Irrthum unterlaufen sei.

Nun griff der todtkranke Dichter selbst ein, indem er in dem Blatte seines Bruders[23]) einen an diesen gerichteten Brief veröffentlichte. Er fehlt in allen bisher erschienenen Briefsammlungen Heines und sei hier vollinhaltlich mitgetheilt:

Bester Bruder!

Soeben erhalte ich Deinen Brief. Kopftrübe durch eine schlechte Nacht, kann ich Dir nur in der Kürze das Nothdürftigste antworten.

Erlogen ist die Angabe, als hätte ich mich im Jahre 1842 an den Musiker und Rentier Dessauer gewendet, um bei ihm ein Ansehen zu machen, als hätte ich Geld borgen wollen, um solches, wie es meine Gewohnheit sei, nie wiederzuzahlen, und als hätte ich endlich dem erwähnten Musiker und Rentier auf öffentlicher Gasse versteht sich ebenfalls ohne Zeugen, mit meiner Feder gedroht und ihm erklärt, er werde es einst bereuen, mir keine 500 Fr. geliehen zu haben.

Du irrst, wenn Du meinst, solche Misere, welche das Gepräge der rachsüchtigen Erfindung an der Stirne trägt, bedürfe eines Dementis von meiner Seite; aber gern will ich Dich zu einem solchen autorisiren. Ich besaß gewiß im J. 1842 dreimal so viel Einkünfte, als der erwähnte wohlhabende Herr Dessauer; dennoch konnte ich mich vielleicht manchmal in momentaner Geldverlegenheit befunden und mich an einen musikalischen Kapitalisten gewendet haben, der nebenbei aus alter Handelsgewohnheit gern ein Geldgeschäftchen machte, freilich nur als geheimer Cailleur de fond eines philantropischen Bedienten, der, in einem Musikalienladen dienend, die Geldnöthen der artistischen Welt erspähte und Solawechsel mit einem Dutzend Prozent Schaden escomptirte. Jedoch das ist nicht der Fall; ebenso wenig indirect als direct habe ich jemals die Dessauer'schen Kapitalien in Anspruch genommen.

Die Drohung mit meiner Feder auf öffentlicher Straße ist so wenig in meiner Art und Weise, daß Jeder hier die Erfindung und Ausdrucksweise von Leuten erkennt, die nur zwei Dinge kennen: Geld und Rachsucht. Das ist so schmutzig, so plump ersonnen, so klebrigt, so ausstinkend wie die Phantasie einer Wanze! Hier erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde! Ihr erstes Wort ist immer, daß man gegen sie schreibe, weil sie kein Geld borgen wollten. Immerhin verdächtigt die Motive, warum wir eure Erbärmlichkeit besprechen, verleumdet den Stock, der euren Rücken trifft, die Striemen darauf, wie jedes Faktum, werden darum nicht minder sichtbar und juckend sein.

Was Herrn Saphir betrifft, so habe ich demselben in der That, als er mich besuchte, das wahre Motiv gestanden, aber er hatte Unrecht, öffentlich davon zu reden. Aus Deinen Andeutungen ersehe ich, daß ihm in seinen Berichten sein Gedächtniß nicht ganz treu blieb und ihm Irrthümer entschlüpft sein mögen.

Von meiner Familie habe ich mit ihm nur von Dir gesprochen.

Über meine Einkünfte habe ich ihm keine Details gegeben; ich sagte ihm gewiß nur dasselbe, was ich Niemandem verhehle, was ich anderen Wienern sagte, die mich dieser Tage besuchten; ich sagte ihnen nämlich, daß ich hier meiner Krankheit wegen 24,000 Fr. jährlich brauche, während meine fixen Einkünfte aus der Heimat nicht viel mehr als 12,000 Fr. betragen, so daß ich ohne die Honorare für meine deutschen und französischen Publikationen nicht existiren könnte.

Letztere, lieber Bruder, haben einen mirakulösen Erfolg und mit Campe stehe ich in Unterhandlungen, die ein besseres Resultat haben werden, als Du glaubst. Er ist jetzt noch verdrießlich über den Nachdruck meiner Werke in Amerika, der aber dort meine Reputation so sehr fördere, daß ein amerikanischer Literat dieses Jahr in New-York und Albany Vorlesungen über mich hielt, eine Ehre, die noch keinem lebenden Dichter passirte.

Sei daher ebenso unbesorgt wegen meiner Reputation wie wegen meiner Finanzen. Ich danke Dir mit gerührtem Herzen für Deinen großmüthigen Vorschlag, aber ich muß ihn ablehnen. Erstens ist die Summe zu groß, als daß ich sie annehmen dürfte, zweitens habe ich keine Schulden, da seit 1840 alle gewissenhaft bezahlt wurden; die Insinuationen über Schuldenmacherei in dem Schmähartikel der „Presse“ sind also erlogen; fordere meine angeblichen Gläubiger öffentlich auf, Dir ihre Forderungen einzusenden, indem Du Ordre hättest, sie für mich zu bezahlen — und Du wirst Dich wundern, daß keine 100 fl. sich melden. Beruhige Dich also.

Du sagst mir, lieber Bruder, daß Du die betreffende Stelle nicht gelesen habest. Ich merke es wohl, denn sonst wüßtest Du, welchem Motiv Herr Saphir meine Geißelung des Kapitalisten Dessauer zuschreibt. Pagina 47 meines Buches ist dieses Motiv hinlänglich bezeichnet, und es ist ein Kniff der Arglist, wenn in dem Schmähartikel der „Presse“ sich der anonyme Verfasser das Ansehen gibt, nicht zu verstehen, wovon Saphir spreche. Es ist hier von einem Faktum die Rede, welches notorisch ist. Auch Saphir sagte mir, daß der Gezüchtigte sich überall des intimen Verhältnisses rühme, das ich für unmöglich erklärte. Der Erste, welcher mir davon sprach, daß sich das edle Insekt eines solchen galanten Glücks berühme, war ein Mann, dessen bloßes Wort mehr gilt als der Eid von hundert musikalischen Kapitalisten, und ich habe also nicht einem leichtsinnigen Gerede nachgesprochen. Um allen Zweifel auf einmal zu beseitigen, jener Mann ist kein Geringerer als der Graf Auersperg, mein lorbeergekrönter und hochgefeierter College, Anastasius Grün. Der nimmt gewiß nicht zurück, was er gesagt hat.

Diese Mittheilung indignirte mich so sehr, daß ich hoch aufsprang und, da ich zu seiner Zeit aus gedruckten

[22]) „Humorist“, Nr. 229 vom 26. August 1855.

[23]) „Fremdenblatt“, Nr. 212 vom 29. August 1855.

Digitized by Google

und ungedruckten Materialien die „Lutezia“ componirte, übergab ich der Öffentlichkeit eine geißelnde Personalschilderung, die gewiß ohne den momentanen Unmuth ungedruckt geblieben wäre.

Ja, nur die Indignation hat die Veröffentlichung jener Schilderung hervorgerufen: die Schilderung selbst, der geschriebene Staupenschlag entsprang gewiß nur dem uneigennützigen Bedürfnisse des Dichters, der die Frauen und Gemeinheiten seiner Zeit in ihren nobelsten Exemplaren zu studiren und zu portraitiren sucht.

Aber am Ende liegt gar nichts an den Motiven unserer Darstellungen, sondern die Hauptsache ist die Wahrheit der Thatsachen, die wir vorbringen. Ich bin mir bewußt, in meinem Buche „Lutezia“, das fast aus lauter Thatsachen besteht, kein einziges Faktum ohne geprüfte Zeugnisse und Gewährschaft mitgetheilt zu haben, es herrscht darin keine anonyme Unbestimmtheit, die Personen werden nicht durch Inzigialen oder vague Phrasen bezeichnet, ich nenne jeden mit Vor- und Zunamen zum größten Ärgerniß aller Memmen und Heuchler, die über solche Rücksichtslosigkeit Zeter schreien — aber das große Publikum begreift sehr gut dieses öffentliche Verfahren und jeder sagt: das ist die grelle, oft fatale, aber immer wahre Sprache der Wahrheit. Und nun, theuerster Gustav, lebe wohl. Grüße mir Deine Frau, küsse mir hundertmal Deine Kinder und behalte lieb

Deinen getreuen Bruder
Paris, im August 1855. Heinrich Heine.

In einer kurzen Einleitung sprach Gustav Heine die Erwartung aus, die „Presse“ werde von dem Schreiben Notiz nehmen. Dies jedoch geschah nicht; das Blatt brachte fortgesetzt nur Schmähreden der anonymen Freunde Dessauers. Hingegen druckte Saphir am nächsten Tage den Brief Heines in seinem Blatte ab und fügte einige Glossen bei. Der Brief des großen Dichters sei ein Donnerkeil, nur schade, daß er nicht in eine Eiche, sondern in eine Schafgarbe fahre u. s. w. Auch forderte er Dessauer auf, sich doch nicht immer wieder „wie ein kleines Kind oder wie ein schwaches Weib hinter Anderen zu verschanzen,“ sondern „selbst das Federschwert umzugürten.“[24])

In der That ergriff nun endlich Dessauer selbst das Wort. In einer „Erklärung“[25]) teilte er mit, daß er gegen Saphir und Gustav Heine — gegen Letzteren als Redacteur des „Fremdenblatt“ wegen Abdrucks des Briefs von Heinrich Heine — die Klage wegen Beleidigung erhoben habe, und fuhr dann fort:

Überdies erkläre ich, daß die mir in den erwähnten Aufsätzen beider genannten Blätter zur Last gelegte Äußerung bezüglich George Sand's erfunden ist; daß ich mich eines „galanten Glücks“ bei der genannten Dame weder gegen Herrn Saphir, noch gegen den Grafen Auersperg, noch gegen irgend Jemand gerühmt habe, und ich bin fest überzeugt, daß der edle Graf, mein hochgeehrter Freund, dies niemals zu Herrn Heine gesagt hat.

Die ganze Fabel erschien zuerst in Heine's Lutetia. Soweit die bezügliche Stelle meine Person betraf, hielt ich es nicht der Mühe werth, sie zu widerlegen. Ich habe Heine's Angriffe damals verachtet und verachte sie auch heute. Aber jene Stelle aus seinem Buch betraf außer mir auch eine Dame, auf deren Achtung ich zu großen Werth legte, um ihr gegenüber eine solche Verdächtigung stillschweigend hinzunehmen. Ein von mir damals an sie gerichteter Brief erhielt die nachstehende Antwort, welche mich diesfalls ganz beruhigte und die ich hier von der Erlaubnis Gebrauch machend zur Abwehr gegen neuerliche Angriffe folgen lasse[26]).

„Nein, nein, mein lieber Dessauer, ich habe nie geglaubt und werde nie glauben, daß Sie jemals irgend eine Falschheit über die Natur meiner Empfindung gegen Sie entweder erzählt oder zu verstehen gegeben haben. Ich kenne Sie als rechtschaffenen Mann, als edles Herz und treuen Freund.

Chopin liebte und schätzte Sie, durch ihn bin ich vom ersten Tag an auf geschwisterlichen Fuß mit Ihnen getreten, war voll Vertrauens und schätzte dann von Tag zu Tag Ihr schönes Talent, Ihre ausgezeichnete Intelligenz und Ihren ehrenwerthen Charakter in höherem Grade.

Ist das ein Zeugnis in guter Form?

Ich gebe es Ihnen in Eile und Freude und autorisire Sie, sich dessen von einem Ende der Welt zum andern zu bedienen, sollte das mich selbst mit meinem alten Freunde Heinrich Heine entzweien und mir selbst die bedauernswerthen Insjurien zuziehen, die diese leidende, eines bessern Ende dennoch würdige Seele ausbauscht.

Ja kommen Sie nach Paris, wenn ich dorten bin, denn ich gehe selten hin und bin wenig da.

Aber wenn ich nicht dort bin, so besuchen Sie mich in Nohant — ich will es. Ich habe (hier) ein gutes Pianino und würde mit so viel Vergnügen nicht allein unser famoses Criéna, sondern auch jene schönen Lieder hören, die mir in so gutem Andenken geblieben sind. Mein armer Bruder, der Sie so sehr liebte, ist tot — auch Er! Mein Sohn Moritz ist bei mir und trägt mir auf, Sie zu umarmen. Das ist jetzt ein Mann von 30 Jahren und noch immer ein treffliches Kind.

Nohant, bei la Châtre, Dept. de l'Indre.

23. November 1854.

Herzlich Ihnen ergeben
George Sand.“

Jede fernere Erörterung über diesen Gegenstand halte ich für überflüssig und überlasse es getrost dem Leser, alle Betheiligten unn gerecht zu beurtheilen.

Zum Schlusse danke ich den Freunden, die in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen für mich das Wort ergriffen, und bestätige die Wahrheit ihrer Angabe bezüglich eines von Herrn Heine an mich gerichteten, von mir aber abgelehnten Ansuchens um ein Gelddarlehen.

Wien, 3. September 1855. Joseph Dessauer.

Über den Eindruck, den die Angelegenheit damals in Wien gemacht, hat sich Frankl dreißig Jahre später gegen Karl Emil Franzos ausgesprochen. „Ich befragte Frankl darüber,“ schreibt Franzos an den Herausgeber, „weil ich damals (1886) jene Episode aus Heines Leben darstellen wollte. Frankl meinte, die allgemeine Stimmung sei vorwiegend für Heine gewesen. Von den beiden Anklage-Punkten Heines gegen Dessauer habe man allerdings den ersten, die Bestechung von Kritikern, für erfunden gehalten, und zwar deshalb, weil Dessauer überaus sparsam gewesen. Hingegen habe man den zweiten Punkt für erwiesen betrachtet und mit Recht, denn Dessauer habe zwar niemals direct ausgesprochen, daß er der Liebhaber der Sand gewesen, aber stets in Ausdrücken und mit einem Lächeln von ihr gesprochen, die eine harmlose Deutung geradezu

[24]) „Humorist“, Nr. 233 vom 30. August 1855: „Variationen auf den Dessauermarsch.“

[25]) „Presse“, Nr. 203 vom 4. September 1855.

[26]) Wir geben den Brief der Sand hier in Dessauers Übersetzung wieder.

Digitized by Google

ausgeschlossen hätten. Darum habe auch der Brief der Sand nur einen vortrefflichen Eindruck zu ihren, nicht aber zu seinen Gunsten gemacht. Was aber Dessauers Beschuldigung gegen Heine betrifft, so habe sie niemand geglaubt, schon deßhalb nicht, weil Dessauer, der seit 1843 immer von den „Briefen" Heines erzählt hatte, nun lediglich die Mittheilung Anderer bestätigte, wonach Heine mündlich gebeten und dann gedroht habe. Gegen Heine habe man nur eben eingewendet, daß die maßlosen Schmähungen gegen Dessauer doch eigentlich eines Dichters seines Ranges unwürdig seien, auch die Bundesgenossenschaft mit einem Manne, wie Saphir, habe man ihm verdacht, endlich habe die Erklärung Grüns Heine zeitweise geschadet. Nach Heines Tode freilich sei eine gründliche Wandlung der Stimmung eingetreten und der Prozeß gegen Saphir habe, obwohl er mit der Verurtheilung Saphirs geendet, Dessauer doch mehr geschadet als genützt."

Jene Erklärung Grüns — ein Schreiben an Dessauer, das dieser sofort veröffentlichte — lautete:

Thurn am Hart, 26. Sept. 1855.

Geehrter Freund!

Ohne mein Vorwissen und zu meinem Leidwesen ist eine vor zwei Jahren im unbefangensten Privatgespräche von mir ausgegangene arg- und absichtslose Äußerung neuerlichst als Waffe gegen Sie öffentlich gebraucht worden. Es dient mir hiebei zur Beruhigung, daß ich auch jetzt keinen Grund habe, eines meiner damals gesprochenen Worte, deren ich mich noch ganz wohl erinnere, in Abrede zu stellen.

Allein ich finde in der Mittheilung, welche der im „Fremdenblatte" (Nr. 262) abgedruckte Brief mir in den Mund legt, meine damalige Äußerung weder dem Wortlaute, noch dem Inhalte nach treu wiedergegeben. Meine ganz zufällige und einfache Erkundigung nach der Art Ihrer Beziehungen zu jener Dame (deren ich Sie so oft und gerne erwähnen gehört hatte) erscheint dort in eine thatsächliche Anschuldigung verwandelt, welche ich niemals ausgesprochen habe, noch aussprechen konnte. Dies habe ich erst kürzlich in Paris (wo ich zuerst von jenem Briefe Kenntnis bekam) offen und gewissenhaft gegen H Heine selbst erklärt, und ich darf kein Bedenken tragen, der Wahrheit gemäß und in Erwiderung Ihres Schreibens ddto. Gratz 24. Sept. dasselbe hiemit auch gegen Sie zu wiederholen.

Ihr ergebenster
A. Gf. von Auersperg.

Sr. Wolgeboren Herrn Joseph Dessauer
in Graz, Hôtel zum Erzh. Johann.

Grün, der sich in der ersten Hälfte des September in Paris aufhielt, war durch den Brief Heines im „Fremdenblatt" tief verstimmt und suchte Heine vor seiner Abreise nicht mehr auf. An Frankl schrieb er aus Thurn am Hart, 1. November 1855:

. . . . Die Heinesche Büberei hat mich widerwärtig fatal berührt. Wenn mir auch die Selbstachtung verbot, auf den verunreinigten Kampfplatz einzutreten, und wenn ich auch der Entrüstung über seinen Versuch, mich zum Träger einer erfundenen Klatschgeschichte hinzustellen, Stillschweigen gebieten konnte, so durfte ich doch, in solcher Weise provocirt, es weder gegen ihn, noch gegen den armen fast bis zur wirklichen Erkrankung gekränkten Dessauer verschweigen, daß ich der Unwahrheit niemals ein Wahrheitszeugnis ausstellen könne und wolle. So glaube ich nach beiden Seiten hin pflichtgemäß und ehrenhaft gehandelt zu haben, ohne mich par force auf ein mir widriges und fremdes Terrain drängen zu lassen. Übrigens ist es ein höchst trauriges Schauspiel, ein so herrliches Talent so jämmerlich im Sumpfe auslackern zu sehen — den Torso eines Apolls im Morafte versunken! Wie viel edler, versöhnender und erhebender wäre es, wenn H. die großen, selbst auf seinem Sterbelager nicht ruhenden geistigen Kräfte zu einer letzten, seines Talentes würdigen Schöpfung zusammengerafft hätte, mit einem weihevollen Schwanengesange abschließend, statt mit dem zänkischen Gekreische des Sportvogels! Bewunderung seines herrlichen Talentes ließ mich einst H.s Bekanntschaft suchen, innige Theilnahme an seinem Leiden ließ mich an seinem Schmerzenlager ausharren, als Andere, verscheucht von der fortschreitenden sittlichen Zersetzung und Fäulnis, längst schon fern geblieben waren. Ich will meine Anodauer nicht beklagen, aber ich hätte mir gegenwärtig halten sollen, daß, wenn solch ein Götterbild in den Dr . . . stürzt, es ohne Kothbespritzung für die Umstehenden nicht abläuft

Streng thatsächlich sei hervorgehoben, daß die Differenz zwischen Heines und Grüns Behauptung keine allzu beträchtliche ist. Grün versichert, er habe sich bei Heine nur „nach der Art der Beziehungen Dessauers zu der Dame, deren er Dessauer so oft und gerne erwähnen gehört", erkundigt. Heine behauptet, er habe von Grün gehört, daß Dessauer sich der Gunst der Sand rühme. Grüns Wahrhaftigkeit steht außer Frage, jedoch auch Heine ist eine Lüge bisher niemals nachgewiesen worden, seine Wahrheitsliebe in allem Thatsächlichen steht ebenso außer Zweifel. Aber da liegt offenbar von keiner Seite eine Unwahrheit, sondern von Heines Seite ein naheliegendes Mißverständnis vor: er hat eben Grüns Frage: „Hat denn Dessauer mit der Sand ein Verhältniß gehabt? — er spricht so viel von ihr!" so verstanden, wie er es dann aussprach, und das ist um so begreiflicher, als es sich ja allerdings, wie Grün schreibt, um eine „erfundene Klatschgeschichte" handelte, aber um eine, die nicht Heine, sondern Dessauer selbst erfunden hatte, und als unzweifelhaft auch Andere Heine davon sprachen. Daß Heine selbst der Überzeugung war, Grün habe eine solche Äußerung gethan, wird vollends Niemand bezweifeln: hätte der gewiegte Polemiker sonst öffentlich gerade Grün als Gewährsmann genannt?! Andererseits wird nicht zu übersehen sein, daß dies unter

Digitized by Google

allen Umständen eine grobe Indiskretion Heines war. Der Gemütsstimmung Grüns sind auch Äußerungen zuzuschreiben, wie die über Heines Vereinsamung. Daß der Sterbende nur wenige Besucher mehr vorließ, war nur allzu begreiflich[27]).

Auf die weiteren Kämpfe zwischen Dessauer und Saphir sei hier nicht eingegangen; den Schluß bildete eine Gerichtsverhandlung. Nur eine, denn die Klage gegen das Freundenblatt wies das Gericht ab, weil es — seltsam, aber auch bezeichnend genug — Heines Brief nicht injuriös fand; hingegen mußte sich Saphir am 27. März 1856 vor dem Landesgericht verantworten. Seine Verteidigungsrede war wirkungsvoller, als es seine Angriffe gewesen, die Art, wie er das „Tugendzeugnis" der Sand besprach, von schlagendem Witz. Schlimmer noch traf den Kläger die Aussage Gustav Heines. Unter seinem Eide sagte dieser aus:

„Bevor die Oper „Aquila" des Herrn Dessauer aufgeführt wurde, kam derselbe zu mir und stellte sich mir als intimer Freund meines Bruders Heinrich Heine vor, worauf ich erwiderte: „Die Freunde meines Bruders sind auch die meinigen." Herr Dessauer bat mich nun demüthig um Nachsicht bezüglich seiner Oper."

Die Berichte über jene Verhandlung erwähnen nicht, daß Dessauer dagegen etwas eingewendet hatte. Und nun erwäge man die Thatsachen! Im Jahre 1843 erschien jener Artikel Heines gegen Dessauer in der „Allgemeinen Zeitung"; durch ein Jahrzehnt rächte sich Dessauer dafür durch die Erzählung von den Briefen, die er angeblich von Heine besitze, und 1853 hat er den Bruder Heines mit der Begründung, daß er ein intimer Freund des Dichters sei, um eine günstige Beurteilung seiner Oper! . . .

Über seinen letzten Besuch bei dem inzwischen (17. Februar 1856) verstorbenen Bruder sagte Gustav Heine aus:

„Ich fragte ihn: „Hast du nie von Dessauer Geld leihen wollen?" Er erwiderte: „Ich schwöre es dir als Sterbender, daß ich nie von Dessauer Geld leihen wollte, daß diese Behauptung eine Lüge ist."[28]) Als wir dann über den Brief des Grafen Auersperg sprachen, wiederholte er: „Ich bin ein Sterbender, heute kann und will ich keine Polemik mehr führen.""

Wohl dem Eindruck dieser Aussagen war es zuzuschreiben, daß Saphir mit einer Geldstrafe von 200 Gulden davonkam. Dessauer legte Berufung ein, und das Oberlandesgericht verurteilte Saphir zu sechs Wochen Arrest. Nun legte wieder Saphir Berufung ein und der oberste Gerichtshof milderte die Strafe auf eine Woche herab.

Neben diesem leidigen Handel dreht sich der Briefwechsel der Freunde im Jahre 1855 hauptsächlich um Grüns „Pfaffen vom Kahlenberg". Am 24. Oktober 1855 schreibt Frankl an Grün über die Dichtung, die er eben im Manuskript kennen gelernt:

Sie sind von jenen Poeten, mit denen man niemals fertig wird. Man ist jedesmal wieder überrascht und staunt, wie man diese oder jene Arabeske, Nische, Säule oder Bild, wie bei einem gothischen Dome, übersehen konnte.

In seiner Antwort vom 1. November 1855 erbat Grün eine nochmalige Durchsicht des Manuskripts:

Insbesondere möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Frage leiten: ob durch die von mir vorgeschlagenen (mit Strichen angedeuteten) Weglassungen nicht eine wohlthätige Kürzung und Abrundung des Ganzen erreicht würde? Ich möchte Sie bitten, was Sie an Formhärten, Unklarheiten u. dergl. vorfinden oder sonst bedenklich und unzulässig glauben, in alle Einzelnheiten mit Ihren Bleistrichen zu verfolgen.

Was Sie mir über Ihre Lesung des „Pfaffen" mittheilen, hat mir wohlgethan, obschon ich mir nicht verhehle, daß ein gewisser poetischer Reichthum, den Sie wohlwollend betonen, bei mir gerade zum künstlerischen Fehler wird. Es ist eben zu viel Arabesken- und Schnörkelwerk und die ursprünglichen Linien des Bauriſſes können, von Beiwerk überwuchert, nicht klar hervortreten. An Haus- und Zusammenhalt, an Concentration der sich zersplitternden Kräfte fehlt es! Die Erkenntnis des Fehlers ist der erste Schritt zur Besserung und so trachte ich, selbst bei schon in die Welt gesendeten Schriften, so gut es angeht, nachzubessern und zu vervollkommnen. Die kunstbewährte Einsicht gutmeinter Freunde aber ist es vor allem, die mein Vorhaben zu fördern, meine eigene Kritik zu ergänzen vermag. Und in diesem Sinne nehmen und gewähren Sie freundlich meine Bitte.

Es war für lange hinaus der letzte Brief. Im Februar 1856 sprachen sich die Freunde in Wien, einige Wochen darauf trat Frankl seine Reise nach Jerusalem an.

[27]) Vergl. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. Dritte Aufl. (Hamburg 1884.) II. 367.

[28]) In demselben Sinne äußert sich Heine in seinem, jedenfalls kurz vor seinem Tode geschriebenen Gedicht: „Der Wanzerich", das sich gleichfalls gegen Dessauer kehrt. („Letzte Gedichte und Gedanken", Hamburg 1869, 147 ff.; in den „Sämmtlichen Werken", herausgegeben von Elster II., 81 ff.) Es heißt da u. a.

Gemein und schmutzig, der Wanzerich,
Wie Wanzen pflegen, rächte er sich:
Er sagte, daß ihm der Zeisig grollte,
Weil er kein Geld ihm vorgen wollte.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Einige Sammlungen lyrischer Gedichte, die zu eingehender Besprechung keinen Anlaß bieten, seien hier kurz charakterisiert. — „Gedichte“ von Max Crone (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung). Triviale Gedanken in trivialer Form; einiges nur eben langweilig, vieles zugleich von unbewußter Komik, z. B.:

Es ward der Reichstag heimgesandt.
Und vor der Thür die Wachen steh'n;
Du, deutsches Volk, in deiner Hand,
Beruht des Reiches Wohlergeh'n.
Und wird vom Hader der Partei'n
Des Landes Ehre schier zerfetzt,
Du deutsches Herz, kann's möglich sein,
Daß auch der Wortschwall dich verhetzt?

Das mag genügen. Etwas tiefer noch stehen die „Charakteristiken und Erfahrungen“ die Marie Eichenberg unter dem Titel: „Vom Baume des Lebens“ (Berlin, Bibliographisches Bureau) gesammelt hat; hier ist das meiste lächerlich. Auch dieser Gemüs mag nur durch eine Probe zu unseren Lesern sprechen:

O sonnengold'ner Mai!
Durch dich genesen
Herzkranke Wesen,
Wem nicht ward beschieden ein dauerndes Glück,
Dem kommst du tröstend alljährlich zurück.

Auch in den „Gedichten“ von Robert Kothe (Dresden, Pierson) wird man vergeblich nach einer guten oder auch nur leidlichen Strophe suchen; was er kann, sind Lieder wie das folgende, „Unverhofft“ überschriebene:

Solch ein frisches, junges Leben
Sucht' ich oft und konnt's nicht finden,
Da ich aufgehört zu suchen,
Hab' ich plötzlich es gefunden.

Punktum. — A. Dannbacher, der Verfasser der im selben Verlage erschienenen „Epigramme und Gnomen“, ist weit höher zu stellen, als die traurige Trias, mit der wir uns eben beschäftigt haben; er hat nicht immer originelle, aber immer ganz kluge Einfälle, z. B.:

Zerrt in des Tages brausende Flut
Die Dichtung nicht hinein;
Der auf dem pfeilschnellen Strome ruht,
Der Mondstrahl soll sie sein.

Oder:

Menschenzorn, Gewitterwehen
Sieht man selten niedergehen
Ob dem Ort, wo sie entstehen.

Aber auch hier fehlt es an Trivialem und Geschmacklosem nicht, z. B.:

Der Dichter Mävius ist taub,
Die Augen, bald erblindet, rinnen,
Er riecht, er schmeckt, er fühlet kaum —
Und singt von Liebe, Lenz und „Sinnen“.

Ähnlich muß das Urteil über die „Gedichte eines Ungenannten“ (Norden, Hinr. Fischer Nachf.) lauten. Gleichfalls beileide kein ganzer Dichter, aber doch einer dem Empfinden nach; auch er mag, so gut er kann, selbst für sein Können und Nichtkönnen Zeugnis ablegen:

Lichtgrüne Funken schwolzen an den Blättern,
Und aufrecht stand, ein ganzes Heer von Wettern,
Der schlanke Buchenwald.
An seiner Krone flocht es rings von Sprossen,
Die Zweige streckten sich zu den Genossen
In schöner Wielgestalt.
So lebt, die von dem gleichen Samen stammen,
Ein Haus, ein Dorf, so lebt ein Volk zusammen,
Und hegt Verband und Halt.
Ich stieg empor. Der Schlag ward höher, weiter,
Und durch die Lücken goß sich groß und heiter
Der volle Tag herein.
Am Gipfel aber ragte frei und einsam
Ein starker Baum, gezaust, von Moos bewachsen,
Umstrahlt vom Sonnenschein.

Hingegen sind die Gedichte: „Aus schöner und banger Zeit“ von Gisela Lorinser (Wien, Ed. Hölzel) wieder nur Dilettanten-Poesie im unguten Sinn des Wortes; die Dame hält Verse, wie die folgenden für Poesie:

„Ich stand im Lenz des Lebens, dem Höchsten galt mein Sinn,
Voll idealen Strebens brach' meine Zeit ich hin. —
Es lächelten die Musen auch damals mir — wie heut',
Doch tief in meinem Busen, da keimte schweres Leid.“

Auch in den Gedichten von Franz Litterscheid „Erste Veilchen“ (Erfurt, Eduard Moos) haben wir kein einziges wirkliches Gedicht, geschweige denn ein gutes Gedicht gefunden; den Höhepunkt seines Könnens bedeuten etwa Strophen, wie die folgenden, die „Später Frühling“ überschrieben sind:

Thorheit nennt es die Welt,
Daß wir so lang' uns Treue wahrten,
Daß wir so spät
Ein eig'nes, sich'res Heim uns gründen.

Uns kränkt nicht dieser Hohn,
— Wir freuen uns des späten Glückes.
Der Welt Geschäft
War stets das Edle zu verkennen.

Immerhin ist uns dieser ernste Mann, dem nur eben leider bloß der Drang, nicht die Fähigkeit zum Schaffen in die Seele gepflanzt ist, lieber, als Herr Otto Krebs, der in seinen „Gedichten“ (Zürich, Verlags-Magazin) die unglaublichsten Banalitäten, auftischt. Man glaube uns dies ohne Mitteilung einer Probe; zu allem anderen Schlimmen ist Herr Krebs auch ein Dichter, der in der Regel lange Gedichte anfertigt.

— „Jucunda Juventus!“ betitelt Ernst Eckstein sein „neues humoristisches Liederbuch“ (Leipzig, Carl Reißner). Es enthält sehr verschiedene „Humore“, neben drastischen Gedichten im Stil der „Fliegenden Blätter“ — einigen sind wir auch dort begegnet — solche jenes feineren Humors, der nicht ein lautes Lachen, nur ein wehmütiges Lächeln über die Thorheiten der Welt erregen will, dann wieder Gedichte, die ihre komische Wirkung hauptsächlich durch die absonderliche Form erzielen wollen. Bei allem Respekt vor der seltenen Sprachkunst Ecksteins, wie sie die Gedichte der letzteren Art offenbaren, z. B. der „spondäische Kraftmucht-Hymnus“: „Die Arth-Rigi-Zahn-Rad-Bahn“, und ohne den drastischen Gedichten zu grollen, geben wir doch den Proben seineren Humors den Vorzug, und am besten hat uns sogar im ganzen Buche ein Gedicht — „Anonymität“ — gefallen, das eigentlich sehr ernst ist und nicht mehr unter den Begriff des Humoristischen fällt, auch wenn man ihm noch so weit abzugrenzen bereit wäre.

— „Biographisch-kritische Beiträge zur oesterreichischen Dialektlitteratur,“ Von Leopold Hörmann. (Dresden, E. Pierson's Verlag.) Ein anspruchsloses, mit vieler Liebe geschriebenes Büchlein, vermutlich eine Sammlung vorher zerstreut erschienener Aufsätze, die man sich gerne gefallen lassen mag, obgleich sie wohl der Liebe zu viel und der Kritik zu wenig bietet; der Autor, selbst ein Dialekt-Dichter von Frische, Humor und Gemüt, lobt seine Vorgänger und Mitstrebenden so kräftig und weiß dies Lob im ganzen so wenig zu nuancieren, daß weniger Liebe vielleicht für die Verbreitung dieser liebenswürdigen und noch viel zu wenig gewürdigten Dialekt-Litteratur mehr Erfolg gehabt hätte. Indes, das ist eine Schwäche, die, sofern es sich um bedeutende Dichter handelt, fast einer Tugend gleichkommt, und einige dieser Dichter sind wirklich bedeutend, so namentlich Franz Stelzhamer und Josef Misson, der Verfasser der bisher viel zu wenig gewürdigten Dichtung: „Da Naz“, eines Liedes aus dem niederoesterreichischen Bauernleben von unvergleichlicher Treue, Gemütstiefe und wahrhaft humoristischer Kraft. Der Dichter, ein armer Ordensbruder, der 1874 starb, fand leider so wenig Verständnis, daß er das Werk nicht beenden konnte; es ist seither immer bekannter geworden, aber noch immer viel zu wenig gewürdigt. Neben diesem Essay ist der Anhang: „Wie das Volk dichtet“ der lesenswerteste Abschnitt der Hörmannschen Arbeit; er bringt Proben von Vierzeilern, wie wir sie so hübsch und humorvoll nicht oft gelesen haben.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

(Fortſetzung.)

„Sie hat dem Sepp ſein Buch zerriſſen! Wart', Du Hex'!" rief einer der Größten, der rothaarige Naz.

„Glaub' es doch nicht," bat Cenz. „Sie fingen an, ſie hielten mich feſt, ſie verſpotteten mich. Da zerriß ich ihr Buch. Du weißt ja, wie ſie's immer machen. Wär' ich mal ein Bub, da ſollten ſie ſehn!"

„Na, hauen kannſt Du auch ſo, dabei kratzen und beißen!"

„Schämt Ihr Euch nicht!" rief Bernhard, „Ihr alle gegen ein Mädchen."

„Ein Mädchen!" höhnten ſie. „Eine wilde Katze! Sticht den Franzel mit Nadeln, beißt den Sepp in den Finger, ſpielt uns Schabernack, wo ſie kann. Wart' nur! wir zwingen Dich doch."

„Eine rechte Kunſt!" ſchalt Bernhard empört. „Fort mit Euch, ich werde es dem Vater ſagen, der ſoll Euch gehörig auf die Finger klopfen."

„Der Vater!" riefen ſie, „der thut uns nichts, der hat ſelbſt Angſt. Angſt vor uns, vor Tante Rebekka; die wird ſchon unſere Rache übernehmen!"

„Warum biſt Du auch ſo heftig, Cenz?" klagte Gabriele.

Sie glättete ihr das Haar, ſie trocknete ihr Geſicht mit einem Tüchlein.

Cenz ſtarrte entſetzt auf ihren zerriſſenen Rock.

„Sie wird mich wieder halb tot ſchlagen," jammerte ſie. „Ich geh' nicht mehr zurück, nie mehr, ich bleib' bei Dir."

„Du weißt ja, ich muß fort in die Stadt, lernen."

„Wenn Du fortgehſt, ſterbe ich," antwortete ſie.

Bernhard ſah mit Erſtaunen, welche feine Schönheit das Mädchen hatte, wie weich die blonden, üppigen Haare waren, die Gabriele flocht. Unter ihren Händen ſchien aus der Tollen eine Heilige zu werden, ſo andachtsvoll ſchlug das Mädchen nun die lichten blauen Augen zur Freundin auf.

„Bleib' bei mir!" bat ſie. „Oder nimm mich mit!"

„Ich kann ja nicht, Cenz."

„Ich gehöre Dir doch," bat ſie dringender. Niemand als Dir; kein Anderer hat mich lieb und ich auch Niemand als Dich."

„Vater und Mutter!"

„Vater und Mutter!" wiederholte ſie troſtlos. „Vor ihnen ſteht Tante Rebekka. Sie ſagt auch, ich wär' meinen Eltern ein ewiger Kummer."

Florian war herangekommen. Die widerwärtige Scene ſchien ausgelöſcht; er ſagte kein Wort davon, auch die Anderen ſchwiegen darüber. Gabriele und Cenz ſaßen friedlich neben dem kleinen Grab, umſpielt von einer freundlichen Sonne.

„Bernhard!" rief er erfreut, ihm beide Hände entgegenſtreckend, „aus welchem Jungbrunnen haſt Du getrunken? Du ſiehſt jünger aus als vor Jahren."

Bernhard konnte ihm das Kompliment nicht zurückgeben. Weißhaarig, zuſammengeſchrumpft wie ein Schatten ſeiner ſelbſt, ſtand Florian vor ihm.

„Sorgen ſind Gift für alle Menſchen, beſonders aber für Künſtler," ſagte er, Bernhards Gedanken erratend. „Ich hatte deren zu viel. Heut wollen wir ſie vergeſſen. Frau Bärbe ſchrieb mir wegen Gabrielens. Ich verliere ſie ungern, ſie war meine und meines Kindes letzte Lebensfreude. Nun, ich erfahr' es ja täglich, daß man zur Freude nicht hier iſt. Mit Stolz zeig' ich Dir, was ſie kann. Mehr als ich, Bernhard, ich habe nichts dazu gelernt."

Digitized by Google

„Das wird sich ändern, Florian. Wenn ich sie zurückbringe, machen wir ein Konzert und spielen Deine Sachen vor. Die Leute sollen erfahren, wer Du bist."

„Ein Nichts!" meinte er traurig. „Verwelkt in der Knospe wie so Viele. Willst Du nicht hineingehn?" wandte er sich dann ängstlich an die Tochter, offenbar war es ein Befehl Tante Rebekkas.

„Lenz muß heut dabei sein," bat Gabriele. „Sie gehört zu unserer Musik."

Die Kirche war weit und groß, bunt bemalt, an den Wänden Kränze und Tafeln. Durch die farbigen Fenster sprühte das Sonnenlicht in lustigen Funken.

Florian stieg mit den Mädchen hinauf zur Orgel.

Bernhard blieb unten; sein Gemüt war verstört, zwiespältig, bewegt. Wie verworren griffen die Menschenschicksale ineinander! Lina einst Florians Glück, jetzt sein Unglück. Lenz und Gabriele aneinander gekettet durch eine Liebe, die er trennen mußte. Ob es zum Glück war? Ein lichter Strahl schlich gerad' hindurch und blieb am Kreuz haften.

Den Kopf in die Hand gestützt, saß er da und hatte fast vergessen, daß er hier war, da setzte die Orgel mit mächtigen Tönen ein, mit den festen, sicheren Gängen einer Bachschen Fuge.

Kunstreich schlangen sie sich ineinander, bildeten wundervolle Formen, wie kristallisierte Schneeflocken, fragten, antworteten einander, bis sie sich sammelten, gleichsam verteinten zu gewaltigen Thoren, durch die zum Schluß mit brausender Macht der ganze Strom herrlicher Töne einzog.

Nach der Fuge der Klang einer Geige. Wie sympathisch berührte ihn der Ton, wie sänftigend durchzog dieses Abendlied seine aufgeregte Seele. Es war ein eigenartiger Klang. Er erkannte, daß Gabriele besaß, was echte Künstler kennzeichnet, eine Eigentümlichkeit. Nicht nur der selbstschaffende Künstler muß sie haben, auch derjenige, der uns Meisterwerke neu beleben soll. Schöpferisch muß seine Kraft sein, wenn sie wie Pygmalion dem toten Stein Leben einhauchen soll.

Schon im Ton lag es. Jeder war von ihrer Seele beseelt.

Er wollte hinauf, es ihr zu sagen; da hub wieder ein Stück an, ein Ave Maria.

Eine Engelstimme klang dazwischen. Konnte das Lenz sein? Herb und süß, als sänge ein Knabe.

Er stand auf; er blickte zur Orgel. Ja, da war sie neben Gabrielen. Und wie die Zwei miteinander musizierten, wurde ein Vorsatz in ihm fest. Trennen wollte er sie nicht. Beide sollten durch ihn glücklich werden.

Als alles schwieg, stand er noch immer in seligen Träumen.

Florian weckte ihn.

„Nicht wahr, das ist schön? Das ist auch meine Wonne. Einen Schmuck hat er meiner Lenz gegeben, darum könnten sie die Reichsten und Klügsten beneiden! Aber jetzt komm! Die Mädchen sind schon voraus, Lina wartet und Rebekka wird schelten."

„Du giebst mir das Mädchen mit!" rief Bernhard, „sie ist ja eine Perle, aber etwas Fassung braucht auch die schönste."

„Ich fürchte, es wird eine Täuschung sein," erwiderte er, „so sehr ich es ihr gönnte. Lenz kann nichts lernen. Sie singt nie nach Noten; sie kennt gar keine. Gabriele hat von Kindheit auf mit ihr gesungen, der singt sie nach."

„Ihr habt Euch nur nicht ordentlich Müh' mit ihr gegeben."

„Ich wohl," antwortete Florian, „aber ich habe keine Macht über ihr ungestümes Wesen. Das hat nur Gabriele, die kann alles mit ihr machen."

„Desto besser, dieser Schutzengel bleibt ihr ja zur Seite. Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich die Mädchen nicht zu trennen brauche."

Sie standen jetzt vor dem kleinen Haus. Florian zog ihn hinein.

„Zeig' nicht, wie elend Du Lina findest," flüsterte er ihm zu. „Rebekka liebt es nicht."

Nur mit Müh' erkannte Bernhard in dieser Ruine die einst so schöne, lebenslustige Frau. Mitleid und Jammer erfaßte ihn. Krankheit war das eigentliche Elend der Welt und was hatte er als Hülfe dafür, als Trost, als Linderung?!

Lenz kam hereingestürmt, sie warf sich mit solcher Gewalt auf die Mutter, daß Rebekka sie schelteud emporzog.

„Dummes Ding!" rief sie, „kannst Du nicht einmal begreifen, daß ein Kranker schwach ist?!"

„Laß sie doch!" bat Frau Lina, „es thut mir wohl."

„Bestärke sie nur noch in ihren Ungezogenheiten," fuhr die Tante fort. „Du wirst ja sehn, was daraus wird."

Digitized by Google

„Bernhard will sich ihrer annehmen!“ sagte Florian zaghaft. „Du sollst mit Gabriele in die Stadt, Cenz.“

Erst stand das Mädchen starr, dann brach es in ein solches Freudengeschrei aus, daß Frau Lina zusammenfuhr. Erblassend sagte sie:

„Cenz in die Stadt?! Ich kann es mir nicht recht denken. Willst Du denn fort von uns, Kind?“

„Ja! ja!“ rief sie. „Wie gern geh' ich mit Gabriele! Und was es dort für schöne Sachen giebt! Die Mädchen in der Schule erzählen davon. Ich bring' Dir tausenderlei mit, Mutter. Ach, ich bin so froh, so glücklich!“

Sie sprang im Zimmer umher. Erst als die Tante sie unsanft rüttelte, wurde sie ruhiger.

„Die wollen Sie Sich aufladen?“ fragte sie Bernhard. „Ich hielt Sie für klüger. Sie wissen doch Bescheid in der Welt. Mir kann's nur lieb sein, wenn sie hier fortkommt. Lina wird es zuletzt auch einsehen, daß es besser für sie ist.“

„Wenn es für das Kind besser ist!“ sagte die Kranke zweifelnd.

„Für die! Bei der ist es ganz gleichgültig, wo sie ist. Ich wußte, Cenz, daß Du keinen Kopf hast; jetzt weiß ich auch, Du hast kein Herz. Siehst Du, Lina, Dein Verzieh hat Dir nichts genutzt, sie geht von Dir, als wär's Spaß . . . Probir's nur außerhalb,“ fuhr sie scheltend fort, „probir's nur mit dem Vergnügen! An etwas anderes denkst Du ja doch nicht dabei. Marsch weg mit Dir, herzlose Dirn', ein steter Kummer warst Du den Eltern und wirst nun wohl nicht plötzlich Einem zur Freude werden.“

Cenz hatte sich zu Bernhard geschlichen und suchte seine Hand zu küssen.

„Nimm mich nur mit,“ schmeichelte sie, „ich bin nicht so dumm und schlimm, wie sie denkt. Ich kann etwas lernen, man muß nur gut zu mir sein, mich lieb haben.“

„Das wollen wir, Cenz!“ sagte Gabriele, das Mädchen an sich ziehend. „Du Onkel und ich, wir wollen Dir helfen.“

Florian hatte bis jetzt stumm in der Ecke gestanden.

„Vielleicht,“ sagte er jetzt aufatmend, „wird doch noch eine Künstlerin aus ihr, Bernhard. Irgendwo ist ja für Jeden die Welt mit Brettern vernagelt, bei ihr nur etwas früher. Und ihre Stimme ist doch so schön!“

III.

O, alte Heimat süß!

Der Abschied von der Heimat verlief sehr verschieden bei Gabriele und Cenz. Noch im letzten Augenblick schien es Gabrielen leid zu werden. Immer wieder küßte sie unter heißen Thränen die Mutter.

„Nimm Dich zusammen!“ brummte Gottlieb, dem auch die Thränen nah' waren, „es ist doch kein Abschied fürs Leben und geht ja nicht in den Tod. Hast Du es Dir nicht brennend gewünscht? Man muß wissen, was man will. Soll Onkel Bernhard etwa allein mit Cenz fahren? Nimm Dir an der ein Beispiel!“

„Das würde mir auch nicht gefallen,“ schluchzte Frau Bärbe. „Sie tollt um die arme Mutter herum, vor Freude, wegzukommen, daß es einer Fremden weh' thun muß. Rebekka gab ihr einen Schlag, wahrhaftig, den hatte sie verdient.“

Florian ging gedrückt herum.

„Sie wird schwer zu hüten sein, Bernhard,“ sagte er dem Freunde.

„Kunst und Fleiß sind ein großer Schutz; ich werde sie gleich an die Arbeit bringen.“

„Wenn Ihr sie nur dabei halten könnt,“ bemerkte der Vater seufzend, „ich kannt' es nicht, vielleicht war ich zu schwach und verzagt; um einen Andern zu stützen, muß man selbst Kraft haben.“ — —

. . . Sie sind in der Stadt. Wie das wogt und drängt und lärmt! Licht an Licht, tausend Farben, tausend Töne.

Cenz strahlt; nicht rasch genug kann sie den Kopf wenden, um alles zu sehn.

Gabriele drückt sich in die Ecke des Wagens, ihr ist bange. Fremd und unnatürlich erscheint ihr hier selbst der Mond, selbst Busch und Baum, die Kinder, die in prächtigen Kleidern steif neben ihren Bonnen einherstolzieren.

Ihr ist zu Mut wie unter einer Glasglocke. Ein Hauch vom Wald und Feldluft ihrer Heimat!

Sie ist sehr froh, als das Rasseln endlich aufhört und Frau Lustig den Beiden ihr Stübchen zeigt. Schlafen möchte sie, nur schlafen.

Cenz dagegen hat die Augen weit offen, am liebsten streifte sie noch mit Frau Lustig in der Stadt herum. Sie ist auch ganz bereit dazu, aber Herr Bernhard erlaubt es nicht.

Eine ganze Weile plagt sie Gabriele mit tausend Fragen. Endlich liegen sie im Bett.

Von drüben strahlt das grelle Licht der Gaslaterne herein. Es ist nicht auszuschließen,

Digitized by Google

Gabriele spürt es trotz der geschlossenen Augen. Eine Glocke nach der andern schlägt an, bald nah, bald fern, bald klingelt's, bald klopft's, bald bellt ein Hund oder die Katze miaut. Still wird es nie in der großen Stadt. Ihre Unruhe teilt sich den Seelen mit, die nicht daran gewöhnt sind, wie an den Lärm einer Mühle.

„Schläfst Du?" hat Cenz wohl zum zwanzigstenmal gefragt und die Antwort lautete immer: „Ich nicht! wie sollte ich!"

Da war sie zuletzt heraus aus dem Bett und hatte sich auf das Gabrielens gesetzt. Ihr goldenes Haar gestreift vom Licht, ihr schönes Gesicht erfüllt von Freude.

„Es ist herrlich hier!" flüsterte sie, „mir ist, als wär' ich im Paradies. Bist Du denn nicht auch glücklich?"

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, die dunklen Augen schwer aufschlagend, „ich fürchte, mein Glück ist schwerer zu finden, als Deins. Heut ist mir, als hätt' ich es zu Haus gelassen, als wäre es dort gewesen."

Am nächsten Tag sollte die Prüfung sein.

Ein Freund Bernhards war Direktor des Instituts, in welches die Mädchen kommen sollten. Einer, zu dem er auffah mit unbegrenztem Vertrauen, mit einer Verehrung, wie er sie sonst Keinem entgegenbrachte. Sollte er finden, Gabrielens Talent lohne nicht der Ausbildung, so wollte er sich darein fügen. Hatte der Freund nicht mit ihm alle Kämpfe eines Verzweifelnden durchgemacht? Hatte er ihm nicht das geistige Leben gerettet, als er matt und müde die Hände sinken ließ und gar nichts mehr thun wollte, weil er das Eine, Höchste nicht erreichen konnte?! Wie zart hatte er ihn zurückgeführt auf die Straße, die er noch gehen konnte, ihm gezeigt, daß auch dort noch Blumen wachsen, Früchte zu ernten seien. —

Es ist eine eigentümliche Sache mit den Prüfungen in der Kunst; oft scheint gerade die Tiefe der Begabung verhüllt, durch Nebenumstände, durch Charaktereigenschaften. Das Vertrauen in sich selbst, dessen man so sehr bedarf, verläßt gerade Den, der höhere Ansprüche an sich stellt.

Gabriele war matt und niedergeschlagen. Frau Luitgs zweideutiger Trost: „Wenn man auch schlecht geigt, so kann man doch ein sehr guter Mensch sein," half ihr nicht.

Cenz dagegen trillerte, spaßte, war besonders vergnügt. „Was gehn uns die Leute an?" erwiderte sie. „Wir kennen sie ja nicht!"

„Klugheit ist oft schlimmer daran als Einfalt," sagte Bernhard. „Wer Menschenfurcht hat, Gabriele, wird den Menschen nie sein Bestes bringen."

„Ich habe keine Furcht vor den Leuten," antwortete das Mädchen, „ich habe Furcht vor mir."

Die Menge, die dort versammelt war, all' die Schülerinnen, die vor ihr daran kamen, verwirrten sie immer mehr. Gedrückt saß sie in einer Ecke. Immer zitternder, eiskalt wurden ihre Hände. Weit fort hätte sie sein mögen, zu Haus. Preisgegeben fühlte sie sich wie ein kleiner Nachen auf großem Meer.

Weshalb hatte sie es gewagt? Weshalb? Aber auf diese Frage ihrer Seele fand sie nur die eine Antwort: „Ich konnte nicht anders."

Als Letzte kam sie daran. Die Lehrer ganz ermattet, ihre Ohren erfüllt von dem vielen mangelhaften Spiel. Ihr Schicksal sollte entschieden werden in dieser Hast, in dieser Eile, fortzukommen.

Wie im Traum erhob sie sich. Die eigene Geige klang ihr heut fremd, ihre Töne falsch, wie aus weiter Ferne. Mitten darin brach sie ab. Thränen traten ihr in die Augen, Hülfesuchend sah sie sich nach Bernhard um. Der blickte sie mit traurigen, erstaunten Augen an.

Es wurden noch einige Versuche angestellt, alle mißlangen. Umsonst versuchte der gütige Direktor, ihr aufzuhelfen.

„Es ist nichts," sagte er zu Bernhard. „Besser, sie studiert noch ein Weilchen und kommt dann wieder."

„Schick' mich lieber ganz nach Haus, Onkel Bernhard," flehte sie.

„Das beste wäre es vielleicht," antwortete er betrübt. „Sollte ich mich wirklich in Dir geirrt haben? Cenz kann ihr Gesinge lieber auch lassen."

Damit aber war das Mädchen durchaus nicht einverstanden; ihre Schönheit hatte ihr gleich Freunde gewonnen. Der eine der Lehrer saß schon am Klavier und wartete auf den ersten Ton. „Ich ängstige mich gar nicht," sagte sie, „ich freue mich!" Als ihre Stimme seraphgleich den Raum durchtönte, kehrte Mancher um, der schon die Thür in der Hand hatte. Man sammelte sich um die liebliche Erscheinung, lobte, pries ihre Ammut.

„Eine Engelsstimme!" sagte der Direktor. „Die mußt Du uns hier lassen, Bernhard!"

Als er Gabrielen betrübt daneben stehn sah, dauerte ihn das Mädchen.

„Ich werde dies Fräulein noch einmal allein

Digitized by Google

prüfen," sagte er, „und ihr dann einen Lehrer empfehlen. Vielleicht, daß wir sie im Frühjahr aufnehmen können."

Sie sah ihm dankbar in die gütigen Augen.

„Besser als heut kann ich wohl spielen," stammelte sie, „aber ich fürchte, Angst und Verlegenheit werde ich nie los."

„Dann freilich", war seine Antwort, „passen Sie nicht zur Künstlerin, Fräulein Gabriele. Wer sich nicht vergessen kann, wird immer eine Ecke finden, an der er sich stoßen muß und zusammenbrechen. Man soll dagegen arbeiten, denn es ist ein Charakterfehler, nicht eine Tugend, nicht Bescheidenheit, wie es Viele taufen. Echte Bescheidenheit ist der Demut verwandt und die ist stark und tapfer."

Trotzdessen es für Gabriele so beschämend verlaufen, fühlte sie sich kräftiger als zuvor. Feige wollte sie nie mehr sein. Er hatte recht, sie hatte nicht an das Stück, sie hatte an sich gedacht.

Gleich am nächsten Tage ging Bernhard mit ihr hin. Es war schon gegen Abend. Sein Freund öffnete ihnen selbst die Thür, er hatte die Geige in der Hand. „Ich übte grad'," sagte er, „mit dem Lernen wird man nie fertig. Das beste ist wohl, ich spiele Ihnen das Stück vor, welches Sie gestern versuchten. Durch mein Instrument kann ich mich weit besser verständlich machen, als durch Worte."

Es dämmerte. Wieder stand am Himmel der Mond und ein Stern. Diesmal der volle Mond und der Stern strahlte. Silberner Schein durchzog das Zimmer.

Er spielte auswendig.

Gabrielen war's, als ginge das Licht von seiner Geige aus. Licht, welches alles überflutete. Ihr schien, als hätte sie bis heut im Dunkeln gesessen. Wie öffnete sich diesen Tönen ihre Seele, als habe sie hier ihre Heimat gefunden, die Sprache, nach der sie sich gesehnt! Sie lauschte verloren, alles versank vor ihr, was kleinlich und ärmlich war, selbst die eigne Kunst, — nur hören, ihn hören.

Als er geendet, sah er lächelnd in ihr entzücktes, verklärtes Gesicht.

„Nicht wahr, Sie haben begriffen?"

„Wie soll ich Ihnen danken!" stammelte sie.

„Dank!" wiederholte er. „Ist das nicht Dank, wenn man sich versteht? Nun spielen Sie!"

„An mich hatte ich gar nicht mehr gedacht," sagte sie. „Was liegt an mir! Ich bin ja so glücklich, das Einer das ausspricht, was ich nur stottern kann. Hören möcht' ich, nur immer hören, in Ihrer Nähe bleiben, Sie verehren dürfen!"

„Und nichts thun! Nein, Fräulein Gabriele, was in meiner Nähe lebt, muß arbeiten. Wir werden Sie noch einmal prüfen. Nicht wahr, Bernhard? Wir beide!"

Gabriele nahm ihre Geige, sie wagte sich nicht wie damals an ein Meisterstück, sie spielte eine alte Volksmelodie.

Man konnte nicht viel daraus entnehmen. Er hörte aber genug. Ein Etwas, das in der Kunst immer die Hauptsache bleiben wird. Wie Duft und Gestalt einer Blume. Ist es auch keine Rose, doch ein Veilchen, ein Etwas, das eben blüht, wie nichts andres.

Er strich ihr sanft über das dunkle Haar.

„Sie haben eine reizende Seele in Ihrer Geige. Wir wollen ihr durch Arbeit auch einen reizenden Körper schaffen. Kommen Sie zu mir. Ich unterrichte Sie selbst." — (Fortsetzung folgt.)

Der Wachenheimer Trunk.

Herr Bonifaz von Beulow sprach
— Zu Limburg war er Abt —:
„Schon lang hab' ich in Wachenheim
Am Wein mich nicht erlabt.

Die Bauern liegen um Zins und Gült
Mit uns in argem Zwist;
Doch diesen Fall entscheide nicht
Ein trockener Jurist.

Wir reiten flachs gen Wachenheim;
Ich weiß ein gutes Haus,
Dort fechten mit den Bauern wir
Beim Wein die Fehde aus."

Zu Wachenheim Konvent und Abt
Zwei Tage lang schon zecht.
Die Bauern tranken unverzagt,
Gilt's ja ihr gutes Recht.

Doch als der dritte Abend kam,
Da senkte der Abt sein Haupt
Und sprach: „Ihr wackern Bäuerlein
Trinkt, wie ich nie geglaubt.

Die Mönche liegen unter dem Tisch
Dazu der Guardian;
Ich selber auch thu nimmer mit,
Frei seid ihr von nun an!"

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Zur Charakteristik Anastasius Grüns und L. A. Frankls.

Mit ungedruckten Briefen beider Dichter.

I.

Haben uns die Proben, die der laufende Band dieser Zeitschrift bisher aus dem Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl gebracht hat, mehr über Andere, als über sie selbst aufgeklärt, so darf der folgende Abschnitt als eine Selbstcharakteristik beider Dichter gelten. Die folgenden Briefe bringen sie uns menschlich nahe, und wahrlich, diese Bekanntschaft ist eine lohnende.

Wir haben zuletzt der Reise Frankls ins Heilige Land Erwähnung gethan. Von dem Plan dieser Reise hatte Frankl den Freund lange zuvor unterrichtet. Schon am 24. Oktober 1855 teilte er Grün mit, daß er demnächst nach Jerusalem reise, um daselbst eine Kinder-Bewahranstalt, welche Frau Herz, geb. von Lämel, mit 50 000 Gulden Konventionsmünze fundiert, ins Leben zu rufen, und gab dann folgende Einzelnheiten über seinen Reiseplan:

Ich schiffe mich in Triest auf die jonischen Inseln ein, komme nach Athen und sehe Griechenland; von da über Smyrna nach Constantinopel, wo ich beim Sultan den Ferman für die Stiftung auszuwirken habe — Nebenausflug über den Olymp nach Brussa. — Dann über Cypern und Rhodus nach Beirut. Ueber den Libanon — ich nannte mein letztes Buch prophetisch wohl so — nach Damaskus. Seiten-Ausflug an die Ruinen von Palmyra. Durch das ganze biblische Kanaan nach Jerusalem. Ueber den Jordan nach Jericho, Jaffa. Küstenfahrt nach Beirut. Durch die große Wüste nach Cairo, an die Pyramiden, über die Landenge von Suez aus rothe Meer. Als Ausruhungszeichen der Reise hoffe ich den Sinai zu besteigen. Alexandrien, Marseille, Paris, Wien!

Giebt's eine schönere Reise auf der Erde? Ich bin ganz glücklich.

Ich gebe Ihnen mit Absicht die ganze Tour an, weil ich wünsche, ja es fordere, daß Sie mir Aufträge, Wünsche mitgeben und mir ausdrücklich sagen, was und von wo ich Ihnen ein Erinnerungszeichen mitbringen darf?

In seinem Antwortschreiben aus Thurn am Hart (1. November 1855) sprach Grün seine „wärmste Theilnahme" an der Frankl zugeteilten Mission aus, „sowohl was deren edle, humanitäre Zwecke, als auch was die Ihnen eröffneten herrlichen Reiseaussichten betrifft. Ich rufe Ihnen schon jetzt ein herzliches Glück auf!"

Erst am 11. März 1856 — es waren mühselige Vorbereitungen für die Zwecke der Reise zu treffen — reiste Frankl von Wien ab[1]), über Triest nach Athen, von da nach Konstantinopel, hierauf unter genauer Einhaltung des oben skizzierten Plans durch Syrien nach Jerusalem, wo er am 28. Mai anlangte. Von dort aus schrieb er einige Wochen später — 21. Juni 1856 — an Grün:

Verehrter Freund!

Nicht, weil ich es Ihnen versprochen habe, schreibe ich Ihnen; aber es ist das egoistische Bedürfnis, mitten aus dem Barbarenthum heraus sich, wenn auch nur schriftlich und momentan, in die Kultur zu flüchten.

Wie gut und glücklich für die deutsche Literatur, daß Sie niemals in Jerusalem gewesen sind; wir hätten nimmermehr das schöne und reine Bild Ihrer „Fünf Ostern" erhalten.

Die Ruinen hier übertreffen alle Phantasie und ich sollte nicht überrascht sein, Eulen und wildes Gethier darin zu finden.

Dieses polnisch-russische Gesindel — sind das die Wächter Zions?

Diese am h. Grabe sich blutig schlagenden Christen — sind die die Hüter desselben?

Einer erscheint nur achtungswerth hier — der Mohammedaner, der glücklicher Weise die Polizei repräsentirt; sie würden sich sonst untereinander erschlagen.

Und wie St. Peter den Schlüssel des Himmels, hält der Türke hier den des h. Grabes fest. Es wäre in beiden Fällen sonst nicht auszuhalten.

Alles wird hier, wie in einem Raritätenkabinet, gedankenlos und ohne Weihe gezeigt und immer wieder muß ich den Inhalt der h. Bücher und der profanen mir gewaltsam gegenwärtig halten, um

[1]) Vergl. Frankls „Nach Jerusalem" (Leipzig, 1858) I. 21 ff.

Digitized by Google

den schönen Gedanken: Hier ist Welthistorischer und heiliger Boden — nicht zu verlieren.

Ich komme mir als Parodie des Propheten in der Löwengrube vor: Ein Poet, der in eine L . . . höhle geworfen ist.

Wäre Jerusalem nicht zerstört, es müßten jetzt alle Wetter des Herrn niederfahren und ein todtes Meer ausgießen, wie über Sodom und Gomorrha.

So viel Elend, Wahnsinn, Niedertracht, Dummheit ist in keiner Stadt der Erde wieder so massenhaft beisammen und doch! der tiefsinnerste Gedanke, der die Menschen aus aller Erde Enden hierher drängt, ist ein poetischer, schöner!

Wenn ich vor das Stadtthor komme und der Abend — wie wir eine solche Verklärung selbst in Rom und Neapel nicht sahen — über all die Ruinen, Gruppen und Kuppeln friedlich leuchtet, die hier eremitischen Palmen sich im Winde bewegen — da überkommt es mich wie Versöhnung. Der Anblick der Naturschönheit rettet mich für Momente selbst über den großen Schmerz, der mich nach meiner Rückkehr in meinem Hause erwartet[2]).

Eines ist traurig, daß ich nicht zugeben darf, daß Sie meine Schilderung etwa für übertrieben halten.

Meine Reise war bisher eine begünstigte. Ich sah Athen, Smyrna, Constpl., Beirut, ritt über den Libanon, schlief eine Nacht im Sonnentempel zu Balbek, hörte die Zedern — diese ewig grünen Pyramiden — über mir rauschen und schnitt einen Ast für Sie ab, den ich Ihnen als Spazierstock bearbeitet mitbringe. Ich verweilte 4 Tage in dem mährchenhaften Damaskus, im phantastischen Tripolis und machte bereits von hier einen Ausflug nach dem Jordan, aus todte Meer, nach St. Saba, Hebron und Bethlehem.

Noch hoffe ich Naplus, Nazaret, Tiberia und Zaphet und den Karmel zu begrüßen, ehe ich mich nach Egypten einschiffe. Egypten! Darf ich Sie an Ihr Gedicht: „die Pyramiden“ erinnern, das Sie mir freundlich zu schicken versprachen?

Welche Freude wäre mir bereitet, wenn ich in Alexandrien einen Brief von Ihnen vorfände. Er erreicht mich, wenn Sie nach Empfang dieser Zeilen gütig nicht zögern zu schreiben.

Es ist ein merkwürdiges neues Leben, das mich umdrängt, und alle Reisebeschreibung ist anders, als das Leben selbst. Ich hätte nur Eines gewünscht, meine Seele wäre noch grün; ich fürchte etwas zu spät hierher gekommen zu sein; doch soll das Erlebnis noch manchen Trieb, manche Knospe treiben.

Wie leben Sie selbst? Ist der Pfaffe schon druckbereit?

Besuchen Sie ein Bad? Oder ist Ihre Gesundheit dessen nicht bedürftig? Was ich herzlich wünsche.

Sehen Sie die Freunde Leitner, Tschabuschnigg[3]) Bitte sie zu grüßen und nehmen Sie selbst diese flüchtigen Zeilen als ein kleines Zeichen meiner Erinnerung, meiner steten Verehrung für Sie.

Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen und die mir so theure Theilnahme.

Frankl.

Meine hier zu lösende Aufgabe ist, trotz großen mir sehr bittern Widerstandes, ich hoffe, glücklich erfüllt. Die Einweihung der Anstalt findet Anfangs Juli statt.

Um die Tonart dieses Schreibens richtig zu beurteilen, muß man sich in Frankls Lage versetzen. Aus reinster Liebe zu seinen Glaubensgenossen hatte er sich der Begründung jener humanitären Anstalt in der Heiligen Stadt unterzogen und traf hierbei auf die größten, verbittertsten Schwierigkeiten von seiten Jener, für die er sich mühte. Er hat darüber in seinem Reisewerke eingehend berichtet[4]); hier nur so viel, daß der Aberglaube in der Anstalt eine Gefahr für den frommen Glauben erblickte. Doch gelang es Frankl, der Schwierigkeiten Herr zu werden; die Anstalt wurde begründet und besteht noch heute; als er im Herbst (über Ägypten) nach Wien zurückkehrte, durfte er sich sagen, seine mühevolle Mission erfüllt zu haben.

Zu Weihnachten 1856 sandte er an den Freund einige Geschenke aus dem Heiligen Lande mit folgendem Begleitschreiben:

Hochverehrter Freund!

Es trifft in diesem Jahre die Feier des Lichtanzündungs- oder Makabäerfestes mit der der Geburt Christi zusammen. Beide Feste ein Freiheitsfest eines geknechteten Volkes und vieler christlicher Völker auf Erden. Beide Freiheitsfeste gerächt, bei den Juden durch 1000jährige Schmach, bei den Christen durch eine dogmatisirende Kirche.

Die Freiheit ist eben nicht umsonst zu haben.

Doch das ist es nicht, was ich Ihnen zu sagen habe und was sich in einigen flüchtigen Gedanken erschöpfen ließe.

Ich feiere in meinem Sinne auch ein Lichtfest, indem ich an Ihren leuchtenden Weihnachtbaum einige Kleinigkeiten hänge, die ich eben aus dem Lande mitgebracht habe, wo jene heiligen Geschichten sich zutrugen, von denen ich im Beginn dieses Schreibens spreche.

[2]) Frankl's Gattin lag hoffnungslos darnieder; kurz nach seiner Heimkehr starb sie. Vgl. „Nach Jerusalem“ I. 21, II. 490.

[3]) Die Dichter Karl Gottfried Ritter von Leitner und Adolph Ritter von Tschabuschnigg. Beide lebten damals in Graz.

[4]) „Nach Jerusalem“ II. 30 ff.

Digitized by Google

Nehmen Sie denn einen Stab freundlich auf, den ich am Jordan abschnitt und dem ein Griff aus Olivenholz vom Ölberge mit der hebräischen Inschrift „Jeruscholaim 5616“ eingefügt ist.

Die Erde sammelte ich im Thale Josafat.

Die Juden glauben nur auf der gelobten Erde auferstehen zu können. Die Gebeine derer, die außerhalb derselben begraben werden, müssen unter Qualen durch die Erde sich Bahn brechen, bis sie im heiligen Lande angelangt sind. Wer nur ein Stäubchen Erde sich unters Haupt im Grabe legen läßt, der kann frischweg und wenn es in Preußen z. B. wäre, auferstehen!

Erde von Gräbern gewährt aber einen so traurigen Anblick, daß ich einige Blumen — freilich auch nur trockene, welke, wie der Glaube in Jerusalem — von heiligen Stätten dazu lege.

Weiter bringen wir's überhaupt nicht:

Welke Blumen auf Gräberstaub!

Sie haben mir die Gunst gewährt, Ihrer Frau Gemahlin einige Kleinigkeiten aus dem gelobten Lande verehren zu dürfen; ich bitte Sie demnach ihr die Blumen, den am h. Grabe geweihten Rosenkranz und die zu einem Schmuckbälter geformte Frucht einer Zeder des Libanons übergeben zu wollen.

Nie habe ich mich der Pilgerfreiheit, verehrten Frauen kleine Weihegeschenke von heiliger Erde mitbringen zu dürfen, mehr als jetzt gefreut.

Der grünen hieroglyphischen Gottheit aus Memphis bitte ich einen Platz auf Ihrem Schreibtische zu gönnen, vielleicht regt sich Ihre Phantasie zu gleich schönen Gedichten, wie eines Ihre „Mumie“ ist, an.

Sie sehen ich werde heute die elegischen und Gräbergedanken nicht los und so sei noch des schmerzlichen Verlustes gedacht, den wir durch den Tod Hammer-Purgstalls erlitten haben.

Indem ich Ihnen heitere Tage und frohe Schaffensfreudige Stimmung wünsche, wiederhole ich herzlich den Ausdruck meiner Verehrung für Sie.

Wien, 23. Dezember 1856.

Frankl.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Träume.

Da ich erwache in schwüler Nacht,
Halb nur war ich im Schlummer gelegen,
Fühl' ich ein Wildes, das mit mir wacht,
In dem pochenden Herzen sich regen.

Unrecht kann heut höhnend zum Sieg,
Ganz umsonst mein redliches Streiten,
Nun grollt weiter in mir der Krieg,
Grollt und läßt sich zur Ruh' nicht leiten.

Und in die heiße Woge Blut,
Immer vergeblich niedergekrilten,
Mischt sich mit einemmal die Flut
Alten Unrechts, heute gelitten.

Aller Wille, der heut erdrückt,
Alle Wahrheit, heut überlogen,
Alles Bewußtsein, heute zerstückt,
Alle Ehre, in Staub gezogen —

All das wogt und schäumt nun empor
Und überhocht in mächtigem Branden:
Fand es am Tage auch kein Ohr,
Jetzt im Traum ist es frei von Banden.

Und der Trotz aus den Herzen springt,
Die in Schweigen und Dulden pochten,
An die Decke des Himmels dringt
Jetzt das Dürnen der Unterjochten.

Drohend pulst durch die Welt der Drang,
Sichter, das Ziel einst zu erreichen,
Sei es auch mit dem Untergang
Jegliche Rechnung auszugleichen.

Durch die Nacht, ein grimmiger Hauf',
Stürzen die Träume wild zum Gefechte
Morgen wird's und die Sonne geht auf
Über Gerechte und Ungerechte.

Friedrich Adler.

Abschied.

Vor meinem Fenster draußen
Da blüht ein Rosenstrauch,
Er sendet so viel Wehmut
Herein mit seinem Hauch.

Lebt wohl, ihr schönen Rosen,
Ich muß in die Fremde gehn,
Weiß nicht, ob ich jemals wieder
Euch werde blühen sehn.

Gar manche eurer Schwestern
Hab' ich mir selig gepflücket
Und am Herzen meiner Liebsten
Mit meinen Küssen zerdrücket.

Doch Mancher wird nach der schönsten
Von euch, ihr Rosen, sehn,
Und es wird noch manche Liebe
Mit eurem Duft verwehn.

Camillo F. Jusan.

Digitized by Google

Die Berlinerin.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

Unsere Auguste.

Von **Georg Ebers.**

Auch ich soll mich über meine lieben Berliner Landsmänninnen äußern. Eine erfreuliche Aufgabe! Denn was hatt' ich ihnen in der Kindheit und Jugend nicht alles zu danken! Auch für mancherlei, was mir in jüngerer Zeit von ihnen zu teil wurde, bin ich erkenntlich. Denn so oft ich nach langer Abwesenheit in die Vaterstadt zurückkehrte, öffneten sich mir die Häuser, in denen ich früher als Freund verkehrt hatte, so lieb und zutraulich, als hätte der Zusammenhang mit ihnen nie eine Unterbrechung erfahren. Auch die Herzen waren die alten geblieben.

Eine gleiche Treue im Festhalten warmer Beziehungen begegnete mir in keiner anderen Stadt. Auch hörte ich hier viele Süddeutsche, die sich längere Zeit an der Spree aufgehalten und dort — oft nicht ganz leicht — Aufnahme in Berliner Familien gefunden, sich zu der gleichen Erfahrung bekennen. Vornehmlich der gütigen Gesinnung der Hausfrauen hatten sie wie ich so freundliche Erinnerungen zu danken, und für diese warmherzigen, lebensvollen Bielgetreuen ein „Frauenlob" zu werden, stände dem Dichter wohl an. —

Es kam mir auch in den Sinn, der hervorragenden Berlinerinnen zu gedenken, die sich teils durch Einwirkung auf bedeutende Männer, teils durch eigenes geistiges Schaffen in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in der vaterländischen Kultur- und Litteraturgeschichte einen Namen erwarben, — doch hält mich davon manches Bedenken zurück. Das „Geistreiche" muß als Signatur dieser Frauengruppe gelten, und wie eigenartige, in ihrer Weise hervorragende Erscheinungen sich auch unter ihr befunden, ist mir der Begriff „geistreich" doch so wenig sympathisch wie die Persönlichkeiten, die man in Berlin als „geistreich" bezeichnet. Eine erschöpfende Erklärung dieses wohl dort heimischen Wortes zu versuchen, ist hier nicht am Platze: es bezeichnet aber etwas ganz anderes als Reichtum an Geist. Den Frauen mag das Geistreichsein besser anstehen als den Männern, diejenigen aber, die es in der erwähnten Zeit selten mit weiblicher Anmut, doch zuweilen mit reifer Lebenserfahrung, mit scharfer Urteilskraft und glänzendem Witz zum Berufe erhoben, wünsche ich nicht zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen.

Viel besser sagt es mir zu, meinen Stoff derjenigen Bevölkerungsklasse der Reichshauptstadt zu entnehmen, in der man, statt geistreiche Frauen, solche mit gesundem Mutterwitz und zuverlässiger Tüchtigkeit findet. Auch sie sind mir vertraut, schon weil ich ein echtes und rechtes Berliner Kind bin. Das habe ich vor vielen Rittern der Feder, die sich an dieser Stelle über die Berlinerinnen äußern werden, voraus. Die meisten sind doch wohl anderwärts zu Hause und erwarben sich erst in reiferen Jahren das unbestreitbare Recht, sich „Berliner" zu nennen. Sie sind vielfach mit der reichshauptstädtischen Dame von heute, die ihnen täglich Modell steht, aufs beste bekannt, während ich, der ich seit länger als dreißig Jahren die Vaterstadt immer nur auf kurze Zeit besuche, mir nicht mehr getraue, ein zutreffendes Urteil über die moderne Berlinerin abzugeben.

Als ich den Geburtsort verließ, war er noch nicht die „Reichshauptstadt", und 1865 zählt noch nicht zum fin de siècle. Die Kindheit und die schönsten Jugendjahre verlebte ich indes in Berlin, und kein

*) Auch diese beiden Aufsätze sind, gleich den früher mitgeteilten von Karl Frenzel, Julius Rodenberg, Ernst Wichert, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch und Joh. Trojan, dem Manuskript des demnächst im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinenden, von U. Frank herausgegebenen, von Fr. Stahl illustrierten Buches „Die Berlinerin" entnommen — als Proben, die den freundlichen Leser zur Lektüre des Ganzen anregen sollen. Daneben bietet die Zusammenstellung der beiden obigen Aufsätze sicherlich auch Anregung zur Vergleichung, beide rühren von hervorragenden Dichtern her, die Berlin genau kennen, und doch geht der eine aus Moll, der andere aus Dur. Wer recht hat? Wir glauben: Beide, jeder von seinem Standpunkt und seinem Stoff nach. Vor Nachdruck sei auch diesmal im Auftrag des Verlags gewarnt. D. Red.

Digitized by Google

Eindruck, seine Erfahrung haftet tiefer, als diejenigen, die wir auf diesen Lebensstufen gewinnen.

Obwohl mir nun damals Berliner Frauen aus allen Lebensschichten begegneten und vielfach auch nahe kamen, möchte ich an dieser Stelle doch nur eine der Berlinerinnen ins Auge fassen, in deren Kreisen ich diejenigen Eigenschaften, die meinen Landsmänninnen den höchsten Wert verleihen: die tüchtige Gesinnung, das treue Festhalten, die opferwillige Vaterlandsliebe und den Mutterwitz, am glücklichsten ausgebildet fand.

Dieser Mutterwitz, der übrigens keineswegs allein dem Handwerkerstande in Berlin eignet, macht sich auch dem Fremden schnell bemerkbar und ist schon von Vielen scharf aufgefaßt und vortrefflich zur Darstellung gebracht worden.

Die anderen Vorzüge der Berlinerin blühen mehr im Verborgenen und entgehen leicht dem Blicke des zugewanderten Schriftstellers, der sich gewöhnlich in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft bewegt. Gerade darum scheinen sie mir aber besonders wert, aus dem kenschen Versteck, den sie lieben, hervorgezogen zu werden.

Ein Beispiel möge verdeutlichen, was mir bei diesen Lobsprüchen vorschwebt. Ich halte mich dabei treu an der Wahrheit. Selbst die Vornamen sind die rechten. Nur die Vatersnamen meinte ich ändern zu sollen.

Die Frau, der diese Zeilen gewidmet sind, blieb mir, bis das Haar auch mir ergraute, eine gute Bekannte. Wann unsere erste Begegnung stattfand, weiß ich nicht mehr, doch mischt sich ihr Bild in die frühsten Erinnerungen meiner Kindheit. Damals war sie „Hausmädchen“ bei uns und hieß Auguste. Ihren Vatersnamen kannte ich nie oder vergaß ihn. In der Jugend muß sie sehr hübsch gewesen sein. Sie war hoch gewachsen und noch als Frau in den Vierzigern eine stattliche Erscheinung.

Im Revolutionsjahr 1848 trat sie aus dem Dienst meiner Mutter, der es schwer fiel, sie ziehen zu lassen. Ein Tischlermeister, der ein eigenes Haus besaß und sich des besten Rufes erfreute, hatte sie, ich weiß nicht wo und wie, kennen gelernt und um sie geworben. Sie muß damals der Dreißig nahe, und Herr Lenz, ihr Verlobter, um etwa zehn Jahre älter gewesen sein; doch war er ein großer, wohlerhaltener Mann, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Gesichte.

Auch nicht das Geringste wäre an ihm auszusetzen gewesen, wenn sich ihm, dem früheren Grenadier vom Kaiser Franz-Regiment, nicht bei der Arbeit an der Hobelbank die linke Schulter höher als billig erhoben hätte, und wenn er nicht Witwer und Vater eines Kinderpärchens gewesen wäre.

Der körperliche Schaden des Freiers war leicht zu übersehen, die Aussicht, mit Stiefkindern die Ehe zu beginnen, bot für Auguste, statt sie abzuschrecken, besonderen Reiz. Als meine Mutter ihr vorhielt, daß sie damit nichts Leichtes auf sich nehme, entgegnete sie, sie freue sich beinahe mehr auf die Kinder als auf den Mann. „Die Hände zu rühren“, sagte sie, „bin ich nu mal gewohnt. Unser Quartier ist man klein, ohne Meechen (Dienstmädchen) will es der Lenz nich duhn, und da wüßt' ich ja gar nich, solang der Meister in der Werkstatt zu duhn hat, wofür ich jut bin, wenn die Kleinen nich wären. Die soll's schon bei mich an nichts fehlen; denn kinderlieb war ich immer und — Jotte doch! — sie sind ja man klein und bloß ihrer zwei.“

So wurde denn aus dem früheren Dienstmädchen eine Frau Tischlermeisterin und Hauswirtin.

Bald nach der Hochzeit sprach sie an einem Sonntag-Vormittag nach dem Kirchgange und mit dem neuen Gesangbuche in der Hand bei uns vor. Es ist mir, als sehe ich sie noch, wie sie als richtiger Besuch in einem schwarzseidenen Kleid und mit dem großen Umschlagtuch, das eine goldene Brosche unter dem Halse zusammenhielt, eingeführt wurde und das Ihre that, um die alte Unbefangenheit zu behaupten. Es gelang ihr auch bald; als aber die Mutter darauf bestand, bei ihrer Anrede „Frau Lenz“ zu verbleiben, bat sie dringend, es doch beim Alten zu lassen. „Sonst“, sagte sie, „käm' es mir immer vor, als hätt' ich was jedahn und als wär' ich für die Frau nich mehr die Auguste!“

Von uns Kindern ließ sie sich mit richtigem Takt willig Frau Lenz nennen, und wir blieben stets mit ihr in Verbindung, schon weil meine Mutter bei ihrem ersten und meine älteste Schwester bei ihrem zweiten Kinde Gevatter stehen mußten.

Wenn ich, nachdem ich Berlin verlassen, in den Ferien heimkehrte, versäumte ich selten, sie zu besuchen, und wurde dabei immer mit der nämlichen frischen Herzlichkeit empfangen. Ihrem Manne galt Jeder etwas, dem sie gut war, und seinem geduldigen Redestehen in der Werkstatt dank' ich es, wenn ich weiß, wie man Schränke herstellt, Kommoden und Särge.

Die Frau war nie in den Räumen zu finden, wo Meister und Gesellen die Hände rührten, denn Haus und Kinder nahmen ihre ganze Kraft in Anspruch. Zu dem Pärchen, mit dem sie die Ehe begonnen hatte, waren nach und nach noch vier andere Kleine gekommen, und trotzdem hielt sie die stattliche Zahl der eigenen Jungen und Mädchen nicht ab, ihnen noch ein anderes Kind beizugesellen. Allerdings war es ihr kein fremdes.

Der einzige „Anhang“, den sie nämlich nach dem Tode der Eltern in Berlin noch gehabt hatte, war eine Schwester gewesen, die als Witwe eines Wachtmeisters sich und ihr Töchterchen mit Nähen von Schlafröcken ernährte. Diese fleißige Frau war vor etlichen Monaten erkrankt, und Frau Lenz hatte sie und ihr Kind ins Haus genommen, und der Mann ihr gestattet, für die hinsterbende Schwester zu thun, was sie vermochte. Nach dem Tode der Schwägerin

Digitized by Google

hatte er stillschweigend den Sarg geliefert und das Begräbnis besorgt. Aber damit sollte es nicht genug sein; denn die Meisterin war am Sterbebette der Schwester zu dem Entschlusse gelangt, die verwaiste kleine Nichte in den eigenen Kinderkreis aufzunehmen.

In tiefer Trauer kam sie zu meiner Mutter, während ich gerade die Ferienzeit bei ihr verlebte. So war es mir vergönnt, zuzuhören, wie sie mit dem Entschlusse hervortrat, das „Minchen“ ihrer Schwester an Kindesstatt anzunehmen.

Die Mutter fand dies Vorhaben schön und löblich, fragte aber dennoch, ob sie bedacht, welche neue Verantwortlichkeit ihr dadurch erwüchse, und was Meister Lenz dazu sagte.

„Der Mann,“ entgegnete sie und nickte dazu bewegt mit dem Kopfe, „der hat immer nur die eine Rede: „Wenn Du es willst, wird es schon recht sein.“ Aber diesmal .... daß er's mir rundweg abgeschlagen hätte — beileibe! wie wir aber gestern zusammen vom Herrn Direktor zu Hause kamen, bei dem wir unseren Fritz zum Lernen hinjeben wollen, da saßen die janzen Jören jerade auf der Treppe zusammen un spielten Schule. Das Lieschen hatte dabei den kleinen Schorsch und die Martha das Wilhelmchen auf den Schoß und so jing es denn mit dem Beiseiterücken man langsam. Da guckte Lenz auf die andern hin und dann auf Minchen, und was ihm dabei ans den Augen sprach, das sagte soviel wie: „Mit dem halben Dutzend da wär' es doch wohl genug!“ Wie sacht er auch tritt, ich hör' ihn doch lansen. Da klopfte ich denn gestern abend, wie wir still allein waren, auf dem Busch, und als er un wieder mit dem ollen „Wie Du's bestimmst“ herankam, da bestand ich fest auf ein richtiges „Gut denn“ oder „Lassen wir's bleiben“. Nu kam er denn auch mit allerlei Bedenken hervor, doch recht ernst war es ihm damit jar nich; denn als ich ihm unter die Augen hielt, was alles aus dem verlassenen Wurm im Waisenhaus oder wo sonst unter fremden Leuten werden konnte und darauf bestand, daß, wo man für sechs kocht, mit Gottes Segen auch sieben nicht zu hungern brauchen, da wurde er janz wild und verlangte zu hören, wovor ich ihn denn hielte? Von Anfang an hätte er janz und jar nichts gegen die Annahme jehabt, aber wozu wäre man denn verheiratet, wenn man sich einander nicht auch die Sorgen anvertrauen wollte, die Einen drücken. Das Minchen wäre ein artiges kleines Ding, und die Andern könnten nur Jutes von ihr lernen. Wer ihm zutraute, mein leibliches Schwesterkind verkommen zu lassen, dem wollte er's zeigen.

Damit war es denn jut, und wie er heute früh Meister Schering von der Annahme erzählte, sprach er selbst von dem Tisch, an dem sieben Mäuler so gut satt würden wie sechse. Das Kind bleibt also bei uns, und ich möchte nur von der Frau noch hören, ob wir die Annahme gerichtlich machen, oder es so hingehen lassen sollen.“

Wie der Rat der Mutter ausfiel, vergaß ich, doch nach einer Reihe von Jahren erzählte mir ein uns nahestehender Rechtsanwalt und Notar, der Frau Lenz als „Auguste“ in unserem Hause kennen gelernt hatte und jetzt deren Manne als Sachwalter diente, von dem Testament dieser wackeren Frau. Sie hatte den Meister veranlaßt, alle Kinder mit Einschluß der angenommenen Nichte gleichzustellen. So gehöre es sich, weil der Mann und sie alle sieben gleich lieb hätten und die Kinder, gottlob, so geraten wären, daß keins dem andern seinen Teil mißgönnte.

Es handelte sich dabei um ein gar nicht unbeträchtliches Vermögen, und Frau Lenz hatte für seine Vermehrung das Ihre gethan. Ihr Haus lag nämlich in einer der Parallelstraßen von „Unter den Linden“, zwischen dieser berühmten Straße und der Spree, und war von der Universität aus leicht zu erreichen. Die beiden Etagen, deren die Familie und die Tischlerei nicht selbst bedurften, ließen sich am vorteilhaftesten vermieten, wenn man sie in möblierte Zimmer zerlegte — und Frau Lenz stellte sich an die Spitze dieses Unternehmens. Ihr thatkräftiges und frisches Wesen eignete sich auch so gut für dergleichen, daß das Lenzsche Haus zu einer der beliebtesten Studentenherbergen wurde. Viele Zimmer waren schon lange, bevor sie leer wurden, von künftigen Mietern belegt. Sie hatte darum die Wahl, und ihr kluger Kopf und ihr heller, von Erfahrung geschärfter Blick halfen ihr die rechte treffen. Wäre es hier am Platze, könnte ich einige der von ihr selbst gefundenen, höchst eigenartigen Unterscheidungsmerkmale wiedergeben, die ihr bestanden, die ründigen von den gesunden Schafen zu unterscheiden.

Studenten, junge Doktoren, Referendare und Lieutenants waren fast alle ihre Mieter. Mitgliedern des schönen Geschlechts versagte sie unweigerlich die Aufnahme, und kamen ihren ausblühenden oder erwachsenen hübschen Töchtern gestattete sie, als „filia hospitalis“ sich um die Bedienung der Mieter zu kümmern. „Lieber eine Hülfe mehr bezahlen,“ sagte sie, „als Verdruß mit den Kindern erleben.“ Morgens unterzog sie sich der schwersten Arbeit und verrichtete mancherlei selbst, dem andere Frauen in ihrer Lebenslage weit aus dem Wege gingen.

Einmal — es war während der Abwesenheit vieler Mieter in den akademischen Ferien — fand ich die stattliche Meisterin, die schon zu einer nicht unbeträchtlichen Körperfülle gelangt war, sogar, höchst sonderbar angethan und mit einem Tuche um den Kopf, auf einer Leiter stehend und ein Zimmer tapezierend.

Bei meinem Erscheinen erschrak sie ein wenig, doch rechtfertigte sie ihre Thätigkeit schnell mit einem dem Schillerschen „Die Art im Haus erspart den Zimmermann“ verwandten Satze und mit der Bemerkung: „Wenn es Sie Spaß macht, Herr Schorsch, so können Sie mir auch beim Malen bewundern.“

Digitized by Google

Wie sie sonst die Pflichten als Wirtin auffaßte, erfuhr ich von einem Offizier, dem Sohne einer uns befreundeten Witwe, der infolge unserer Empfehlung zum Mietsmanne Augustens geworden war.

Was ich hier mitteile, entspricht genau dem wirklichen Hergang. Es wurde mir erst viele Jahre nach seinem Abschlusse anvertraut und immer noch mit dankbarer Rührung.

Der Herr Lieutenant war tief in Schulden geraten, und als ihn ein besonders lästiger Gläubiger bedrängte, versuchte er bei Frau Lenz eine Anleihe zu machen. Damit kam er nun an die Unrechte, denn die Meisterin verlieh keinen Groschen; und doch sollte er die Stunde segnen, in der er sich an sie gewendet hatte, denn sie nahm sich der Sache des jungen Mietsmannes mit der ihr eigenen thatkräftigen Wärme an und rettete ihn vor dem drohenden Verderben. Wie dies im Einzelnen geschah, vergaß ich. Nur zweierlei ist mir im Gedächtnis geblieben. Erstens veranlaßte sie nämlich den Meister, mit dem Halsabschneider, dem der Offizier in die Klauen gefallen war, abzurechnen und dabei eine zehnmal größere Summe aufs Spiel zu setzen, als der Mietsmann ihr hatte abborgen wollen; zweitens aber stärkte sie ihm den Mut, sich seiner Mutter, die auf dem Lande wohnte, anzuvertrauen. Dabei bediente sie sich des entscheidenden Wortes: „Lassen Sie Sich nur gefallen, daß die Frau Mama Ihnen einen bitterbösen Brief schreibt und ärgerlich in den Beutel greift; denn machen Sie so fort, wird es bei Ihnen zu Hause später heißen: „Mein Gott, woher es nehmen?“ und es fließt blutige Thränen zu trocknen.“

So ungefähr hatte die Warnung gelautet. Sie war auf guten Boden gefallen und erhielt einen Mann seinem Stande, der dem Vaterlande später große Dienste leisten und dafür durch eine glänzende Laufbahn belohnt werden sollte.

Aber der schlichten Frau Tischlermeisterin hat das Vaterland auch in anderer Weise erkenntlich zu sein; denn ihr Ältester, ihr Fritz, folgte 1870 seinem Rufe und ließ vor Metz das junge Leben. Er war ihr Stolz und ihre Freude gewesen, denn bevor er dem Rufe zu den Waffen folgte, hatte er das Baumeister-Examen bestanden. Wie mag das Mutterherz geblutet haben, als der Mann die Zeitung mit der „Gefallenenliste“ hochhob und mit dem Finger auf dem verhängnisvollen Worte laut aufjammerte: „Da! — Himmel, Alte! Da! auch unser Fritz!“ und dann das Blatt fallen ließ, die Hände vor das Gesicht schlug und in den Lehnstuhl zurücksank.

Solchem Leid gegenüber war es schwer, ein Trostwort zu finden. Nach dem Einzug der siegreichen Truppen in Berlin suchte ich sie — es sollte das letzte Mal sein, daß ich ihr in das gute Gesicht sah — dennoch auf. Als ich sie verließ, wußte ich, daß diese einfache Berliner Frau zu den Großen ihres Geschlechts gehörte.

Mit dem Lobe des gefallenen jungen Helden, dessen Inneres und Äußeres ihn so recht zum Liebling einer Mutter machte, hatte ich von ihm zu reden begonnen; sie aber war mir stumm, doch mit manchem beistimmenden Kopfnicken gefolgt. Als ich schwieg, fuhr sie mit dem Tuch über die feuchten Augen und sagte: „Der Lenz kann es gar nich verwinden, und red' ich ihm jut zu, heißt es immer: „Daß es jrade den Fritz treffen mußte!“ Da hab ich denn schön sagen, die andern wären ja och jut. Das sind sie, jewiß; — der Fritz aber — wie der jewesen is und was er zu werden versprach, das steht auf einem andern Brette! Für mich, die ich ihre Mutter bin, waren sie alle jleich; wenn aber der Lenz sagt, er is unser Bester jewesen, so widerspricht ihm wohl Keiner. Er war's och, und ick — ick halte daran fest, und jrade darum murre und klage ick nich. Wat da in Frankreich verrichtet wurde, dat konnten eben och nur die Besten besorgen. Für das Vaterland und für unseren ollen Kaiser Wilhelm, der ja selbst einen Fritz, un noch dazu seinen einzijen, ins Feuer schickte, is och der Beste jerade jut genug. Dat is mich der liebste Trost; un un och der Lenz läßt schon wieder mit sich reden, seit auch ihm aufjeht, daß wir un erst recht stolz sein dürfen auf unseren braven Jungen!“

Frau Auguste ist wenige Jahre später gestorben. Ihre tüchtige, treue, dem Nützlichen zugewandte Weise lebt aber auch in der jüngeren Generation ihrer Geschlechts- und Standesgenossen fort.

Ideale Bestrebungen finden nur engen Raum in ihrem arbeitsvollen Leben. Eins aber ist den meisten eigen: die opferwillige Liebe für König und Vaterland. Laßt den Feind wieder unsere Grenzen bedrohen, und auch diejenigen, deren Männer von den socialdemokratischen Lehren bessere Zeiten erwarten, werden ihre Söhne zur Verteidigung des Vaterlandes willig ins Feld schicken — und auch die besten. Die Berliner Jungen — von vielen Offizieren hörte ich es rühmen — stehen im Feld allen anderen voran an Schwung und Frische, sowie an heiterer Laune auch unter den schwierigsten Umständen. Die gutmütigen Scherze und drolligen Einfälle des Berliners kommen auch den anderen Kameraden zu gute. Dazu ist Denen, denen an der Wahlurne der Volksvertreter schwer freisinnig genug sein kann, eine Liebe für das Vaterland und das hohenzollernsche Fürstenhaus eigen, die sich leicht bis zu feurigem Enthusiasmus steigert. Fragen wir aber, wem sie diese glücklichen Gaben verdanken, muß die Antwort lauten: Den schlichten, tüchtigen, warmherzigen, heiteren Frauen, deren wackere Gesinnung und treffenden Witz sie erbten: den Berliner Müttern.

Digitized by Google

Die musterhafte Hausfrau.

Von **Ernst von Wolzogen.**

Berlin liegt eigentlich doch der russischen Grenze bedenklich nahe. Wenn man sich nicht aus der Betrachtung der Karte davon überzeugen könnte, so müßte man es unter anderm aus dem Umstande schließen, daß, wenigstens bis vor ganz kurzem, selbst in üppig ausgestatteten Herrschaftshäusern noch wahre Hundelöcher als Schlafräume für die Dienstboten vorgesehen waren. Übrigens liegt ja die Polackei noch viel näher, wo das dienende Volk durch Handkuß, Kniks und Kniemarmung noch sichtbarlich beweist, daß die Erinnerung an die Zeiten der Leibeigenschaft noch immer in seiner Seele mächtig ist, und wo die gnädigen Herren bis auf den heutigen Tag recht munter prügeln sollen. Die Nähe des großen Slavenreiches, die starke Mischung mit slavischem Blut in dem Preußenvolke östlich der Elbe, müssen wohl die Ursache sein, daß in diesen ostelbischen Provinzen das Herrengefühl der herrschenden Klassen so ganz besonders stark entwickelt ist. Die berüchtigte Schneidigkeit preußischer Junker, Gardelieutenants und Assessoren dürfte zum guten Teil auf Rechnung der slavischen Erbschaft kommen, gestützt und gehoben durch die Eigenart des modernen Berlinertums, jene allzu parvenuhaft-aufdringlich zur Schau getragene Einbildung, alles besser zu wissen als andere Leute. Die Hauptvoraussetzung der Schneidigkeit ist die tiefe Überzeugung von der Minderwertigkeit der übrigen Menschheit. Der dienende Mensch besonders ist für diese Herrenmaturen ein Hund, von Natur faul, dumm, tückisch und gefräßig, ein Hund, vor dem man immer auf der Hut sein muß, wenn er auch feige ist und sich beim Anblick der Peitsche ängstlich verkriecht. — Anmutig ist diese Schneidigkeit gewiß niemals, aber sie ist doch beim starken Geschlechte nicht selten mit wirklicher männlicher Tüchtigkeit, mit Achtung gebietender Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue verbunden. Wie aber, wenn die Schneidigkeit im Busen einer Dame wohnt?

Meine Herren! ich frage Sie alle, die Sie westlich der Elbe und südlich des Mains zu Hause sind: kennen Sie das Ideal einer musterhaften Hausfrau, so wie es die jüngste Weltstadt herausgebildet hat? Wenn nicht, dann seien Sie froh, denn ich kann nur sagen: hu, brrrr! Der schneidigste Assessor, selbst wenn er in Deutschafrika in die Schule gegangen sein sollte, ist ein mildes Lamm, ein Juwel von Menschenliebe und Nachsicht im Vergleich zu der musterhaften Hausfrau, deren Berlin sich rühmt. Meine Herren, ich wende mich an Sie, weil ich Ihres starken Schutzes vielleicht dringend bedürfen werde, wenn die gekränkten Musterhausfrauen sich gegen den bösen Verleumder wenden sollten. Aber ich verleumde nicht, ich nehme alles, was ich zu sagen gedenke, auf meinen Diensteid als Menschenbeobachter von Profession.

Ich kenne die musterhafte Berliner Hausfrau in zahlreichen Exemplaren, in verschiedenen Schattierungen, von der Gattin des kleinen Beamten, mit nur einem halbwüchsigen Dienstmädchen, bis zur Leiterin des reichen Haushaltes im großen Zuschnitt, ich kenne junge und alte, ich kenne sie daheim und auf Reisen.

Im Auslande ist die Species auch mindergeübten Augen leicht erkennbar. Statt des Ah! und Oh! genußfreudiger Seelen hört man von diesen unglücklichen Reisenden nur Uh! und Äh!, Püh! und Pfui! Lauter Anzeichen des Mißtrauens, der Geringschätzung, der Verachtung und des Ekels. Sie reisen nicht von einem Land, sondern nur von einem Hotel ins andere. Die Hotels sind der Gegenstand ihrer beständigen Entrüstung und gerade darum auch der Gegenstand ihres einzigen Interesses. Wohl können sich diese Damen nirgends fühlen, weil sie nirgends etwas zu befehlen haben. Die Vergleichung fremder Haushaltungen mit ihrer eigenen und die selbstverständliche Mißbilligung der ersteren ist fast ihre einzige Beschäftigung auf Reisen. Sobald sie ein Hotelzimmer betreten, schnüffeln sie darin herum und sagen Püh!, denn selbstverständlich ist die Luft darin verdorben. Dann fahren sie mit den Fingern über die polierten Möbel und reiben dem Gatten triumphierend den entdeckten Staub unter die Nase. Dann untersuchen sie peinlichst das Geschirr und klingeln entrüstet nach dem Zimmermädchen. Inzwischen wird das Bett aufgedeckt und auf Sauberkeit und Härtegrad geprüft; auszusetzen ist immer etwas; meistens aber wird die entrüstete Dame tiefgekränkt ausrufen: „Da lege ich mich nicht hinein!“ Beim Speisen im Restaurant kann man beobachten, daß besagte Species niemals die dem Lande eigentümlichen Gerichte oder besonderen Feinheiten genießt, sondern vielmehr überall, nach langer, peinvoller Überlegung, mittags Kalbskotelette und abends Rührei mit Schinken bestellt, weil diese ihr die einzigen Speisen dünken, welche von diesen niederträchtigen ausländischen Köchen nicht so leicht zu vergiften und zu vermanschen seien. Zur Nacht leuchtet sie sorgfältig in den Kleiderschrank, in alle Winkel und unter das Bett — in welches sie sich nie legen wird —, schließt das Thürschloß zweimal herum und riegelt obendrein noch zu; denn sie hält jedes Gasthaus selbstverständlich für eine Diebshöhle und Mördergrube. Selbst wenn sie wie ein Bär geschlafen und wie ein Sägewerk geschnarcht hat, erklärt sie am andern Morgen mit Leidensmiene dem Gatten, sie habe kein Auge zuthun können, es wimmle gewiß alles von Ungeziefer, dreimal habe sie Licht gemacht, weil was gekrochelt habe — entweder waren es Ratten, oder es hat Einer am Schloß probiert — — und dann lege sie sich überhaupt nie mehr zwischen zwei Bezüge, zwischen denen sich in der Nacht vorher wer weiß was für Schmutzfiane, oder Cholerakranke herumgewälzt hätten! Das einzige reine Vergnügen, welches diese Dame auf Reisen zu genießen versteht, das ist die Aussprache mit Landsc-

Digitized by Google

männinnen, mit gleichgestimmten Seelen, die gleichfalls für Muster ihrer Gattung gelten wollen.

Der unvorsichtige Gatte, der solch eine Musterhaushfrau mit auf Reisen nahm, thut das freiwillig sicher nicht zum zweitenmal, denn es giebt ohne Zweifel angenehmere Reisebegleiter als diese Meisterinnen in der Kunst des Verkehrens, und es dürften wohl nicht besonders viele Männer sich finden lassen, die es für reizvoll oder gewinnbringend erklärten, unterwegs fortwährend darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie doch zu Hause alles so sehr viel besser sei, wie die Menschheit nirgendwo anders auch nur den leisesten Begriff von Ordnung, Reinlichkeit und wohlbekömmlicher Kochkunst habe. Ich möchte übrigens behaupten, daß die ganz echten und völlig ausgebildeten Mustereremplare der Berliner Hausfrau überhaupt nicht auf Reisen gehen, denn solche pflegen sich für derartig unentbehrlich zu halten, daß sie den Zusammenbruch aller Ordnung, den Ruin der Familie unabwendbar glauben, sobald sie den Fuß aus ihrem Hause setzen. Nur das Machtgebot eines strengen Arztes, die Sorge um ihr liebes Leben, das sie sich für ihre teuren Angehörigen erhalten müsse, vermag vielleicht einmal eine solche Dame zu einer Badereise zu bestimmen.

Und wie sieht denn nun das häusliche Paradiesgärtlein aus, in das das Musterregiment einer Berliner Hausfrau ihre Etagenwohnung in der Mietskaserne verwandelt? Blitzsauber ist es allezeit im Paradies, das muß wahr sein; nicht einmal ein unschuldiges Stäubchen wird darin geduldet, viel weniger gröberer Unrat, oder gar unnützes und schädliches Gezieser; der Tisch ist auch immer zur rechten Zeit gedeckt für die Hungrigen, und eine Ordnung herrscht überhaupt darin, wie man sie sich im idealsten Polizeistaat nicht besser vorstellen kann. In einer Beziehung wird sogar der sagenhafte Garten Eden von dem Paradies der Berliner Hausfrau noch übertroffen, indem nämlich der Engel mit dem Schwert, der die Hinausweisung besorgt, bei weitem häufiger als dort in Thätigkeit tritt — nämlich so oft eine schlimme Magd über die Schwelle gejagt wird, sei es nun, weil sie nach altem Evabrauch von verbotenem Obst genascht, oder andere schwere Sündenschuld auf sich geladen hat.

Die Stimme des Herrn ertönt selten in diesem Paradiese, aber die Stimme der Frau vernimmt man vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, denn sie ist ruhelos wie das böse Gewissen. Wenn schon das Organ der Berlinerin im allgemeinen nur selten lieblich zu nennen ist, so wirkt eine lange und mit Eifer betriebene Hausfrauenthätigkeit noch ganz besonders verderblich darauf ein. Der Hausherr, der in einem wohlgeordneten Haushalt immer später aufzustehen pflegt als die Hausfrau, wird häufig genug durch die liebliche Zweistimmigkeit eines scharfen Morgendisputs zwischen Gattin und Dienstmädchen aus dem Schlafe geweckt. Es ist ein fortwährendes Hin- und Hervoltigieren über die Bruchstelle in der Stimme, ein höchst aufregendes Parlandogejodel und, wie gesagt, allemal zweistimmig, denn Keines läßt das Andere ausreden. Selbst wenn die Herrin das Mädchen auffordert eine Erklärung abzugeben oder sich zu vertheidigen, so fühlt sie sich dadurch auch noch nicht eine Minute lang zum Zuhören verpflichtet, sondern setzt vielmehr in allerkürzester Pause piú forte wieder ein, denn es steht bei ihr von vornherein fest, daß die Unthaten eines Dienstmädchens sich niemals entschuldigen lassen. Es giebt überhaupt kein Dienstmädchen, welches den Ansprüchen einer solchen Musterhaushfrau auch nur einigermaßen zu genügen vermöchte: dumm, faul, gefräßig, schadenfroh, flatschsüchtig, frech sind sie alle und selbst der Ehrlichkeit kann man sich nie versichert halten, und als ein Glück ist es zu betrachten, wenn sie nicht obendrein noch liederlich sind. Nur wenn der Zufall einmal unserer Musterhausfrau ein Wesen ins Haus führt, dem selber die höchsten Hausfrauenqualitäten angeboren sind, dem die schaffende Unrast im Blute sitzt und der Scheuertenfel im Genick — nur dann kann vielleicht einmal eine Harmonie für längere Zeit bestehen; doch auch in diesem seltenen Falle dürfte das Glück der Herrin nicht immer gemacht sein; denn wo das Schimpfbedürfnis einmal vorhanden, das Sichärgern eine Gewohnheit geworden und das Tadeln zu einer Kunst ausgebildet ist, da kann durch die mangelnde Gelegenheit zur Bethätigung so schöner Eigenschaften an Leib und Seele Schaden angerichtet werden.

Gute Dienstboten haben immer nur einzelne Herren und mäßige Hausfrauen, das heißt solche, die nicht „in allen Dingen gar so genau“ sind und den Dienstboten zumächst einmal als einen Menschen behandeln und ihm Vertrauen erweisen, solange er sich dessen nicht unwürdig gezeigt. Wenn die Musterhausfrau unglücklicherweise nicht über eine gute Gesundheit und genügende Körperkräfte verfügt, so wird sie ihren Mann zu Hülfe rufen, um dem furchtbaren Volke der Domestiken mit der nötigen Energie entgegenzutreten. Dann muß der Gatte seine Lunge anstrengen, um mit dem gewünschten kräftigen Donnerwetter Missethaten zu ahnden, deren Schwere er in den meisten Fällen durchaus nicht zu schätzen weiß; weigert er sich des Henkerantes, so bricht die Gattin in reichliche Thränen aus und erklärt ihn für ein herzloses Ungeheuer, welches es mitleidlos mit ansehe, wie jene Kreaturen sie langsam aber sicher zu Tode quälten. Wagt er gar die Verteidigung des angeklagten Dienstmädchens anzuhören und sie begründet zu finden, so kann er sicher sein, von der Gattin der Verschwörung mit jenem abgefeimten Geschöpf beschuldigt zu werden.

Überhaupt der Gatte einer Musterhausfrau! Er bekommt es sein Leben lang tagtäglich zu hören, daß alles, was geschehe, nur für ihn geschehe, daß nur zu seinem Bestem die arme Frau alle Sorgen auf sich

Digitized by Google

nehme und Tag und Nacht sich keine Ruhe gönne. Wehe ihm, wenn er es nicht glauben mag, daß alle diese fürchterliche Unruhe wirklich nötig sei, um zur rechten Zeit eine anständige Mahlzeit auf den Tisch und Sauberkeit und Ordnung im Hause zu schaffen. Es gilt diesen Damen überhaupt für eine ausgemachte Sache, daß Männer für die Erfordernisse des Haushaltes und überhaupt für die praktischen Fragen des täglichen Lebens durchaus kein Verständnis haben könnten. Jeder Vorschlag des Mannes, irgend etwas bequemer einzurichten, wird von der Gattin mit überlegenem Hohn zurückgewiesen, oder die entrüstete Dame pflustert sich auf wie ein Truthahn und giebt es ihm etwa folgendermaßen: „So, also bitte, wenn Du's besser verstehst, so wirtschafte Du doch alleine. Ich trete gerne zurück — Ach Gotte doch, so gerne! Natürlich, wenn Geld gar keine Rolle mehr spielen soll und alles nur so zum Fenster rausgeschmissen und die Frauenzimmer Einem auf der Nase rumtanzen dürfen und kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen — J ja, das glaub' ich selber — denn ist Wirtschaften freilich keine Kunst." Worauf natürlich der Gatte nichts zu erwidern weiß und beschämt davonschleicht. Das Davonschleichen wird überhaupt in der Ehe mit einer Musterhausfrau sehr bald das einzige Verteidigungsmittel des Mannes, wenn er nicht schon von Anfang an zum kläglichen Pantoffelhelden herabgedrückt wurde. Die Kneipe und das blöde Skatspiel werden seine Zuflucht aus den beängstigenden Freuden des häuslichen Paradieses.

Männer von phlegmatischem Temperament und mit Philisterinstinkten halten die Ehe mit einer Musterhausfrau allerdings nicht selten bis an ihr seliges Ende aus — vorausgesetzt, daß sie in ihrem Berufe außerhalb des Hauses arbeiten und daß ihnen das Wirtshaus und der Verein erlaubt ist. Männer mit feineren Nerven dagegen, welche daheim arbeiten müssen, halten es meist nicht so lange aus. In solchen Fällen pflegt es ein Unglück zu geben — ein Unglück, woran selbstverständlich immer der undankbare Mann allein schuld ist! Ruhe, Freude und Schönheit werden gemordet durch den Wirtschaftsdämon der Frau, und sie selbst ist das erste Opfer ihres Dämons. Denn das erste, was sie verliert im ewigen Hasten und Ängsten und Sorgen, das ist die Fähigkeit zur Freude. Man sehe sich nur einmal die Berliner Musterhausfrau bei ihrem Vergnügen an, wenn sie etwa einen Sonntagsausflug mit der Familie ins Grüne macht: ängstlich wacht sie über jeden Groschen, der ausgegeben wird, ängstlich ist sie hinter den Kindern her, daß sie sich nicht die guten Kleider verderben, oder gar ins Wasser fallen, sich Löcher in den Kopf schlagen und dergleichen; und wenn's am lustigsten hergeht, so wird ihr gewiß der Gedanke kommen, daß inzwischen das Dienstmädchen daheim einen gefährlichen Einbrecher, mit dem sie ein Verhältnis hat, in die Wohnung eingelassen habe. Auch an der Geselligkeit wird sie keine Freude empfinden können, denn bei Freunden wird sie sich nur mit der kritischen Beobachtung des Haushalts befassen, und im eigenen Hause wird ihr durch lächerliche Sorge für Speis' und Trank, durch die Angst vor etwaigen Mißgriffen der Dienstboten oder vor der Kritik der Geladenen der Spaß verdorben. Ganz ebenso macht der Dämon bald der Schönheit den Garaus. Sie findet keine Zeit mehr, auf ihr Äußeres zu achten, die ewige Abäscherung macht sie vor der Zeit alt, das künstlich gepflegte Mißtrauen, die kleinliche Sorge um Nichtigkeiten graben ihr häßliche Züge ins Gesicht. Und wo so viel wütende Kraftentfaltung auf die Reinlichkeit verwendet wird, da stumpft sich der Sinn für den Schmuck der Häuslichkeit ab. Die gute Stube darf um Gottes willen nicht bewohnt werden, die guten Plüschmöbel sind nur dazu da, um geklopft zu werden. Unheimlich symmetrisch, frostig und ungemütlich muten diese Berliner Prunkzimmer meistens an. Wird der Ofen im Winter ja einmal geheizt und sind keine Gäste da, so wird ohne Bedenken die kostbare Hitze ausgenutzt, um etwa Kinderwindeln oder so etwas Schönes daran zu trocknen.

Welch eine Jugend haben die Kinder in einem Haushalt, dem eine so unruhvolle Mutter vorsteht! Der peinliche Ordnungssinn regelt ihr Leben nach der Uhr, das stets wache Mißtrauen findet in jeder gesunden Tollheit Keime des Bösen, die unterdrückt werden müssen. Der erstickte Schönheitssinn ertötet auch in den Kindern bald die Grazie der Ungezwungenheit, strenge Abrichtung tritt an die Stelle freier Entwickelung und die Gewohnheit des ewigen Scheltens und Tadelns macht auch die bestgearteten Kinder zu ihren Opfern. Die tiefste Mutterliebe selbst lernt die Sprache der Zärtlichkeit nicht mehr. Sie mag es noch so gut meinen mit ihren Kindern, die Art der Rede, das laute Anfahren, das ewige Puffen und Knuffen wird die Kinder über ihr wahres Gefühl täuschen; sie werden ihre Mutter nicht so lieben können, wie sanfte, ruhige Mütter geliebt werden, aber sie werden vielleicht aus Furcht vor Schelte und Strafe zu Heuchlern erzogen werden. Das Beste, was ein glückliches, harmonisch heiteres Familienleben Kindern fürs Leben mitgiebt, nämlich Phantasie, Humor und heiteres Vertrauen auf die Güte nahestehender Menschen wie auf die eigene Kraft, das alles wird unterdrückt in den jungen Seelen, die in einem so wütig regierten Hauswesen aufwachsen, und die Mutter, die ihre Jugend, ihre Reize, ihre Kräfte geopfert hat, um ihr Ideal eines musterhaften Hausstandes zu verwirklichen, erntet dafür nicht einmal den Dank ihrer Kinder.

Ja, die musterhafte Hausfrau, wie sie in Norddeutschland und in Berlin ganz besonders in Reinkultur blüht, ist eine tragische Erscheinung. Sie ist im Grunde eine Verkörperung aller besten Charaktereigenschaften des norddeutschen Schlages: pflichttreu, arbeitsam, keusch, sparsam und vor allen Dingen selbstlos bis zur Narrheit. Sie opfert sich thatsächlich auf für den Mann, der sie erwählt hat und für die Kinder, die sie ge-

Digitized by Google

boren, sie verzichtet ganz darauf, für sich selber ein wenig Genuß vom Leben zu fordern, sie verzehrt sich in äußerer und innerer Unruh, bis sie gar nicht mehr fähig ist, die Ruhe zu genießen, wenn sie ihr später im Leben vielleicht endlich zu teil werden könnte. Und zum Dank für alle ihre Opfer erntet sie nur Haß, oder doch wenigstens ängstliche Scheu. Bleibt sie alt und allein im Leben zurück als gräuliche, stets mißtrauische und unzufriedene, hinfällige Ruine, so muß sie es bitter empfinden, wie sehr sie allen Menschen zur Last fällt. Niemand wird ihr ehrlich nachweinen, wenn sie endlich der Tod zur ewigen Ruhe gezwungen hat. Warum das alles? Warum muß so viel sittliche Kraft und so viel ehrliche Arbeit so giftige Früchte tragen? Warum ist ein wenig Glück nicht der selbstverständliche Lohn treuer, aufopfernder Pflichterfüllung? Weil es kein Glück giebt ohne Ruhe, Freude und etwas, wenn auch noch so bescheidene Schönheit. Derjenige Haushalt ist der beste, in welchem die Maschine, die ihn in Bewegung setzt, am wenigsten klappert, und diejenige Pflichterfüllung findet den meisten Dank, die am wenigsten von sich hören macht. Die Berliner Musterhausfrau aber läßt die Maschine klappern, daß Einem die Ohren gellen, und mit ihrer Pflichttreue protzt sie daher mit lautem Hallo — das macht sie manchmal und scheucht das Glück zum Hause hinaus. Vielleicht kommt auch für Berlin einmal die Zeit — wenn der junge Weltstadtrausch verflogen ist und auch im Mittelstande ein leidlich behagliches Leben ohne nervenzerreißendes Heben und Hasten errungen werden kann —, wann sich mehr Muße findet zu harmlos heiterem Lebensgenuß, wie ihn doch die süddeutschen Großstädte kennen. Dann findet sich vielleicht auch mit der Muße das Bedürfnis zur Pflege wahrer häuslicher Gemütlichkeit, die ohne ein bischen Schönheitssinn nicht zu erreichen ist. Berlin muß erst alt und ein wenig bescheidener geworden sein; zur Zeit ist es noch so stolz auf seinen Lärm, daß es die schöne Ruhe noch gar nicht zu schätzen weiß. Aber im alt und milde gewordenen Berlin müßten die musterhaften Hausfrauen von heute aus Mangel an Ärger aussterben und man würde sich daran gewöhnen müssen, einen musterhaften Hausstand denjenigen zu nennen, in dem die Dienstboten am längsten bleiben, das Lachen der Kinder am glücklichsten klingt und der Mann sein Bier zu Hause trinkt und — keinem Verein angehört.

Die Linde.

Es ist ein Stern mir aufgegangen,
Er blinkt so klar, er blinkt so fern,
Nun schaut die Seele voll Verlangen
In jenen hellen Himmelsstern.
Gleich bunten Schmetterlingen wandern
Die Wünsche in den blauen Höh'n,
Und jeder Herzschlag spricht zum andern:
Sie ist so gut, sie ist so schön. —

Ich kenne eine alte Linde,
Dort traf sich schon manch junges Paar,
Von manchem Aug' kel dort die Binde,
Drum grünt der Baum so wunderbar.

O, laß uns zu dem Fleckchen gehn,
Die Blumen duften dort so süß
Und heimlich leis die Lüfte wehen —
Du glaubst, du wärst im Paradies.

Mit blankgeschliffnen Waffen halten
Die Sinne draußen stille Wacht.
Das ist ein rätselhaftes Walten
Hoch in des Baumes Blätternacht.
Viel gute Geister wohnen droben
In dichten Zweigen, ungesehn,
Doch hörst ihr Raunen du von oben —
O, laß uns zu dem Baume gehn.

Paul Wimmershof.

Sommerabend.

Leer die breiten Wandelwege,
Schwüle Gluten über mir,
Denn kein Lufthauch ist noch rege
In dem dichten Baumspalier.

Die Kastanie wehet 'eise
Blütenschneefall auf mein Haupt,
Der die breiten Blätterkreise
Ihres lichten Schmucks beraubt.

Dort am Strauch quillt Gold hernieder,
Und die Bürde krümmt den Zweig,
Rücken schwärmen um den Flieder
Auf verblaßtem Strahlenflug.

Längs der grünen Bergeslehne
Streift mein Blick zum Flusse hin,
Wo, verspätet, volle Kähne
Durch den dunkeln Spiegel ziehn.

Grau im Nebeldunst verschwimmen
Hügelwellen, fern der Stadt,
Und die vielen Dächer glimmen
Unten schon verhangen matt.

Gleißend märchenhaft nur heben
Jene Kuppeln sich voll Stolz;
Loderte herab nicht eben
Heiß ein Funke Sonnengolds?

Draußen auf den Tolenanger
Fällt des Abends kahler Prunk,
Wie das letzte Grüßen banger,
Schwindender Erinnerung.

Josef Adolf Londy.

Digitized by Google

Deutsches Theater und Deutsche Schauspielkunst.

Von **Adolph L'Arronge.**

(Schluß.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

VI.

Bühnen-Verein und Genossenschaft.

(Schluß.)

Der Umstand, daß trotz der energischen Maßregeln zur Abwehr dennoch die Kontraktbrüche nach wie vor auf der Tagesordnung bleiben, findet vielleicht einige Erklärung darin, daß das Maß, mit dem die Leistungen der Schauspieler bemessen werden, im allgemeinen ein zu ungleiches ist. Die guten Schauspieler werden zu gut und die schlechten zu schlecht bezahlt. Das ist nicht ganz wörtlich zu verstehen, aber es trifft doch nahezu das Richtige. Hervorragende Künstler sind zu allen Zeiten, wenn sie ihren Anwert auszunutzen verstanden, auch materiell glänzend gestellt gewesen; dagegen ist auch nichts einzuwenden. Wie ich aber schon früher ausgeführt habe, giebt es solcher Künstler nur sehr wenige; schon ein mäßiges Talent, eine halbwegs wertvolle Kraft muß heute festgehalten und mit starken goldenen Banden gefesselt werden. Da auf diese Weise der Etat des Bühnenleiters durch die wenigen Bevorzugten übermäßig in Anspruch genommen wird, muß er um so größere Sparsamkeitsrücksichten walten lassen gegen alle Anderen, die er zur Vervollständigung seines Ensembles nötig hat. Das aber ist sehr bedrückend für die „Anderen", sie beneiden die „Bevorzugten", und sobald Einer von ihnen durch irgendwelche günstige Umstände auch nur zu einiger Geltung gelangt, will er den Bevorzugten gleichstehen und fällt, wenn ihm das an dieser Bühne nicht gelingt, durch die Agenten, die immer wie Werbeoffiziere das Land durchziehen, in die Schlingen des „bösen Nachbars".

Noch ungerechter als die unterschiedliche Verteilung der Gagen zwischen den Schauspielern im allgemeinen ist die Bezahlung der Frauen beim Theater gegenüber ihren männlichen Kollegen. Mit Ausnahme der großen Hoftheater ist es bei allen deutschen Theatern üblich, daß die Frauen sich die gesamte für ihre Rollen notwendige Garderobe, sowohl für Kostümstücke wie für die modernen Stücke, aus eigenen Mitteln beschaffen müssen, wobei sie außerdem noch den Bestimmungen der sogenannten Haus- und Theatergesetze unterworfen sind, in denen es überall heißt, daß die Mitglieder sich in Bezug auf ihre Kostüme den Anordnungen des Regisseurs zu fügen haben. Das heißt mit klaren Worten, daß es den Frauen nicht einmal erlaubt ist, aus ihrem Bestand an Kostümen das zu wählen, was sie zufällig besitzen, sondern daß sie auch erforderlichenfalls gezwungen werden können, sich neue Kleider nach Anordnung des Regisseurs anfertigen zu lassen oder wenigstens solche Umänderungen vorzunehmen, die ihnen große Kosten verursachen und ihnen den Gebrauch des betreffenden Kostüms für andere Stücke unmöglich machen. Den Männern dagegen werden an allen Theatern, selbst an den kleinsten, die Kostüme von der Direktion gestellt, sie haben nur für ihre moderne Garderobe selber Sorge zu tragen, und das bedeutet nicht viel mehr, als daß sie einen Frack, einen schwarzen Rock und irgend einen andern Anzug zur Verfügung haben müssen. Und trotzdem sind im allgemeinen die Gagen der Männer immer höher als die der Frauen.

Die Unbilligkeit dieser überall bestehenden und stillschweigend geduldeten Verhältnisse ist offenbar.

Zunächst muß ein junges Mädchen, das sich der Bühne widmen will, mit Kostümen aus allen Zeitaltern, von der klassischen Griechin und Römerin durch das ganze Mittelalter und die Renaissance bis zum Rokoko-Püppchen, ausgestattet sein. Das erfordert also schon vorweg den Aufwand eines kleinen Kapitals.

Und nun gar die modernen Toiletten! An jedem Theater befinden sich immer einige Damen, die, wenn auch nicht aus eigenen Mitteln, so doch mit Unterstützung ihrer Freunde, großen Luxus in ihren Toiletten treiben, die womöglich ein und dasselbe Kleid nicht in zwei verschiedenen Stücken tragen, die immer in neuen Gewändern erscheinen und jeden Wechsel der Mode auf der Bühne mitmachen. Die Direktoren sehen solchen Toilettenaufwand meist sehr gerne, das Publikum erfreut sich ebenfalls daran,

*) Vergl. S. 9 ff., 38 ff., 69 ff. und 96 ff. des laufenden Bandes.

Digitized by Google

und diejenigen Damen beim Theater, die nicht durch eine große Gage so gestellt sind, daß sie mit dem Luxus ihrer Kolleginnen gleichen Schritt halten können, verkümmern sich entweder ihre Stellung oder verfallen der Verführung.

Wer all' die Kämpfe schildern wollte, in denen sittlicher Widerstand unterliegt gegen die Eitelkeit und gegen das Verlangen, nicht abseits unbeachtet zu bleiben! Wer all' die Thränen der Reue messen könnte, die fließen um den Flitter der Bühnen, für den oft bethörte junge Mädchen alles opfern — den Frieden des Vaterhauses, die Fröhlichkeit des Herzens, sich selber! Und wie viele, die Glück und Talent in bevorzugtere Stellungen unter scheinbar bessere Einkünfte gebracht haben, die standhaft der verführerischen Versuchung widerstehen und dabei doch die Mode und den Luxus mitmachen, weil sie dazu gezwungen sind, — wie viele solcher armen Mädchen opfern jährlich Tausende, die sie erwerben, für Sammet und Seide ihrer Toiletten und führen selber dabei ein klägliches Leben voll Entsagung und Entbehrung!

Hier herrscht ein Mißverhältnis zwischen Leistung und Entlohnung, das schreiend nach Abstellung verlangt.

Hier sollte die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger in ihrer Agitation für Änderung und Besserung der Engagementsverträge besonders einsetzen. Zum wenigsten sollte man von den Theaterdirektoren verlangen, daß überall — ebenso wie den Männern — auch den Frauen die Garderobe für die Kostümstücke gestellt würde.

Es ist sehr zu beklagen, daß sich zwischen Bühnen-Verein und Genossenschaft zur Vereinigung der beiderseitigen Interessen keine feste Brücke herstellen lassen will.

Man trägt zwar zum Bau dieses Verbindungsweges seit Jahren das Material zusammen, man betont auf beiden Seiten viel guten Willen, man häuft hüben und drüben Vorschläge auf Vorschläge, aber es formt sich nur hin und wieder ein schwanker Steg, der bricht, sobald ihn ein energischer Fuß betritt, und aufs neue den Graben bloßlegt, der die friedliche Vereinigung von Direktoren und Schauspielern trennt.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger hat für den Hauptzweck ihrer Begründung, für die Sorge ihrer Mitglieder in Not und Alter, wahrhaft Großes geleistet. Aus eigener Initiative entstanden, aus eigenen Mitteln durch die Beiträge und festlichen Veranstaltungen der Mitglieder, sowie durch Beihilfe von Benefizien der Bühnen und Geschenken von Freunden der guten Sache, verfügt die Pensionsanstalt der Genossenschaft heute schon über ein Vermögen von 4 700 000 Mark, und hat seit dem April 1882 bis zum Oktober 1895 ungefähr 1300 Mitglieder pensioniert und an dieselben im ganzen gezahlt: 1 750 000 Mark. Das ist ein Erfolg, so einzig und groß in seiner Art, daß man vor der Energie und Wirksamkeit der Genossenschaft Respekt empfinden muß.

Um so bedauerlicher ist daher der Umstand, daß es der Genossenschaft bisher noch nicht hat gelingen wollen, besser für das materielle Wohl der Schauspieler auch während ihrer Dienst- und Arbeitszeit zu sorgen. In erster Reihe ist dafür der Grund zu suchen in dem von mir schon wiederholt betonten ungleichen und weit auseinandergehenden Wert unserer Schauspielkräfte. Während die Einen, auf ihre Stellung in der Theaterwelt und ihr Ansehen pochend, es getrost wagen können, unbillige Anforderungen der Direktoren in den Engagementsverträgen zurückzuweisen, müssen die Anderen, von Not gedrängt, alles unterschreiben, was ihnen vorgelegt wird, und thun es auch fast immer ohne Prüfung und Überlegung.

Ein steter Anlaß zu Klagen und Fährlichkeiten für die Schauspieler sind die schon erwähnten Haus- und Theaterordnungen. Es heißt gewöhnlich in den Engagementsverträgen: „Die Haus- und Theaterordnung gilt als ein integrierender Teil dieses Kontraktes, insofern sie nichts diesem Vertrage Zuwiderlaufendes enthält.“ Die Theatergesetze aber, welche dem Schauspieler erst bei Antritt seines Engagements überreicht werden, enthalten nur Strafbestimmungen, in willkürlicher Abmessung bis zur Höhe einer Monatsgage, für alle nur ausdenkbaren Vergehen; und diese Gesetze macht sich jeder Theaterdirektor selbst und handhabt sie nach seinem Gutdünken. Und wenn die Strafgelder noch wenigstens zu einem wohlthätigen Zweck abgeführt würden, etwa in die Pensionskasse der Genossenschaft der Bühnenangehörigen! Aber nein — über diese Gelder, die zuweilen in recht erklecklicher Höhe in Abzug gebracht werden, verfügt der Direktor auch nach seinem Ermessen, gewöhnlich also für sich selber. Zweifellos ist für das Theater, in dem oft die Störung durch einen Einzelnen eine Schädigung des Ganzen herbeiführen kann, eine Disciplinarordnung nötig, und bei gerechter Handhabung derselben und humaner Abmessung der Strafen wäre gegen ein solches Theatergesetz nichts einzuwenden; aber mit welcher Willkür und Übertreibung werden diese Strafbestimmungen oft in Anwendung gebracht! Ist mir doch aus meiner Thätigkeit als Schiedsrichter des Bühnen-Vereins eine Klagesache in Erinnerung, die ihren Ursprung darin hatte, daß ein Direktor eine bei ihm engagierte Sängerin durch großen Abzug an ihrer Gage bestrafte, weil dieselbe sich angeblich respektwidrig gegen seine Frau Gemahlin, die „Frau Direktorin“, benommen hatte. Es handelte sich noch obendrein um einen Vorfall, der sich in der Privatwohnung der Sängerin abgespielt hatte.

Abstellung dieser Mißbräuche zu verlangen, haben die Schauspieler gewiß ein gutes Recht, und es wäre sehr wünschenswert, daß der Bühnen-Verein einmal die Theatergesetze in den Kreis seiner Beratungen

Digitized by Google

zöge und namentlich Bestimmungen darüber träfe, in welcher Höhe Strafabzüge zulässig sind und welche Verwendung die Strafgelder finden sollen. Durch den jetzt in den Engagementsverträgen enthaltenen Paragraphen, der besagt, daß die Theatergesetze ein integrierender Teil der Kontrakte seien, d. h. ein ergänzender oder vielmehr ein zum Ganzen gehörender Teil, — durch diese Bestimmung haben die Theatergesetze, obgleich der Schauspieler solche bei der Unterschrift des Vertrages nicht zu Gesicht bekommt, dieselbe bindende Kraft, wie alle anderen Vorschriften des Kontrakts. Und der in Bezug auf die Theatergesetze in den Engagements-Verträgen enthaltene Zusatz „insofern dieselben nichts diesem Vertrage Zuwiderlaufendes enthalten" klingt zwar wie eine Einschränkung, ist es aber nicht; denn Strafbestimmungen enthält so wie so schon jeder Engagementsvertrag, und die „integrierenden" Theatergesetze sind weiter nichts wie eine große Erweiterung der Strafgewalt von seiten des Direktors. Hier also müßte Remedur zu Gunsten der Schauspieler eintreten.

Ein anderes seitens der Genossenschaft in den Verhandlungen mit dem Bühnen-Verein immer aufs neue hervortretendes Verlangen, welches dahin geht, daß das Kündigungsrecht in den Verträgen nicht mehr einseitig, wie bisher, nur den Direktoren zustehen, sondern ein gegenseitiges sein solle, ist ein so widersinniges, so sehr den thatsächlichen Verhältnissen beim Theater widersprechendes, daß es ganz unbegreiflich scheint, wie Schauspieler, die doch wahrlich Verständnis für die Organisation eines Theaters haben müssen, ein solches Verlangen überhaupt aufrechterhalten können. Ich verurteile selbstverständlich solche Kontraktsabschlüsse, durch die das Mitglied auf lange Jahre hinaus verpflichtet ist, wogegen der Direktor sich für jedes Jahr ein Kündigungsrecht vorbehält. Das ist ungerecht und unmoralisch und sollte, wenigstens innerhalb des Bühnen-Vereins, nicht vorkommen. Eine Kündigungsfrist aber, welche die sogenannte Probezeit umfaßt, das heißt die ersten vier oder sechs Wochen nach Antritt des Vertrages oder nach Ablauf des ersten Jahres, muß dem Direktor allein zustehen, wenn er nicht Gefahr laufen soll, sein Ensemble gestört zu sehen und Alle durch Zusammenbruch seines Theaters in schwere Notlage zu bringen.

Es wird immer bei Besprechung über diese Frage auf die allgemeinen Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hingewiesen; das aber ist ganz falsch. Ein Theater ist nicht mit einer Fabrik, einem kaufmännischen Geschäft oder sonst irgend einem industriellen Betriebe zu vergleichen. Zu jedem kaufmännischen oder industriellen Gewerbe ist der Verlust eines einzelnen Mitarbeiters jederzeit durch einen anderen zu ersetzen, vielleicht, wenn es sich um einen sehr verantwortlichen Posten handelt, nicht sofort durch eine ganz gleichwertige Kraft, aber keinesfalls braucht der Betrieb durch den Austritt eines Einzelnen gefährdet zu werden, und zumal, wenn es sich nur um eine reguläre Arbeitskraft handelt. Dafür findet sich immer und sofort Ersatz. Im Ensemble eines Theaters dagegen ist der Einzelne nicht bloß eine Arbeitskraft wie jeder Andere, er ist der Vertreter eines bestimmten Faches, dessen Fehlen eine Lücke reißt, die nur durch einen anderen Vertreter desselben Faches von gleichem Werte wieder ausgefüllt werden kann. Der Theaterdirektor muß sich die Vertreter für jedes einzelne Fach, das er zu besetzen hat, zusammensuchen, und es kommt sodann in erster Reihe gar nicht darauf an, daß der engagierte Schauspieler i h m gefällt, er muß vor allem den Ansprüchen des Publikums und der Kritik genügen. Wenn das letztere der Fall ist, wird es dem Direktor gar nicht beifallen, eine Kündigung eintreten zu lassen, er würde ja dadurch geradezu gegen sein eigenes Interesse handeln; wenn aber der Schauspieler dem Publikum und der Kritik mißfällt und er wird infolgedessen gekündigt, so mag er allerdings dann vielleicht in eine Notlage geraten, darf jedoch die Schuld dafür nicht dem Direktor beimessen, sondern muß die Ursache entweder in seiner Unfähigkeit oder in sonstigen mißgünstigen Umständen suchen. Wo aber käme wohl ein Theater hin, wenn es jedem Schauspieler gestattet sein sollte, seinen Vertrag zu kündigen, vielleicht weil ihm der Direktor nicht gefällt, oder weil ihm von irgend einem anderen Theater ein Mehrgebot an Gage gemacht wird?

Am „Deutschen Theater" zu Berlin habe ich es meist so gehalten, daß ich die Vertreter für ein neu zu besetzendes größeres Fach zu einem Gastspiele in der vorhergehenden Saison einlud und nach Absolvierung desselben meine Erklärung abgab, ob der Vertrag in Kraft treten solle oder nicht. Daneben mußte ich mir aber auch stets noch ein Kündigungsrecht nach dem ersten Jahre vorbehalten, da der Erfolg eines kurzen Gastspiels allein noch keine Gewißheit darüber giebt, ob das betreffende Mitglied den Ansprüchen des Theaters dauernd genügen wird. Wenn diese Kündigung in der Mitte des Jahres vorgenommen wird, wie bei mir geschehen, so daß der Schauspieler ein halbes Jahr vor der neuen Saison sich nach einem anderen Engagement umsehen kann, dann, meine ich, wäre allen billigen Rücksichten entsprochen. Und so verfahren auch die meisten großen Theater, insonders die Hoftheater, und zwar nicht bloß aus Rücksicht für die Schauspieler, sondern in ihrem eigenen Interesse, indem sie sich Sicherung darüber verschaffen, daß das für die kommende Saison auszufüllende Fach auch entsprechend besetzt ist. Für alle kleinen Fächer aber, die einen Wechsel oder eine Aufbesserung verlangen, durch vorhergehende Gastspiele zu sorgen, ist eine Unmöglichkeit, schon deshalb, weil die betreffenden Schauspieler gar nicht den Urlaub zu solchen Gastspielreisen von ihren Direktoren erhalten könnten; man muß sich

Digitized by Google

also hierbei auf die Empfehlung der Agenten oder anderweitig einzuziehende Erkundigungen verlassen. Eine Sicherheit, solche Schauspieler vor der Gefahr der Kündigung zu schützen, liegt weder in der Empfehlung der Agenten, noch in dem Resultat etwaiger Erkundigungen; denn die Ansprüche der Theater sind zu verschieden und werden namentlich bei dem Übergang eines Schauspielers von einem kleinen Theater zu einem größeren nur selten erfüllt. Es tritt in allen Theaterfragen der immerwährende Übelstand zur Erkenntnis, daß so viele Leute, die sich dem Schauspielerberuf zuwenden, nicht den bescheidensten Anforderungen eines ernst geleiteten und vornehmen Theaters genügen können; mit solchen Leuten kann sich ein Theater unmöglich ein Jahr lang belasten, für sie muß die Kündigungsfrist innerhalb der ersten Wochen aufrechterhalten bleiben.

Das alles gilt für die großen Bühnen. Ganz anders aber und schlimmer für die Schauspieler liegen die Verhältnisse an den kleinen Theatern, die weitaus die Mehrzahl bilden. Diese Theater, deren Spielzeit nur fünf, höchstens sieben Monate des Jahres währt, stellen zu jeder Saison fast ihr ganzes Personal neu zusammen. Die Direktoren haben weder die Mittel, in jedem Jahre große Reisen zu machen, um sich die Mitglieder nach eigener Anschauung auswählen zu können, noch sind sie in der Lage, sich durch Gastspiele eine gewisse Sicherung schaffen zu können; sie müssen sich also lediglich auf die Empfehlungen der Theateragenten verlassen. Diese Empfehlungen, selbst wenn sie nach bester Überzeugung gegeben werden, trügen sehr oft. Wo sollen denn auch die Agenten die guten Schauspieler ausfindig machen? Sie sind eben nicht da. Um sich nun vor der Gefahr zu schützen, daß ihnen durch ungenügende Besetzung eines wichtigen Faches das Ensemble gestört wird, greifen die Direktoren zu dem Auskunftsmittel, sich statt eines Vertreters für ein Fach gleich deren mehrere zu engagieren. Einen von diesen können sie nur behalten und bezahlen, die anderen werden also sicher gekündigt.

Das ist gewiß eine Grausamkeit; aber für die Direktoren, die meist auch nur einen Kampf um das tägliche Brot führen, ist es ein Akt der Notwehr. Eine Besserung für die Verhältnisse der Schauspieler ist nur zu erhoffen, wenn diese Unzahl von kleinen Theatern aufhört, ihr Unwesen zu treiben, wenn statt dessen weniger, auf eine sichere Existenz begründete Theater durch Zusammenziehung der kleinen Städte organisiert werden, wenn alsdann Das, was nicht zum Theater gehört, in die Schneiderwerkstätten oder zu einem anderen soliden Handwerk zurückkehrt und Raum läßt für Diejenigen, denen die Schauspielkunst nicht bloß ein lockeres Gewerbe, sondern ein ehrlicher ernster Beruf ist.

Ich komme nunmehr auf die wichtigste Streitfrage in dem Zwiespalt zwischen Bühnen-Verein und Genossenschaft, das ist das Schiedsgericht. In diesem Streite stehe ich ganz und gar auf seiten der Schauspieler.

Das Schiedsgericht des Deutschen Bühnen-Vereins ist auf verkehrten Prinzipien begründet. Die erste Bedingung für ein Gericht, das gegen den Vorwurf der Parteilichkeit gewappnet sein will, ist Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, und diese Bedingung zu erfüllen ist das Schiedsgericht des Bühnen-Vereins außer stande. Dieses Schiedsgericht ist folgendermaßen organisiert:

Es werden fünf Richter und ebensoviel Stellvertreter gewählt. Drei der Richter gehören dem Bühnen-Verein an (darunter der Obmann) und zwei der Richter werden von der Genossenschaft gestellt. Einfache Stimmenmehrheit entscheidet. Jede Klagesache muß dem Präsidium des Bühnen-Vereins eingereicht werden, und zwar in doppelten Exemplaren. Ein Exemplar wird dem beklagten Teile zugestellt, der sich hierauf ebenfalls schriftlich zu äußern und seine Antwort wiederum in zwei Exemplaren dem Präsidium des Bühnen-Vereins zu übersenden hat. In einzelnen Fällen versucht das Präsidium durch seine Vermittelung einen Ausgleich herbeizuführen; kommt dieser nicht zu stande, dann wird Klage und Widerspruch von dem Syndikus des Vereins in Bezug auf die rechtlichen Fragen geprüft und mit dem juridischen Gutachten des Syndikus dem Obmann des Schiedsgerichts zugestellt. Der frühere Syndikus des Vereins hatte die Gepflogenheit, sich nicht auf die Klarlegung der Rechtsfragen zu beschränken, er erweiterte seine juristischen Ausführungen bis zu einem Urteil. Der Spruch aber soll nicht von einem Juristen, sondern lediglich von den Schiedsrichtern des Bühnen-Vereins gefällt werden; ich habe darum auch niemals, so oft ich als Obmann in einer Klagesache fungierte, von der Urteilsmeinung des Herrn Syndikus Notiz genommen.

Nachdem der Obmann das Aktenmaterial erhalten, ist es seine Sache allein, zu verfahren, wie ihm gut dünkt. Er kann sich durch weitere Umfrage bei Kläger und Beklagtem Informationen holen, kann Zeugen anrufen, sogar deren eidliche Vernehmung beantragen, kurz, kann alle Mittel anwenden, die ihm zur Klarstellung der Sache geboten scheinen. Und das alles geschieht durch schriftlichen Verkehr. Man kann daraus entnehmen, welche Arbeitslast dem Obmann zufällt, zumal der Klagesachen niemals wenige sind und oftmals ein Streit durch immer neue Einwendungen und immer neue Zwischenschiebung von Zeugen seitens der Parteien selbst zu endloser Ausdehnung getrieben wird. Dabei kann es wahrlich nicht wundernehmen, wenn der Spruch des Schiedsgerichts manchmal recht lange auf sich warten läßt. Ist der Obmann endlich zu einem abschließenden Urteil gekommen, so ist es wiederum seine Arbeit allein, dieses Urteil zu formulieren, und zwar in

Digitized by Google

genauer Begründung und in ausführlicher Erklärung des Thatbestandes. Der Urteilsspruch einerseits, sowie Thatbestand und Begründung andererseits müssen in je drei Exemplaren ausgeführt werden, von denen je eines Kläger und Beklagter erhalten, während das dritte bei dem Präsidium des Bühnen-Vereins verbleibt.

Wenn der Obmann seine Arbeit erledigt hat, so sendet er das gesamte Aktenmaterial nebst dem von ihm formulierten Schiedsspruch an den nächsten seiner Kollegen. Dieser hat von den Akten Kenntnis zu nehmen und, falls er mit der Entscheidung des Obmanns einverstanden ist, seinen Namen auf die sechs Exemplare des Spruchs und der Begründung zu setzen; ist er aber gegenteiliger Ansicht, so begründet er diese in einem beizulegenden Schriftstück und verweigert seine Unterschrift für den Spruch. Von ihm wandert das Aktenpaket zu dem nächsten Kollegen, und so weiter, bis es wieder in die Hände des Obmanns zurückgelangt. Haben sich zu der Unterschrift des Obmanns noch zwei andere Unterschriften gefunden, so ist die Sache erledigt, wenn nicht, muß der Obmann entweder versuchen, eine Majorität für seine Meinung zu finden, oder er muß sich bequemen, das Urteil in anderem Sinne noch einmal auszuführen. Und alles das wird auf schriftlichem Wege erledigt, nicht einmal unter sich kommen die Richter zu einer mündlichen Aussprache. Ich betone nochmals, daß es unter diesen Umständen ganz unmöglich ist, von dem Schiedsgericht die schnelle Erledigung einer Klagesache, die freilich oft sehr wünschenswert wäre, zu verlangen.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es denn nicht möglich sei, daß die Schiedsrichter einigemal im Jahre an einem Ort zu mündlicher Beratung der Klagesachen zusammenkommen könnten. Das scheint mir ganz unausführbar, wenigstens bei der jetzigen Organisation des Schiedsgerichts. Auf eine vielleicht mögliche Realisierung dieses Projektes unter anderen Umständen komme ich später zurück. Die Teilnehmer des Schiedsgerichts wohnen in weit auseinander liegenden Städten, von Königsberg bis Nürnberg, weder die Bühnenleiter noch die Schauspieler können sich verpflichten, zu bestimmten Terminen des Jahres an einem bestimmten Orte zusammenzutreffen. Und wenn die Geschäfte bei solcher Zusammenkunft noch in kurzer Zeit erledigt werden könnten! Wie aber sollten all' die angesammelten Klagen wohl in wenig Tagen erläutert, durchgesprochen und geklärt werden können?! Schon allein jeder etwa notwendig erscheinende und einzufordernde Zeugenbeweis würde der Abhandlung einer Sache als Hindernis entgegenstehen! Man hat, um ein mündliches Verfahren zu ermöglichen, auch den Vorschlag gemacht, sämtliche Teilnehmer des Schiedsgerichts aus Personen zu wählen, die alle in derselben Stadt ansässig sind. Für die Richter aus Schauspielerkreisen wäre das denkbar. Aber da zu dem Schiedsgericht aus dem Bühnen-Verein drei Richter und drei Stellvertreter gehören, so könnte für diese Wahl doch nur Berlin in Frage kommen, und selbst hier gehören dem Bühnen-Verein — da die Königlichen Theater, deren Generalintendant der Präsident ist, ausscheiden — zur Zeit nur fünf Theater an. Und außerdem ist es doch nicht angänglich, gerade diese Bühnenleiter, weil sie zufällig in Berlin Theaterdirektoren sind, der Gesamtheit als Schiedsrichter eo ipso aufzudrängen, voraussgesetzt, daß die Herren sich überhaupt zur Annahme eines solchen Amtes bequemen wollten.

Um den durchaus gerechten Vorwürfen gegen die Organisation des Schiedsgerichts zu steuern und den offenbaren Mißständen, die hier walten, abzuhelfen, brachte ich vor mehreren Jahren, als ich noch Mitglied des Bühnen-Vereins war, in einer Generalversammlung des Vereins einen von mir ausgearbeiteten Vorschlag zur Abänderung des Schiedsgerichts ein. Man hörte meinen Vortrag ohne besonderes Interesse zur Sache an, versprach aber gütigst, ihn in Erwägung zu ziehen und einer Kommission, die über Vertragsabänderungen beraten sollte, als schätzenswertes Material übergeben zu wollen. Mit diesem höflichen Bescheid war ich abgefunden, von meinem Antrag war niemals mehr die Rede, man hat ihn weiter keiner Beachtung gewürdigt. Ich will die Grundzüge meines Vorschlages hier bekanntgeben und es dem Urteil weiterer Kreise überlassen, ob es nicht doch vielleicht zweckdienlich und ersprießlich gewesen wäre, meinen Antrag etwas ernster in Erwägung zu ziehen.

Mein Vorschlag ging dahin, das jetzige Schiedsgericht des Bühnen-Vereins als eine zweite Instanz, d. h. als Appellinstanz bestehen zu lassen und als erste Instanz ein Schiedsgericht, nur aus Bühnenangehörigen bestehend, einzuführen, und zwar folgendermaßen:

Die Mitglieder jedes zum Kartell-Verein gehörigen Theaters wählen zu Beginn einer jeden Saison ein Schiedsgericht aus der Mitte der Angehörigen ihres Theaters, jedoch darf die Wahl nur solche Bühnenangehörige treffen, die zu dem Direktor und dessen Familie in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung stehen.

Das Schiedsgericht besteht aus drei Richtern; die Verhandlungen über jede Klagesache werden öffentlich und mündlich geführt.

Über die Verhandlungen wird ein genaues Protokoll aufgenommen.

Der Spruch wird in geheimer Abstimmung gefällt, alsdann öffentlich verkündet, und zwar unter Angabe der Stimmenzahl.

Ein einstimmig abgegebenes Urteil ist rechtskräftig; nur gegen einen Spruch von zwei Stimmen gegen eine steht Kläger und Beklagtem die Appellation an das Schiedsgericht des Bühnen-Vereins zu.

Digitized by Google

Das waren die wesentlichen Grundzüge meines Vorschlags. Wenn man denselben angenommen hätte, so wäre jeder Streitfall zwischen Direktion und Mitgliedern sofort zu erledigen gewesen, und zwar von Richtern, die über die lokalen und persönlichen Verhältnisse genau orientiert sind, die unter Anhörung der Parteien und Zeugen einen aktuellen Eindruck empfangen und deshalb mit viel mehr Sicherheit und sachgemäßem Urteil ihren Spruch fällen konnten, als die Schiedsrichter des Bühnen-Vereins, die nur auf den schriftlichen Verkehr angewiesen sind.

Von einzelnen der Herren Bühnenleiter wurde mir wohl der Einwand gemacht, daß man sich doch unmöglich für einen Schiedsspruch allein auf Gnade und Ungnade den Schauspielern übergeben könne. Warum nicht? Unter den Schauspielern giebt es ganz gewiß ebensoviel ehrenhafte Männer, wie unter den Direktoren, Männer, die zweifellos mit Gewissenhaftigkeit und nach ehrlicher Überzeugung ihres Amtes als Schiedsrichter walten würden. Mit demselben Recht könnten ja die Schauspieler sagen: Wir sind im Schiedsgericht des Bühnen-Vereins nur Zwei gegen Drei, wir können immer von den Direktoren majorisiert werden, unsere Mitwirkung bei diesem Gericht ist also eigentlich nur Spiegelfechterei! Übrigens ist der Einwand gegen meinen Vorschlag, daß ein Schiedsgericht von Schauspielern eher geneigt sein könnte, gegen den Direktor zu stimmen, ganz verkehrt. Alle Bühnenangehörigen sind mehr oder weniger von der Gunst ihres Direktors abhängig, und es wäre vielleicht eher zu befürchten, daß sie in diesem Abhängigkeitsgefühl nicht immer ihrer wahren Meinung zum Nachteil des Direktors Ausdruck zu geben wagten.

Aber auch solche Befürchtung ist durchaus grundlos. Ich habe die Überzeugung, daß ein Schiedsgericht von Bühnenangehörigen sich ebenso seiner verantwortlichen Pflicht bewußt sein würde wie das Schiedsgericht des Bühnen-Vereins. Und lautet ein Spruch von Schauspielern einstimmig gegen ihren Direktor, so mag er sich ruhig fügen, das Urteil ist dann gewiß ein gerechtes. Gegen jedes nicht einstimmig gesprochene Urteil aber stände den Parteien ja die Appellation an das Bühnen-Vereins-Schiedsgericht zu.

Das Schiedsgericht zweiter Instanz hätte alsdann sehr viel leichtere Arbeit. Zunächst würden ihm viel weniger Klagefälle zugewiesen werden; und diese Fälle wären alle aus der ersten Instanz durch mündliche Anhörung der Parteien und Zeugen in sorgfältig geführten Protokollen klargelegt. Es würde sich also in der Appellinstanz wahrscheinlich zumeist nur um die Auslegung einer Vertragsbestimmung, jedenfalls nur um solche Momente handeln, die eher in schriftlicher Abhandlung zu erledigen wären, als die Feststellung des Thatbestandes. Da sich auf diese Weise die Anforderungen an die Richter des Bühnen-Vereins erheblich verringern würden, so wäre es sogar wohl denkbar, daß die Herren zweimal im Jahre — vielleicht einmal in der Woche vor Weihnachten, wo zum Genossenschaftstag alle Delegierten in Berlin versammelt sind, und ein andermal im Sommer während der Ferien — hier zusammenkämen, um auch die vorliegenden Appellationen in mündlicher Besprechung zu erledigen. Jedenfalls, so glaube ich, hätten meine Vorschläge eine zweckdienliche Grundlage gegeben, um über die Reorganisation des Schiedsgerichts in ernste Beratungen treten zu können.

So wurde denn in hergebrachter Weise weiter verfahren.

Da kam die Kunde von dem Fall Haverland-Barnay in die Öffentlichkeit, und einstimmig nahm die gesamte deutsche Presse Stellung gegen die Entschließung des Schiedsgerichts in dieser Frage.

Der Direktor des „Berliner Theaters“, Herr Ludwig Barnay, hatte an Fräulein Anna Haverland, die bei ihm engagiert war, zu einer vorgerückten Stunde des Tages die Aufforderung gerichtet, am Abend die Rolle der Iphigenie zu spielen. Eine andere für diesen Tag angekündigt gewesene Vorstellung war durch einen Zwischenfall unmöglich geworden. Fräulein Haverland erklärte sich bereit, irgend eine andere Rolle ihres Repertoires aus dem Konversationsfache zu spielen, weigerte sich aber, die Iphigenie, zu welcher Rolle sie längerer Vorbereitung und Sammlung bedürfe, an demselben Abend ohne vorhergegangene Probe zu spielen. Auf Grund dieser Weigerung entließ Herr Direktor Barnay Fräulein Haverland aus dem Engagement, leistete keine weitere Gagenzahlung mehr an sie, und die Dame klagte nunmehr beim Schiedsgericht des Bühnen-Vereins auf Erfüllung ihres Vertrages, der noch auf weitere Dauer abgeschlossen war. Das Schiedsgericht nahm die Klage an, verhandelte längere Zeit in der Sache und erklärte sodann zu allgemeinem Erstaunen, daß Klägerin an die ordentlichen Gerichte zu verweisen sei, weil es das Schiedsgericht ablehne, in dieser Sache einen Spruch zu fällen. Es verlautete damals, daß sich während der Verhandlungen schon einige Stimmen der Richter für die Klägerin ausgesprochen und daß man die Entscheidung abgelehnt habe, weil man Herrn Barnay nicht hätte als schuldigen Teil erkennen wollen. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, es ist auch zur Sache nicht eben das Wichtigste; ich für meine Person habe sogar damals, soweit ich die Umstände habe beurteilen können, die Weigerung des Fräulein Haverland gar nicht recht verständlich gefunden.

Ich meine, gerade eine Rolle wie die Iphigenie, die Fräulein Haverland unzähligemal schon gespielt hatte und von der ihr gewiß jedes Wort fest im Gedächtnis sitzt, wäre leichter schnell zu übernehmen gewesen, als irgend eine Konversationsrolle, die sie vielleicht längere Zeit nicht gespielt und

Digitized by Google

sorgfältig zu repetieren nötig hatte. Aber es kommt hierbei wohl auf die begleitenden Umstände und vor allem auf die individuelle Disposition der Künstlerin an.

Das ist auch, wie gesagt, nicht das Entscheidende in der Sache, die öffentliche Meinung richtete sich vornehmlich gegen die unerwartete und unmotivierte Entschließung des Schiedsgerichts, eine weitere Verhandlung in dieser Klagesache abzulehnen.

Im Kreise der Genossenschaft erregte dieses Vorgehen die heftigste Opposition und hatte zur Folge, daß die dem Schiedsgericht angehörigen Mitglieder von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger ihren Austritt erklärten und jede weitere Mitwirkung an dem Schiedsgericht versagten. Nun, sollte man meinen, hätte der Bühnen-Verein doch einen einlenkenden Schritt thun müssen, um den gerechten Unwillen der Genossenschaft wieder in freundlichere Gesinnung zu wandeln? Ganz im Gegenteil! Man bewies der Genossenschaft durch ein sehr einfaches Experiment, daß sie ganz und gar ohnmächtig sei in ihrem Widerstand gegen den Bühnen-Verein. Auf der jenem Vorfall folgenden Generalversammlung des Deutschen Bühnen-Vereins wurde defretiert, es sei ein neuer Paragraph in die Verträge aufzunehmen, wonach jedes zu engagierende Mitglied sich verpflichten mußte, aus den ihm namhaft zu machenden wahlfähigen Bühnenangehörigen d. h. solchen, die diesen Paragraphen unterschrieben hatten) die zur Mitwirkung am Schiedsgericht nötigen Mitglieder zu wählen. Dieser Paragraph sollte auch, wo irgend möglich, in die älteren, schon früher abgeschlossenen Engagements-Verträge neu eingefügt werden. Und so ist es geschehen! Die Neuengagierten haben ohne Weigerung den neuen Paragraphen unterschrieben — die Schauspieler unterschreiben eben, wenn sie ein Engagement brauchen, alles! — und es haben gewiß auch Viele (so namentlich an den Hoftheatern) für ihre älteren Kontrakte den neuen Paragraphen acceptiert; denn schon in diesem Jahre hat in Berlin und anderswo die neue Wahl von Mitgliedern zum Schiedsgericht aus der Mitte der Schauspieler stattgefunden, und das Schiedsgericht des Bühnen-Vereins fungiert nunmehr ungestört weiter.

Eine scheinbare Konzession freilich hat man den Schauspielern gemacht, die auf Grund der neuen Wahlen in dem Schiedsgericht mitwirken, indem das Kollegium für diese Fälle aus sechs Richtern besteht, von denen drei den Schauspielern und drei dem Bühnen-Verein angehören. Eine Möglichkeit aber, daß die Schauspieler durch ihr Votum allein eine Klagesache zur Entscheidung bringen könnten, ist ausgeschlossen, weil bei Stimmengleichheit die Stimme des Obmanns entscheidet, und dieser gehört immer dem Bühnen-Verein an. Die Schauspieler müssen daher in dieser Zusammensetzung ebenso wie bei dem Fünf-Richter-Kollegium immer mindestens noch eine Stimme von den Mitgliedern des Bühnen-Vereins auf ihrer Seite haben, wenn ihre Urteilsmeinung zur Geltung kommen soll.

Also — —?

In ihrem Kampfe gegen den Bühnen-Verein wird die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger immer der unterliegende Teil sein, solange diese Genossenschaft so viele minderwertige Elemente in sich aufnehmen muß. Dagegen, daß sich immer aufs neue unfähige Elemente zum Theater drängen und dort Aufnahme finden, kann die Genossenschaft ihrerseits natürlich nichts thun; wie und von welcher Seite dafür Abhülfe zu schaffen wäre, habe ich mich bemüht, in den vorherigen Abschnitten nachzuweisen.

Aber die Genossenschaft sollte sich bewußt werden, daß sie — wie die Verhältnisse nun einmal traurig liegen — nur in ihrer Minderzahl die Macht hat, den Theaterdirektoren mit gewissen Ansprüchen gegenüberzutreten, mit Ansprüchen, die sich daraus ergeben, daß der Schauspieler die Würdigung seiner Leistungen beanspruchen kann. Diese Minderzahl von Künstlern aber muß eine Überzahl von Unbernfenen ins Schlepptau nehmen, deren Rechte, von jedem humanen Standpunkt erwogen, gewiß die gleichen sind, deren Wert den Bühnenleitern gegenüber aber nicht der Mensch als solcher, sondern sein künstlerisches Vermögen bestimmt. Darum ist die Genossenschaft als Korporation gegen den Bühnen-Verein machtlos, während der Einzelne sich jederzeit durch sein Können die Achtung und die vertragsmäßigen Zugeständnisse erzwingen kann, die Denjenigen, der seinen Platz ausfüllt, überall gewährt werden müssen.

Will man mir noch eine wohlgemeinte Mahnung verstatten, so sei es die, daß die Genossenschaft in ihren Kreisen dafür das Verständnis zu mehren suche, daß der Kontraktbruch immer ein verwerfliches Mittel ist, selbst zur Befreiung aus drückender Last, daß man vielmehr vorsichtiger beim Abschluß von Verträgen zu Werke gehe, aber eine einmal gegebene Unterschrift in ehrlicher Treue wahr halte. Jetzt drängt die immerwährende und nicht ungerechtfertigte Besorgnis vor leichtfertigem Bruch der Verträge den Bühnen-Verein zu strengen, harten Schutzmaßregeln; man suche diese Besorgnisse zu zerstreuen, und die Bühnenleiter werden dann vielleicht auch für die Behandlung anderer Fragen mildere Gesichtspunkte finden.

Der Schauspieler verlangt ja auch unbedingte Erfüllung seines Vertrages von dem Direktor, er verlangt die ausbedungene Entlohnung auch bei schlechten Geschäften und ist immer geneigt, die guten Einnahmen eines Direktors zu überschätzen. Jeder Unternehmer eines industriellen Werkes entläßt seine Arbeiter oder vermindert deren Löhne, wenn ihm die Bestellungen fehlen oder sonstige Kalamitäten sein Geschäft beeinträchtigen; der Theaterdirektor muß immer in schlechten

Digitized by Google

Zeiten den alleinigen Trost in der Hoffnung auf gute Tage suchen und ist vertragsmäßig nicht in der Lage, auf Grund schlechter Konjunkturen Entlassungen oder Verminderung der Gagen vorzunehmen; seine Einnahmen können sich verringern, seine Ausgaben bleiben immer dieselben. Man sei also nicht ungerecht und sehe in dem Theaterdirektor nicht immer bloß den Gold auffangenden Schwamm. Es ist nicht gar so goldig um die Theaterdirektoren bestellt, wie sich die Schauspieler gern untereinander erzählen; nicht jeder rettet sich durch einen schnellen Seitensprung, wenn die rollende Kugel abwärts drängt, gar mancher opfert für sein Wort und für die Erfüllung seiner kontraktlichen Verpflichtungen das Letzte und ist, wenn der Absturz dennoch nicht aufzuhalten war, nicht besser daran als seine Schauspieler.

Ich habe diese Anmerkungen dem Abschnitt beigefügt, weil ich nicht parteiisch und einseitig erscheinen will.

Ich möchte gern, daß mein Buch ein Spiegel wäre, in dem Jeder, den es angeht, sich so sähe, wie er ist. Vielleicht bestimmt sein schlechtes Aussehen Diesen oder Jenen doch, nach seinem Puls zu fühlen, aber das Buch nicht darum zu schelten, weil es dem Zweck eines Spiegels zu dienen sucht und Wahrheit sagt.

Ein heißer, schwüler Nachmittag . . .

Ein heißer, schwüler Nachmittag.
Im Glühglanz blitzen all' die Dächer,
Aus einem Schieferdreieck winkt
Von fern ein grüner Waldesfächer. —

— Ich sitz' am Fenster einsam, hoch,
Und schaue über spitze Giebel,
Auf meines Schreibtischs Wachstuch liegt
Groß, aufgeschlagen eine Bibel.

Des Schicksals ew'gen, grausen Fluch:
Der Geisteskämpfer Märtyrleben,
O, bei des Nazareners Qual
Fühl' ich ihn tief mein Herz durchbeben.

— Es geht die Menschheit fort und fort
Jahrhundertlang dieselben Bahnen . . .
Hin durch das Dämmergrau der Zeit
Die Enkel wandeln wie die Ahnen.

Sie sehen nicht die tiefe Nacht . . .
Sie singen, jubeln, weinen, klagen
Im gleichen Trott, und Keiner fragt:
Wann wird der Nacht ein Morgen tagen?

Da wirft ein Heros einen Brand,
Ein strahlend Licht ins trübe Dunkel,
Das wächst hinaus, das flammt und sprüht,
Den Dunst verscheucht sein Goldgefunkel.

Die Menge fährt empor in Wut.
Der neue Glam die Augen peinigt,
Und ach, ein Edler sinkt ins Grab,
Er wird gekreuzigt, wird gesteinigt. —

— Ich sitz' am Fenster einsam, hoch,
Und blicke über spitze Giebel,
Auf meines Schreibtischs Wachstuch liegt
Groß, aufgeschlagen eine Bibel. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

Manöver.

Der Sterne Licht wird trüber,
Die Kolben klirren im Gang.
Die selige Nacht ist vorüber,
Verklungen wie Gesang.
Wie das Signalhorn draußen gellt!
Sie blasen den neuen Tag in die Welt.
Die selige Nacht ist vorüber,
Verklungen wie Gesang.

Will sehn, ob es drauß schon tage.
Husaren stieben vorbei . . .
Nun, siegende Sonne, verjage
So Nacht als Träumerei.
Da horch! schon rasselt dumpf und schwer
Das Feldgeschütz durch die Straßen her,
O siegende Sonne, verjage
So Nacht als Träumerei.

Nur Eines laß dir raten
Zum Abschied, süßes Kind:
Vergiß den jungen Soldaten,
Soldaten marschieren geschwind.
Denn aus den Augen, aus dem Sinn,
Ich fahre und weiß nicht woher, wohin.
Vergiß den jungen Soldaten,
Soldaten marschieren geschwind.

Robert F. Arnold.

Digitized by Google

Vom Wiener Theater.

Von **Rudolf Lothar.***)

Wenn der Frühling ins Land kommt, wenn der Prater sich allabendlich mit Menschen füllt, wenn die Zeit der Ausflüge beginnt und Wiens schöne Umgebung die Naturschwärmer in hellen Scharen lockt, hebt für die Theater die stille Zeit an. Rückschau und Ausblick wird gepflogen, in den Generalversammlungen der Aktienbühnen wird die heiße Schlacht ums Programm geschlagen. War in der abgelaufenen Saison nicht alles so wie es hätte sein sollen oder wie es hätte sein können, so zeigt man mit großer Gebärde in die Zukunft und zaubert mit einigen kühnen Farbenklecksen den besorgten Fragern ein neues Morgenrot der heimischen Kunst vor die Augen. Im Versprechen ist das Wiener Kunstleben groß. Mit dem Halten nimmt man es gemütlicher. Vielleicht spielt auch das Temperament hierin seine Rolle. Der Wiener entzündet sich leicht und brennt schlecht. Er überschätzt gern anfangs die Dinge, um sie nachher gleichgültig fallen zu lassen. Er rennt mit Feuereifer in eine Sache, um nach einigen Schritten gemächlich stehen zu bleiben. Ach, das Stehenbleiben liebt er über die Maßen. Auf der Gasse im Gespräch mit dem Nachbar, in der Politik bei einer feststehenden Anschauung, in der Kunst bei irgend einem zur Gewohnheit gewordenen Dogma ist des Stehenbleibens kein Ende. Die Beliebtheit, ja Berühmtheit mancher Wiener Kunstgröße ist nichts anderes als die Folge solcher lieben Gewohnheit. Der Charakter des Wieners ist ein Gemisch von romanischen, slavischen und deutschen Eigenschaften. Zu ihm paart sich die Beweglichkeit des Südländers mit nordischem Phlegma. So kommt es, daß der Wiener gleichzeitig neuerungssüchtig und konservativ, gleichzeitig ein lustiger, zu jeder Heurbereiter Kumpan und ein wieselsüchtiger Kritiker seiner Mitmenschen ist. So kommt es, daß das Wiener Kunstleben nicht in folgerechter Entwicklung sich bewegt, sondern gleichsam ruckweise. Eruption und Stagnation, Vorwärtshasten und Rückwärtsschreiten reichen sich die Hände.

Das Burgtheater setzte im Herbste mit frischem, starkem Zuge ein. Es brachte in rascher Aufeinanderfolge zwei Novitäten von echter Bedeutung: Sudermanns „Glück im Winkel“ und Schnitzlers „Liebelei“, es hatte mit Fräulein Sandrock und Herrn Mitterwurzer stark pulsierendes Blut seinem Organismus zugeführt. Aber die Bewegung ließ bald nach, und als gar Herr Mitterwurzer im Februar seinen dreimonatlichen Urlaub antrat, stockte sie gänzlich. An Novitäten brachte unsere erste Bühne so gut wie nichts, es sei denn man wolle Philippis Theaterstück „Der Dornenweg“ als ernste Novität gelten lassen. Ein Versuch, Molières „Misanthrop“ (in Fuldas Übersetzung) dem Repertoire einzufügen, geriet nicht. Die Besetzung (mit Ausnahme Roberts, der als Alceste eine vollendete Leistung bot) war mehr als schwach, das Tempo zu langsam. Ich hätte nie gedacht, daß man sich bei Molière langweilen könne. Diese Aufführung hat es mich gelehrt. Giacosas „Freudlose Liebe“, ein Drama, das vor einigen Jahren dem Deutschen Volkstheater einen großen Erfolg brachte, erwies sich bei seiner Aufnahme in den Spielplan des Burgtheaters als Niete. Anzengrubers „Gewissenswurm“, der redliche Versuch, Oesterreichs größtem Volksdichter seinen ihm gebührenden Platz im Burgtheater einzuräumen, zeigte aufs neue, wie seltsam sich das Volksstück in dem Prunkpalais am Franzensring ausnimmt. Aber alle diese „Novitäten“ waren nur ein Greifen in die Vergangenheit, kein Erfassen der Gegenwart. Dem guten Willen, den Direktor Burckhard zu Beginn eines jeden Spieljahres zeigt, Schritt zu halten mit der zeitgenössischen Produktion, ja mehr noch, ihr den Weg zu öffnen, folgt die gute That nur in sehr gemessenen Dosen. Es ist gewiß, daß auch heuer der Direktor des Burgtheaters für die kommende Saison eine Menge des Schönen und Interessanten, des Neuen und Bahnbrechenden in Aussicht stellen wird. Die kommende Saison wird gewiß zu Beginn das herzhafte Bestreben zeigen, auch alle Versprechungen zu halten. Und je weiter das Jahr fortschreiten wird, desto stiller und ruhiger wird sich der Gang der Theatereregnisse gestalten, desto gemütlicher wird die Anschauung werden, die man am Franzensring von den Aufgaben einer ersten deutschen Bühne hat. Und dabei betone ich ausdrücklich, daß Direktor Burckhard wirklich vom allerbesten Willen beseelt ist, daß er wirklich alles Mögliche thun und schaffen möchte und daß er sein Programm, wenn er es aufstellt, wirklich ernst meint

*) Wegen Raummangels verspätet. Die Red

Digitized by Google

und ernst nimmt. Aber er ist ein echter Wiener und atmet Wiener Luft. Und so ist auch er ein Mann, der rasch Feuer fängt und rasch erkaltet, den alles Neue aufs lebhafteste interessiert und der doch im Grunde fest am Alten haftet. Und schließlich siegt am Burgtheater doch immer wieder das Alte.

Dem Deutschen Volkstheater hat das Glück heuer nur wenig gelächelt. Es gewann in letzter Zeit nur an Schönthan und Koppel-Ellfelds „Comtesse Guckerl“ ein rechtes Zugstück. Neulings „Mann im Schatten“ fiel gänzlich durch. Schönthans „Circuslente“ verhalf Tyrolt, der nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder die Bühne betrat, zu einem Erfolg. In mancher Hinsicht interessant und lehrreich war der Versuch des Dramaturgen Dr. Richard Fellner, Shakespeares „Was Ihr wollt“ in der von Zimmermann geplanten Adaptierung der altenglischen Bühne aufzuführen. In der Generalversammlung der Gründer, die in diesen Tagen stattfinden soll, wird gewiß wieder der alte, ewige Streit ums Programm entbrennen. Einige wenige Feuerköpfe verlangen bei dieser Gelegenheit alljährlich eine litterarische Leitung, zielbewußte Auswahl der Novitäten, künstlerischen Ehrgeiz in Bezug auf die Darstellung, sorgsame Pflege des klassischen Repertoires. Allen diesen Wünschen und Beschwerden gegenüber stützt sich die Direktion stolz auf die Kassenausweise. Die steigenden Dividenden dienen ihr als bestes Gegenargument. Und mit erdrückender Majorität wird der Leitung alljährlich das Vertrauen votiert. Auch das Volkstheater hat bei seinem Beginn ein glänzendes Programm entrollt, von künstlerischen Absichten und Zielen gesprochen und mächtig in das goldene Horn der Versprechungen gestoßen. Es hat aber später vorgezogen, das Gold besagten Hornes einzuschmelzen, um es in gut klingender Münze seinen Gründern in die Tasche fließen zu lassen. Es ist ein vortreffliches Geschäft geworden, das Deutsche Volkstheater! Es nährt seine Männer. Es erinnert sich alljährlich ein oder das andere Mal an seine einst verkündeten idealen Ziele und bietet dann irgend ein interessantes litterarisches Zwischengericht zur Beschwichtigung der Mahner und Frager. Dies wird aufgetragen und bald wieder fortgestellt, und dann nimmt das gewohnte Menu mit dem biederen deutschen Schmorbraten und den kleinen französischen Näschereien seinen lustigen Fortgang.

Es ist begreiflich, daß die Menschen, die in Wien litterarisch denken und künstlerisch empfinden, denn auch solche giebt es in unserer Kaiserstadt, ihr Interesse jedem jungen Unternehmen zuwenden, das ihnen geeignet erscheint, endlich einmal auch zu halten, was es verspricht. Und alle Enttäuschungen vermögen diese Menschen von dem Wahne nicht zu heilen, daß wirklich einmal Versprechungen eingelöst werden könnten. Gerade jetzt wird wieder ein neues Theater in Währing gebaut. Schon raucht das Opferfeuer der Verheißungen, mit deren köstlichem Geruch man der Gründung Freunde und Förderer werben will. O, ich sehe schon das Programm des zukünftigen Direktors! Es wird nach altbewährtem Muster gearbeitet sein und die gewonnenen Freunde und Förderer werden ihre helle Freude daran haben. Aber was weiter geschehen wird, wage ich nicht zu prophezeien. Denn am Ende ereignet sich doch das Wunder, das Programm wird eingehalten, der Kunst eine wirkliche Heimstätte gegründet. Dann wird meine Freude und meine Verwunderung gleich groß sein.

Aber nicht nur für das neue Theater in Währing wird ein Direktor gesucht. Auch das Raimund-Theater steht kopflos da. Die tragikomische Geschichte, wie Direktor Müller-Guttenbrunn gestürzt wurde, ist durch die Tageszeitungen zu bekannt geworden, um hier wiederholt zu werden. Gevatter Schneider und Handschuhmacher zettelten eine ergötzliche Revolution an, um den ihnen persönlich mißliebigen Direktor aus dem Wege zu räumen. Es wurde in diesem Theateranstande furchtbar viel geschrieen und gezetert und ein heilloser Spektakel verübt. Gewiß hat Direktor Müller-Guttenbrunn seine Fehler gehabt. Es giebt sogar einsichtsvolle Leute, die behaupten, diese Fehler wären recht groß gewesen. Aber er war ein litterarischer Mann mit ganz bestimmten künstlerischen Intentionen. Er verstand es, die Ansprüche seines Publikums, das nach Possen und leichter Unterhaltungsware verlangte, zu befriedigen und trotzdem seinem Theater ernsten Rang und würdigen Charakter zu wahren. Er mühte sich redlich, ein Ensemble zu schaffen. Er suchte eifrig nach jungen Talenten und war bestrebt, ihren Werken den Weg zur Bühne zu öffnen. Freilich liebte er es auch, seine Theaterpraxis, sein dramaturgisches Können zu überschätzen. Mancher Mißgriff, manches rasche Wort, manche voreilige That entsprang dieser Überschätzung. Und die Gegner des Direktors haben aus all diesen Mißgriffen, diesen Worten und Fakten ihre besten Waffen geschmiedet. Er war lange nicht so schlecht, als seine Gegner ihn dargestellt haben, wenn auch lange nicht so vortrefflich, als seine Parteigänger und er selbst es meinten. Nun herrscht ein viergliedriges Regiekollegium im Raimund-Theater. Recht und schlecht. Die letzten Novitäten erheben keinen Anspruch auf litterarische Würdigung. Einige Possen, tief unter dem Mittelmaß stehend, verschwanden rasch wieder vom Spielplan. Keims Trauerspiel „Die Spinnerin am Kreuz“ hat schon bei einer vor Jahren versuchten Aufführung im Burgtheater gezeigt, wie roh und unbeholfen es in der Mache ist und wie wenig es geeignet erscheint, die Hoffnungen, die man einst auf Franz Keim, den Dichter der „Sulamith“, setzte, zu rechtfertigen. Ein einaktiges Drama „Ullranda“ von Carmen Sylva wurde mit aller Hochachtung für die gekrönte Dichterin, die feinsinnige und thatkräftige, liebevolle Pflegerin des Deutschen im Osten, von Publikum und Kritik behandelt. Und eben jene Hochachtung verbietet es jetzt auch mir, näher auf das Werk einzugehen. Einen wirklichen

Digitized by Google

und nachhaltigen Erfolg erzielte bloß Victor Léons Volksstück „Gebildete Menschen". Das ist ein anspruchsloses und gutes Theaterstück, richtig geschaut, tüchtig gezimmert, mit einer genügenden Dosis Humor und einem braven Ernst in Motiven und Moral.

Lange war es in Zweifel, wer berufen sei, die Zügel im Raimund-Theater zu ergreifen. Viele Namen, gute und — minder gute, wurden genannt. Plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, erschien der neue Mann. Es ist Herr Ernst Gettke, bisher Direktor des Elberfelder Stadttheaters. Für Wien ein homo novus. Leute, die ihn kennen, erzählen allerlei Anerkennenswertes von ihm. Ob er freilich im stande sein wird, ein wienerisches Theater — denn das ist ja eigentlich das Raimund-Theater seinem Wesen nach — zu leiten, ist eine offene Frage. Dazu gehört vieles, was der Fremde, und sei er der Beste, schwer erlernt: Kenntnis des Bodens vor allem. Der beste Geschmack, das redlichste Wollen, das größte dramaturgische Können würden in diesem Theater nicht so viel bedeuten als die richtige Witterung für das, was sein Publikum verlangt und was ihm frommt. Und nur der Mann, der mit diesem Publikum in innige Fühlung zu treten weiß, wird ihm Genüge leisten. Vorderhand hat Herr Gettke in einer Antrittsrede sein Programm entwickelt. Die Worte waren ruhig und vernünftig. Es war gar nicht die „schöne" Programmrede, die der Wiener überall erwartet und immer gerne hört. Denn, wenn man es recht bedenkt, so ist die Programmdichtung derjenige Kunstzweig, der bei uns die reichsten Blüten zeigt. Jemand hat einmal Oesterreich das Land der Unwahrscheinlichkeiten genannt. Mit ebendemselben Rechte verdient es den Titel: das Land der Programme. Wenn es nur nicht gar so schwer wäre, Versprechungen auch zu halten!

Sonntag-Nachmittag.

Die Julisonne wandelt
Am Himmel ihre Bahn;
Es ist so still, als hielte
Natur den Odem an.

Nur Hühner gackern leise
Ums alte Bauerhaus;
Das Brünnlein rauscht, es summen
Die Bienen ein und aus.

Granikäbchen schläft, es zittern
Die heißen Lüfte sacht;
Im Garten hängt die Köpfchen
Die bunte Blumenpracht.

Hier Kinder, friedlich naschend,
Sich um den Kirschkorb reih'n;
Im Schatten vor dem Hause,
Da sitzt Großmütterlein.

Es senkt die Brillenaugen
In feierlicher Ruh'
Und blättert in der Bibel
Und liest und nickt dazu.

Der Bauer aber träumet
Und raucht am Gartenhag:
Sie feiern all' im Frieden
Den Sonntag-Nachmittag.

Emil Faller.

Albanesisches Hochzeitsliedchen.

Der schwarze Falke hat die weiße Taube
Erspäht mit scharfem Blick im grünen Laube.
„Schaut meine Braut!" gellt's in den Lüften wieder,
Es stockt sein Flug . . Er stürzt sich auf sie nieder.

Des Täubchens Brust, so weiß wie Schnee, entringen
Sich leise Seufzer, da sie stark umschlingen
Des Falken Fänge. Schüchtern brünstig, mit Bangen
Ergiebt es sich in zitterndem Verlangen.

Und hoch und höher wird's davongetragen
Zum rauhen Horste, wo die Felsen ragen,
Umbraust vom Wind, wo hinter schwarzen Wällen
Von Wolken selbst die Sonne matt erblassen.

Doch wie der Spröden Flehen er bezwungen,
Den ersten, heißen Kuß ihr abgerungen,
Da färbt sich rosenrot der Wolkenschleier,
Die Sonne flammt ob einer Liebesfeier:

Albaniens Tochter Du, vielholde, reine,
Schmieg' Brust an Brust Dich ihm und werd' die Seine.
Bei jedem Kuß soll Dir ein Stern erglühen,
Bei jedem Kuß Dir eine Rose blühen.

A. Kellner.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— „Das Museum, Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst“ (Berlin, W. Spemann) betitelt sich eine neue, in Heften erscheinende Publikation, an der nicht bloß der Kunstfreund, sondern jeder Freund wachsender Kultur und Gesittung seine aufrichtige Freude haben muß. Der Gedanke, die billigen und dabei guten Reproduktionsmittel, wie sie der stetigen Entwickelung der graphischen Künste, namentlich der immer mehr verfeinerten Autotypie zu danken sind, in den Dienst der Popularisierung der Kunst zu stellen, ist ja kein neuer; aber nie vorher ist dieser Gedanke mit gleichem Kunstverstand, gleicher Gewissenhaftigkeit und, was den Verleger betrifft, mit gleichem Wagemut unternommen worden. Jedes Heft des „Museum“ kostet eine Mark, wofür acht Tafeln Reproduktionen hervorragender Kunstwerke in zum Teil mustergültiger, stets aber tadelloser Ausführung und zudem, was Druck und Papier betrifft, in einer Ausstattung geboten werden, welche den Besitz „Einzelverkauf nicht gestattet“ als keinen überflüssigen erscheinen läßt. In welcher Art die Auswahl getroffen wird, mag der Inhalt eines, des ersten Heftes, beweisen; es enthält: Dürers Porträt des Hieronymus Holzschuher in einer geradezu meisterhaften Twyogravüre von Hanfstaengl; Van Dycks „Kinder Karls I. von England“ in einer Reproduktion aus derselben Anstalt; Giorgiones „Madonna“ in einer Autotypie von A. Schuler; Claude Lorrains „Landschaft mit der Flucht nach Ägypten“, von Hanfstaengl reproduziert; Franz Defreggers „Tiroler Landsturm“ in einer Autotypie von Bützenstein; Michelangelos „Moses“ (Doppeltafel) in einer Reproduktion von Schuler; endlich Hans Holbeins Darmstädter Madonna, wieder von Hanfstaengl reproduziert. Nun pflegt ja allerdings auf das erste Heft bei jedem Unternehmen besondere Sorgfalt gelegt zu werden, und es bedarf für den Verständigen nicht einmal der Betonung, daß es ganz unmöglich wäre, in jedem Hefte 7—8 Kunstwerke von gleicher Bedeutung zu bieten, der Vorrat wäre sonst nicht für Jahre hinreichend; aber gesagt muß sein, daß hier, sowohl was die Reichhaltigkeit als die Qualität der Reproduktion betrifft, der recht weit verbreitete Grundsatz, ein Unternehmen einem Spargel gleichen zu lassen, an dem nur der Kopf genießbar ist, nicht gilt. Jedes der sechs Hefte, die uns bisher vorliegen, bietet für den billigen Preis staunenswert viel Gutes. Zum Beweis sei hier der Inhalt des letzten, sechsten Heftes gleichfalls mitgeteilt: Dürers Bildnis einer jungen Venetianerin (gleich dem Porträt Holzschuhers nun eine Zierde der Berliner Galerie) in einer Twyogravüre von Hanfstaengl; ferner Guido Renis „Apollo und die Horen“ (Doppeltblatt); Gerard ter Borchs „Konzert“; die Mosaik der Alexanderschlacht aus dem Museo Nazionale in Neapel, von einem unbekannten griechischen Meister; der Alexander-Sarkophag aus dem Museum in Konstantinopel; Gebhardts „Letztes Abendmahl“ und Andreas Schlüters „Masken sterbender Krieger“ aus dem Berliner Zeughaus, sämtlich aus dem Atelier A. Schulers. Erwägt man, daß dergestalt auf jedes Blatt in einem Format, welches reichlich um ein Viertel breiter und höher ist als das dieser Zeitschrift, ein Preis von etwa zwölf Pfennigen entfällt, so ist schon dies Raunenswert genug, doch bietet jedes Heft noch weit mehr. Zunächst nier Seiten Umschlag mit knapp gefaßten, aber durchaus genügenden Charakteristiken der vorgeführten Kunstwerke, sowie ferner auf vier Quartseiten als besondere Zugabe eine Reihe von Aufsätzen, welche einzelne Künstler oder einzelne Kunstperioden charakterisieren. Auch diese Beilagen sind reich illustriert und die Aufsätze rühren von den bedeutendsten Kunsthistorikern und Kunstkritikern der Gegenwart her. „Dieser erklärende Text“, sagt das Programm, „soll in zwanglofer Weise solche Fragen behandeln, die geeignet sind, einzuführen in ein näheres Verständnis des Kunstwerkes und der künstlerischen Persönlichkeit. Charakteristiken der hervorragenden Künstlerindividualitäten, Charakteristiken der hauptsächlichen Epochen der Kunstgeschichte werden abwechseln mit Erörterungen ästhetischer Natur; über das Wesen der künstlerischen Thätigkeit, über das Verhältnis von Form und Inhalt, Stil und Natur.“ Neben dem bereits Gesagten mögen auch die Namen der Herausgeber und Redacteure dafür Bürgschaft geben, daß das Programm in würdiger Weise zur Ausführung gelangen wird. Als Herausgeber sind in erster Linie Wilhelm Bode, Kekulé und W v. Seidlitz genannt; als Redacteure fungieren die Berliner Kunsthistoriker Dr. Richard Graul und Dr. Richard Stettiner. Es ist ein mühevolles Werk, das sie und der Verlag begonnen haben. Nicht bloß in ihrem Interesse, sondern auch in dem der Volksbildung in Deutschland wünschen wir lebhaft, daß sich ihnen ihre Mühe reichlich lohnen möge.

— Die kleine Sammlung „Aus dem Kleinleben“ von Hermine Billinger, die wir vor Jahren bereits gewürdigt haben, liegt nun in dritter Auflage vor (Lahr, Moritz Schauenburg). Das freut uns in doppelter Hinsicht, die kleinen Erzählungen aus dem Alltagsleben sind so hübsch, daß man ihnen den Erfolg wohl gönnen mag, und andererseits beweist dieser Erfolg, daß es auch derlei schlichten, bescheidenen Gaben an Freunden nicht fehlt. Wer das Buch noch nicht kennen sollte, mag es lesen: die Stunde wird ihn nicht gereuen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Jókai, Maurus. Schicksalsküche. Roman. Uebersetzt von Ludwig Wechsler. Leipzig, Rob. Friese, Sep.-Eto. 1896.

Bartels, Adolf. Der dumme Teufel oder Die Genieiuche. Komisches Epos in 12 Gesängen. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (E. B. Eiche). 1896.

Dorn, T., und Edmund O. Ehrenfreund. Was ist uns Musik? 1. Heft. Leipzig, Litterarische Anstalt August Schnitze. 1896

Küchler, Carl. Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). I. Heft. Novellistik. Leipzig, Hermann Haacke. 1896.

Schilling von Canstatt, Ernst Freiherr. Walafried. Ein Sang vom Bodensee. Wiesbaden, H. Sadowsky.

Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von Adolf Bartels. Lahr, Moritz Schauenburg.

Presber, Rudolf. Der Schuß. Schauspiel in drei Akten. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1896.

Hauptmann, Carl. Waldleute. Schauspiel in vier Akten. Ebenda. 1896.

Tews, J. Die gemeinsame Elementarschule. Vortrag. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung.

Werberr, Armin. Gedichte. Zweite Auflage. Kaiserslautern, Buchdruckerei Ph. Rohr. 1896.

Ring, Max. Gedichte. Berlin, Hugo Steinitz. 1896.

Rückerts, Friedrich, Werke. 2.—6. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Rauscher, Ernst. Die Erzählung des Werkherrn. Dresden, Leipzig u. Wien, E Pierson. 1896

Fischer, J. G. Mit achtzig Jahren. Lieder und Epigramme. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896.

Müller-Guttenbrunn. Der sündende Theater-Direktor. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896

Zabel, Eugen. Die schöne Toledanerin. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach Lope de Vega frei bearbeitet. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

(Fortsetzung.)

IV.

Verlassen, verlassen
Wie der Stein an der Straßen
Bin i —

Gabriele versank nun in ein übereifriges Studium. Kaum nahm sie sich Zeit, zu essen, zu schlafen, Luft zu schöpfen. Nichts andres interessierte sie. Nur auf eine Stunde hin, auf die Stunde bei dem verehrten Lehrer lebte sie. Wie auf einer schönen Reise sich die Thore der Natur für uns öffnen, so öffneten sich ihr Einblicke in die Meisterwerke, die ihr jetzt erst klar wurden.

Bernhard war immer dabei; noch nie hatte er eine Zeit gehabt, in der seine Träume so wirkliche Gestalt angenommen. Erst suchte er auch Cenz dafür zu gewinnen, aber sie war zu unruhig, sie störte, und sehr bald war es ihnen ganz lieb, wenn sie wegblieb. —

Auch in der Schule verlor man das Interesse für sie. Ein hübsches Gesicht, eine schöne Stimme führt gut ein, aber wenn nichts dahinter ist, hält es in der Kunst nicht lang vor.

Sie wurde gescholten und gescholten. Das gefiel ihr gar nicht; es war ja fast wie zu Haus. Freilich, die Schläge fehlten.

Frau Lustig beklagte sie aufrichtig. „Man ist doch nur einmal jung," sagte sie, „schön dazu und nichts als Plage! Wir könnten doch wenigstens manchmal miteinander spazieren gehen."

Cenz griff das mit Wonne auf.

„Ja, das wollen wir. Die Beiden werden uns nicht vermissen, nicht einmal etwas davon merken."

„Es ist ja auch nichts Böses dabei, Fräulein Cenz!"

Erst beschränkte es sich auf Spaziergänge. Dann kamen allerlei Vergnügungen, Konzert, Theater, Kaffees. Bernhard gab Cenz ein reichliches Taschengeld, wie er meinte für nützliche Dinge. Frau Lustig sollte es überwachen.

Das that sie auch auf ihre Manier, nämlich so, daß nie etwas Nützliches dafür angeschafft wurde. Noten lieh man sich von den Kameraden.

Bernhard fragte wohl manchmal: „Wo geht Ihr hin?" und bekam immer eine befriedigende, wenn auch nie eine wahre Antwort. Gabriele aber dachte nur an ihre Kunst.

Frau Lustig blühte ganz auf bei all' diesen heitern Lustbarkeiten, die so an gute, alte Zeiten erinnerten, denn trotz Hungern, amüsant war es doch gewesen. Sie kannte alle Vorstadttheater und fühlte sich höchst geschmeichelt, wenn Jemand, der ihren Mann auf den Brettern gesehen, sie daraufhin anredete. Ihr ganzer Stolz war ein krausköpfiger Nichtsnutz von Neffe, der alles, was er von Geld bei ihr spürte, mit Liebenswürdigkeit aus ihrer Tasche lockte.

Sie benutzte ihn bei ihren bedenklichen Streifereien mit Cenz als männlichen Schutz, was er auch mit einem Anstrich ritterlicher Galanterie, die dem Mädchen sehr wohl gefiel, trefflich ausführte.

Die Tante hatte ihn etwas derb über ihre Schwächen aufgeklärt, „damit es keine Mißverständnisse gebe," meinte sie.

„Dummheit ist bei Schönheit kein Fehler," antwortete er. „Das erhält jung. Welche gute Naive würde sie abgeben, wenn sie etwas lernen könnte."

Frau Lustig erschrak. „Setze ihr nur nichts in den Kopf, sonst sind wir beide verloren."

Der Neffe versprach alles; das that er immer. „Damit wird man am schnellsten fertig!" meinte er.

Jede Jahreszeit wurde ausgenutzt. Winters Eis und Schnee. Im Frühjahr ging es in die

Digitized by Google

Umgegend. Cenz bat manches Mal Gabriele, mitzukommen, es sei geradezu himmlisch, aber die hatte nie Zeit.

All' ihre Interessen gingen auseinander, ihre Liebe löste sich; jetzt dachte Cenz nicht mehr ans Sterben, wenn sie ohne Gabriele sein mußte.

Bernhard dagegen lebte nur für Gabriele. Mit der ging es nicht so heiter zu. Thränen und Verzweiflung kamen oft dazwischen, tiefe Entmutigung.

Oft schienen die Fortschritte Rückschritte. Der Weg ging manches Mal durch öde Steppe, über harten Fels. Wer wunde Füße scheut, mag einen andern einschlagen.

Leise trat Bernhard in ihr Stübchen, setzte sich still hin und träumte seine Glücksträume. Ob er selbst darinnen war?!

Sie spielte weiter, stundenlang. Was kümmerte die Beiden das Leben da draußen, was ging es sie an!

Jahre gingen darüber hin. Sie waren kein einzig Mal daheim, in der stillen Mühle gewesen. Besser, die ganze Schule erst durchzumachen.

Keins hatte Heimweh. Auch die daheim fanden sich darein. Gabrielens Mutter schrieb: „Wenn das Kind glücklich ist, bin ich es auch," und Rebekka: „Je länger Cenz fortbleibt, desto besser; wir können sie nicht brauchen."

Gabriele sagte dann zu Bernhard:

„Ich schäme mich, daß wir dort so unnütz waren."

„Desto notwendiger bist Du hier," erwiderte er. „Ich könnte nicht mehr leben ohne Dich, nicht wie die Mutter sagen: ‚Wenn sie nur glücklich ist.' Ich will teil an Deiner Freude haben."

„Ohne Dich wäre es auch keine, Onkel. Ich gehöre Dir."

Unterdes machte Cenz auch Fortschritte, leider nicht in der Musik, aber in einem Gefühl, das ihre dumpfen Sinne aufrüttelte und ihre schwache Seele mit nie gekannter Wonne füllte. Sie gewann den schönen Cäsar lieb; nach und nach nahm er den Platz in ihrem Herzen ein, den Gabriele verlassen.

Frau Lustig durfte nichts davon merken. Die Schlauheit einer instinktiven Natur lehrte Cenz schweigen und verbergen. Sie hütete ihr Geheimnis wie einen Schatz.

Heut saßen sie vergnügt in dem Wäldchen eines kleinen Vororts; der junge Schauspieler war besonders aufgeräumt. Er deklamierte, sang, sie sangen zu zweien, natürlich Liebeslieder. Vor ihnen lag ein stiller See im Abendrot.

Cäsar war nach Cenz' Ansicht das Urbild aller Vollkommenheit, angefangen mit der Toilette, dem bunten Shlips, der Blume im Knopfloch. Sie war immer etwas geniert im Putz und konnte es nie zu dem, was er „Chic" nannte, bringen.

Heut bettelte sie um eine Wasserfahrt; die war gar nicht nach Frau Lustigs Geschmack, sie konnte es auf keine Weise vertragen.

Erst suchte sie es Cenz auszureden, aber als Cäsar seine Stimme dazu gab, widerstand sie nicht länger.

„Bleibt nur in Sicht, Kinder," mahnte sie, „und in einem halben Stündchen seid Ihr am Land."

So fuhren sie im goldenen Abendschein miteinander und Cenz wußte nicht, wie berückend sie in ihrer Unschuld war, während die Sonne ihrer Schönheit eine Strahlenkrone aufsetzte.

Cäsar, der, wenn auch kein Weltweiser, doch weltklug genug war, um einzusehn, daß er hier der Vernünftige sein mußte — ihre Liebe zu ihm hatte er längst erkannt —, nahm sich vor, keinen dummen Streich zu machen. Aber meist ist man dann schon so dicht dabei, daß der geringste Umstand ihn doch hervorruft.

Diesmal übernahm eine Wasserrose die Rolle der Verführerin. Gewiß wäre Cenz hineingefallen, hätte er nicht noch schnell seinen Arm um sie geschlungen — und der Kuß, den sie ihm aus Dankbarkeit gab — da wäre ein Klügerer gescheitert als der heißblütige Cäsar.

Er hielt ihre Hände, er beteuerte ihr seine Liebe.

Sie nahm das Geständnis ruhig, aber sehr beglückt auf: „Ich habe Dich immer geliebt, Cäsar."

Endlich kamen sie nach vielem Rufen an das Land. Frau Lustig hatte sie ja mit den Augen verfolgt, aber dank ihrer Kurzsichtigkeit nichts gemerkt.

Die kühle Nachhausefahrt ernüchterte den Liebhaber bedenklich.

„Nun," dachte er, „sie wird nichts sagen und ich auch nichts. Wir amüsieren uns ein Weilchen und dann geht Jeder seiner Wege."

Cenz dachte ganz anders. Zum ersten Mal fiel ihr die Mutter ein: der hätte sie es doch sagen mögen, wie glücklich sie war. Eine weiche Liebebedürftigkeit keimte in ihrem Herzen, ein

Digitized by Google

Wunsch, auch Andre zu beglücken; bis dahin hatte sie nur an sich gedacht.

Cäsar spielte seine Rolle ganz gern weiter, als er sah, daß die Sache zwischen ihnen beiden blieb. Es lebte sich höchst angenehm zwischen Cenzens und seiner Tante Anbetung, auch pekuniär.

Das Frühjahr brach wieder einmal wonnevoll an, allüberall sproßte, keimte, jubelte etwas, wuchs, lebte.

Wer nicht sonst neu werden konnte, schaffte sich wenigstens ein neues Kleid an. Die Stadt blühte in tausend Farben, meistens auf Hüten und Sonnenschirmen.

Bunt, lustig sah das Leben aus und Cenz war gerade die Person, um es ohne alle Nebengedanken zu genießen.

Im schönsten, glühendroten Tulipanen-Gewand — es kleidete ihre junge frische Schönheit herrlich — stand sie vor Frau Lustig und bedeutete ihr, heut müsse etwas besonders Vergnügtes unternommen werden.

Frau Lustig war sehr bedenklich.

„Der Herr Bernhard," meinte sie, „hat gesagt, man müsse Sie nach Hause schicken, Sie lernten hier doch nichts. Wenn er wüßte, wie Sie's treiben! Mir läuft eine Gänsehaut bei dem Gedanken über den Rücken."

„Wie treibe ich es denn?" erwiderte Cenz. „Gescheiter als Gabriele, und ich komme vielleicht schneller an das Ziel, als Sie denken."

„Rechnen sie nur nicht auf den Cäsar, Fräulein Cenz. Das ist ein Durchtriebener, der macht allen hübschen Mädchen etwas weis, hat aber für sich kaum das Leben."

Cenz lachte lustig. Ja, der Tante machte er allerlei weis, nicht ihr. Gestern hatte er ihr den Verlobungsring gegeben. Sie trug ihn am Band um den Hals. Sie fühlte danach. Ja, da war er noch.

Warten mußte sie freilich, aber sobald er ein berühmter Künstler war — und das konnte ja nicht fehlen —, dann wollte er sie heiraten.

Und das hatte ja keine Eile, sie waren beide jung.

Dies alles dachte sie, sagte aber zu Frau Lustig:

„Nur noch dies eine Mal, dann will ich vernünftig werden! Sie sollen mich Kochen, Nähen, Flicken lehren, das ist mir viel lieber, als Kunst studieren. Herr Bernhard sieht das sicher ein und behält mich hier. Heut abend ist großes Konzert im Garten vor dem Thor. Herr Bernhard geht mit Gabrielen auch in ein Konzert, freilich in ein ganz andres, das mir zum Sterben langweilig ist. Es dauert noch dazu viel länger, da können wir längst zu Haus sein. Bitte, Frau Lustig, nur noch dies eine Mal!"

Wenn Cenz schmeichelte, widerstand dieser weibliche Cerberus nie, besonders da er seinen guten Bissen auch davon ab bekam.

„Nun, wenn Cäsar kann."

„Ja, der kann, der hat es mir versprochen."

„Wo sehen Sie ihn denn?"

Sie errötete. „Nun, unser Weg kreuzt sich doch, wenn ich aus der Musikschule komme."

„Unvernünftiges Kind! Wenn es Herr Bernhard wüßte!"

„Wer sollte es ihm denn sagen? Sie kümmern sich nicht um mich, ich kümmere mich nicht um sie."

Das Theater stand in einem schönen Garten; festlich leuchteten die bunten Glasblumen im Gebüsch, im Gras; die Fontänen blitzten; über den Bäumen lag eine blaue Finsternis voller Sterne.

An vielen Tischen tafelten fröhliche Leute und hörten sich die Musik an. Im Saal spielte eine Schauspielertruppe, Bekannte der Frau Lustig. Es war ein fortwährendes Ab- und Zuströmen der Menge.

Cenz wollte nicht hinein, sie wollte auf Cäsar warten.

Aber er kam nicht.

„Er hat es mir doch versprochen!" wiederholte sie von Zeit zu Zeit.

„Wie oft hab' ich es erlebt," meinte Frau Lustig, „daß er, trotz der heiligsten Schwüre, die er mir, seiner Tante, geleistet, nicht kam."

„Ich habe es noch nie erlebt," wiederholte sie, „ich warte, bis er kommt."

„Und währenddes," klagte Frau Lustig, „geht das ganze schöne Stück drinnen vorüber und wir haben die teuren Billette umsonst bezahlt!"

„Geh'n Sie doch hinein, Frau Lustig."

„Sie können doch nicht hier allein bleiben!"

„Am nächsten Tisch sitzt eine meiner Kameradinnen, ich setze mich ein Weilchen zu ihr. Sie können ja in den Zwischenakten nach mir sehen."

Frau Lustig empfahl sie noch der Freundin; es war doch zu hart, nichts zu sehen, wenn man doch schon bezahlt hatte. Und Cenz kam ja gewiß bald nach. Daß Cenz allein zu dem Neffen gehn könnte, fiel ihr nicht ein.

Digitized by Google

Sie selbst war zwar mit ihr hingegangen, natürlich erst nach langem Betteln und mit großem Widerstreben. Es war für Cenz ein Festtag gewesen. Cäsar hatte sie auf alle Weise gefeiert. Die Dekoration vertrockneter Lorbeerzweige mit flatternden Bändern, auf denen gedruckte Widmungen standen, hatte ihr sehr imponiert. Wo dieser Cäsar sie erobert hatte, blieb der Tante unbegreiflich, aber sie war keine Freundin von gestörten Illusionen und so schwieg sie.

Ein Weilchen saß Cenz ganz still im Garten da und dachte an ihn. Immer stärker wurde ihre Sehnsucht, lang konnte sie es nicht mehr aushalten. Sie bat die Kameradin, mit ihr auf und nieder zu gehen, aber dazu hatte die gar keine Lust.

„Geh' doch lieber hinein zu Frau Lustig," riet sie.

Cenz stand auf.

„Ich gehe, wohin es mir beliebt," erwiderte sie, „ich bin kein kleines Kind."

„Meinethalben!" antwortete die Freundin, „ich bin nicht Deine Hüterin."

Frau Lustig hatte, zerstreut durch das Theater — sie war verloren, wenn sie diese Stätte ihrer früheren Freuden betrat —, ihrer Schutzbefohlenen kaum mehr gedacht.

Sie hatte ja ihre Pflicht Jemand Anderem aufgeladen; damit beruhigen sich Viele und sind entrüstet, wenn die sie sich auch abschütteln.

Als sie mit dem ganzen Strom herauskam, war es kalt geworden, die Tische waren verlassen. Einsam lag der Garten da. Von Cenz war nichts zu hören und zu sehen.

Sie hätte heulen mögen, aber das half auch nichts; trostlos sah sie sich um. Ein Schrecken durchfuhr sie. Ob Cenz so thöricht sein würde, zu dem Neffen zu gehn? Der Weg war weit und unheimlich. Eine Uhr schlug; bald mußten Bernhard und Gabriele nach Hause kommen. Und was dann? Cenz schlief mit der Gefährtin in einem Zimmer.

Sie lief voll Angst durch die dunklen Gassen. Freilich, Cenz, die fürchtete sich vor nichts, die ahnte nichts von den Gefahren, die sie umgaben.

Endlich war die Frau dort; sie sah Licht oben im vierten Stock, wo ihr Neffe wohnte. Erst nach langem Klopfen ließ man sie ein.

Richtig, da war Cenz. Strahlend vor Vergnügen über den klugen Streich, den sie ausgeführt, und daß sie allein hingefunden! Frau Lustig ließ wie eine Megäre über den Neffen einen Strom Cenz gänzlich unverständlicher Vorwürfe hinbrausen. Cäsar verteidigte sich mit ihr ebenso unverständlichen Redensarten.

Schließlich brach Frau Lustig in Thränen aus, jammernd, sie würde ihre Stelle darüber verlieren, wieder hungernd, frierend auf der Straße liegen und ihm würde es auch nicht besser gehen. Wovon er denn gelebt hätte all' die Zeit, wenn diese Geldquelle nicht geflossen?!

„Ich werde alles in Ordnung bringen," versicherte Cenz treuherzig, „ich habe gar keine Furcht. Herr Bernhard ist ja so gütig. Morgen oder lieber heute noch sage ich ihm, daß wir verlobt sind."

„Verlobt!" schrie Frau Lustig. „Nun ist alles aus!"

„Nimm doch Vernunft an," tuschelte Cäsar seiner Tante in das Ohr. „Ich konnte nicht anders, es ist ja nur Spaß von meiner Seite."

„Ein schöner Spaß," zeterte sie. „Wenn nur nicht bittrer Ernst daraus wird! Kinder verloben sich nicht ohne Wissen der Eltern oder Vorgesetzten. Sofort kommst Du mit mir nach Haus." Sie duzte sie nun unwillkürlich. „Das Andre findet sich. Bestimmt hat Dich Gabriele schon vermißt."

„Ach, die vermißt mich nie," antwortete Cenz.

Wieder schlug eine Uhr, es war, als ob sie absichtlich die Stunden schneller schlüge.

„Ich trau mich gar nicht mehr heim!" äußerte Frau Lustig zitternd. „Was sagen wir nur?"

„Ihr hättet Euch verirrt," schlug Cäsar vor.

„Verirrt!" grollte Frau Lustig. „Nun, meinetwegen, ich weiß auch nichts Besseres. Aber von nun an hat der Unsinn mit Eurer Verlobung ein Ende!"

Sie sagte es strenger, als es ihr Cenz je zugetraut.

„Der Unsinn!" wiederholte das Mädchen nun auch im Zorn. „Sprich Du doch, Cäsar. Sofort rede ich mit Herrn Bernhard."

Cäsar war aber auch verwandelt.

„Warte lieber noch, Cenz," bat er. „Heiraten können wir uns ja doch noch nicht. Du weißt, erst muß ich meine Anstellung haben."

Sie drückte sich an ihn. „Wenn Du mich nur lieb behältst, will ich schon warten. Ich bin ja so glücklich."

Sein Herz — er hatte doch etwas der Art — straste ihn bei dieser Rede.

Digitized by Google

„Magst Du sehn, wie Du aus dieser Wirrnis kommst," sagte Frau Lustig wütend. „Ich biete nicht mehr die Hand dazu. Laß Dich nicht mehr in unserer Nähe blicken, Cäsar."

„Ich finde doch zu Dir," flüsterte ihm Cenz tröstend zu. „Ich bin viel schlauer, als sie denkt!"

(Fortsetzung folgt.)

Trüber Mut.

Wir grau der Tag, wie leer das Leben,
Kein Ziel, kein Glück hob mich empor,
Ein trostlos ödes Weiterweben —
Da klang dein Wort mir an das Ohr.

Es sprach in Lauten, nie vernommen,
Von bald verklungner Seligkeit,
Von Funken, die noch nicht vergkommen,
Von einem Altar, nicht entweiht.

Mir war, wie wenn in Kerkermauern
Mit einmal fiele breites Licht,
Die Seele fühlte tiefstes Schauern,
Doch waren's dunkle Schauer nicht.

Es war ein mutig Aufwärtsschweben,
Ein Atemholen frei und tief,
War Ahnungsschein von einem Leben,
Das unter düstern Nebeln schlief.

Des Höchsten wollt' ich mich erkühnen,
Und alle Blüten meines Ich,
Die du gerufen in das Grünen,
Sie sollten duften nur für dich.

Allein die Nacht, die lang und bange
In mir geherrscht, weicht nicht so leicht,
Ich fühle, wie der Sorge Schlange
Mein aufwärts ringend' Herz beschleicht.

O sprich nun wieder! Laß mich hören
Dein liebend Wort, so weich und mild,
Es muß den bösen Zauber stören,
Freigeben, was zur Höhe quillt.

O sprich! ich häng' an deinem Munde —
Nur Sieg um deinetwillen, Kind,
Auf daß gesegnet sei die Stunde,
Da wir zwei uns begegnet sind.

Friedrich Adler.

Das Lied.

Was in tiefer Seele schlummert
Wie ein dunkler stiller See,
Das sind ungebor'ne Lieder,
Tote Freude, totes Weh.

Aber wenn ein hund'ger Fergе
Durch die Flut sein Ruder zieht,
Perlen auf die dunkeln Fluten,
Jede Perle wird ein Lied.

Adolf Mayr.

Hoch über dem Kleefeld . . .

Hoch über dem Kleefeld im hellen Glast
Die Lerche schmetternd singt,
Die weiße, die schweigende Einsamkeit
Kein andrer Laut durchklingt.

Die Wälder, sie stehen geheimnisvoll
Verzaubert, stumm im Traum,
Auf strahlenden Schwingen der Mittag schwebt
Im weiten, stillen Raum.

Blutbuchen aufrechten die Kronen stolz,
Wie Bronze glüht das Laub,
Die Wipfel durchflimmert ein Funkensieb:
Rotgoldner Sonnenstaub.

Mir ist es, als walle die Liebe nah
Auf licht' Gewölk geschmiegt;
Als sprühe im Feuer herab der Geist,
Der alle Not besiegt.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Der fremde Wanderer.

Der fremde Wanderer singt ein Lied
Von der Not;
Es lauscht ihm der schwarzhärtige Schmied
Und sein blondes Weib — die beiden Jungen
Sind spielend wieder fortgesprungen.

Der fremde Wand'rer ist grau und blaß
Von der Not.
Sein rissiger Mantel ist schwer und naß.
Und was der fremde Wand'rer singt,
Hart an die nied'rn Mauern dringt.

Zwischen des Liedes Töne klangen
Hammerschläge auf Eisenstangen.

Wilhelm von Scholz.

Digitized by Google

Zur Charakteristik Anastasius Grüns und L. A. Frankls.

Mit ungedruckten Briefen beider Dichter.

II.

Auf den zuletzt mitgeteilten Brief Frankls vom 23. Dezember 1856 erwiderte Grün:

Gratz 26. XII. 56.

Mein sehr verehrter Freund!

Die reichen Weihnachtsgeschenke aus dem heiligen Lande, mit welchen Sie mich so freundlich überrascht und meinen heurigen Christbaum so sinnvoll ausgeschmückt haben, sind mir gestern glücklich zugekommen; und indem ich Ihnen meinen herzlichsten Dank abzustatten eile, möchte ich zugleich die ganze Innigkeit und Rührung, welche mich bei dem Anblicke Ihrer bedeutungsvollen Gaben überkam, auch in meine Worte legen können! Nicht nur daß diese mit so feiniger Wahl zusammengestellten Gegenstände durch ihren Zusammenhang mit einer großen Vergangenheit, durch den Anhauch der Geschichte geweiht sind, macht sie mir so lieb und werth, aber auch und vor allem drang mir zu Herzen die Bedeutung, welche sie für mich in der Gegenwart besitzen: sie sind ja Zeichen jener seltenen und uns allen doch so nothwendigen Liebe, welche uns erfrischt und aufrichtet, wenn wir uns entmuthigt und gebeugt fühlen, und uns wieder Vertrauen und Richtung gibt, wenn wir an uns selbst irre werden wollen. Ihre Sendung, welche mich in solcher Stimmung fand, brachte so Nahrung dafür und doch auch Balsam zugleich. Diese Symbole einer großen Vergangenheit und noch größeren Vergänglichkeit trafen ja in einem Augenblicke ein, als meine Seele noch voll war von dem schweren Verluste, den wir durch den Tod unseres Hammer-Purgstall erlitten, und von all den Empfindungen und Wahrnehmungen, die sich an den Hingang dieses großen Todten knüpfen. Wen sollten da nicht Zweifel und Wehmuth bewältigen?! Sie haben ihm ein wahres und schönes Wort in die Grube nachgerufen[5]), und wer ihn geliebt und geehrt hat im Leben, muß Ihnen dafür danken und sich auch bei diesem Anlasse an der seltenen ausdauernden Pietät auferbauen, mit der Sie unsere edlen Verklärten geleiten, so weit unser Auge und Herz ihnen zu folgen vermag.

Es ist vielleicht eine Äußerung eben jenes Irrewerdens an sich selbst und seinen Bestrebungen, wenn ich Ihrer sonst sehr richtigen Bemerkung, daß „die Freiheit nicht umsonst zu haben ist", die Frage zur Seite stelle: „und ist die Freiheit, wie wir selbst sie gesehen und kennen gelernt, wohl der großen Opfer, Arbeiten, Anstrengungen, die sie fordert, kurz „des Schweißes der Edlen" auch wirklich werth?" Wo und wann, ganz abgesehen von unsern Tagen, ist sie, wenn ihr Bild makellos in der Geschichte auftauchte, auch auf die Dauer rein und menschenwerth geblieben? Soll das Streben gut und weise zu werden uns nicht viel näher liegen, als das frei zu sein, und sind wir, wenn wir erst jenes geworden, nicht zugleich auch dieses? In diesem Sinne dünken mich die Absichten der großen Geisteshervoren, deren kleine Epigonen wir sind, viel richtiger gefaßt, als die unsrigen; jene wollten erst die Basis legen, aus welcher die Pyramide dann wie von selbst emporsteigen sollte. Waren wir nicht über das Vorhandensein jener Elemente wahrer Freiheit in unserem Volke in arger Täuschung befangen, bis das J. 1848 uns die Augen darüber öffnete, daß die leuchtende Spitze mit dem Götterbilde uns verblendet und daß Fundament und Sockel aus haltlosem bröckligem und unsolidem Materiale bestanden habe? Es fehlte die Grundlage, der granitne Quadernbau, Güte und Weisheit, aus denen Maß und Duldung sich von selbst ergeben. Doch ich gerathe hier auf ein schwieriges und zu weites Gebiet, als daß ein schmächtiges Briefstein ohne Gefahr nur seine flüchtigsten Umrisse in sich aufnehmen könnte, und nur die Zwiesprecht, von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, läßt das bereits meiner Feder Entschlüpfte auf dem Blatte fortbestehen, das unausgeführt, wie es ist, leicht irrig gedeutet werden kann.

Meine Frau dankt mit mir auf's Herzlichste für die edlen Pilgerspenden, die Sie ihr zugedacht.

[5]) Der Orientalist Josef von Hammer-Purgstall, mit dem Grün aufs innigste befreundet war, war damals eben gestorben. Frankl schrieb ein Gedicht: „Hammer-Purgstall's Beerdigung", auf das Grün hier anspielt.

Digitized by Google

Die Blumen schmücken bereits ihr Album, Schmuckträger und Rosenkranz ihren Schreibtisch. Auch die mir zugefallenen Stücke sind Ihrer Bestimmung nach verwendet. Möchte sich der Wunsch erfüllen, den Sie an die grüne egyptische Gottheit knüpften.

Nochmals herzlichen Gruß und Dank von Ihrem treu ergebenen

A. Auersperg.

Aus den beiden nächsten Jahren liegen nur einige unwesentliche Briefe der Freunde vor. Diese Jahre waren nicht für den Dichter, aber für den Menschen Auersperg von Wichtigkeit: sie brachten ihm neue, große Prüfungen und Pflichten, aber auch eine kaum noch erhoffte Freude, die schönste, die ihm werden konnte. Nachdem sein Stiefvater, Baron Lichtenberg, gestorben und ihn zum Vormund seines aus zweiter Ehe stammenden Sohnes eingesetzt, verschied kurz darauf die liebste seiner Schwestern, Baronin Schweiger, wenige Monate darauf ihr Gatte; auch für ihre acht Kinder übernahm Grün die Vormundschaft; die beiden jüngsten Mädchen nahm er in sein Haus. Wie er diese Pflichten auffaßte und erfüllte, mag uns ein unseres Wissens bisher ungedruckter Brief an einen schwäbischen Dichter, den Pfarrer Albert Knapp, vom 3. Oktober 1858 berichten:

Ich kann von Helgoland leider diesmal weder Gutes noch Schlimmes sagen, da ich meine Reise dahin auf halbem Wege aufgeben mußte. Nachdem ich bis Wien gekommen war, wurde ich dort von der Flut meiner Vormundgeschäfte eingeholt und wieder in die Heimat zurückgespült. Und so habe ich den ganzen Sommer und Herbst bisher in Sorgen und Geschäften, Kümmernissen und Mühen verschiedenster Art durchgebracht, freilich auch erhellt durch manche Sonnenblicke aus den dankbaren Augen meiner lieben Pfleglinge, wovon vier ihre Ferienzeit in unserem Hause zubrachten. Aber acht theure Häupter, für deren Wohl und Heil man vor Gott und den Menschen und vor sich selbst verantwortlich ist, sind denn doch eine schwerere Sorgenlast, als ich geahnt, da ich in hingebender Bereitwilligkeit die verwaisten Kinder meiner geliebten Schwester an mein Herz schloß, das ihnen fortan ein zweites Vaterherz zu sein versprach; doch es reut mich nicht und soll mich nicht reuen, und wenn meine Aufgabe bisweilen etwas schwerer wird, gibt der Gedanke an die Verewigte mir wieder neue Kraft und Liebe. Freilich schweigt die Harfe, aber es klingt dafür das Herz, und vielleicht wird hie und da einer seiner Töne den Hörern eben nicht ganz mißfallen. Ich habe in der Beantwortung eines Ihrer früheren Briefe Ihre Erkundigung nach meiner lieben guten Frau zufällig übersehen und halte es für eine Gewissenspflicht, Ihnen bei diesem nächsten Anlasse zu sagen, daß sie, seit ich mit ihr verbunden bin, das Glück meines Lebens, der Inbegriff meiner Gedanken ist. Mit einem gebildeten, klaren, ruhigen Geiste verbindet sie die größte Herzensgüte und eine Fülle von Talenten, welche das Dasein veredeln und verschönern. Sie ist in allen Dingen ein Herz und ein Sinn mit mir und theilt sonach auch meine Liebe zu unsern theuren Pflegekindern, denen sie eine zärtliche, fürsorgende, liebereiche Mutter und unermüdliche, einsichtsvolle Lehrerin und Leiterin ist. Gott segne und beschirme sie, die mir alles Glück gewährt hat, das in unserer Ehe von ihrem Willen abhing, und nur jenes eine nicht, welches der Beschluß des Herrn uns versagt hatte.

Dies Glück, der Kindersegen, war den beiden Gatten scheinbar für immer versagt; im Jahre 1839 hatte sich Auersperg mit Gräfin Marie Attems vermählt; die Ehe war also seit neunzehn Jahren kinderlos. Und im zwanzigsten Jahre, 1858, winkte den Gatten das nicht mehr erhoffte Glück! Ihre Freude war grenzenlos; natürlich verschwiegen sie sie auch den Fremden des Hauses nicht. Zu Weihnachten 1858 schrieb Frankl an Grün:

Geehrter Freund!

Meine kleinen Pilgerspenden aus Jerusalem kamen Ihnen vor 2 Jahren mit der Bitte zu, dieselben an Ihren Christbaum zu hängen.

Sie erwiderten meinen Wunsch mit einer wehmüthigen Bemerkung, die nunmehr ihre Berechtigung verloren hat.[6])

Seit ich selbst so glücklich bin ein Kind zu besitzen, bin ich erst recht befähigt Ihnen zu sagen, welche große Lebensfreude Sie erwartet.

Nehmen Sie denn wieder zum Christabend eine andere Pilgergabe freundlich an: Wasser aus dem Jordan zur Taufe Ihres Kindes, das um Ihr Glück noch vollkommener zu machen ein Knabe sein mag. Ich hoffe, daß die heilige Fluth nichts an weihender Kraft verloren haben wird, durch den Umstand, daß sie ein Jude geschöpft hat; ist sie doch aus einem Strome, der seinen Urvätern gehörte, in ihrem heiligen Vaterlande.

Sollte aber doch, wer mag es wissen, das Gewässer vermeint sein, so ist es dagegen am h. Grabe geweiht und zum Zeichen dessen mit dem Siegel der h. Hierosolyma versehen worden.

Indem ich Ihnen heiter schöne Festtage wünsche und Sie herzlich grüße, bleibe ich Ihnen Verehrungsvoll ergeben

Wien, 22. Dezemb. 1858. Frankl.

[6]) Wie man sieht, ein Gedächtnisfehler Frankls. Er hatte sein Geschenk einer ägyptischen Götterstatue nur mit dem Wunsche begleitet, daß sie den Freund zu einer neuen Dichtung anregen möge, und dieser hatte mit der Bemerkung geantwortet, daß ihm die Erfüllung dieses Wunsches beschieden sein möge. Seither hatten sich die Freunde wohl gesprochen und es war dabei wohl jenes anderen, größeren Wunsches Grüns gedacht worden.

Digitized by Google

Grün dankte durch folgendes Schreiben:

Geehrter Freund!

Empfangen Sie vor Allem meinen innigsten und wärmsten Dank für das freundliche Geschenk, mit welchem Sie meinen heurigen Christabend — den ich im Kreise meiner nächsten Lieben, darunter die beiden jüngsten anmuthigen Töchterchen meiner verewigten Schwester, gefeiert habe — bereicherten und verschönerten. Auch Ihre diesmalige Gabe trägt das Gepräge jener edlen Sinnigkeit und beziehungsreichen Wahl, welche mir Ihre früheren Pilgerspenden so werth und bedeutungsvoll macht. Wenn ich den freundlichen Wünschen, mit denen Sie Ihre Weihnachtsgabe begleiten, aus vollem Herzen beipflichte, so liegt wohl viel Eigennutz darin, aber doch nur jener edlere Eigennutz, dessen man sich nie ganz entschlagen kann und dessen man sich auch nicht zu schämen braucht. Möge das Jordanwasser dem theuren Wesen, auf dessen Stirne es geträufelt werden soll, die kostbare Gabe des Glaubens, nicht nur in überirdischen, sondern auch in irdischen Dingen und Beziehungen verleihen, die gerade dem kommenden Zeitalter doppelt noth sein dürfte, und zwar eines festen unerschütterlichen Glaubens, als der verläßlichsten Stütze auf dem ringsum schwankenden Boden!

Daß ein Andersgläubiger den heiligen Born geschöpft hat, wird seiner Weihekraft wohl nichts anhaben können; ich sehe vielmehr in diesem Umstande ein bernhigendes Vorzeichen. So möge sich der Glaubenstreue des Täuflings zugleich der Geist der Milde und Duldung gesellen, den wir bei den Glaubensstarken so oft vermissen.

Meine Frau, die den Werth des schönen Geschenkes ganz zu würdigen weiß, bittet mich, Ihnen auch von ihrer Seite den herzlichsten Dank auszusprechen.

Indem ich Sie und die Ihrigen mit meinen besten Wünschen begleite und mich Ihrer verehrten Gemahlin achtungsvoll empfehle, in unwandelbarer Gesinnung mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuergebener

Graz, 26. XII. 58. A. Auersperg.

Drei Monate später schrieb er an den Wiener Freund:

Verehrter Freund!

In sichtlicher aber wohl verzeihlicher Eile benachrichtige ich Sie, daß Ihre jüngst so freundlich ausgesprochenen Wünsche in Erfüllung gegangen sind, indem meine Frau mich gestern nach schweren, aber glücklich überstandenen Stunden mit einem gesunden Knäblein beschenkt hat. Der Diminutiv-Jordan, den ich Ihrer Güte verdanke, wird demnach in Bälde entsiegelt werden und in Function treten. Möge er weihen und segnen zugleich.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 1. März 1859. A. Auersperg.

Über Grüns Empfindungen in jener Zeit mag uns auch folgende Stelle aus einem Schreiben an Knapp vom 22. März 1859 orientieren:

. . . . Mutter und Kind befinden sich, gottlob, bisher recht wohl; möge der Himmel sie erhalten! Wir hoffen mit einiger Zuversicht darauf, weil meine Frau und ich uns feierlich gelobt haben, daß die große Segensgabe, ein eigenes Kind zu besitzen, unsere lieben Pfleglinge auf keinen Fall in unserer Liebe, Sorgfalt und Treue verkürzen soll, indem wir gerade diese als die Quelle unseres Glückes ansehen, da jenes kaum mehr erwartete Himmelsgeschenk vielleicht eine Belohnung für das ist, was wir an den lieben Kindern meiner früh verewigten unvergessenen Schwester gethan haben und noch thun wollen. Gott beschütze sie alle! und Sie, mein hochverehrter Freund, seien Sie des theuren Menschenkreises, der mein Herz umgiebt, in Ihren frommen Gebeten freundlichst eingedenk . . . .

Auf Grüns Mitteilung vom 1. März 1855 erwiderte Frankl:

Verehrter Freund!

Daß Sie mein Schweigen auf Ihr Schreiben nicht für Theilnahmlosigkeit halten, deß bin ich gewiß.

Heftig und lang andauernde Grippe und eine Reise hinderten mich bis jetzt Ihnen zu sagen, wie sehr mich die frohe Botschaft erfreut und doppelt erfreut hat, weil sie mich zugleich von Sorge befreite, die ich als Arzt nicht in mir unterdrücken konnte.

Ein Sohn denn!

Sie haben nunmehr das, was nach einem orientalischen Spruche allein unsterblich macht, völlig erreicht: „ein Sohn, ein guter Name, ein gutes Buch.“

Wie heißt Ihr Sohn? Wahrscheinlich führt er Ihren Namen, wie das so üblich ist. Wieder muß ich vom Orientalen sprechen, der sein Kind mit dem Namen seiner Großeltern, wenn diese schon gestorben sind, nennt. Wenn sie noch leben, erhält das Kind den Namen eines verstorbenen Bruders, einer Schwester oder sonst eines nahen Verwandten!

Dadurch wird ihr Andenken in der Familie fort und fort erhalten und ein Name erbt fort.

In Europa halten die Juden noch jetzt an dieser pietätvollen Sitte fest.

Gut ist es, daß Ihr Sohn dem Frühling entgegengeboren wurde; Sie gehen doch mit ihm nach Thurn?

Mit den freundlichsten Grüßen und wärmsten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohl und frisches Gedeihen Ihnen wahrhaft ergeben

Wien, 3. April 1859.

Frankl.

Digitized by Google

Aus Grüns Antwortschreiben (Graz, 26. April 1859) seien die folgenden Stellen mitgeteilt:

Die Besorgnisse, welche Sie rücksichtlich des damals bevorstehenden, nunmehr glücklich vorübergegangenen Familien-Ereignisses als Arzt hegen mußten, sind auch mir nicht ferne geblieben und so hatte ich die Vorsicht gehabt, schon lange vor dem verhängnisvollen Augenblicke den geschicktesten der hiesigen Accoucheurs um seine Anwesenheit in meinem Zimmer während des kritischen Momentes zu ersuchen. So geschah es, daß seine Hülfe und Kunst gerade im rechten Momente einschreiten konnte, um Mutter und Kind aus nicht geringer Gefahr zu retten. Der Kleine befindet sich — gottlob und unberufen! — bis jetzt recht wohl und gedeiht sichtlich. Meinen Vornamen konnte er ebensowenig bekommen, als den meines sel. Vaters, da unsere Namen bereits von anderen Familienmitgliedern getragen werden. Als wahre, kaum mehr erwartete Gottesgabe trägt er den Namen Theodor, welcher übrigens auch ein Auerspergischer Familienname ist und zugleich der Name eines mir unvergeßlichen verstorbenen Freundes war, nach dessen Vorbilde und mit dessen Eigenschaften ich mein Söhnlein gerathen und ausgestattet wünschte. Die von Ihnen erwähnte Sitte des Orientalen, sein Kind mit dem Namen eines verstorbenen Familienmitgliedes zu nennen, von so schöner und edler Pietät sie zeugt, hat für mein Gefühl doch das Bedenkliche, daß durch die regelmäßige Wiederkehr einiger weniger in der Familie forterbenden Namen die Erinnerung an die einzelnen Träger des gemeinsamen Namens allmälig verwischt und abgeblaßt wird; der Name lebt fort, aber das Individuum geht um so früher unter. Unsere Übersiedlung nach Thurn am Hart wird heuer wohl kaum vor Mitte Juni stattfinden, ich möchte doch abwarten, daß der Kleine wenigstens drei Monate alt und die Witterung constanter und milder geworden ist. Zudem hat der Landaufenthalt, so angenehm und ersprießlich er sonst in jeder Hinsicht für das Kind sein dürfte, doch das Fatale, daß unser nächster vertrauenswürdiger Arzt zwei Meilen entfernt wohnt und mitunter gerade in den dringendsten Momenten vom Hause abwesend sein kann. Die Vorsicht gebietet daher, mit der Reise bis zur thunlichst beruhigenden Erstarkung des zarten Wesens zu zögern. — Erlauben Sie mir, daß ich, der so oft und reichlich von Ihnen Beschenkte, Ihnen eine kleine Gegengabe biete, die eigentlich mehr für mich als für Sie zum Geschenk wird, wenn Sie derselben eine freundliche Aufnahme angedeihen lassen wollen. Ein junger talentvoller Künstler hat nämlich eine kleine Büste von mir modellirt,[7]) von welcher nur für näher Befreundete Abgüsse gemacht werden sollen — höchstens ein Dutzend Exemplare — die ich nächster Tage erwarte. Es würde mich sehr freuen, in Ihren Wohnungsräumen, wo ich in Person leider so selten erscheinen kann, wenigstens im Bilde anwesend und nicht ganz unwillkommen zu sein.

Im Stuttgarter Morgenblatt soll ein Gedicht von N. Lenau „Gewitter" betitelt, und zwar in einer der neuesten Nummern erschienen sein. Kennen Sie es und war es bisher noch ungedruckt? und aus welcher Quelle stammt es?

Frankls Dankbrief lautete:

Verehrter Freund! Sie haben mir eine doppelte Freude bereitet: daß Sie mich unter die kleine Zahl der Auserwählten stellten, denen Sie ihre Büste als ein kostbares Andenken spenden und daß diese so gelungen ist.

Wenn auch nicht ideal aufgefaßt, so hat sie eben darum vielleicht den großen Vorzug einer fast daguerrotypischen Ähnlichkeit. Dem Künstler ist Glück zu wünschen, weil dieselbe in so kleinem Maßstabe um so schwieriger sein mußte.

Jeder, der Sie nur Einmal sah, erkennt Sie auf den ersten Blick und Alle — ich zeigte wenigstens 50 Personen die Büste — fragen, wo ist sie zu bekommen?

Ganz stolz sage ich dann: „Gar nicht!"

Sie sollten Ihrer vielen Freunde und Verehrer wegen, aber auch dem Herrn W. Christen zu Ehren gestatten, die Büste vervielfältigen zu dürfen, aber galvanoplastisch. Ich will das in der Staatsdruckerei ohne alle Kosten durch Hofrath Auer veranlassen.

Thun Sie das doch und berechtigen Sie mich mit der Ausführung; schon darum, weil Sie erkennen müssen, wie wenig egoistisch ich bin, indem ich als ein Gemeingut wünsche, was ich gewissermaßen als ein Unicum besitze.

Dem armen Hirschhäuter[8]), der sich so sehr sehnte, Ihre Statuette neben die von ihm modellirten Lenau's, Grillparzer's, Hammer's, Alb. Dürer's ꝛc. zu stellen, wurde es nicht so gut.

Zwei Jahre krank, endlich mit gelähmten Händen war der brave Mann der Sorge seiner Freunde preisgegeben. Eines Abends, als diese nicht mehr ausreichten, stellte ich bei den „Rittern der grünen Insel" den Antrag, unterstützend einzugreifen. In wenigen Minuten war eine namhafte Summe beisammen; aber in der derselben Stunde verschied er in der entfernten Vorstadt.

Er war stolz und hielt auf Ehre. Hätte er ahnen können, daß es mit ihm so weit kommen würde, er hätte sich eine Kugel durch den Kopf

[7]) Sein Name war Wilhelm Christen. In Mähren (1818) geboren, dann Bronze-Arbeiter in Wien, lebte er seit 1849 als Modelleur und Bildhauer in Graz, wo er seither (vermutlich 1888) gestorben ist. „Jung" war er also eigentlich zur Zeit, wo er Grüns Büste schuf, nicht mehr.

[8]) Vergl. Anm. [4]) auf Seite 122 d. Bds.

Digitized by Google

geschossen. Und wirklich war er nicht so arm, eine bedeutende Anzahl seiner Kunstwerke umgab ihn; nur fand sich namentlich seit der Kriegsepoche kein Käufer für dieselben. Jetzt drängen sie sich heran.

Die Nachricht, daß im Stuttgarter „Morgenblatt" ein Gedicht aus dem Nachlasse Lenau's enthalten sei, bestätigt sich nicht. Es dürfte überhaupt keines mehr vorhanden sein; der „Schwestermann"[9]) hätte es gewiß vorgefunden.

Mit wahrer Theilnahme habe ich gelesen, daß zwei Auersperge auf dem Schlachtfelde geblieben sind, während ein anderer als F. M. L. in Wien begraben wurde?

Gewiß sind es Verwandte von Ihnen! Nahe?

Es ist eine furchtbare Zeit. Tausende Leichen und Verwundete in 4 Wochen und wir erröthen nicht, unser Jahrhundert zivilisirt zu nennen. Die Menschen sind brutal und werden nicht aufhören es zu sein, es wäre denn, daß man den Phosphor und das Eisen aus ihrem Organismus zapfen könnte.

Ich habe begonnen, mich in eine Arbeit zu versenken und mich auf diese Weise zu retten.

Indem ich Ihnen allen Frieden und Segen ihres Hauses wünsche und Sie herzlich grüße, bleibe ich Ihnen hochverehrter Freund verehrungsvoll ergeben.

Wien, 29. Juni 1859.

Frankl.

Das Komitee, das in Wien die Feier von Schillers 100. Geburtstag vorbereitete, erbat durch Frankls Vermittlung von Grün den Prolog. Dieser lehnte — Graz, 2. November 1859 — mit folgender Begründung ab:

... Ich muß mir die vollste und freundlichste Nachsicht von Ihrer und von Seite Ihrer Auftraggeber dafür erbitten, daß ich der für mich so ehrenvollen Aufforderung — um so ehrenvoller, als sie von einem Kreise viel jüngerer, reicherer und produktiverer Kräfte ausgeht — nicht nachzukommen vermag. Ich bin von Haus aus ein wenig geübter, schwerfälliger Gelegenheitsdichter, welcher nur des favente zu dichten vermag. Dieser deus besucht mich nur in immer seltener werdenden Stunden, bleibt aber ganz sicher aus, wenn sein Erscheinen an einen Termin gebunden sein soll. Überdies habe ich ein Dutzend ungewohnter Sitzungen im Leibe, bin noch unrichtwirrt von Paragraphen, beladen mit während meiner Abwesenheit angeschwollenen Vormundschafts- und anderen Geschäften u. s. w., daß ich mich in gewissenhafter Weise nicht anheischig machen darf, innerhalb des kurzen noch offenen Termins von kaum einer Woche ein Product zu schaffen, welches — wenn ich das überhaupt zu leisten vermöchte — des großen Namens Schiller, der solennen Feierlichkeit und des dieselbe veranstaltenden edlen Vereines würdig sein sollte. Mögen Sie demnach in dieser Ablehnung, welche so ehrendem Vertrauen gegenüber mir doppelt schwer fällt, nicht einen Mangel an Willfährigkeit, sondern nur einen Beweis gewissenhafter und ehrlicher Selbsterkenntnis sehen und mich in diesem Sinne auch bei Ihren Committenten entschuldigen.

Was die freundliche Anfrage ihres früheren Schreibens rücksichtlich der Vervielfältigung meiner Büste betrifft, so möchte ich mich selbst durch Ihre so gütige und schmeichelhafte Aufforderung nicht zu einem Akte der Selbstüberschätzung verleiten lassen. Im Kreise von Freunden mein Andenken aufzufrischen, dazu habe ich das Bedürfnis, vielleicht auch ein kleines Anrecht. Aber darüber hinaus erstrecken sich meine Ansprüche nicht.

Vor Weihnachten (22. Dezember) 1859 schrieb Frankl an Grün:

Ich erinnere mich noch lebhaft der Glückwünschenden Freude, mit der ich Ihnen im verflossenen Jahre zu Weihnachten Wasser aus dem Jordan sandte.

Ich hoffe Sie sind der Zukunft eingedenk sparsam damit umgegangen!

Diesmal sei es mir gegönnt, in den Schneebedeckten Weihnachtbaum Bilder aus der afrikanisch heißen Welt[10]) zu hängen.

Wenn Sie nur nicht, liebenswürdig satyrisch wie Sie sind, sagen: „Auch diesmal ist es Wasser, zur Abwechslung aber aus dem Nil!"

Ich wünsche Ihnen die glücklichsten Stunden im Kreise der Ihren an dem poetischesten Feste, das auf der Erde gefeiert wird.

Dieses, und wenn ich einem Priester begegne, der einen Sterbenden versöhnen und trösten geht und Alle niederknieen — mitten auf dem tollen Markte der Leidenschaften plötzlich an den Tod erinnert werden und eine Seele mit Gebeten freilich in das — Nichts begleiten, rührt mich stets innerst. ....

Wie geht es Ihrem Sohne? wie seiner gesegneten Kuh? Schade, daß sie nicht in der Steiermark wie in Syrien gehörnt ist; Sie müßten das Horn dieser Amalthea nutzen — Ihre Gedichte versetzen.

Jedenfalls möge sie Ihnen so heilig wie den alten Egyptern sein. Sie sehen: Ich komme und sende Ihnen „Aus Egypten!" und werde die heidnischen Erinnerungen nicht los, die zuweilen noch schöner sind, als die christlichen, und immer poetischer, als die ebräischen.

[9]) Der Schwager Lenaus, Anton X. Schurz, der sich auch dem von ihm herausgegebenen Buche „Lenau's Leben" als Schwestermann des Dichters bezeichnete.

[10]) „Aus Egypten." Von Ludw. Aug. Frankl. Wien 1858.

Digitized by Google

Haben Sie Jacob Grimms Festrede auf Schiller gelesen? Sie ist ein Kunstwerk und eine That echter großer Gesinnung.

Wie geht es dem trefflichen Leitner? Bitte ihn zu grüßen.

Grün dankte noch am 24. Dezember „mitten in den Vorbereitungen zu dem kleinen Christbäumchen, welches ich für heute Abend aufzurichten habe" u. a. wie folgt:

Empfangen Sie meinen unverzögerten innigen Dank für die schöne Gabe, aber nicht minder für das sinnige Wohlwollen, welches keine Gelegenheit versäumt, alten Freunden eine Herzensfreude und gerade immer in der zusagendsten Weise zu verschaffen. Ich nehme den von Ihnen gewählten Vergleich der beiden Wasser — wiewohl keineswegs in dem mir zugemutheten satyrischen Sinn — immerhin auf und zwar als ein passendes gutes Omen. Jordanwasser ist heilig und gesegnet mit mystischen Wunderkräften, Nilwasser hat allerdings irdischere Reize, es ist gesund und fruchtbar und soll auch, wie ich Reisende versichern hörte, für den menschlichen Gaumen von einer Lieblichkeit und einem Wohlgeschmack sein, daß es allen, die je davon kosteten, fortan unvergeßlich bleibt. Einen Krug voll solchen Wassers kann man sich schon gefallen lassen; schon sein Anblick macht lüstern nach dem Genusse und verpflichtet zu Dank gegen den Spender.

Auf Ihre freundlich theilnehmende Erkundigung nach meinem Söhnlein, das heuer sein erstes Christfest feiert, kann ich Ihnen (gottlob und unberufen!) nur Erfreuliches melden. Das Kind gedeiht zusehends, entwickelt sich in aumuthigster Weise und ist in der Regel, wenn nicht seine kleinen Wünsche und Bedürfnisse es momentan verstimmen, des köstlichsten und heitersten Humors. Seine Amalthea tritt allmählich in den Hintergrund und spielt eine untergeordnete Rolle, seit Süpplein, gebratne Äpfel u. drgl. bisweilen auf dem Tisch des kleinen Lukullus erscheinen dürfen, und da sie somit ihre irdische Mission ziemlich hinter sich hat, wäre es allerdings Zeit, sie an den poetischen Himmel zu verpflanzen.

Der Jordansbronnen, welchen Sie im vorigen Jahre mit so freundlichen Wünschen nach Steiermark leiteten, ist noch ziemlich unversiegt geblieben, nur erst zwei kleine Christenhäupter sind davon benetzt worden, mein Söhnlein und circa 8 Tage später das Töchterlein der Gräfin Schönfeld-Neumann. Seither ist des Brunnens Siegel nicht wieder geöffnet worden.

Leitnern werde ich gelegentlich Ihren Gruß bestellen. Er lebt sehr zurückgezogen und soll gegenwärtig im Auftrage der verschiedenen gemeinnützigen Vereine, deren Chef der verstorbene Erzh. Johann war, an dessen Biographie arbeiten.

Im nächsten Jahr wurde Auersperg zu einer neuen, wichtigen Thätigkeit berufen, die nun den Hauptinhalt der Briefe der folgenden Zeit bildet: der Dichter wurde zum Politiker.

Wie rücksichtslos!

Schon brannten hell die Kerzen
Am grünen Weihnachtsbaum,
Und wieder schwelgten die Herzen
Im allerschönsten Traum.
Die Kinder eilten jubelnd
Ihrer lieben Mutter nach;
Da trat ein Bettler zagend
In's festliche Wohngemach.

„Verzeiht mir ungebet'nem Gast!
Mich treiben Hunger und Not.
Ich hab' gehungert zwei Tage fast,
Fleh' nur um ein Stücklein Brot.

Zu Hause liegen mir Weib und Kind
Vor Hunger siech und krank.
Durch ihre Blöße bläst der Wind,
Sie liegen auf nackter Bank.

Mein Arbeitgeber machte Bankrott,
Verloren ist all mein Lohn — —"
Da sprach die Hausfrau schier mit Spott:
„Das haben wir nun davon!

Wir sind im sozialen Hilfsverein,
Bei der Krankenkasse dazu.
Und dieser da kommt doch herein
Und stört uns Feier und Ruh'.

Doch gieb ihm einen Thaler, Max,
Wir können nicht anders thun.
Entfernt euch aber, ich bitte, Fracks;
Wir wollen bescheeren nun."

Der Bettler nahm den Thaler hin,
Der brannte, wie höllische Glut.
Sein Weib und Kind kamen ihm zu Sinn;
Sonst würf er ihn weg voll Wut. —

Schon brannten hell die Kerzen
Am grünen Weihnachtsbaum,
Und wieder schwelgten die Herzen
Im allerschönsten Traum.
Die Dame hob vom Boden
Ihr jüngstes Töchterlein
Und seufzte: „Gott, wie kann man
So rücksichtslos nur sein!"

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Sehnsucht.

Im Thalgrund drüben, so weit, so weit
In dunkler Ferne,
Da wohnt mein Schatz, eine rosige Maid.
Hab sie so gerne,
Muß immer an sie denken
In warmer Liebe, mit treuem Sinn!
Möcht's immer ihr sagen und kann nicht hin —
Das thut mich grämen und kränken.

Die Nacht ist dunkel und dunkel der Weg;
Die Berge liegen
Gar überm Wasser — ich weiß keinen Steg,
Kann auch nicht fliegen,
Hab ja nicht Flügel noch Schwinge!
Ach, daß ich doch einen Boten wüßt',
Der meinem Liebchen es sagen müßt',
Wie ich in Sehnen verginge.

Du lieber Stern mit dem milden Schein,
Du Stern der Liebe!
Sag, wolltest du mir nicht Bote sein?
Mein Schatz steht trübe
Wohl hinter den Fensterranken,
Schaut in dein freundlich schimmerndes Aug',
Kann auch nicht schlafen und banget auch
In Liebessehn nach dem Kranken.

Doch nein! Dich mag ich zum Boten nicht:
Thränen ja hangen
In deinem Blick, dein bleiches Gesicht
Ist grammumfangen!
Hast Trost wohl selber von nöten!
Bist auch verlassen auf ferner Wacht,
Einsam durchirrend die stille Nacht,
Bis die Morgenwolken sich röten.

Ei, Abendwind! Du fliegst so schnell
Mit leichtem Fittich!
Du scheinst mir der rechte Gesell,
Drum hübsch dich bitt' ich,
Zu meiner Liebsten zu eilen.
Am Söller lehnt sie gewiß noch wach,
Vielleicht auch unter dem Buchendach
Im Garten mag träumend sie weilen.

Geh'! Spul' dich wacker und mach nicht Rast
Bei jeder Rose!
Und wenn du mein Lieb gefunden hast,
Es küss' und kose,
Bis ihm der Atem benommen!
Küss' ihm die Wange und Mund und Aug',
Und frage leise mit süßestem Hauch:
„Wann darf dein Kranker kommen?"

August Baumann.

Die wogenden Saaten.

Die wogenden Saaten schier endlos ziehn
Wie ein grünes Meer die Ebne hin,
Bis fern, ganz ferne sonnenbeglänzt
Ein blaues Gebirge den Blick begrenzt.

Dahinter ragen im Abendschein
Die Wolkenberge zum Himmel hinein,
Daß Erde und Himmel zusammenfließt,
Wie die Menschenseele in Gott sich ergießt.

Armin Werherr.

Waldabend.

Ich lag am Eichwaldrande,
Tauschwül ging noch die Luft,
Und durch die Sommerlande
Duft warmer Walderdduft.

Es schwirrte im Gestände
Zaunkönig flink umher;
Fern lugt ein morsch' Gebäude
Aus dichtem Blättermeer.

Dem Schornstein herzeng'rade
Entstieg ein grauer Rauch,
Nach kurzem Sonnenbade
Schwand er im Ätherhauch.

Eichkätzchen hüpften munter
Aus grüner Wildnis Schoos
Vom höchsten Stamm hinunter
Und jagten sich im Moos.

Am nied'rn Weißdornstrauche
Ein Laubfrosch lauschend klebt,
Hri, wie dem kleinen Gauche
Das zarte Kehlchen bebt.

Myriaden emsiger Immen
Umsummten Blüten bunt,
Und wirre Menschenstimmen
Erklöten tief im Grund.

Und von den Waldgehängen
Scholl durch die Einsamkeit
Ein Schwall von Posthornklängen
Wie in der alten Zeit . . .

Ich lag am Eichwaldrande;
Still zog in roter Pracht
Der Abend durch die Lande
Verdämmernd in die Nacht.

Max Kiesewetter.

Digitized by Google

Morgengang.

Ei wie lacht doch so schelmisch der blinkende, goldene Morgen:
„Schläfer was säumst du so lang, dehnst dich auf wohligem Pfühl?
Ja, mein Morgen, ich danke dir, Scherin mit dem fröhlichen Herzen,
Der du mit lachendem Mund mach mich vom Traume gehüpft —
Hut und Stock — da sieh — schon sind sie vom Haken genommen,
Fröhlich ins Freie hinaus leuh' ich den wandelnden Schritt.

Seele, erwache zu neuem, jugendlich knospendem Leben
Wie auf der prangenden Flur ringsumm der leuchtende Tag —
Nebel steigen aus Thälern und wogen durch grüne Gefilde,
Über dem Gipfel des Berges hebt sich ein zitternder Strahl,
Mächtig verdrängt er mit Macht die Schatten der schwindenden Dämm'rung,
Plötzlich in Flammen erglüht ringsumm das leuchtende Rund.
Morgenwind streicht durch die Fluren und braust durch die Kronen der Bäume,
Jubelnd in blauender Höh hebt sich die Lerche empor,
Schmettert den Sang der Freiheit hinaus in die blauende Ferne —
Fliehend die Bande der Welt, grüßt sie das prangende Licht!
Hätt' ich doch Flügel wie du — wie wollt' ich die Weiten durchmessen
Und wie blickte ich stolz nieder zur qualmenden Welt,
Aber bleibt mir versagt, von oben die Welt zu betrachten,
Schließt sie im Kreise mich ein, wandle ich trunken in ihr . .

Reich an Reizen erblüht sie im duftigsten farbigsten Kranze,
Zeigt sich dem trunkenen Blick, bräutlich im stolzesten Schmuck,
Frei um die Stirne geschlungen die duftenden Zweige der Myrthe
Und das erglühende Haupt heiter mit Rosen bekränzt.
Ei wie durchbebt mich dein süßer, wonnedurchschauerter Zauber,
Morgendlich keusche Natur, die du zum Leben erwacht —
Auf! Entschleier're dein Antlitz mir nun, wie mit keuschestem Zagen
Still vor den Blicken des Mann's lüftet den Schleier die Braut!

Langsam durchschreit' ich die Straßen und wandle durch engere Gäßchen:
Villen mit stolzestem Bau reih'n sich an Hütten von Holz,
Armut in winzigen Häuschen mit ländlich bescheidenem Äußern
Dicht neben Reichtum und Pracht friedlich und enge gesellt.
Weiter hinab! — Da winkt mir entgegen ein freundliches Häuschen
Und vor dem zierlichen hält inne der wandelnde Schritt —
Weinlaubumsponnen die Fenster, ein niedliches schattiges Gärtchen,
Ei das scheint doch ein Heim traulichsten Glückes zu sein —
Plötzlich hinter den halb geschlossenen Fenstern erklingen
Geigentöne hervor, hell wie ein Morgengesang —
Horch, Beethovens Konzert, mit hoher Vollendung bemeistert,
Rauschend wie himmlischer Chor, flüsternd wie englischer Sang!
Wer mag der Meister wohl sein, der solche prächtigen Töne
Seiner Geige entlockt — laß mich ihm küssen die Hand
Doch dort — hinter dem Fenster verstohlen lugend — gewahr' ich
Nun einen lockigen Kopf, sehe zwei Augen voll Glut —
Ja du bist es, Künstlerin, Sängerin du auf der Geige,
Die du so mächtig bewegst jegliches fühlende Herz,
Siegende Herrscherin du über tiefste Empfindung der Seele,
Die du der herrlichsten Kunst schlichteste Anmut vereinst
Die mit unendlichem Reiz du besiegtest die stolzesten Herzen
Und auch das meine gar oft ließest in Flammen erglüh'n! —

Digitized by Google

Heilig wohl preis' ich die Kunst, die segnend an prangendem Morgen
Zauberk den ewigen Born quellender Schönheit ins Herz.
Sage mir doch, ob ein finsterer Kummer beschwert dir die Seele,
Daß du der Geige entlockst Klänge voll bittersten Weh's,
Oder ist es die Kunst nur allein, den Bogen zu führen,
Fehlt du das Weh, das du spielst, drückte dich eigenes Leid?
Nein, nicht Schmerzen, die eng mit dem eigenen Leben verbunden,
Geben dem himmlischen Werk Ausdruck und Seele zugleich —
Aber du fühlst, wie ewig tief und gestaltlos noch schlummert
Tief in dem Herzen der Welt unbegriffenes Weh,
Trauer unsäglich und tief, und dennoch ein Schmerz nicht zu nennen,
Weil wir nicht fühlen woher, weil wir nicht wissen warum —
Auserwählten nur wagt durch die Seele ihr tiefstes Empfinden
Und ihre Thränen sie sind heilig, indem sie verklärt. —

Also stand ich betroffen und lauschte den himmlischen Tönen,
Und wie von Andacht bewegt neigt' ich das sinnende Haupt —
Doch da stört nun mein stilles, sanftes Betrachten mir plötzlich
Pfäffischer Töne Geschwirr, schnatternder Gänse Geschrei —
Ja, da wandeln sie nun, zwei weißgefiederte Pärchen,
Und mit dem Gertenstiel treibt lachend sie vorwärts ein Kind;
Blaue Äuglein im roten, blühenden, vollen Gesichtchen,
Ärmlich und dürftig das Kleid, nackend der zierliche Fuß,
Schmucklos die blonden Locken um's blühende Köpfchen geschlungen,
Fremde im lachenden Aug' — ist sie Herrin ja doch!
Ja, welch' unendlichen Reiz doch birgt in deinem Geschlechten
Sieghafter Stolz, der im Aug', kleine, dir leuchtend erglänzt.
Haidekönigin du, mit der Gerte als lenkendem Szepter
Giebst du im Kleinen ein Bild, wie es im Großen geschieht,
Führest die Gerte und lenkest die Scharen der schnatternden Gänse,
Aber du fühlst dich dabei stolz wie nur Könige sind.
Herrschen nur, sei's auch über die elendsten schwächlichsten Wesen
Liegt in des Menschen Natur, zeigt sich im Kinde schon an —
Heute mit harmlosem Frohsinn und kindlichem Stolz in der Seele,
Morgen mit grausamem Trotz, der nicht des Heiligsten schont!
Spielt doch der Knabe schon gerne Soldaten und nennt sich den Feldherrn
Und mit Flinte und Schwert leuchten die Augen ihm hell.
O wer's vermöchte, im zartesten Keim zu erblicken, was später
Zog die Gewohnheit es auf, wird zum Verderben der Welt —
Heilige Segnung des Friedens und edelsten Hochsinn der Demut
Kennst ihr Dinge, die nur reiferem Geiste vertraut?
Aber warum nicht legt ihr den Keim alles Werdenden früher
Tief in die Seele hinein, eh' ihr Bewußtsein erwacht —
Gutes entsteht nicht von selber, es nähret sich nur leise im Tiefsten,
Wenn es, ein kräftiger Trieb, kräftigem Samen entkeimt.
Siehe, Natur sie gab euch die Fähigkeit hoher Entfaltung,
Aber zugleich von dem Tier ward euch der niedere Trieb.
Einen drum müßt ihr bezwingen, indem ihr das and're entwickelt:
Folgt ihr dem Kärcheren Trieb, geht ihr an breiteren Pfad,
Aber er führt euch nicht fort zu den Höhen des besseren Lebens,
Und ihr trottet im Trotz über das blumige Feld! — —
Ei, was tollt dort so lärmend einher auf dem Feldweg, dem schmalen?
Wuntere Knaben, die früh lenken zur Schule den Schritt.
Einer mit blitzendem Auge, funkelnd im trotzen Gesichte,
Aber die Bücher, sie sind etwas zerschlissen bereits —
Bildung kennst du wohl nicht, du kleiner und tapferer Held du, —
Aber dafür bist du stets König im kindlichen Spiel,
Trägst wohl auch manchmal verborgen an Stelle der lehrenden Fibel
Bücher, die heimlich du nur lechzenden Auges verschlingst —
Nahmst du dir vor nicht dereinst ein tapferer Krieger zu werden,
Ein Napoleon gar oder ein Cäsar vielleicht?
Ja, mein Kleiner, ich freue mich gern deines Mutes, der wacher

Digitized by Google

Strebend zu höherem Ziel leitet den kündlichen Geist.
Daß du einst Hohes erreichst, mußt kühn du das Höchste erstreben,
Denn nur die wenigsten trägt sicher zum Ziele der Flug,
Aber hüte dich auch vor des Ikarus warnendem Schicksal,
Wahrlich die Sonne des Ruhm's deucht mich kein glücklich Gestirn! —
Du dagegen, du blasser, verschüchterter, schmächtiger Kleiner
Mit dem forschenden Blick, wirst ein Gelehrter dereinst,
Sammelst die Früchte des Wissens mit rastlos emsigem Fleiße
Und auch dein Leben, du setzt gern es zum Opfer dereinst.
Wertlos ward es dir längst, indem du es vollends begriffen,
Und in des Anderen Sein fühlst du des Eigenen Wert . .
Herrlicher dünkt mich dein Mut, du Kämpfer zum Wohle der Menschheit,
Als der mit flammendem Aug' fordert zu blutigem Streit!

Also reift hier in Keimen das vielgestaltete Leben,
Und es wächst hier empor stetig ein neues Geschlecht;
Aber im Kleinen vereint schon die harmlose werdende Jugend,
Was dann im Großen dereinst lenkt die Geschicke der Welt.
Und wie ist doch so schön dies Wachsen und Blühen und Werden!
Tausendmal reizvoller dünkt mich die entstehende Welt
Als die fertige, deren marmorgemeißelte Züge
Licht mehr der wechselnde Hauch heimenden Lebens bewegt.
Hier ist die Welt, hier wird sie, und giebt sich dir Suchendem gänzlich
Wie aus der Schale heraus reiflich der funkelnde Kern,
Unberührt noch und unbeeinflußt vom Wechsel der Dinge
Als die kräftige Natur, als die natürliche Kraft!
Wie sie hier ist — so trägt sie bereits im Innern vereinigt
Was zum Guten sie führt, und was zum Bösen sie zwingt!
Sache des Fertigen ist es, das Werdende richtig zu bilden,
Lockt ihr das Gute hervor, drängt ihr das Böse zurück!
Also dünkt mich Erziehung das wichtigste, höchste im Leben;
Denn in die Pfade mit Macht drängt sie den werdenden Geist,
Und wie sie lehrte die ersten Schritte dem lallenden Knaben,
Also wandelt der Mann, tritt er in's Leben hinaus . . . . .

Sieh, schon hebt sich der Weg. — Ein sanft ansteigender Hügel!
Und in der Ferne bereits schimmert ein freundliches Haus.
Ja, die Schule sie ist's, es lenken die munteren Knaben
Etwas zögernder wohl schon zu dem Thore den Schritt.

Und da nahl auch der Schulmeister schon bedächtigen Schrittes,
Eine dürft'ge Gestalt, alters- und sorgengebeugt,
Spärliches Haar, durchschimmert von silbernen Fäden des Alters
Und an der Stirne bereits Falte an Falte gereiht.
Blaugraue, kluge Augen im gutmütig-heitern Gesichte
Blicken zufrieden und still rings in die sonnige Welt!
Mich aber doch überkommt es, wie stille ahnende Wehmut,
Seh ich den wackeren Greis schreiten durch's blumige Feld,
Scheint es mir doch, als ginge der kühlere, bleichere Winter
Langsam mit schleichendem Gang durch die erblühende Flur.

Ruhig blicket dein Aug'; doch zeigt mir sein schimmerndes Leuchten,
Daß es auch glühte dereinst, selig vom Feuer entflammt.
Du auch jagtest vielleicht nach den lockenden Gütern des Lebens,
Strebtest nach Ehre und Ruhm, bautest auf Liebe und Glück.
Aber, du Künstler, dich wählte Natur nicht zum Lieblinq, sie gab dir
Nimmer die Güter der Welt, nimmer den Segen des Glücks,
Still und bescheiden begrenzte das waltende Schicksal den Pfad dir,
Mächtig zum Höchsten gewandt, führt er im Kreislauf zurück —
Dürftiges Leben, das selbst kaum ahnte die besseren Güter
Und den erhabenen Zweck höheren Lebensberufs. —

Digitized by Google

Elendes Sein, das abgeschlossen im eigenen Herzen,
Du, dem die Welt nichts mehr giebt, sage, was giebst du der Welt?
Vollgenuß nur ist Glück, und nur der Glückliche ahnet,
Wie uns die reiche Natur überreichlich bedenkt!
Doch wer sie nicht im Herzen gefühlt und im Geiste begriffen,
Nimmer lösen sich ihm ewige Rätsel der Welt.
Niemals faßt er den Wert des Lebens, und kleinlich nur giebt sich
Ihm in verengertem Sein heilige Größe des Alls. —

Trauer zugleich und Wehmut zogen mir leise in's Herz ein,
Als meine Blicke geruht Rill auf der müden Gestalt:
Kinder, die zartesten Blüthen des Lebens, es bildet heran sie
Eine zitternde Hand und ein verklärterer Geist.
Also dünkt mich dies Sein vergleichbar dem stehenden Wasser:
Düsteres Schilfrohr umgrenzt küstend die Ufer des Teichs,
Aber die Blumen und Veilchen, die lieblichen, wachsen und blühen
Doch nur am silbernen Quell, doch nur am sprudelnden Bach.
Klar ist kein Wasser und hell; er hüpft über blinkenden Kiesel,
Während am Grunde des Teichs Schlingkraut und Algen gedeih'n.
Giebt er auch Labung zuweilen im Bad den ermatteten Gliedern,
Spendet erfrischenden Trunk doch nur die Quelle allein.
Also giebst du auch, wackerer Mann, den fleißigen Kleinen
Tröstende Lehren von Gott, Weisheit und Wissenschaft auch,
Stärke wohl sind sie den Gliedern am mühsamen Pfade des Lebens,
Aber der freiere Geist dürstet nach edlerem Trunk.
Nimmer doch kann harmonisch Erkennen des Daseins entquellen,
Nimmer der himmlische Trank aus dem verbitterten Born.
Wacht drum die Führer der Jugend, die Bildner der werdenden Menschheit,
Nicht zu den Parias des Glücks, nicht zu Verächtern der Welt.
Sind doch nicht alle wie dieser, der Rill und in Demut ergeben
Sich mit des ärmlichsten Seins härglichem Schicksal begnügt.
Manchem wohl flößte die Sorge Verbitt'rung und Groll in die Seele,
Die dann im sinnlichen Geist wuchern — ein schleichendes Gift.

Lachende Sonne, wie gaukeln die blinkenden, leuchtenden Strahlen
Über das goldene Feld, sunkeln im blühenden Kelch —
Morgenwind, wie befreiend durchstreichst du die atmenden Fluren
Und dein belebender Hauch, selig erquickt er den Geist. —
Still hinan den Hügel nun schreitet der wackere Alte,
Freut sich am sonnigen Pfad wohlig der Wärme, des Lichts,
Lenket die Schritte den Fußweg hinan zu dem niedlichen Häuschen,
Das nun seit Jahren bereits Stätte des Wirkens ihm ist.
Sieh, schon schloß sich die Pforte — und stiller wird es im Hause,
Jegliches Summen verstummt — und nur die Glocke ertönt.

Horch, welch' ein lieblicher Klang — es singen Knaben und Mädchen,
Singen ein geistliches Lied, das mir so seltsam ertönt. —
Kinderstimmen, wie rühret ihr das Herz mir in stiller Erinn'rung,
Und meine Seele erglüht leise in stummem Gebet.
Seltsam denk' ich entschwundener Tage der Kindheit — und leise
Glänzt eine Thräne im Aug', scheues Bekenntnis des Glücks.
Ja, ich dank Euch, Ihr Kleinen, Ihr lehrtet mich wiederum beten,
Ist es auch nimmer wie einst, bleibt es doch immer Gebet.
Dient Ihr in Andacht dem Gott, den die gläubigen Herzen verehren,
Beugt sich mein sinnendes Haupt — göttlicher Schönheit des Alls!

Paul Wilhelm.

Digitized by Google

Die Berlinerin.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

Schriftstellerei.

Von **Fritz Mauthner.**

Seit einer halben Stunde wartete Ella von Kremmenstett auf das Erscheinen der Frau Bünding. Von einem Verein war Ella der reichen Dame empfohlen worden für „Anfertigung schriftlicher Arbeiten". Ella hatte sich vorgestellt, hatte Gnade gefunden und war unter sehr genauen Bedingungen aufgenommen worden. Frau Bünding diktierte ihr aus einer bereits sauber hergestellten Handschrift so schnell, als es sich irgend machen ließ; für jede Stunde Stenographieren hatte Ella achtzig Pfennige zu fordern. Für je vier Quartseiten Übertragung zwanzig Pfennige. Ella konnte bei einer täglichen Arbeit von zwölf Stunden beinahe vier Mark verdienen. Großmutter rechnete schon aus, wie viel davon für die Mitgift erspart werden konnte. Nicht viel.

Morgen z. B., am 30. Juni, hatte sie von Frau Bünding den Lohn für beinahe vierzehn Tage zu erwarten; aber da war die Miete zu bezahlen, und überhaupt im Sommer ging es nicht an, etwas zurückzulegen. Großmutter hätte einen Sommeraufenthalt so nötig gehabt, nicht in Heringsdorf, aber doch am Haff, bei Stettin. Statt dessen fuhr man bei gutem Wetter nach Steglitz, und das kostete mit den Auslagen im Garten jedesmal siebzig Pfennige.

Heute war es draußen drückend heiß. Im Boudoir von Frau Bünding war es schön kühl, zum Einschlafen kühl. Aber die Dame hätte doch nicht so lange warten lassen sollen. Ella konnte sich die verlorene Zeit nicht bezahlen lassen; aber sie mußte dafür ebensolange bei Nacht abschreiben.

Das Stubenmädchen kam, ihr Gesellschaft zu leisten. Vertraulicher gegen die Schreiberin, als es dem Fräulein von Kremmenstett schicklich schien. Sie hätte das Mädchen gern in ihre Schranken gewiesen; aber es war stärker als sie, sie konnte nicht unfreundlich sein.

Die gnädige Frau sei mit der Toilette fertig, auch mit dem Frühstück. Sie schreibe jetzt einen langen Brief. An den Freund in Paris . . .

Ella unterbrach das Dienstmädchen. Wenn es galt, Klatsch von sich abzuwehren, da konnte sie fast hochmütig werden. Trotzdem hatte sie im Laufe dieser Tage doch manches erfahren, wider ihren Willen. Frau Bünding war ungefähr so alt wie Ella, dreißig Jahre. Sie war eine geschiedene Frau. Sie stammte aus den Ostseeprovinzen, die Tochter eines Rheders. Die ganze Familie war sehr reich, Frau Bünding erbte alle paar Jahre ein kleines Vermögen und hatte noch weitere Erbanssichten. Als ihr Vater gestorben war, hatte sie sich von ihrem Manne losgekauft, einem verschuldeten und liederlichen russischen Offizier. Mit der zweiten Erbschaft war sie nach Berlin gekommen, um da einen litterarischen Salon zu öffnen. Sie war geizig, verstand aber nichts von der Wirtschaft. So war es doch eine gute Stelle. Diese Russinnen! Fräulein solle nur dreist sein und Frühstück verlangen. Man werde ihr schon was Gutes zustecken. Das Mädchen hatte offenbar eine Freude daran, die adelige Schreiberin als ihresgleichen zu behandeln.

Endlich trat Frau Bünding ein. Eine schöne Frau mit üppigem schwarzem Haar, das den Kopf à la Wahnsinn umringelte, mit prachtvollen dunkeln Augen. Neben ihr sah Fräulein von Kremmenstett unscheinbar, fast häßlich, aus, mit ihren magern Gliedern, ihrer vorgebeugten Haltung, dem blassen Gesicht und den etwas vorstehenden Augen. Nur ein Zug von Güte um den Mund der Schreiberin war schön und fesselnd.

„Guten Morgen, liebes Fräulein! Habe ich Sie warten lassen? Es ist ganz gut, wenn Sie mal ausruhen . . . . Ich habe da einen französischen Brief fertig machen müssen. Wie schreiben Sie doch gleich das dumme Wort: œuvre?"

Ella verstand es nicht gleich in der guten Aussprache der Frau Bünding. Dann buchstabierte sie es vor.

„Ja, der Orthographe!" lachte Frau Bünding. „Wo haben Sie nur alle Ihre Gelehrsamkeit her? Sie sind ein wahrer Juwel."

„Wollen gnädige Frau nicht die gestrige Über-

*) Auch diese beiden Aufsätze sind dem von der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt vorbereiteten, von Ulrich Frank herausgegebenen Werke: „Die Berlinerin" entnommen. Mögen sie im Verein mit den vorausgegangenen Proben dem Leser eine Anschauung von dem Reichtum an Stoffen und Tonarten, den das eigenartige Buch aufweist, gewähren. Das Nachdruckverbot sei auch hier besonders betont. Die Red.

Digitized by Google

tragung durchsehen, bevor Sie die Novelle zu Ende diktieren? Ich habe mir wieder die Freiheit genommen . . ."

„Ich verlasse mich ganz auf Sie! Darum diktiere ich ja, weil der Orthographie mir im Deutschen so schwer ist. Und französisch wage ich nicht zu schreiben. Die Franzosen sind so anspruchsvoll in der Litteratur. Sie werden schon alles richtig gemacht haben!"

„Aber gnädige Frau haben wieder an drei Stellen mir überlassen, den angefangenen Satz zu Ende zu führen. Da möchte ich doch . . ."

„Sie machen es ja allemal besser wie ich. Sie sind wirklich sehr tüchtig. Es wundert mich eigentlich, daß Ihnen das Abschreiben Vergnügen macht . . . . Also vorwärts. Wir müssen heute fertig werden. Ach, es ist so langweilig, das ewige Ändernmüssen."

Frau Bünding streckte sich in ihrem hellen Morgenrock auf der Chaiselongue aus und begann zu diktieren. Ella mußte sich immer wieder darüber wundern, daß die Dame so ganz ohne heiliges Feuer, sicherlich ohne volle Aufmerksamkeit bei ihrer Arbeit war. Theophilie Bünding war ja keine berühmte Schriftstellerin; aber immerhin wußte Ella, daß ihre kleinen Novellen gedruckt wurden, sie selbst hatte einmal eine solche Geschichte in dem Feuilleton ihrer wohlfeilen Zeitung gelesen und wie so oft die Schriftstellerin um dieses Glück ein bischen beneidet. Wie war es nur möglich, daß diese Dame beim Ausschmücken und Ausfeilen der eigenen Dichtung von Zeit zu Zeit sogar gähnte?

Wie in den letzten Tagen, so ging es auch heute. So lange Frau Bünding ihre Novelle unverändert diktierte oder nur kürzte, ging es mit nachlässiger Schnelligkeit vorwärts, so daß die Stenographin trotz ihrer Gewandtheit kaum zu folgen vermochte. Dann war wieder ein neuer Satz einzufügen, und da war es eine wahre Qual, wie die Schriftstellerin nach Worten und Wendungen suchte und schließlich der Schreiberin oft die Auswahl unter ähnlichen Sätzen überließ. So ging es heute wieder eine gute Stunde. Frau Bünding gähnte wieder einmal, da klingelte es draußen, und gleich darauf brachte das Mädchen eine Karte herein.

„Ah!" rief Frau Bünding mit sichtlicher Genugthuung. „Führen Sie die gnädige Frau in den Salon. Sie können sich eine Viertelstunde ausruhen, liebes Fräulein. Es ist nämlich . . . "

Sie nannte den Namen einer berühmten Frau, einer Dichterin, welche entscheidend und glücklich in die Frauenbewegung eingegriffen hatte.

Ella blieb kaum zehn Minuten allein. Dann führte Frau Bünding ihren Besuch durch das Boudoir hindurch. Eine ältere Dame, deren scharf geschnittenes Profil in Berlin wohlbekannt war.

„Ich wollte wirklich nur für den großen Beitrag danken, Frau Bünding, welchen Sie unserem Werke gewidmet haben. Solche Summen verpflichten."

„Ich habe es aus reiner Begeisterung gethan," sagte Frau Bünding mit ganz veränderter schmeichelnder Stimme. „Aber ich bin doppelt glücklich, weil ich diesem Zufall die Freude verdanke, eine so berühmte Kollegin zum erstenmal in meinem Hause begrüßen zu dürfen."

„Ach, Sie schreiben auch, Frau Bünding?"

„Es ist mein einziges Glück. Eine geschiedene Frau, was wollen Sie. Bescheidene Sachen. Aber man nimmt sie mir immer gern ab. Wenn Sie erlauben, so will ich Ihnen meine letzte Novelle . . ."

„Ach," rief die berühmte Frau, „da finde ich ja eine junge Freundin. Wie geht es Ihnen, Fräulein von Kremmenstett?"

Ella erhob sich errötend und nahm schüchtern die dargereichte Hand.

„Ich . . . Frau Bünding . . . "

„Fräulein von Kremmenstett ist so freundlich, mir bei meinen Arbeiten zu helfen, sie ist ein Juwel. Aber liebes Fräulein, warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie solche Bekanntschaften haben?"

Die alte Dame blickte scharf auf die Hausfrau und auf die Schreiberin. Dann sagte sie langsam:

„Sie haben an Fräulein von Kremmenstett wirklich ein Juwel. Sie ist selbst ein begabtes Mädchen, ein sehr begabtes junges Mädchen . . . Immer noch keine Chancen bei den Verlegern, Fräulein von Kremmenstett? Bleiben Sie nur tapfer. Und grüßen Sie Ihre Großmutter. Sie sehen blaß aus. Lassen Sie sich Ihre Arbeit wenigstens tüchtig bezahlen und trinken Sie mal ein Glas Rotwein. Adieu, liebes Kind."

Nach wenigen Minuten kam Frau Bünding allein zurück.

„Aber liebes Fräulein, warum haben Sie mir das nicht gesagt? Sie sind überhaupt so schweigsam! Diese Frau spricht ja von Ihnen mit ordentlicher Achtung! Sie schreiben also auch? Ach Gott! Und es ist niemals etwas von Ihnen gedruckt worden?"

„Nein, gnädige Frau."

„Was schreiben Sie denn?"

„Sie sind zu gütig. Ich will es ja aufgeben. Es hat damit angefangen, daß Großmutter immer zu meinem Geburtstag und zu Weihnachten und zu Ostern, und wenn einmal ein herrlicher Frühlingstag ohne Kummer zu Ende ging, so wunderschöne Gedichte für mich machte. Seit meiner Einsegnung versuchte ich das auch, und Großmutter . . . sie hat mich so lieb und findet alles gut, was ich thue. Da kamen wir auf den Einfall, daß ich auch Novellen schreiben könnte. Man liest ja oft Sachen gedruckt, wo man glaubt, jeder könnte sie machen, wenn er nur ein Herz hat. Ich war damals schon 25 Jahre alt und hatte einen großen Kummer gehabt . . . Aber gnädige Frau, wir werden nicht fertig werden."

„Nein, nein, liebes Fräulein, erzählen Sie nur. Das interessiert mich sehr. Warum werden Ihre Sachen nicht gedruckt?

Digitized by Google

„Sie taugen wohl nicht viel, gnädige Frau. Vorigen Herbst hätte ich beinahe Glück gehabt, mit einer Weihnachtsgeschichte. Ich schickte sie an das Illustrierte Familienjournal. Der Herr Redakteur antwortete sehr freundlich, er wolle den Versuch wagen, wenn ich den Schluß nach seinem Geschmack ändern würde. Und so blieb auch diese Geschichte ungedruckt."

„Warum denn? Ich muß immer ändern."

„Großmutter riet auch dazu. Aber sehen Sie, gnädige Frau, ich habe zu dieser Weihnachtsgeschichte drei Wochen gebraucht; ich will gar nicht davon sprechen, daß die Änderung mich wieder acht Tage gekostet hätte. In drei Wochen kann ich mir, wenn ich auch am Sonntag nicht müßig gehe, mit Abschreiben achtzig Mark verdienen. Das ist dann ein sicheres Einkommen. Für meine Weihnachtsgeschichte bot mir der Herr Redakteur nur sechzig Mark an. Das geht nicht. Großmutter muß recht gepflegt werden. Es will nicht mehr so recht mit ihr gehen, und da brauchen wir eine Aufwartung."

„Ja, aber liebes Fräulein! Für die zweite Novelle hätten Sie schon mehr verlangen können und dann . . . es ist doch das größte Vergnügen, sich gedruckt zu sehen. Haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?"

Fräulein von Kremmenstett richtete ihre großen vorstehenden Augen verwundert auf die Dame.

„Oh, gnädige Frau, ich sagte es Ihnen ja eben, ich müßte ändern. Mein Held wird in dieser Geschichte der Heldin ungetreu, weil sie ohne Mitgift ist; gerade am Weihnachtsabend erhält sie seine Verlobungsanzeige. Und da wollte der Herr Redakteur, daß er im letzten Augenblick zu ihr zurückkehrt, und sie unter dem Weihnachtsbaum glücklich werden. Das aber kann ich nicht schreiben! Diesen Mann kann ich so nicht schildern!"

Fräulein von Kremmenstett sprach die Worte leise wie immer. Aber ihre Arme streckte sie dabei mit geballten Fäusten von sich, als ob sie schwer litte.

Frau Bünding hatte sich wieder auf die Chaiselongue gelegt und lachte laut auf.

„Sie sind eine närrische Person, liebes Fräulein. Ihnen kann ich es ja verraten, Sie sind nur zu diskret. Ich habe bis heute noch keinen Pfennig für meine Novellen bekommen."

„Das ist ja unrecht! Damit nehmen Sie uns ja unser bischen Brot."

„Wie denn? Sind Sie vielleicht Sozialistin, Fräulein von Kremmenstett? Was geht es mich an, wenn Sie nicht besser bezahlt werden? Ich danke Gott, daß ich es nicht nötig habe."

„Verzeihung, gnädige Frau."

„Und dann, liebes Fräulein, Sie sagen ja selbst, daß es weniger das geringe Honorar ist, als daß Sie nicht imstande sind, sich dem Geschmack der Zeitung zu fügen. Das ist einmal nicht anders. Hinter dem Geschmack der Herren, die unsere Manuskripte annehmen oder ablehnen, steckt der Geschmack des Publikums. Glauben Sie mir, liebes Fräulein, das ist so. Darin besteht doch eben die schriftstellerische Begabung, daß man schreibt, was das Publikum lesen will. Und wer sich nicht danach einrichten kann, wer den Rat eines Redakteurs nicht zu befolgen versteht, der hat eben nicht genug Begabung. Ich war einen Augenblick schon ganz beschämt darüber, daß eine Kollegin für mich nur abschreibt. Wenn ich es mir aber recht überlege, so wird es wohl so ganz in der Ordnung sein. Ihr Talent reicht wahrscheinlich nur für Ihre Hausgedichte aus, nicht aber für das, was die Zeitungen verlangen. Da haben Sie ganz recht, wenn Sie den Kampf aufgeben und sich an das Sichere halten. Was Sie mir eben von Ihrem Einkommen erzählt haben, das hat mich vollständig beruhigt. Sie verdienen eigentlich eine Menge Geld. Mühsam, das will ich zugeben. Aber es ist doch sehr viel."

„Verzeihung, gnädige Frau, ich war es nicht, die diesen Gegenstand zuerst berührte. Ich bin mit meinem Lohn ganz zufrieden. Ich darf ja auch nicht mehr fordern. Ich weiß ja, daß Damen, die nicht stenographieren können und nicht so fruchtig sind wie ich, noch nicht die Hälfte verdienen. Aber wir sind zwei, Großmutter und ich. Es ist freilich noch eine ganz kleine Pension da. Ich versichere Sie, gnädige Frau, große Sprünge können wir nicht machen."

„Aber ich bitte Sie, liebes Fräulein, Sie gehen doch sehr nett gekleidet? Ich gehe nicht viel anders. Na ja, natürlich, ein Unterschied ist schon da. Aber Sie gehen wirklich sehr geschmackvoll gekleidet. Das ist mir gleich am ersten Tage aufgefallen. Gerade darum bin ich auf den Preis eingegangen, den Sie verlangten. Sie haben doch keine andern Hilfsquellen?"

Fräulein von Kremmenstett zeigte bei einem gütigen Lächeln ihre hübschen Zähne.

„Es ist eine kleine Eitelkeit von Großmutter . . . . und von mir. Sie hat bessere Tage gesehen. Sie ist . . . Wenn ich ein neues Kleidchen brauche, so gehen wir einigemal erst nach Mitternacht schlafen. Sonst arbeite ich nur bis zehn Uhr."

„Und wann stehen Sie auf?"

„Sommer und Winter um sechs Uhr. Zwölf Stunden schreibe ich, und vier Stunden verzetteln sich mit dem bischen Kochen und Essen und mit den weiten Wegen. Es sind ja Pferdebahnen da. Aber Großmutter ist gegen die Pferdebahnen. Ich glaube nicht, daß sie recht hat. In manchen Dingen merkt man doch, daß sie aus der guten alten Zeit ist . . . Aber bitte, gnädige Frau, wir müssen fertig werden."

„Ich habe vorhin nur so lachen müssen, weil Ihre Weihnachtsgeschichte, und die Novelle, die Sie eben abschreiben, das gleiche Schicksal gehabt haben. Eigentlich ist der Inhalt auch ein und derselbe. Ist es Ihnen nicht auch schon aufgefallen?"

„Ich möchte mir nicht erlauben, gnädige Frau . . ."

„Ach, seien Sie doch nicht so! Zu denen, die etwas Neues auf's Tapet bringen, gehören wir ja beide

Digitized by Google

nicht. Was wir schreiben, das ist immer und ewig ein und dieselbe Geschichte Wenn's nur gedruckt wird! Nein, was ich sagen wollte . . . ich hatte eigentlich vor, einen kleinen Roman mit schenslichen Charakteren und fürchterlichem Ausgang zu schreiben. Das ist ja jetzt Mode. Da bin ich aber schön angekommen. Es giebt da eine Zeitschrift, wo alles Grau in Grau ist. Der Herr schrieb mir aber, ich täusche mich in meinem Talent, ich wäre ganz und gar aus der alten Schule. Darauf schickte ich das Manuskript gerade an Ihr Illustriertes Familienjournal. Dem war die Sache aber doch wieder zu modern. Es verlangt eine Änderung. Bei mir erhält sie die Verlobungsanzeige des treulosen Geliebten — auch wegen Mangel an Geld, aber ihr Vater hat Bankrott gemacht und sich erschossen — just an ihrem Geburtstage. Weihnachten wäre vielleicht wirklich besser. Da sollen sie nun jetzt ein glückliches Paar werden. Und der Schluß muß darum ganz neu gemacht werden."

Frau Bünding nahm ihr Manuskript wieder zur Hand und diktierte eine Weile weiter. Dann unterbrach sie sich ärgerlich:

„Schade, liebes Fräulein, daß Sie dafür kein Talent haben. Ich würde Ihnen sonst gern überlassen, die letzten zwei Seiten umzuwerfen. Ich habe sehr viel Vertrauen zu Ihnen."

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau, mit einer fremden Arbeit könnte ich das sehr gut vornehmen, so weit meine Fähigkeiten eben reichen. Nur bei dem, was ich selbst . . . ach, gnädige Frau, nicht um alles in der Welt . . . aber eine fremde Arbeit, das ist ja . . ."

„Sie sind reizend, liebes Fräulein. Kein Wort mehr. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich muß mich ohnehin jetzt anziehen gehen. Ich habe eine Anprobe bei der Schneiderin. Morgen Abend reise ich, vorläufig nach Blankenberghe. Sie machen also alles fertig, schicken das Manuskript unter meinem Namen an das Illustrierte Familienjournal. Nicht wahr, liebes Fräulein, mit der Kleinigkeit, die ich Ihnen schuldig bin, hat es ja Zeit, bis ich von der Reise zurückkomme. Den Schluß, wo Sie zu ändern haben, rechnen wir wie eine andere Abschrift. Wenn es Ihnen auch Spaß macht, und Sie nachher sagen können, daß zwei Seiten von Ihnen gedruckt worden sind, rechnen Sie sie nur mit. Sie werden mir doch nichts schenken wollen. Adien, liebes Fräulein."

Kleine Mädchen.

Von **Georg Engel**.

Wer sind diese „kleinen Mädchen"?

Verfahren wir zunächst botanisch. Nimmt man an, daß die Berliner Frauenwelt ein großes Zierbeet voll der köstlichsten, buntesten Blumen sei, so muß man die „kleinen Mädchen" als Pflänzchen bezeichnen, die regellos zur Seite blühen, dazu bestimmt, vom ersten besten Jüngling ins Knopfloch gesteckt zu werden. Diese Pflänzchen gehören samt und sonders in die große Familie derer „sie jetzt mit ihm" und erreichen bei guter Pflege ein Alter von 17 bis 21 Jahren, worauf sie in das große Beet der Ehe umgesetzt werden müssen. Sie treten meistens unter den Namen: „Annchen — Marthchen — Lottchen", besonders aber „Gretchen" auf.

Und dies führt mich vom Natur- zum Kulturgeschichtlichen. Von allen Hauptstädten der Welt reisen gerade in Berlin unter den kleinen Studentenbrünten noch echt deutsche Gretchen-Naturen herum, umflossen von aller Poesie und Treue, ganz erfüllt von Liebe und Bewunderung für ihren Musensohn und umgeben von einer Atmosphäre spießbürgerlicher Beschränktheit, schmückiger Lebenslust und thränenrieselnder Sentimentalität. Sie wünschen nichts anderes und denken an nichts anderes, als Liebe zu empfangen und dreimal beseligend wieder zu spenden, sie drücken die Augen zu vor der bösen Welt, die sie mit Sorgen und Vorwürfen ängstigt, um nichts zu sehen, nichts zu fühlen, als ihn; und so seltsam und schön blüht diese erste Neigung, daß keine dunkle Ahnung jenen kleinen Töchtern der Großstadt zuraunt, daß das Ende der wonnigen Zeit schon hinter der Thür lauert, daß das Semester schließen, und der bunte Vogel davonflattern wird, auf Nimmerwiedersehen!

. . . Wann und wo das sogeartete „kleine Mädchen" in das Leben des Berliner jungen Mannes eintritt, ist schwer zu bestimmen. Genau weiß das eigentlich keiner. — Eines schönen Tages ist sie da, man besinnt sich absolut nicht, woher sie kam. Am leichtesten gelingt die historische Feststellung noch dem Studenten.

In den kleinen, schlecht erleuchteten, nach Rindfleischsance und Bierdunst ewig duftenden Studentenkneipen der Louisen-, Dorotheen- und Mittelstraße erhält der junge Fuchs die erste Anregung. Da fällt oft ein bedeutendes, geheimnisvolles Wort unter den älteren Kommilitonen, das der Lehrling der Zunft begierig aufgreift.

Ein Couleur-Student mit ein paar flotten Schmissen springt auf und will sich fortschleichen. Draußen dunkelt es gerade, der Schnee fällt in leisen Flocken.

„Aha! — Hast Du heute Deinen Abend?" tönt's bei den Anderen. „Na grüß' Marthchen!"

Verflucht, wie kurz und vielsagend und geheimnisvoll das klingt! — Der junge Fuchs wird sehr nachdenklich. Auf welche Weise die älteren Semester wohl zu ihren allerliebsten kleinen „Verhältnissen" gekommen sind? Wo die wild wachsen mögen? Es muß doch eine große Frechheit dazu gehören.

„Ach Unsinn — ansprechen mußt Du sie."

Das ist es ja gerade — ansprechen —. Diese höchst schwierige Kunst, welche Routine und eine recht erhebliche Portion liebenswürdiger Unverfrorenheit verlangt, kann man in dem kleinen Provinzstädtchen

Digitized by Google

unter Papas und Mamas Aufsicht eben nicht erlernen. Aber der Funke hat gezündet, das Feuer beginnt zu glimmen, das langsam Sehnsucht wird, Sehnsucht nach dem kleinen, hübschen, anschmiegenden Mädchen, das er noch gar nicht kennt, das er aber suchen will, wie das Glück. — — Ein paar Abende streift er fruchtlos die grell beleuchtete Friedrichstraße auf und ab. Da plötzlich schwemmt der Strom der Wandelnden etwas heran — „Donnerwetter!“ — er wurzelt fest — das ist sie — sie ist reizend.

Mit einer Freundin Arm in Arm kommt sie näher. Er sieht ihre blonden Haare, die lustig umherlugenden braunen Augen, die ihn längst bemerkt haben — denn sie sucht ja auch das schimmernde, unglaubliche, selige Glück, von dem sie mit ihren 17 Jahren nur sehr verworrene Ansichten hat — er überfliegt die schlanke, zierlich-schmiegsame Gestalt, eingepreßt in das anliegende schwarze Jäckchen, er sieht, wie sie sich ein wenig nach ihm zurückwendet und dabei die Freundin kokett in die Seite stößt:

„Du, sieh' mal — Den.“

Und jetzt kommt sein großer Moment.

„Anaassetu“ nennen's die Erfahrenen. Wer's zum erstenmal wagt, dem schlägt das Herz dabei, wie wenn man von Nachbars Kirschenbaum heimlich die saftigsten Früchte herunterpflückt. Und eine gewisse moralische Ähnlichkeit besteht auch zwischen beiden Fällen.

Er stammelt etwas. „Guten Abend“.

Für den Anfang hätte er auch „Guten Morgen“ oder „Es ssalamu alikum“, oder „God save the queen“ sagen können — es ist ganz gleich, nur reden muß er, sprechen ohne Aufhören, wie eine Maschine, und womöglich etwas, worüber sie lachen kann; das ist das ganze Geheimnis. Denn lachen wollen die „kleinen Mädchen“ und sich amüsieren.

Zuvörderst beginnen sie heftig zu rennen, daß er kaum folgen kann:

„Aber, liebes Fräulein, laufen Sie doch nicht so. Fürchten Sie sich denn vor mir?“

Keine Antwort.

Da plötzlich, an einer Ecke, bleiben die Freundinnen stehen, beide atmen schnell, die kleine Blondine müßt den Verfolger von oben bis unten und stößt trotzig, barsch, vorwurfsvoll hervor: „Was wollen Sie eigentlich von uns?“

„Ich? — ich wollte bloß fragen, ob wir nicht heute Abend irgendwo gemütlich zusammen sein könnten?“

„Nein, ich bin heute bei meiner Tante eingeladen.“ Aber dabei wenden sie sich nicht ab, die beiden Mädchen verharren vielmehr, lächeln sogar ein wenig, und jetzt beginnt der junge Mann vom Himmel zur Erde zu bitten, ob es nicht doch möglich wäre. Das scheint Eindruck zu machen, und vor allen Dingen legt sich jetzt die Freundin ins Mittel. Diese immer wieder anzutreffende Bereitwilligkeit der Freundinnen, der anderen den Eingang in das rosenrote, schimmernde Paradies zu erleichtern, ist etwas ganz typisches.

„Aber, Grete,“ lenkt sie ein, „wenn Du bei Tanten jetzt, denn kannste doch schon um halb zehn zurück sein.“

Das ist triftig. Eine neue Flut von Bitten folgt, wobei der Werber Gretens Hand ein wenig ergreift und recht eindringlich fragt, ob sie ihn dann nicht um halb zehn an der Normal-Uhr am Oranienburger Thore treffen wolle?

O, du Normal-Uhr, wie mancher Lore vom Oranienburger Thore hast du schon die erste glückliche Stunde des neuen „Verhältnisses“ angezeigt!

Grete sieht ihn lange an, mit ihren frischen Mund zuckt es ein wenig: „Ach, Sie sind ja dann doch nicht da, Sie machen ja doch bloß Unsinn mit uns.“

„Aber was denkst Du, mein Kind, wenn man so hübsch ist, wie Du — — —“

Potzblitz, er hat „Du“ gesagt. Wie Hutten kann er auf seinen Schild schreiben: „Ich hab's gewagt.“ Er hat „Du“ gesagt, frischweg, sehr zärtlich, ein wenig gönnerhaft, aber mit Instinkt gewiß an der rechten Stelle. Und wie ein Blitz schlägt es bei dem kleinen Mädchen ein. Ein Sausen und Brausen geht durch ihre Glieder, ihr ganzes Herz fliegt dem kecken Menschen entgegen, und unter jähem Erröten und Erblassen sagt sie kleinlaut zu, wenn der Herr wirklich keinen Spaß treibe.

Dann zieht er ganz conventionell den Hut — ein zaghafter Händedruck — auf Wiedersehen also — die Freundin führt sie fort.

Das ist der Anfang. Den nächsten Morgen, wenn sie aufwacht und nebenan in der Schuhmacherwerkstatt der Vater und der Geselle schon fleißig hämmern, während Mutter sich ein bischen mit dem Schlafstellen-Mädchen zankt, erinnert sich Grete an den vergangenen Abend mit seltsamem, träumerischem, ein wenig kokettem Lächeln.

Also so spinnt sich ein Verhältnis an?

Er hat ihr unter der Normal-Uhr bereits den Arm geboten, sie hat ihn angenommen, worauf er denselben bedeutungsvoll gedrückt hat. Sie ist rot geworden, dann sind sie die Friedrichstraße heraufgegangen, ohne sich viel anzuvertrauen, denn im Grunde genommen haben zwei wildfremde Menschen sich ja wenig zu sagen. Endlich ist man in eine kleine Konditorei eingekehrt, sie hat Kuchen gegessen, und dabei hat er sie gefragt, wie sie eigentlich heiße.

„Grete.“

„Ja, wie noch?“

Das will sie zuerst durchaus nicht bekennen, dann stammelt sie beinah' ein wenig unwillig: „Lehmann“, und nach dem zweiten Stück Apfelkuchen erzählt sie ihm bereits ihre kleine Gretchen-Geschichte. Mit Muttern kann sie sich nicht recht vertragen — „die hat auch immer was“ —. Vater hat wenig Arbeit, trinkt ein bischen und sucht nacheiner Nebenbeschäftigung. Aber vor allen Dingen — der Geselle. Der ist so zudringlich und will sie immer begleiten, wenn sie „bei“ das Fräulein geht, wo sie Putzmachen lernt.

Digitized by Google

„Das ist ja eine Gemeinheit von dem Kerl“ fährt er auf, „na, heute werde ich Dich nach Hause führen“. — Und das geschieht. Dieser Heimweg, und namentlich das Abschiednehmen vor der Hausthür, ganz weit unten in der dunklen Chausseestraße bilden den Höhepunkt des heutigen Abends und überhaupt ihres bisherigen Lebens. Wie er ihr erst das Haus aufgeschlossen, wie sie ihm dann in dem rabenschwarzen Flur adieu gesagt, er aber ihre Hand nicht losgelassen und irgend etwas Ungestümes, Unverständliches gemurmelt hat, wie sie sich jedoch wehrte; — wovor weiß sie eigentlich selbst nicht — wie dann Schritte auf der Treppe laut wurden, und er sie plötzlich an sich gerissen und ihr einen kurzen, heftigen Kuß auf die Wange gedrückt hat, — ach, das alles zusammen war so wunderselig, das hat sie plötzlich zu einer ganz andern gemacht. Sie will sich jetzt auch amüsieren, wie das ihre Freundinnen schon längst thun; sie will auch merken, daß sie in der Riesenstadt hauſt, sie will leben, lachen, genießen und zwar nur mit ihm, mit dem feinen, lustigen „Dokter“, wie sie ihn tituliert, der sie aus ihrem Dornröschenschlaf in der dumpfigen Putzmacherinnenstube wach geküßt hat.

Und nun rollt ihr Schicksal beinah' nach naturnotwendigen, mechanischen Gesetzen ab. Sie trifft sich jetzt fast täglich mit ihm. Er holt sie des Abends aus dem Geschäft ab, und dann gehen sie in irgend ein Lokal, das so gewählt wird, daß er dort keine Bekannten trifft, und Grete sich nach Herzenslust amüsieren kann. Die Wahl der kleinen Pärchen fällt gewöhnlich auf Schippanowski's Konzerthallen unter dem Stadtbahnbogen. Da giebt es lauschige Eckchen, wo man sich bei einem Glase Bier, unter rasselnder Musik und bei dem Gekreisch der Chansonnetten dort oben auf den Brettern, tief und träumerisch in die Augen sehn kann, wo man engumschlungen sitzt, daß man Herz an Herzchen pochen hört, wo Grete zuweilen die Musik mit leisem, wehklagendem Gesange begleitet, wenn gerade gespielt wird:

„O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie liegst Du fern, wie liegst Du weit,“

und wo man vor allen Dingen unerkannt bleibt, weil über dem ganzen Lokal so schwere Wolken Cigarrendampfes dahin wallen, daß all' die pikanten, kleinen Ecken dicht verhüllt sind, als säße in jeder ein Zeus bei seiner Leda, welcher die Stätte seiner Liebe aus guten Gründen mit einer Wolke zu umziehen für gut befindet. In diesen Wolken wird viel getrunken, geküßt, gekost, heiße Worte zugeraunt, wozu sie gewöhnlich den Kopf schüttelt. Übrigens sagt sie noch immer „Sie“. Der Respekt vor seiner Gelehrsamkeit und besseren Abstammung läßt sich gar zu schwer unterdrücken. Dazu bedarf es noch größerer Dinge. Und auf diese arbeitet der „Dokter“ bereits mit heftigster Ungeduld hin. Das Hin- und Herschleppen wird ihm langweilig. Sie hat ihn auch schon mehrfach nach seiner Familie gefragt, was sie doch gar nichts angeht, und häufig bereits Thränen vor ihm vergossen: „Mutter ist dahinter gekommen, daß ich mit Ihnen gehe, und nu will sie mich durchaus aus dem Hause haben.“

„Na, dann zieh' doch!“

Sie sieht ihn groß an und versteht ihn nicht.

Endlich kommt der berühmte Ausflug nach dem Grunewald (siehe sämtliche Berliner Romane!). Sie haben sich heiß und müde gelaufen, und auf dem Heimwege in dem Coupé zweiter Klasse wird er zärtlich, zudringlich. Sie schämt sich und rückt von ihm fort, ein fremder Passagier steigt ein, der Bruch ist fertig.

„Was denkt sich eigentlich das Mädel?!“

Auf dem Friedrichsbahnhof wünscht er ihr kühl und kalt adieu. Er könne sie heute nicht nach Hause bringen, er müsse noch eine wichtige Verabredung einhalten. Sie hat die Thränen in den Augen, aber sie entfernt sich. Die nächsten Tage hören beide nichts von einander. Endlich langt ein rührend unbeholfener Brief von Grete an, welcher unterschrieben ist: „Ihre treue, gute Grete“, der aber unbeantwortet bleibt, ebenso, wie ein zweiter, in dem sie bereits rennmütig fragt, was sie ihm denn angethan hätte, daß er sie so unglücklich mache. Endlich auf ein drittes Schreiben stellt er sich zur gewohnten Stunde wieder vor dem Geschäftslokal ein.

„Du,“ flüstern die Freundinnen, „da drüben is er.“

Sie ist überglücklich. Wie ein reichbeschenktes Kind hängt sie sich an seinen Arm, und er findet sie so hübsch, wie nie zuvor. Bei dieser Gelegenheit, während sie die Straßen herunterschlendern, erzählt er ihr so en passant, daß er sich in den nächsten Tagen „schlagen“ werde.

„Mit wirklichen Säbeln?“ fragt sie erblassend, „Du, um Gottes willen, ist das gefährlich?“

In ihrer Herzensangst hat sie zum erstenmal „Du“ gesagt.

Er beruhigt sie, jedoch sie scheint sehr aufgeregt und nervös, und endlich bittet sie ihn ganz unvermittelt um eine Photographie. Er bleibt stehen und sieht sie an: „Ja,“ nickt er, „dann mußt Du aber rauf auf meine Bude kommen, da oben liegen noch ein paar.“

Bisher hat sie sich gegen einen Besuch bei ihm beharrlich gesträubt, jetzt erwidert sie keine Silbe, sondern beginnt immer hastiger zu schreiten, bis sie ganz atemlos in seinem, vier Stock hoch gelegenen Zimmer anlangen.

„Ach,“ ruft sie im höchsten Grade belustigt, „sieht das aber hier komisch aus.“ Und hell und glücklich lacht sie auf über die herumliegenden Wäschestücke, Bücher, Rapiere, Instrumente, Briefe, Totenschädel, Schmalztöpfe, Theemaschinenteile.

„Also solch eine Maschine besitzt Du auch?“

„Natürlich, mein Schatz,“ lächelt er dagegen, während er ihr unter allerlei Zärtlichkeiten das Jackett

Digitized by Google

auszieht, „und weißt Du was, wir wollen sie gleich mal probieren. Wir essen heute hier.“

Das geschieht. Sie zündet das Spirituslämpchen an und bereitet den Thee, sie wirtschaftet und flattert in den Stübchen auf und ab, räumt alles fort, putzt und verschönt, und es wird so gemütlich, behaglich, idyllisch, er überhäuft sie mit Küssen, zum erstenmal ist er bis über beide Ohren verliebt.

Nach dem königlichen Mahl rücken sie eng zusammen, er zeigt ihr sein Photographie-Album, wobei er etwas hastig die Bildnisse seiner Eltern überschlägt, dann kommen die Instrumente an die Reihe, mit denen sie ausgelassen spielt, dann läuft sie an den Kleiderschrank, guckt neugierig hinein und revidiert schließlich eifersüchtig seine Briefe:

„Du, bin ich auch wirklich Deine Erste?“

„Dummköpfchen.“ Er küßt sie nur.

Nach sechs Wochen begleitet sie ihn zum Bahnhof. Er geht nach Freiburg. Zwei Jahre später heiratet sie Vaters Gesellen, und wenn sie abermals eine geraume Zeit später mit ihrem Handwerker am Arm mit ihrem Töchterchen an der Hand, ihrem ersten Schatz auf der Straße begegnet, dann blickt sie ihn fest an und seufzt tief, tief auf:

„O schöne Zeit, o sel'ge Zeit,
Wie liegst du fern, wie liegst du weit.“

❦

Der Leser ist so lange bei diesem einen Bilde aufgehalten worden, weil dasselbe in der That jenes typische berliner „kleine Mädchen“ zeichnet, das sicherlich nicht eines gewissen poetischen Schimmers entbehrt, und das in seiner anspruchslosen Bescheidenheit für die Reichshauptstadt ebenso Original bleibt, wie für Paris die Loretten, Lalletten und Phemies des Quartier latin, welche Murger in ihrem prickelnden, leichtsinnigen, bezaubernden Zigeunertum so unübertrefflich geschildert hat. Diese pariser Abtönung des amüsanten, geistreichen Bohemientums kennt Berlin überhaupt nicht; was bei uns unter dieser Flagge segelt, ist eine ungleich rohere Abart, deren Mitglieder man mit einem schlechten Ausdruck: „Wohlleberinnen“ nennen möchte. Im Gegensatz zu dem gutmütigen, einfachen, im Grunde genommen keuschen „kleinen Mädchen“, das nur einem dunklen ungestümen Drange nach Liebe und Sonnenschein folgt, und das sich stumm und vorwurfslos in ihre dunkle Volksschichte wieder zurückzieht, sobald die erste große Enttäuschung ihres Lebens über sie hinweggerauscht; im Gegensatz zu diesem liebenswürdigen kleinen Ding, das nur schenken, beglücken, dulden will für den Einen, im Gegensatz zu ihr ist die „Wohlleberin“ eine herzlose Egoistin. Das „kleine Mädchen“ war beschränkt, aber bildungsfähig, manchmal geradezu bildungshungrig. Die „Wohlleberin“ dagegen ist dumm, hegt einen Abscheu gegen alle geistige Verfeinerung, und über Herumflanieren, seidene Kleider, dänische Handschuhe, auffallende Sonnenschirme, Puder, Schminke, Spezialitätentheater und Zirkus reicht ihr Horizont nicht hinaus. Fast immer stammt sie aus der Provinz, und erst nach einem Zerwürfnis mit ihren Eltern, anständigen, kleinen Leuten, die das arbeitsscheue Mädchen nicht länger mehr ernähren wollen, flattert die „Wohlleberin“ nach Berlin. Ja, dort muß es ihr glücken. Berlin liegt ja in einem ewigen Glanze, und ein so auffallend hübsches Mädchen, das mit Herren so nett und kokett und ein wenig frech zu plaudern weiß, und das im Heimatstädtchen bereits die Heldin einiger galanter Abenteuer war, wird man in dem tollen, brausenden, cancanierenden Babel zu schätzen wissen. Und diese Hoffnung täuscht sie nicht. Bald hat sie sich einen solventen Freund erobert. Denn nicht, wie das „kleine Mädchen“, läßt sie sich schlüchtern suchen und umwerben, nein, sie kapert und erbeutet selbst, wie ein flottes Piratenschiff den reichbeladenen Kauffahrer nimmt. Nur „reich beladen“ muß er eben sein. Das ist die einzige Bedingung. Im übrigen kann „er“ lahmen, stottern, schlagrührig oder taub sein, alles gleichgültig, wenn er ihr nur mit goldenen Schlüsseln die weiten Thore des Vergnügens öffnet. In den ersten Tagen hat sie vielleicht noch eine Bedienung in einer Konditorei für die Vormittagsstunden angenommen, jetzt mietet sie sich für „sein Geld“ ein Chambre garnie, und das „Wohlleben“ beginnt. Und darin liegt gerade der widerspruchsvolle Humor ihres Daseins. Sie ist viel zu ungebildet, um wirklich mit Eleganz genießen zu können. Das, was sie dafür hält, besteht gewöhnlich in einem öden Herumjubeln in kleinen, untergeordneten Weinlokalen, in tagelangem Herumkutschieren in einer Droschke erster Klasse und in geschmacklosen Toiletten-Anschaffungen. Aber bald findet sich ihr „guter Freund“ von ihrem rohen Ton, von ihrem geistlosen Geplapper, von ihrem sich ewig gleichbleibenden Lachen und ihrer rein äußerlichen, zudringlich-sinnlichen Neigung so abgestoßen, daß er alle Anker lichtet und sich schleunigst vor dem kleinen banalen Piratenschiff auf die hohe See rettet.

„So? Durch die Latten gegangen?“ äußert sie gleichmütig — „ein wahres Glück; ich kann so wie so den jungen Zahn-Arzt von drüben viel besser leiden.“

Und wirklich, manche dieser Wohlleberinnen haben die „Neuanschaffung“ „guter Freunde“ in ein wahres System gebracht.

Sie erscheinen bei jungen Geschäftsinhabern als Kundinnen, bei Ärzten oder Zahnärzten dagegen als Patientinnen, und dann — in der Einsamkeit der Probier- oder Studierstube enthüllen sie sich oft als jene Göttin der Versöhnung, welche schon dem thebanischen Kraftalbgott am Scheidewege so gefährlich wurde. Dann erneutes Herumjubeln durch die große Stadt, und eines schönen Tages sind sie plötzlich verschwunden, um dann bei einem „noch viel netteren“ wieder aufzutauchen. Ihr Ende aber finden sie fast regelmäßig auf einer kleinen Possenbühne als

Digitized by Google

Choristinnen. Von dort bewegt sich ihre Carriere noch einmal aufwärts „auf Gummirädern“ als kleines Intermezzo eines Börsengroßen, und dann nach ein paar Jahren, wenn sie unschön, faul und bequem geworden und von ihren „Freunden“ wie eine böse Erinnerung gemieden werden, erfolgt der Absturz mit fürchterlicher, entsetzlicher Wucht und Schnelligkeit. Diamanten, Kleider, Möbel werden verkauft, und der Erlös noch einmal sinnlos verschwendet. Dann Herumvagieren, vielleicht ein Diebstahl, Gefängnisstrafe, vollständige Verworfenheit, das Asyl für Obdachlose, und der Tod, ihr letzter Liebhaber, der sie dauernd in die ehernen Arme nimmt, findet das ehemals so schöne Weib in einem Verschlag auf Lumpen hingestreckt, verviert, verdorrt, die Branntweinflasche in der erkaltenden Hand.

Andre, die sich allmählich eine gewisse Geschäftsgewandtheit erworben, vermögen sich freilich auch aus dem großen „Verderben“ zu retten. Sie werden dann die Erzieherinnen der heranwachsenden Jugend unter ihren Mitschwestern, sie vermieten ihr elegantes Quartier zu allerlei unsanderen Zwecken, und aus der Verworfenheit und dem Laster anderer frisiert sie ein behagliches Stumpf-Dasein.

*

Viel liebenswürdiger, aber auch viel gefährlicher erscheint mir immer jenes „Gelbsternchen“ der großen Konfektions-Magazine, weil sich hier meistens eine seltene Grazie, eine außergewöhnlich biegsame, elegante Figur mit reizend angelernter Liebenswürdigkeit vereinigt. Zwar „Gelbsternchen“ kann häufig ein gutes „kleines Mädchen“ sein, nicht selten die Tochter einer Beamtenwitwe, der sie mit einem Teil ihres Gehaltes kräftig unter die Arme greifen muß, während sie den andern Teil für eine ausgesucht „chique“ Toilette verwendet. — Häufig von allerlei Nachstellungen umgeben und gelegentlich auch einmal verstohlen an dem überschäumenden Freudenbecher nippend, bleibt sie doch gewöhnlich im Rahmen einer etwas verfeinerten kleinbürgerlichen Existenz, und wenn sie ihren Liebhaber „mit ernsten Absichten“, der irgendwo einen Buchhalter-Posten bekleidet, geheiratet hat, dann steht sie ihm treulich beim Erwerbe zur Seite und verschönt ihm durch immerwährende Lebenslust und Dankbarkeit sein Heim.

Ja, so äußert sich das „Gelbsternchen“, das im großen und ganzen zu den „kleinen Mädchen“ zählt. Sie besitzt aber auch eine viel bedeutendere Mitschwester, die sogenannte „Große Konfectionense“, die nicht mehr zu den „kleinen Mädchen“ gehört, die bereits eine Dame ist, weil sie mit ihrer überragenden Schönheit eine geradezu verblüffende Vielseitigkeit äußerlicher, angeschminkter Bildung verbindet. Ja, dieses „Gelbsternchen“ kann jedem englisch und französisch vorplaudern, daß ihr Vater ein verarmter Oberst oder sonst eine phänomenale Persönlichkeit war; Gelbsternchen malt, singt, spielt Klavier, Hauptmann, Sudermann, Ibsen sind ihr innig vertraut. Ja, Gelbsternchen ist eine Dame und gegen Herren bereits eitel Herablassung. — Denn sie wirkt ja nur zum Schein in dem großen Geschäft. Der Sohn des Chefs, den sie aus Klugheit, und der Kürassierleutenant, den sie aus Eitelkeit beglückt, haben ihr ja ein Quartier eingerichtet, kostbar, intim, entzückend, ein goldenes Nestchen für einen Paradiesvogel. Aber derjenige, den sie am liebsten — mit Wonne und zugleich mit herablassender Überlegenheit — in diese lauschigen Zimmerchen führt, das ist der junge Kollege aus dem Geschäft, der sie anschmachtet, der vor dem feschen Weib ganz den Kopf verloren hat, der um sie wirbt, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter, der ihr Gedichte schickt und von ihrer Schönheit behauptet: „Da ist überhaupt das Ende von weg.“

Und halb mitleidig, halb liebevoll läßt sie ihn ein in ihr schimmerndes Paradies.

Sie liegt in der Chaiselongue und weidet sich an seinem Erstaunen über die prachtvolle Einrichtung. Rotverhangene Stehlampen dämmern, auf dem Tisch summt ein Samowar, vor ihrer Ruhestatt breitet sich ein Tigerfell — — „Mein Lieutenant hat das Tier mal irgendwo in Indien geschossen“ — —. Und sie liegt und lächelt den jungen Kollegen an:

„Gieb mir eine Cigarette!“

Sie raucht, verschränkt immer verführerischer die schönen Arme hinter dem Haupt und erzählt dabei achselzuckend von ihren beiden Liebhabern, bis ihm das Herz blutet.

„Was hast Du denn?“

Er seufzt und sie lacht ihn aus, aber schließlich neigt sie sich doch zu ihm herab, wie eine Göttin, die einen Beter aus dem Staube erheben will.

Allein es ist eben doch nur Gnade und Herablassung einer Göttin, und schon nach ein paar Wochen liest der unglückliche Kollege, daß sich irgendwo ein Kaufmann gefunden habe, der, von ihrem Zauber bezwungen, ein umgekehrter Lohengrin, seine künftige Gattin „nie besragen wird“. Und diesen Mangel an Neugier wird sie ihm köstlich lohnen.

So scheiden wir von den kleinen Mädchen, jenen bunten Blümchen, die an den abschüssigen Wegen der Riesenstadt blühen und ihre Häupter so sehnsuchtsvoll der Sonne entgegenrecken.

Pharisäische Gärtner wollen sie ausrenten. Und sie haben recht. — Nachsichtigere Blumenfreunde suchen Milderungsgründe. Und sie haben auch recht. Denn Schönheit und Jugend sind Geschenke der Götter, ein gnadenreicher Schatz, der zum Mitteilen, Spenden und Beglücken reizt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

(Fortsetzung.)

V.

Es war ein Traum.

Cenz hatte Recht gehabt. Niemand hatte sie vermißt. Gabriele spielte, und Bernhard hörte zu. Es war schon tief in der Nacht.

Sie kroch in ihr Bett und lag mit offnen Augen da.

Frau Lustig hatte ihr noch eine Moralpredigt gehalten, von der sie wieder nichts verstand. Daß sie noch denselben Abend zu Bernhard gegangen, um ihm zu sagen, es würde wohl besser sein, wenn man Fräulein Cenz nach Hause schicke, davon hatte sie nichts gesagt. Frau Lustig hatte es sehr klug und nachdrücklich motiviert.

Bernhard, erschreckt, mit dem Gefühl, das Mädchen vernachlässigt zu haben, ging sofort darauf ein.

Er gestand sich traurig, daß dort die Sache nur verschlimmert sei. Sie hatte nichts dazu gelernt, und die Stimme hatte den eigentümlichen Zauber der Unschuld verloren. Manches Talent verträgt die Ausbildung nicht, es muß einfach bleiben wie ein Wiesenblümchen. Florian mußte ihm mit Recht zürnen. Am besten war's nun, er schrieb ihm, wie die Sache liege, und bat ihn, zu kommen und sein Kind zu holen. Die Reise konnte ihn zerstreuen, natürlich durfte sie ihm nichts kosten. Sie könnten dann miteinander überlegen, was weiter zu thun sei.

Cenz dachte zuerst daran, Gabriele in ihr Vertrauen zu ziehen, wie sie es sonst bei jedem Anlaß in Freud' und Leid gethan. Sie drängte sich mit stürmischer Zärtlichkeit an sie und sagte:

„Ach, ich bin zu glücklich! die Welt ist so schön hier, und das Leben so leicht."

„Du machst es Dir wohl leichter als Du solltest."

„Ich nicht! Etwas Anderes, Gabriele, etwas Wunderschönes!"

Das Mädchen war an solche Aussprüche gewöhnt, meist bedeuteten sie eine Lustfahrt, eine neue Blume, eine bunte Schleife.

„Du sollst es mir nachher sagen, Cenz!" erwiderte sie, „jetzt habe ich keine Zeit, Onkel Bernhard wartet."

„Immer Onkel Bernhard, für mich bist Du nie mehr da! Dies Mal brauch' ich Dich wirklich mehr als er, ich will Dich um Rat fragen!"

„Du thust doch immer, was Du willst."

Cenz schwieg. Ihr Herz wendete sich ab. Nun durfte Gabriele nie mehr erfahren, wie ihr zu Mute sei. Man sagt: ungeteilte Schmerzen scheiden; es ist wohl dasselbe, vielleicht noch mehr, bei Freude und Glück.

Sie ging nicht wieder zu dem jungen Manne in die Wohnung, aber sie trafen sich an verlorenen Straßenecken, in Konditoreien, Galerien, natürlich nur auf ein kurzes Wiedersehen, immer aber lange genug, um des Mädchens Dasein mit einem goldnen Schein zu versehen.

Sie sparte für ihn, machte ihm kleine Geschenke und brachte auf, was Frau Lustig ihm jetzt streng verweigerte. Zu das Haus kam er nicht mehr, soweit fühlte sich seine Tante sicher. Über das Weitere hatte sie keine Macht und hoffte nur, Cäsar würde klug genug sein, Cenz hinzuhalten, bis er die Reise nach dem kleinen Städtchen anträte, wo ihm ein Engagement verheißen war. Wenn Cenz dann auch wieder in ihrer Heimat war, konnte sie aufatmen und sich ihrer gesicherten Lage bei Herrn Bernhard freuen.

Florian wollte nicht kommen, er schrieb:

„Schicke mir mein armes Kind! Was soll ich in der großen Stadt? — sie würde in mir

Digitized by Google

wecken, was ich mit solcher Not zur Ruhe gebracht. Besser, ich rühre nicht daran.

Natürlich werde ich Cenz bei mir aufnehmen. Rebekka muß sich darein finden. Es ist nicht besser bei mir geworden. Lina wird immer schwächer und so traurig, vielleicht fehlt ihr doch unser Kind. Helfen kann uns Niemand als der liebe Gott."

Am nächsten Morgen rief Bernhard Cenz zu sich. Er sagte ihr von den Klagen, die über sie in der Musikschule geführt wurden, sie mehrten sich alle Tage.

Cenz wußte recht gut, warum. Manche Stunde war sie fortgeblieben, fast immer zu spät gekommen. Sie war unaufmerksam und trotzig. Was lag ihr daran. Durch Cäsar war ihr Leben ausgefüllt. Die Zukunft, und was daraus werden sollte, waren Worte ohne Sinn für sie.

Sie senkte ganz demütig den Kopf bei allen Strafreden Bernhards. So auch heute. Als er aber damit endete: „Du mußt fort von hier, sobald als möglich; es ist kein Segen für Dich, Cenz.", blickte sie verzweiflungsvoll zu ihm auf, hing sich an ihn, bettelte und schmeichelte: „Schicken Sie mich nicht fort, lieber Herr Bernhard! Ich will ja auch wieder brav sein, fleißig, was Sie wollen, nur schicken Sie mich nicht fort!"

„Man hat mir noch Schlimmeres von Dir erzählt," erwiderte er. „Du treibst Dich müßig herum, Du wählst Dir leichtfertige Gefährten. Grad weil Du so unschuldig bist, ist es gefährlich, Cenz. Sie mißbrauchen Dich, setzen Dir allerlei in den Kopf."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Frau Lustig," antwortete er. „Sie ist sehr in Sorgen um Dich."

„Die!" schrie das Mädchen auf. „In Sorge um mich! In Sorge um sich selbst ist sie, in Sorge, daß Sie ihr kündigen werden, weil ich mich mit ihrem Neffen Cäsar verlobt habe."

„Verlobt!" wiederholte Bernhard, wie damals Frau Lustig, voller Schrecken. „Welch' ein Unsinn!"

„Nennen Sie es nicht auch so," bat sie, die lichten großen Augen auf ihn richtend und auf ein kleines, wertloses Ringelchen deutend, das sie jetzt am Finger trug. „Es ist uns ganz ernst, und wir sind so glücklich! Wir müssen noch lange warten, eh' wir uns heiraten können, aber wir lieben uns."

Nun erzählte sie unschuldig und aufrichtig, wie alles gekommen, daß der Geliebte Schauspieler war, daß er auch einen Ring von ihr hatte. Frau Lustig wurde durch ihren Bericht insofern entlastet, als es eben nicht mit ihrem Wissen und ihrer Zustimmung geschehen.

Bernhard sagte nichts. Wozu auch? Sie verstand es doch nicht. Aber Frau Lustig sollte ihm Rede stehen; durch sie sollte diese böse Sache ein Ende finden, und dann Cenz zu den Eltern zurückkehren.

Er stellte es sich leicht vor. Der Bursch war gewiß mit Geld abzufinden, und in Cenz flatterhaftem Herzen haftete keine Empfindung lange; er hatte es ja bei ihrer Liebe zu Gabriele erfahren und ihr sogar verdacht. Er hatte dabei vergessen, daß unerwiderte Liebe nur in den kräftigsten Seelen Wurzel behält.

Frau Lustig war natürlich zerschmettert, sie lag am Boden, winselte, jammerte, schob alle Schuld auf ihren Neffen. Ein Spiel, ein Spaß sollte es nur sein. Wie konnte man auch Fräulein Cenz ernst nehmen.

„Pack!" murmelte Bernhard entrüstet. „Für ihn desto schlimmer," fügte er laut bei. „Sorgen Sie, daß alles, was ihm Cenz gegeben hat, so schnell als möglich in meine Hände kommt, und dann scheren Sie sich fort. Ich will Sie keine Stunde länger als nötig im Hause haben. Mit Cenz werden Sie nicht mehr reden."

Sie nahm das Geld, das er ihr bot, bedankte sich sogar, denn es war viel mehr als sie erwartet, und verschwand, ohne eins der Mädchen noch gesehen zu haben.

VI.

Wär' ich geblieben doch
Auf meiner Haiden!

Bernhard kündigte Cenz an, daß sie sich zur Abreise für den Abend fertig zu halten habe, er selbst wolle sie nach Haus bringen. Hier bleiben könne sie nicht, dürfe auch Cäsar nicht wiedersehen. Das Übrige würde sich finden, wenn er erst ihren Vater gesprochen.

Cenz senkte den Kopf; er glaubte, sie sei einverstanden.

Das Mädchen packte auch, aber nur ein kleines Bündel, alles was sie an Geld und Schmuck besaß und etwas Wäsche.

Gabrielen hatte Bernhard nichts gesagt. Weshalb sie unnütz beunruhigen, dachte er, es mußte ja bald alles wieder klar und geebnet sein. Auch für Frau Lustigs Entlassung gab er ihr einen Vorwand an. Die Stelle war übrigens

Digitized by Google

gleich wieder besetzt, es giebt viel derlei Obdachlose.

Still ging der Tag zu Ende. Am Abend wollte Bernhard mit Cenz fort. Sie rührte ihn in ihrer Unterwürfigkeit. „Der Vater verlangt nach ihr," sagte er zu Gabrielen. „Die Ferien sind vor der Thür; wir folgen bald nach."

„Sie war hier so glücklich!" meinte das Mädchen.

„Aber nicht nach guter Façon," erwiderte er. „Glück der Art schlägt leicht in Unglück um. Wer hier nicht arbeitet, kommt auf Abwege. Es war ein Fehler, sie in die große Stadt zu bringen, ich will ihn wieder gut machen."

Cenz war unbemerkt fortgewandert; sie ging grad auf ihr Ziel los — zu ihm, er mußte sie schützen, hier behalten. Wie, daran dachte sie nicht, von Geld hatte sie nur unklare Begriffe. Zu Haus hatte sie nie welches in der Hand gehabt, hier ging alles durch Frau Lustigs Hände.

Sie wanderte ganz vergnügt durch die Straßen, sah sich die Schaufenster an und erreichte die ferne Wohnung im Dunkeln. Getrost stieg sie die Treppen hinauf, es war hoch, sehr hoch, was that das ihr? Sie trällerte ein Liedchen, klopfte, klingelte und klopfte dann wieder. Niemand öffnete. Er war also ausgegangen. Wer sollte denn aufmachen!

Geduldig setzte sie sich auf die Treppe; sie war noch erhellt; freundlich winkten aus den angrenzenden Wohnungen die Lichter. Neugierige Augen guckten herüber. Sie konnte in die Stuben hineinsehen, sehen, wie die Familien sich zum Abendbrot versammelten. Da hätte sie auch gerne dabei sein mögen.

Wenn doch Cäsar bald käme!

So saß sie wohl ein paar Stunden geduldig. Daß sie gut daran thäte, unten nachzufragen, fiel ihr nicht bei.

Nach und nach erlosch ein Licht nach dem andern. Die Portiersfrau kam herauf und frug, auf wen sie warte.

Sie nannte den Namen.

„Auf den können Sie lange warten," war die Antwort. „Der ist verreist; wer weiß, ob er überhaupt wiederkommt. Seine Tante wohnt hier, eine Frau Lustig, aber die soll auch erst wieder ankommen. Sie thäten besser, nach Hause zu gehen."

Aber die arme Cenz hatte ja kein Haus mehr!

„Ich will lieber noch ein Weilchen warten," stotterte sie.

Die Frau sah sie von oben bis unten an und ging. Sie war an manchen Besuch bei diesem Herrn gewöhnt und verwunderte sich über nichts mehr.

Dem Mädchen aber wurde jetzt sehr bange. Sehnsüchtig guckte sie nach dem hellen Lichtschein, der sich durch die herabgelassenen Gardinen zu ihr herüber verirrte. Selbst Frau Lustig, so böse sie auf die Verräterin war, wäre ihr nun eine Erlösung gewesen.

Die hatte unterdes andere Schicksale. Sie war nach dem kleinen Städchen, in dem ihr Neffe auf Triumphe hoffte, gefahren, um ihm die von Bernhard gewünschten Trophäen abzunehmen. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß er sie gern geben würde, aber er sollte auch ihr eine Rechtfertigung schreiben und Cenz eine Absage, die dem Mädchen keine Hoffnung ließ.

Gut, daß Cenz nicht sah, mit welcher Eile er die Geschenke hingab, für die sie sich das Geld mühsam abgespart.

Als Frau Lustig, damit ausgerüstet, an der Stätte ihres verlorenen Edens ankam, fand sie dort alles in Aufregung. Cenz war fort, die Stunde der beabsichtigten Abreise längst vorüber. Bernhard hatte schon die Polizei und alle Hülfe, deren er habhaft werden konnte, in Bewegung gesetzt. Gabriele weinte in ihrem Zimmer.

Diesmal erschien Frau Lustig als rettender Engel. Sicherlich, meinte sie, war Cenz bei ihrem Neffen oder vielmehr in seiner Wohnung. Und das war ja ungefährlich, er war gottlob weg.

Bernhard machte sich gleich mit ihr dorthin auf. Sie erzählte ihm im Wagen, was sie erreicht hatte, wies ihm die Sachen, den Brief vor, bat ihn, zu lesen, schilderte Cäsars Zerknirschung mit großer Erfindungsgabe.

Aber Bernhard dachte nur an Cenz.

Sie fragten gleich, und die Portiersfrau meinte, die warte schon viele Stunden auf sie.

Mit einer schwachen Leuchte ging die Frau ihnen die dunkeln, steilen Treppen voran. Auf der obersten Stufe saß Cenz und schlief, an den Pfosten gelehnt, die Hände gefaltet, als hätte sie eben ihr Kindergebet gesprochen, in den Zügen ein liebliches beredtes Schweigen, als träume sie von Glück.

Bernhard that ihr Anblick weh.

„Cenz," sagte er, sie leise berührend, „was

Digitized by Google

thust Du hier? Hier ist kein Platz für Dich. Wie konntest Du hierhergehen?“

Sie richtete erschrocken ihre Augen auf ihn.

„Wohin denn anders, als zu ihm? Er liebt mich!“

„Dummheiten!“ schrie Frau Lustig, sie aufrüttelnd. „Er ist viel vernünftiger als Sie; er sah gleich ein, daß es aufhören muß. Er will nichts mehr von Ihnen wissen, Fräulein Cenz.“

„Das ist nicht wahr,“ rief das Mädchen erregt. „Sie lügt, sie lügt immer. Glauben Sie es ihr nicht, Herr Bernhard.“

„That ich es nicht um Ihretwillen, Undankbare?“ schalt entrüstet Frau Lustig. „Aber jetzt kommt die Strafe!“

Sie stieß sie in das kleine Zimmer, nahm der Frau das Licht ab und sagte: „Setzen Sie sich her, Fräulein Cenz! Wir wollen ein Ende machen.“

Cenz sah sich ratlos in dem ihr so teuren Zimmerchen um. Die Kränze hingen noch, alles war unverändert, sein Bild in dem Ritterkostüm stand dort, was sollte denn geschehen sein?

Frau Lustig gab ihr den Brief. Aber das arme Ding war ganz verwirrt; ihre Augen umflorten sich, sie konnte nicht lesen.

Bernhard las ihn ihr vor. Er schrieb, was man so gewöhnlich schreibt in solcher Angelegenheit. Sehr viel von Vernunft, von Verstand; aber das Herz, das eigentlich reden sollte, kommt dabei nicht zu Worte.

Cenz horchte auf. „Das hat er nicht geschrieben!“ rief sie.

Da holte Frau Lustig all' die kleinen Kostbarkeiten hervor, die ihm Cenz nach und nach geschenkt, zuletzt das Ringelchen.

Sie starrte mit glanzlosen, erloschenen Augen darauf hin.

„Na, nu fangen Sie doch an, zu begreifen, Fräulein Cenz,“ rief Frau Lustig triumphierend. „Er hat sich einen Spaß mit Ihnen gemacht. Der und heiraten! Ich sagte es Ihnen ja immer.“

„Seien Sie still!“ herrschte Bernhard die Frau an. „Cenz, Du wirst mit mir zu Vater und Mutter fahren.“

Sie sagte nichts, ihr schönes Gesicht war wie versteint, sie sah auf das Ringelchen in ihrer Hand, der falsche Stein blitzte im Licht, krampfhaft schlossen sich ihre Finger über dem Schatz.

Bernhard wollte sie lösen, da sank das Mädchen plötzlich zusammen und verfiel in den Krampf, den sie als Kind gehabt, und der ihrem armen Geist so viel von seiner Klarheit geraubt. Sie trugen sie in den Wagen. Bernhard und Gabriele wachten bei ihr die ganze Nacht. Sie erkannte niemand.

Der Arzt konnte wenig thun. Aus der festgeschlossenen Hand ließ sich der Ring nur mühsam lösen.

Als sie nach Tagen wieder zu sich kam, war das vergangene Leben ihrem Bewußtsein entschwunden, nur dunkel träumte ihr von einem Glück, das sie besessen und verloren.

VII.

O Mutter, lieb' Mutter,
Bleib' lange noch hier.

Die Ferien begannen, Bernhard und Gabriele wollten Cenz selbst zurückbringen, ihnen war bange, sie allein reisen zu lassen.

Das Mädchen blieb ganz apathisch, schien jetzt wirklich stumpfsinnig, nichts interessierte sie, nichts machte ihr Freude. Zum Ausgehen war sie nicht zu bewegen; ihre schöne Stimme schien verloren, ihr schönes Angesicht war bleich und verfallen. Sonst putzte sie sich gern, jetzt hing alles liederlich und verfärbt an ihr herum.

Gabriele litt hart darunter, sie widmete ihr jede Minute. „Ich bin schuld,“ sagte sie immer wieder. „Sie liebte mich, ich hätte sie schützen können.“

Die alte Kinderfreundschaft erwachte in Cenz nicht wieder.

„Wenn sie nicht besser wird,“ klagte Gabriele dem Oheim, „so kannst Du mich nur auch aufgeben, dann sind auch mir die Flügel gebrochen. Man muß ein freies Herz haben, um hoch zu fliegen; auf meinem liegt jetzt eine Last, die keine Kunst heben kann.“

„Cenz wird besser werden, bei Vater und Mutter,“ tröstete Bernhard, aber er glaubte kaum daran.

Da kam wider Erwarten Florian selbst, sie abzuholen. Zu Hause hatte er nicht gewagt, etwas zu sagen. Die Schwester war zu böse gelaunt, und Frau Lina zu krank. Für Cenz, hoffte er, fand sich nun schon ein Loch, wo sie einkriechen konnte; sie war es ja von früher nicht besser gewohnt. War sie erst drin, dann litt es Tante Rebekka hoffentlich ohne allzuviel Murren.

Digitized by Google

Er machte den Beiden keine Vorwürfe. Er hob das Mädchen auf den Strohsitz seines Wägelchens und sagte nur: „Arme Lenz!“

„Komm doch ja bald wieder zu uns,“ bat Gabriele, indem sie ihr sorgsam die Decke um die Kniee legte.

Das Mädchen nickte nicht einmal; sie schien kaum zu wissen, was mit ihr vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Vor Tag.

Vor Tag
Fällt linder, warmer Regen.
Er strömt im Dunkel still und ungesehen,
Das wolkenlos der Morgen kann erflehen,
Und hell die goldne Sonne strahlen mag
Am Tag.

Vor Tag
Da rinnen meine Thränen.
Ach nur bei Nacht darf Lieb und Sehnsucht weinen,
Daß vor der Welt die Stirne glatt erscheinen
Und ungetrübt das Auge leuchten mag
Am Tag.

Gustav Hacker.

(† 14. Juni 1886.)

Der Kaiser.

Sein Herz so mild, die Seele so reich,
Allein das Antlitz todtenbleich,
Der Leib ist matt, lang dauert es nicht,
Doch übt er noch treu des Herrschers Pflicht.

Und alles, was er gewollt und gedacht,
Das schreibt er, eh ihn umfängt die Nacht
Auf ein weißes Blatt mit bebender Hand
Und dankbar grüßt es das weite Land.

Er aber seufzt: „Die Schrift, wie tot!
Wohl möcht' ich bringen das Morgenrot,
Doch warm aus dem Herzen, von Mund zu Mund,
So thät' ich's dem harrenden Volke kund!

Noch einmal, wie es vor Zeiten war,
Vom Throne spräche ich laut und klar,
Von fühlenden Lippen zum fühlenden Ohr
Und höbe mich stolz und freudig empor!

Ich rief, als der Dampf der Schlachten gegraut,
Zum Werke der Liebe fehlt mir der Laut
Lebendig wirkt nur Lebendiges fort:
Ein Wort, ein mächtig hallendes Wort!“

Und es flammt ihm das Auge von heiliger Glut,
Ins bleiche Antlitz tritt ihm das Blut,
Er ringt nach dem Wort, das die Seele befrei'.
Dann lispelt er leise: „Vorbei, vorbei!“

Friedrich Adler.

Christusbild in Meran.

An's Kreuz geheftet, neigest Du
Dein sterbend Haupt der Erde zu,
Es ranken Reben, Trauben schwer,
Sich über Dir und um Dich her.
Das dunkle Blut der Beere schwillt,
Die sich zu Deinen Dornen senkt,
Indeß Dein Blut sich ungestillt
Aus tiefer Seitenwunde drängt.

Zur Freude ladet, zum Genuß
Rings voller Lebensüberfluß,
Inmitten Schönheit, Glanz und Licht
Entlagungsvoll Dein Auge bricht.
Vor Deiner rührenden Gestalt,
Dem bleichen Haupt, dem Dornenkranz,
Des Liebesopfers Allgewalt,
Erblassen Schönheit, Licht und Glanz!

A. Godin.

San Sebastian.

In Santa Croce standen wir beisammen
Vor einem San Sebastian von den vielen.
Die Abendsonne ließ die roten Flammen
In Doppelstreifen auf den Farben spielen.

Sie lachte: „Wie naiv sie sind, die Alten!
Gebunden steht der arme Herr als Scheibe
Und lächelt süß, als wär' er wohlbehalten,
Mit circa zwanzig Pfeilen doch im Leibe.“

Ich schwieg. Ihr Mündchen war's, das mich verwirrte,
Von süß-gedankenloser Lust umflossen.

Der seine Glaub, der vor dem Fenster schwirrte,
Lag einer Glorie gleich um sie gegossen.

So seltsam schönes Bild gewahrt ich nimmer!
Der Heil'ge dort im Grau der Kirchenwände,
Und sie, auf goldnem Haare Sonnenschimmer,
Wulwillig hinter sich verschränkt die Hände!

O bleibe ferne dir, der Hochgemuten,
Die Kunde, welche längst mir ward zuteile:
Man könne leben, lächeln und verbluten,
Im Herzen tragend mehr denn zwanzig Pfeile.“

Aus dem Bändchen des **P. A. Rosenberg** von **Robert F. Arnold.**

Digitized by Google

Ein Dichter als Politiker.

Mit ungedruckten Briefen **Anastasius Grüns** und **Ludwig August Frankls.**

I.

Durch mehr als siebzehn Jahre, vom Wiederbeginn des Konstitutionalismus in Oesterreich, bis daß der Tod dem Greise die Augen schloß, hat Grün-Auersperg den größten Teil seiner Zeit, den besten seiner Kraft dem Vaterlande als Parlamentarier gewidmet. Eine zusammenfassende kritische Würdigung seines politischen Wirkens liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes; auch hier seien seinen eigenen Mitteilungen nur jene Thatsachen erläuternd beigefügt, die dem Leser das volle Verständnis und damit die Möglichkeit eines eigenen Urteils gewähren sollen.

Schon der erste Brief Auerspergs an Frankl, der aus dem Jahre 1860 erhalten ist, nimmt nebenbei auch auf diese politische Thätigkeit Bezug; sein Hauptinhalt jedoch ist die Beurteilung eines erzählenden Gedichts von Frankl: „Der Primator“, das ihm dieser im Manuskript zugesendet hatte. Der Brief lautet:

Gratz, 31. X. 1860.

Mein lieber und verehrter Freund!

Vorerst muß ich Ihre Nachsicht beanspruchen für die Verspätung meiner Antwort sowohl, als auch der Rücksendung des mir freundlichst anvertrauten Manuskripts. Gelesen war das interessante Gedicht sehr bald, allein zum Schreiben und Antworten komme ich erst heute, da ich in den letzten Tagen, wo wir gerade unsern Übersiedlungszug aus der Sommer- in die Winterwohnung hielten, nirgends die ruhige Stätte an einem Schreibtisch finden konnte.

Sie verlangen etwas von mir, was mir überhaupt schwer fällt und gegen meine Neigungen verstößt, nämlich kritischen Beirath. Ich hätte es am Liebsten mit Ihrem an poetischen Schönheiten reichen Gedicht gehalten, wie ich es bei der Lectüre von Dichterwerken gewöhnlich zu halten pflege, nämlich über das mir nicht Zusagende hinüberzugleiten und dafür die Schönheiten desto ruhiger und eingehender zu genießen. Ein kritischer Beirath, soll er überhaupt zu etwas nütze sein, verfolgt aber das entgegengesetzte Verfahren, indem er über das Gelungene hinweggleitet und nur bei Jenem, wo er die Feile gelegt wünscht, länger und eingehender verweilt. Wo ich am liebsten das Licht auf mich einwirken ließe, soll ich dem Schatten nachgehen? Nun, glücklicherweise finde ich solcher Schatten sehr wenige in Ihrem Gedichte. Wahr ist es, und ich habe es Ihnen bei der mündlichen Erzählung des Stoffes nicht verschwiegen, daß nemlich eben dieser Stoff für mich etwas Schroffes, Fremdartiges, der allgemeinen christlichen Denk- und Gefühlsweise Widerstrebendes an sich hat, was ihn eben einem in dieser aufgewachsenen größeren Leserkreise von vorneherein gewissermaßen entfremdet. Sie haben dies wohl selbst gefühlt und ich müßte mich sehr irren, wenn das Schlußgedicht nicht eben von der Absicht diktirt wäre, jenen schroffen Gegensatz versöhnend zu überbrücken. Doch da Sie den Stoff gewählt und dichterisch geformt haben, so ist diese Bemerkung um so überflüssiger, als zu hoffen ist, die Freudartigkeit des Stoffes werde für jene Leser, welche nicht zugleich Ihre Glaubensgenossen sind, durch dessen Behandlung möglichst ausgeglichen. Sonst hätte ich nur im IIten Gesange zu Gunsten Ihres Heldeu, sowie des Dichters selbst gewünscht, der Tausakt möchte durch ein edleres Motiv, als blos unter dem Eindrucke des Rausches und der Furcht herbeigeführt sein. Der Dichter, der das Christenthum mit objektiver Ruhe würdigt, hätte in der Natur desselben wohl so manchen reineren und edleren Beweggrund finden und ganz gut dem Strachower Prälaten in den Mund legen können, welcher dadurch ebenso zu einem würdigeren Repräsentanten des Christenthums geworden wäre, als der Charakter seines Täuflings zu einem veredelteren. Im Gesang IV scheint mir die gewählte Reimform eine minder wohltönende, als man es sonst von Ihnen gewöhnt ist. Endlich mögen Sie noch vor dem Abdruck das Schlußgedicht einer sorgsamen Durchsicht unterziehen, da der Abschreiber sich darin mancherlei Versöße zu Schulden kommen ließ. Das wäre so ziemlich alles, was ich nebst dem herzlichsten Danke für die freundliche Mittheilung des schön gedachten und ausgeführten Gedichtes zu sagen hätte, um Ihrem Auftrage wenigstens, so weit ich vermag, ehrlich nachzukommen. Meine Bedenken

Digitized by Google

sind glücklicherweise so wenig und vielleicht auch unerhebliche, daß es dem Gedichte wohl keinen Eintrag machen kann, wenn sie zu spät kommen, um noch berücksichtigt werden zu können. Keinesfalls aber verargen Sie mir, was ich vielleicht aus ungenügender Einsicht, aber gewiß nur aus dem besten Willen und über Ihre ausdrückliche Aufforderung zu äußern mir erlaubt habe. Sie werden jedenfalls gerechter gegen mich sein, als man gegen meine Betheiligung am Reichsrathe im Allgemeinen gewesen ist, wo ich eben auch nur meine ehrliche Meinung ohne irgend eine Nebenabsicht ausgesprochen habe, unfähig mich für eine papierene Reichseinheit zu begeistern, welche bei jeder wirklichen Gefahr (wie Figura zeigt) auseinanderzufallen droht. Freilich, was man seither gebraut hat und noch braut, das sieht ganz anders aus, als ich mir die Verfassung Österreichs gedacht habe. Wenigstens ist doch trotz alledem ein Fußbreit verfassungsmäßiger Boden gewonnen, auf dem sich weiter schreiten und fortbauen läßt. Doch ich breche absichtlich ab, weil ich auf diesem Blatte doch nicht zu Ende käme und sich wohl wieder einmal Zeit und Gelegenheit gibt, Weiteres und Ausführlicheres mündlich zu erörtern. Das kann ich Ihnen nur noch sagen, daß ich in meinem Leben keine peinlicheren Stunden gehabt, keine meiner Neigung und Natur so widerstrebenden Aufgaben befunden habe, als in jenen 4 Monaten, die ich im Reichsrathe verlebte, vier Monate aus meinem Leben gestrichen und mir von keiner Macht der Welt zu ersetzen. Wenn der Leck in meinem Gemüthe und in meiner Gesundheit, den ich davon getragen habe, noch heilt, so habe ich von Glück zu sagen. Doch dies alles nur unter uns, im freundschaftlichen Vertrauen. Herzlich grüßend

Ihr Anton Auersperg.

Frankls Gedicht liegt im Druck vor; gleichwohl sei, um dem Leser das sofortige Verständnis von Grüns Kritik zu ermöglichen, in einer Note kurz an den Inhalt erinnert[1]). Darnach mag der Leser entscheiden. Nur zweierlei sei beigefügt. Erstlich der Hinweis darauf, daß der Gegensatz der Anschauungen ein sehr tiefgehender ist. Frankl entnahm die Fabel einer handschriftlichen Chronik, die sie im wesentlichen so, wie er sie gestaltet hat, überliefert; sein Gedicht ist ein Bild aus düsterer Zeit, wo christlicher und jüdischer Fanatismus gegeneinander wüten; Grüns Wunsch, der Held möge sich aus Überzeugung taufen lassen und dann deshalb vom eigenen Vater getötet werden, hätte das Gedicht zum Tendenzgedicht gegen jüdischen Fanatismus umgestaltet. Ferner aber sei zur Vergleichung das Urteil eines anderen Dichters, Friedrich Hebbel, über diesen Punkt mitgeteilt. Er schrieb nach der Lektüre des „Primator" an Frankl[2]):

> . . . Sie haben Ihrem Stoff im Hauptpunkte vollkommen genügt, und das ist Ihnen dadurch gelungen, daß Sie sich im „Banket" zur Herbeiführung der Taufscene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bedienten und mit großer künstlerischer Weisheit die streng religiösen, die Ihnen die Entscheidung für eine der beiden Arten des Anthropomorphismus abgedrängt hätten, ausschlossen. Ihr Gedicht ist so wenig jüdisch als christlich, der Leser bleibt frei und braucht keine der fixen Ideen, die den Helden und seine Widersacher bewegen, zu theilen, um es zu genießen, was er z. B. bei der Divina commedia muß, ich möchte es darum an die Spitze aller Ihrer Arbeiten stellen, und gratulire Ihnen vom Herzen zu dieser schönen Objectivität.

Grüns Haltung im „Verstärkten Reichsrat", über deren ungerechte Beurteilung sich sein Brief beklagt hatte allerdings viele seiner deutsch und liberal gesinnten Parteigenossen befremdet. Ob mit Recht oder Unrecht, sei hier nicht entschieden, wohl aber an diese Haltung erinnert.

Solferino und Magenta hatten den Untergang des Absolutismus besiegelt, gleichwohl geschah der Übergang zum Verfassungsstaat schrittweise und zögernd. Die erste Maßregel war das Kaiserliche Patent vom 5. März 1860, welches die Verstärkung des schon bisher bestehenden, aus Staatsnotwendigkeiten gebildeten Reichsrats durch periodisch einzuberufende, „außerordentliche" Mitglieder bestimmte, die zunächst vom Kaiser ernannt, später von den Landtagen durch Ternavorschlag zur Ernennung präsentiert werden sollten. Diesem „verstärkten Reichsrat" war nur Auf-

[1]) „Der Primator." Prag 1862. Eine zweite Auflage erschien in Leipzig (o. J.). In Frankls „Gesammelten poetischen Werken" (Wien 1880) ist das Gedicht gleichfalls enthalten (III. 65–98). Die Handlung spielt im Prager Ghetto des XVII. Jahrhunderts, etwa um 1625. Schutz und Schirm seiner bedrängten Glaubensbrüder ist der „Primator" (Vorsteher) der Gemeinde; sein Reichtum, seine Weisheit, sein Einfluß auf die Menschen geben ihm den Christen gegenüber eine besondere, auch im Ghetto viel beneidete Stellung, obwohl er diese Stellung nur zum Heil der Seinen verwendet. An einem Freitag Abend beschreibt ihn der Kaiserliche Burggraf nach dem Hradschin; er folgt trotz des Ruhetags dem Befehle, weil er einen neuen Anschlag fanatischer Mönche gegen die Juden befürchtet und ihn abwehren will (I. Gesang). Dies ist ein Mißverständnis; auf dem Schlosse wird eben ein Bankett des Adels gefeiert; der Burggraf hat vergessen, dem Juden abzusagen. Da er nun aber zur Stelle ist, wird er in den Saal gezogen, muß mitzechen, und wird abwechselnd gehöhnt und gefeiert, bis die Trunkenen endlich mit dem Rufe: „Der Jude muß sich taufen lassen!" auf ihn eindringen und ihn zu töten drohen, wenn er die Ceremonie nicht sofort über sich ergehen lasse. Vom Wein und der Todesangst erklärt, läßt er es geschehen, daß ihn ein anwesender Prälat sofort tauft (II. Gesang). Ein ehemaliger Jude, ein Mönch auf dem Hradschin, eilt in selbiger Nacht ins Ghetto, pocht den Vater des Primators aus seinem Hause und verrät ihm alles (III. Gesang). Der entsetzte Greis ruft sofort ein Gericht von drei Rabbinen zusammen und befragt es, was ein Vater in solchem Falle zu thun habe. Als Antwort erzählen sie ihm eine Märtyrer-Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge: ein Vater hat seine Kinder geworden, um sie nicht Christen werden zu lassen (IV. Gesang). Der Vater des Primators tötet noch in dieser Nacht den heimgekehrten Sohn, nachdem er sich überzeugt, daß dieser Christ geworden, und zündet dann das Haus an, die Spuren seiner That zu verwischen (V. Gesang). Vor seinem Tode beichtet der Greis seine That (VI. Gesang).

[2]) „Zur Biographie Friedrich Hebbels". Von Ludwig August Frankl. Wien 1884 (S. 15 ff.).

Digitized by Google

sicht über Etat und Finanzen sowie Begutachtung neuer Gesetze eingeräumt, er war also lediglich eine „Vertrauens-Kommission en gros[3])". Da die „Wiener Zeitung" das Patent zudem als die „Krone" der verheißenen Reformen bezeichnete, so lehnten die Ernennungen wurden am 1. Mai 1860 publiziert) mehrere die Würde ab; andere, so Auersperg, folgten dem kaiserlichen Rufe in der Hoffnung, daß die Rechte der Versammlung bald eine Vermehrung erfahren müßten. In der That erklärte bereits ein kaiserliches Handschreiben vom 17. Juli die Einführung neuer Steuern, sowie die Einführung neuer Anleihen von der Zustimmung des „verstärkten Reichsrats" abhängig. Die wichtigste Frage jedoch, mit der sich die neue Körperschaft zu beschäftigen hatte, war die der zukünftigen staatsrechtlichen Gestaltung der Monarchie.

In der Kommission, die eine Resolution hierüber vorlegen sollte, und der auch Auersperg angehörte, standen einander zwei Parteien gegenüber, die nur darin einig waren, daß „die Selbstteilnahme der Länder an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten notwendig" sei; im übrigen gingen sie weit auseinander. Die Minderheit, von Baron Lichtenfels, Dr. Hein und Maager geführt, bestand vornehmlich aus Deutschen und Bürgerlichen; sie schlug die Resolution vor, der Kaiser wolle „aus eigener Machtvollkommenheit jene Institutionen ins Leben rufen, durch die bei möglichster Entwicklung freien Selbstverwaltungsrechtes in allen Kronländern und bei vollständiger Wahrung der Einheit des Reiches und der Legislation, sowie der Exekutivgewalt der Regierung . . . alle Interessen der Bevölkerung . . . ihre geeignete Vertretung fänden." Ohne es klar auszusprechen — ja, sie leugnete dies sogar durch ihren Sprecher Dr. Hein ab — wünschte die Minorität die Einführung einer modernen, den Gesamtstaat umfassenden Konstitution. Anders die Mehrheit, neben sämtlichen Ungarn hauptsächlich aus Adeligen der anderen Provinzen bestehend, deren Resolution Graf Clam-Martinitz vertrat. Sie wünschte für Ungarn Herstellung der alten Verfassung, für die anderen Länder die Wiedereinführung der Stände, und empfahl daher „Anerkennung der historisch-politischen Individualitäten", „Begründung der Länderautonomie", „möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände". Für dieses Gutachten der Mehrheit nun stimmte auch Auersperg und begründete dies durch seine Rede vom September 1860, aus der hier folgende Stellen wiedergegeben seien:

> Daß die Interessen Ungarns im Majoritätsantrage warm vertreten sind, kann mich nicht abhalten, demselben beizustimmen. Ich sehe nirgends den Beruf, unsererseits das Wohl und die Interessen Ungarns zu hindern, und stimme daher freudig bei, wenn ein Rahmen gefunden wird, in welchem wir alle Raum haben.

[3]) Vergl. „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" von Walter Rogge. Leipzig 1873 II. 36 ff.

> Aber einem Lande, einem edlen Volke, das freisinnig genug ist, um auch den Freimuth anderer zu ehren, darf ich es offen sagen, daß wir den übrigen Ländern Angehörige an dieses Volk Ansprüche des Rechtes und des Herzens zu haben glauben, daß Bürgschaft gegeben werde gegen die Wiederkehr jenes unheilvollen Dualismus, welcher über dasselbe und über uns so unsägliches Unglück gebracht hat, daß auch seinerseits die möglichste Kräftigung jener Einheit angestrebt werden möge, in welcher wir Andere unser Glück, unsern Stolz, unsere Sicherheit finden.
>
> . . . . Was ist die Geschichte? Die Geschichte ist das condensierte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht. Sie geht bis zur Stunde weiter. — Das historische Recht schließt nicht ab . . . . es ist in einer fortwährenden Entwicklung und Weiterbildung begriffen und so hat auch die Gegenwart ihre historischen Rechtstitel . . . Im Leben entwickeln und bilden sich die Rechte, das historische Recht ist nur die legale Anerkennung der durch Entwicklung des Rechtes gebildeten Rechte. Rechte erlöschen durch das Leben, neue Rechte treten hinzu oder an die Stelle der alten. Was vor Allem Noth thut, ist, daß für den Neubau des Staates ein bleibender und haltbarer Rechtsboden gewonnen werde Er wird erreichbar nach meinem Dafürhalten durch die Verbindung des historisch Berechtigten — soweit es noch lebenskräftig ist — mit dem durch Entwicklung des politischen und gesellschaftlichen Lebens gleichberechtigt Gewordenen, mithin durch maßvolle und organische Vereinbarung von Institutionen, welche noch aus der Vergangenheit fortleben und fortwirken, mit den berechtigten Anforderungen der Gegenwart, insofern sie gegenseitig verträglich sind.

In diesem Sinne lebt noch fort das historische Recht der einzelnen Länder, sich als ein nur der staatsrechtlichen Einheit untergeordnetes, in sich selbst zusammengehöriges Ganzes anzusehen und die eigenen innern Angelegenheiten selbst zu ordnen: die Autonomie der Länder. Sie muß ihr Maaß in jenen Angelegenheiten finden, welche ohne Gefährdung der Reichseinheit ihr zugewiesen werden können.

Möge der Reichsrat, fuhr der Redner fort, den man einen „Schlußstein" genannt, zum Grundstein des Bundes für alle Länder der Monarchie werden und schloß: „Dieser Bund wird um so sicherer und fester sein, je tiefer er wurzeln wird in dem Boden staatsrechtlicher Ordnungen und verfassungsmäßiger Rechtszustände, in dem Boden des Rechtes und der gesetzlichen Freiheit![4])

Diese Stellen, die zugleich von der Redekunst Auerspergs eine Anschauung geben mögen, werden es begreiflich machen, wie Auersperg zu seiner Abstimmung kam, freilich wird man auch die Beurteilung, welche diese Abstimmung vielfach fand, trotzdem wohl verstehen können.

Die Verhältnisse waren stärker, als die Ansichten der Mehrheit. Nachdem das Kaiserliche Diplom vom 20. Oktober 1860 es als „beständiges und unwiderrufliches Staatsgrundgesetz" festgestellt, daß das Recht der Gesetzgebung künftig nur unter Mitwirkung der Landtage und des Reichsrats ausgeübt werden solle, aber das Hauptgewicht auf die Landtage gelegt, brachte nach Schmerlings Ernennung zum Staatsminister das Patent vom 26. Februar 1861 die Grundzüge einer

[4]) Verhandlungen des oesterreichischen verstärkten Reichsraths. Nach den stenographischen Berichten. Wien 1860. S. 105 ff.

Digitized by Google

Reprässentiv-Verfassung im Sinne der Minderheit, also mit centralisierender Tendenz. Auersperg, der nur aus den idealsten Beweggründen mit der Mehrheit gestimmt hatte, fernte sich ehrlich der, wie er hoffte, endgültigen Beseitigung des Absolutismus und stellte in der Eröffnungssitzung des Krainer Landtags vom 6. April 1861 den Antrag, dem Kaiser für die verliehene Verfassung zu danken. Der Antrag wurde angenommen, Auersperg mit der Abfassung der Adresse betraut. In der Sitzung vom 8. April legte er seinen Entwurf vor, der einstimmig angenommen wurde. Die „kostbaren Gaben" der Verfassung, heißt es darin, bedürften „des mächtigen und solidarischen Schutzes der Gesammtheit aller Länder und Völker Oesterreichs." Diesen Schutz aber könne nur „jene festbegründete und innig geschlossene Einheit des Reiches" gewähren, „welche alle Theile im gemeinnützigen Wirken zu verbinden und jedes störende Übergewicht einzelner Teile unschädlich für die Gesammtheit zu machen vermag; jene Einheit, welche keinesfalls durch das lockere Band einer Personalunion, sondern nur durch eine wahre und freiheitliche Real-Union verwirklicht erscheint." Die Adresse schließt:

> Eine solche Einheit des Reiches würde uns als freie Bürger eines großen und mächtigen Staates mit Ruhm und Stolz erfüllen, und wir fänden in ihr allein jene beruhigende Sicherheit für die uns gewährten Güter, welche den Werth derselben dauernd zu erhalten und zu erhöhen vermag. Wir sehen sie mit Schmerz zwar noch von mancher Seite gefährdet, aber wir hoffen mit aller Zuversicht, daß es dem Geiste der Besonnenheit und Versöhnung, der gereiften Einsicht der Völker und der richtigen Erkenntnis ihrer Wechselbeziehungen und wahren unentrennbaren Interessen im Wege friedlicher Verständigung noch gelingen werde, die berechtigte Mannigfaltigkeit der Einzeltheile mit der allen nothwendigen Einheit zu vereinbaren und so den wahren staatlichen Charakter eines großen, freien und einigen Oesterreich's auch in seinen Institutionen dauernd und befriedigend auszuprägen.

In der Rede, in der er die Annahme des Entwurfs befürwortete, übte Auersperg schärfste Kritik an den stürmischen Vorgängen in Ungarn, die sich gegen die Reichseinheit kehrten und die Herbeiführung einer bloßen Personal-Union bezweckten:

> Verletzend war es und es ging tiefer Schmerz und Entrüstung durch alle Länder der Monarchie in dem Momente, als in Ungarn das Symbol der Zusammengehörigkeit aller Länder, das Reichssymbol, der kaiserliche Adler zerstört und herabgerissen wurde. Es wurde in Ofen ein schon vor vielen Jahren angebrachter, aus dem vorigen Jahrhundert herrührender Adler entfernt; er mußte mit Hammer und Meißel zertrümmert werden. In dem Momente, als dieser steinerne Kaiseraar fiel, welcher das Herzschild Ungarns an der Brust trug, in diesem Momente wurde mit dem kaiserlichen Adler auch zugleich das ungarische Wappen zertrümmert. Ich möchte darin ein Symbol und ein Omen sehen, daß in dem Momente, wo Oesterreich fällt, auch Ungarn fällt, und zwar durch denselben Schlag! . . . Mögen die Ungarn auch Ursache haben, sich über Manches zu beklagen, was von den früheren Regierungen des Gesammtstaates ausgegangen ist, über die Völker Oesterreichs haben sich die Ungarn nie und nimmer zu beklagen gehabt. Nicht Ungarn allein, nicht die Vergangenheit allein hat ein Recht, auch die Gegenwart hat eines. Dem Rechte Ungarns steht das Recht der Monarchie, das Recht der übrigen Länder gegenüber.[5])

Auf diese Adresse und diese Rede weist der folgende Brief Grüns an Frankl (Graz, 24. April 1861) mit Genugthuung hin:

> Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen von gestern, sowie für die werthvollen Geschenke, mit denen Sie jene begleiteten. Aber dem vortrefflichen Primator — für dessen Holzschnittbeigabe ich freilich nicht schwärmen kann — könnte ich nur ein minder interessantes gedrucktes Zeugnis meiner jüngsten geistigen Thätigkeit in den Stenographischen Berichten des Krainer Landtages entgegenstellen. Bei Ihrer alten liebenswürdigen Theilnahme für mich hätten diese für Sie vielleicht doch einiges Interesse, da sie als Ergänzung zu meinem Verhalten im vorjährigen Reichsrathe dienen und darthun würden, daß ich mich auch in meinen alten Tagen nicht von dem Geiste der Wiener Spaziergänge entfernt habe, wenngleich ich in einigen Fragen der inneren Politik zu meinem Bedauern mit meinen sonstigen Meinungsgenossen nicht übereinstimmen kann, ohne meiner Überzeugung Gewalt anzuthun. Zum Parteimann bin ich nicht geschaffen; ich heiße Recht und Wahrheit willkommen, wo ich sie finde, und möchte vor Allem meine Unabhängigkeit wahren. —
>
> Daß mir die Ernennung zum Reichsrathe[6]) — so erkenntlich ich für die mir dadurch gewordene Auszeichnung sein muß — keine angenehme Überraschung war, werden Sie, der Sie mich kennen, mir aufs Wort glauben. Kaum war es mir, dessen Gesundheit wirklich etwas angegriffen ist, im Laibacher Landtage gelungen, die mir mehrseitig zugedachte Wahl nach Wien dankbar abzulehnen, kann hatte ich mich der harmlosen Freude hingegeben, im nächsten Sommer mein stilles Glück in meinem Familienkreise, in meinen Studien und in Ausführung lang projectirter Arbeiten recht genießen zu können, so kam die unerwartete, so ganz gegen meine Neigungen, Wünsche und Gewohnheiten erfolgte Ernennung, die mich diesmal noch empfindlicher berührt, als im vorigen Jahre, denn damals war die endliche Erlösung in Aussicht, diesmal aber heißt es: „Lasciate ogni speranza!" Daß mir unter diesen Umständen der „lebenslängliche Reichsrath" fast den Eindruck macht, wie eine Bernutheilung „zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit", werden Sie begreiflich und entschuldbar finden, da Sie selbst eine poetische Natur sind und als solche den Schlüssel zu dieser meiner Auffassung besitzen, welche mancher Andere, von prosaischeren Standpunkten aus, als eine lächerliche Ziererei verdammen

[5]) „Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtages zu Laibach im Monate April 1861." (S. 3, 11—14, 21, 35.)

[6]) Die Ernennung Auerspergs zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit war durch ein Handbillet des Kaisers vom 15. April 1861 erfolgt.

Digitized by Google

dürfte. Nun immerhin, wenn nur das schwere Opfer nach irgend einer Seite von Nutzen werden möchte!

Kurz darauf hatte Auersperg die weitaus wichtigere Aufgabe zu erfüllen, auch die Adresse des Herrenhauses zu entwerfen. In welchem Geiste er diese Aufgabe löste, mögen einige Stellen erweisen. Nach einem warmen Dank für die Verfassung als die „Verkündigung neuer Bürgschaften einer glückverheißenden Zukunft des Gesamtreiches" heißt es da:

> Das Herrenhaus hat aber noch insbesondere seinen ehrfurchtsvollen Dank auszusprechen für die ihm speciell angewiesene verfassungsmäßige Stellung, welche nach den erhabenen Absichten Eurer Majestät bestimmt ist, die Weihe der Kirche und den Adel der Geburt mit der Weihe der Kunst, des Wissens und erprobter Erfahrung und mit dem Adel des Verdienstes und der Gesinnung harmonisch in seinen Mitgliedern zu verbinden. So wird den im Volksleben naturgemäß und darum unvermeidlich wurzelnden Ungleichheiten eine versöhnende und vereinigende, schöne und Segen verheißende Thätigkeit angewiesen, deren Verwirklichung im großen die herrlichste und dankbarste Aufgabe Gesamt-Oesterreichs bildet, nämlich das versöhnliche Zusammenwirken und die freithätige Vereinigung seiner Länder und Volksstämme, seiner Standes- und Berufsschichten zum Heile aller, zur Macht und Größe der Gesamtheit. . . .

Der Schluß lautet mit einer Anspielung auf die durch die Verfassung gewährleistete Gleichberechtigung aller Konfessionen:

> Unter den vielen Einigungspunkten ist es einer der heilbringendsten, daß die Gläubigen aller Bekenntnisse dieses weiten Reiches mit uns in das heiße Gebet einstimmen: „Gott erhalte und beglücke Eure Majestät und unser herrliches, einiges und freies Oesterreich."[5])

Die Adresse weckte freudige Zustimmung, auch Frankl beglückwünschte den Freund. In demselben Brief übermittelte er ihm die Bitte der Frau von Loewenthal (Lenaus Sophie) um seine Büste. Grün antwortete aus Graz, 17. Mai 1861:

> Sie haben mir mit Ihren lieben, mir gestern zugekommenen Zeilen mannigfache Freude bereitet. Nur sehr geehrt und beglückt kann ich mich durch den Wunsch der Frau von Loewenthal fühlen, meine Büste zu besitzen und sie neben jener unseres Lenau aufzustellen und so „wieder die beiden Freunde in ihrem Zimmer beisammen zu sehen". Auch hat mir die Aufnahme, welche letztere auch mit freundlicher Bezugnahme auf den Geber bei ihr gefunden, recht innige Freude verschafft . . .

Daß meine Freunde in Wien mit der Adresse des Herrenhauses nicht unzufrieden sind, thut mir innerlich wohl, erstens um der neuen Institution willen, die sich vor Allem Boden im Volke gewinnen muß, und dann, ich sage es ehrlich, um des Verfassers willen, dem eine zeitweilige Wahrnehmung, daß seine Anschauungen mit denen einer gesunden öffentlichen Meinung übereinstimmen, das Ausharren in einer Thätigkeit erleichtern wird, welche wahrlich nicht seine eigene Wahl und Neigung für sich hat.

[5]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. 4. Sitzung. S. 14 ff.

Ihrem freundlichen Rathe folgend, werde ich hier und in Thurn am Hart, wohin ich in nächster Woche auf ein Paar Tage gehe, Herz und Lungen mit Frühlingsluft füllen. Wenn es auch gerade nicht die Jahreszeit ist, in welcher man mit Vorliebe nach Wien pilgert, so ist und bleibt doch die Anziehungskraft, welche meine dort weilenden Freunde auf mich üben, trotz dem und dem und alledem eine unwiderstehliche und permanente.

Der nächste Brief Grüns ist die Antwort auf eine Anfrage Franks, wie der Freund über das Vorhaben der Leitmeritzer, dem dort geborenen Dichter Josef Emanuel Hilscher ein Denkmal zu setzen, denke. Frankl war der Herausgeber von Hilschers Dichtungen[6]). Grün erwiderte:

Verehrter Freund!

Vor allem muß ich Ihnen meine herzliche Freude darüber aussprechen, Sie aus den Böhmischen Bädern rückgekehrt und zwar, wie Sie selbst sagen „gebessert" rückgekehrt zu wissen. Ich hoffe die Besserung ist und bleibt eine gründliche und dauerhafte!

Ich habe im Laufe des Sommers wiederholt an Ihren Pforten erfolglose Besuchs-Versuche erneuert, bis ich endlich durch Ihren Döbling-Genossen Kuranda zu meinem Leidwesen Ihre Erkrankung und Abreise ins Bad erfuhr . .

Sie haben es richtig errathen, daß ich einige Tage während der Weinlese zwischen meinen Rebenhügeln zugebracht habe; aber die Sehnsucht nach dem Familienleben, das ich so lange entbehren mußte, trieb mich bald wieder hieher. Auch darin haben Sie das Richtige getroffen, daß heuer in meinem Hause (ich muß sagen gottlob und leider!) mehr Wein als in jenem des Reichsrathes gekeltert wurde. Wie aber trotz Traubenkrankheit und Dürre die Lese besser ausgefallen ist, als man erwartete, so hoffe ich, wird auch der Reichsrath trotz Reactionsgelüsten im Ober- und trotz Nationalitätsschwindel und Doctrinarismus im Unterhause denn doch endlich und schließlich einen gesunden und genießbaren Haustrunk keltern, welchem, wenn einst die Speisung mit dem magyarischen Feuerwein hinzutritt, auch Kraft und Haltbarkeit nicht fehlen dürfte. Freilich muß sich bis dahin noch manches Gährende abklären und manche Hefe lagern.

[6]) „Weiland Joseph Em. Hilscher's Dichtungen." Herausgegeben mit einem biographischem Vorworte von Ludwig August Frankl. Pesth 1840. Die zweite vermehrte Auflage: „Gedichte von Joseph Emanuel Hilscher" wurde vom Komitee zur Errichtung eines Hilscherdenkmals und einer Hilscherstiftung in Leitmeritz zu Prag 1863 herausgegeben. Hilscher, 1804 als Soldatenkind geboren und selbst Soldat, brachte es durch Fleiß und Talent zu großen Sprachkenntnissen, versuchte sich nicht ohne Verdienst als Übersetzer und Dichter und starb, nachdem er endlich zum Fourier avanciert, 1837 zu Mailand an der Schwindsucht. Frankl, der ihn persönlich kennen gelernt, hatte sich stets ehrlich bemüht, sein Loos zu erleichtern.

Digitized by Google

Das Vorhaben der Leitmeritzer, ihrem Landsmanne Hilscher ein Denkmal zu setzen, reiht sich ganz folgerichtig an eine andere wackere That derselben im deutschen Sinne, nämlich ihren bekannten Protest gegen Czechisirung der Schule. Wenn ohne Übertreibung ein gewisses Ebenmaß zwischen der anerkannten Bedeutung des Mannes und den Formen und Dimensionen des ihm gewidmeten Erinnerungsmales innegehalten wird, kann ich nichts Bedenkliches in der Ausführung jenes Planes sehen. Hilscher als Träger einer höheren, aus dem Alltagswust und dem Kasernenzwang sich emporringenden Kulturidee wird gerade dort mahnend am rechten Platze stehen, wo das Bedürfnis nach höherer Gesittung mit den Anmaßungen eines modernen Babarenthums — vide die neueste Pilsener Gastfreundschaft*) —, welches sich Nationalität schelten läßt, im Kampfe liegt. Einer gewissen Größe entbehrt Hilscher keineswegs; diese Größe ist aber mehr rein menschlicher als literarischer Natur; er ist groß nicht als das was er ward, sondern dadurch, wie er's geworden. Hochragend in seinem engen Korporalskleide, verliert er an Höhe, sobald man ihn der Uniform — die ihm zugleich ein Nessushemd war — entkleidet. Die Reinheit und Glätte seiner Form hat als Ausdruck der freieren Bildung, nach welcher er, umgeben von Elementen disciplinirter Rohheit, unablässig rang — als Ergebnis eines Processes unermüdlicher Arbeit und Ausdauer, etwas Rührendes und Erhebendes, etwas in der That Großartiges. Aber diese Größe wissen nicht Alle im ganzen Umfange zu würdigen; jedoch ein annäherndes Verständnis läßt sich auch bei der Menge, welcher eine gewissermaßen instinctive Achtung vor dem Ringen nach geistiger Höhe innewohnt, durch zweckmäßige Mittel erzielen. Und so möchte nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten — nachdem auch die wahrscheinlich verfügbaren Geldmittel die Innehaltung von Maß befürworten — durch eine ähnliche Broncebüste, welche allenfalls an dem Geburtshause oder sonst an passender Stelle angebracht und mit einer angemessenen Inschrift versehen werden könnte, die edle Absicht der Landsleute Hilscher's in entsprechender Weise zu verwirklichen sein, ohne den Spott zu provociren oder gar noch, wie Sie besorgen, späten Hohn auf das Haupt des geseierten Todten zu leiten. An Ihrer Stelle, mein verehrter Freund, würde ich mir die Gelegenheit zu einem so verdienstlichen Unternehmen mitzuwirken, wie Sie schon so oft gethan, auch diesmal nicht entgehen lassen und der Einladung, die von Leitmeritz an Sie ergangen, gerne Folge leisten . . . . .

Mein kleiner Theodor, nach welchem Sie sich so freundlich erkundigen, gedeiht gottlob und unberufen!) an Leib und Geist gar wohl. Seine körperliche Rührigkeit und Lebendigkeit macht seinen Eltern oft bange; ähnlich ist es mit seiner geistigen Entwicklung, welche durch einen starken Zug von Schelmerei den lauten Tadel und ein heimliches Lächeln und Wohlgefallen unserereits gar oft vereinigt.

Indem ich mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle, mit den herzlichsten Grüßen und den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr aufrichtig ergebener

Graz, 20. X. 1861. A. Auersperg.

Im Dezember 1861 traf Auersperg ein Verlust, den er sehr schmerzlich empfand; sein Schwiegervater, Graf Ignaz Attems, der sich als Landeshauptmann von Steiermark verdient gemacht, auch dem Herrenhause als Mitglied angehört hatte, starb. Auf den Kondolenzbrief Frankls erwiderte Auersperg:

Mein sehr verehrter Freund!

Von jeher gewohnt, Sie in Leid und Freud an den Geschicken Ihrer Freunde wärmsten Antheil nehmen zu sehen, konnte es mich nicht überraschen, als Sie auch mir in diesen Tagen tiefer Trauer, die über mich gekommen, mit Ihren lieben Zeilen vom 29. d. M. theilnehmend und trostspendend nahe stehen wollten. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank dafür! Ihr Zuspruch hat mir wahrhaft wohlgethan. Aber Sie fühlen es gewiß mit mir, daß es gewisse sittlich und geistig so eigenthümlich bevorzugte Existenzen gibt, deren Abtreten vom Lebensschauplatz für immerdar eine unausfüllbar klaffende Lücke, namentlich für die ihnen Nähergestandenen, zurücklassen muß. Ein solches Dasein war das meines verewigten Schwiegervaters. Wer kann nach dem natürlichen Lauf der Dinge es anders als Glück und Beglückung für ihn und die Seinigen nennen, ein so thätiges und verdienstvolles Leben auch bei voller körperlicher Gesundheit auf 88 Jahre gebracht und dann sanft und schmerzlos erlöschen zu sehen. Es liegt einiger Trost in dieser fast ausnahmsweise milden Erfüllung eines unabwendbaren Naturgesetzes; aber es genügt Jenem nicht, der es weiß und fühlt, wie dieser hochbetagte Greis, nachdem er längst, allgemein geachtet, aus einer ehrenvollen öffentlichen Laufbahn geschieden, noch immer jung an Wohlwollen und ächter Weisheit der verehrte und geliebte Mittelpunkt, das Haupt und Herz, die Seele seiner Familie geblieben ist, wie sein Wirken noch bis an das Ende seiner Tage nach allen Richtungen ein wohlthuendes, fruchtbringendes, erbebendes war. Ich weiß es mit aller Bestimmtheit: wenn ich noch zehn Jahre und

*) Anläßlich der Eröffnung der Böhmischen Westbahn, welche an die Bayrische Bahn in Fürth anschloß, hatte im Oktober 1861 in Pilsen ein Fest stattgefunden, bei welchem die deutschen Gäste durch die überstarke Betonung des czechischen Standpunkts brüskiert worden waren. (Vergl. „Presse" Nr. 286 vom 15. Oktober 1861.)

Digitized by Google

mehr leben sollte, wird dieser Mann, den ich geliebt und verehrt habe wie keinen andern, von mir noch ebenso schmerzlich vermißt werden, wie am heutigen Tage.

Eines theuren Todten, den ich gleichfalls noch immer beklage und vermisse, erinnert mich das anbei rückfolgende Billet der Frau v. Loewenthal, das ich mit tiefer Rührung gelesen habe. Wenn die verehrte Frau am Schlusse der Parallele, welche sie zwischen uns und unseren Geschicken aus Anlaß der beiden auf ihrem Schreibtisch vereinigten Büsten zieht, die Frage aufwirft: „Was ist besser?“ so könnte ich vielleicht, in dessen Lebensbecher auch gar mancher Wermuthtropfen fiel und fällt, entgegenfragen: „Was ist schlimmer?“ — Doch es ist in jedem Leben des Guten und des Üblen genug; eine genaue kritische Analyse würde gewiß nur darthun, daß das eine wie das andere nur seiner eigenen Natur und Bestimmung folgen mußte und auch bei freiem Willen sich selber treu geblieben ist . . .

Indem ich Sie mit meinen besten Wünschen in das neue Jahr begleite, mit den herzlichsten Grüßen und auf Wiedersehen (ich hoffe in 8—10 Tagen)

Ihr treuergebener

Gratz, 30. XII. 61. A. Auersperg.

Auerspergs nächster Brief — Graz, 31. März 1862 — war durch eine Anfrage Franks über das Befinden des Freundes veranlaßt. Er lautet:

Empfangen Sie vor Allem meinen herzlichsten Dank für die freundschaftliche Theilnahme, welche neuerdings aus Ihren lieben Zeilen von gestern sich bekundet.

Meine wohlwollende Gönnerin „die Hausbesorgerin“ ist nebenbei eine Freundin der Übertreibung und so wie sie mich öfter durch entsetzensvolles Zurückprallen vor meinem „üblen Aussehen“ fast erschreckt hat, so mag sie auch Ihnen eine allzu schwarz colorirte Skizze meines Unwohlseins entworfen und dadurch Ihre freundlichen Mitgefühle über Gebühr angeregt haben. Ich war allerdings etwas leidend, als ich Wien verließ, und bin es zum Theil noch. (Folgen Details.)

Sehr bedaure ich, daß mein Unwohlsein mich mittelbar auch des Genusses beraubt hat, einen Abend in Ihrer und Hebbels Gesellschaft zuzubringen. Ich hoffe, das Schicksal entschädigt mich nächstens für diesen Entgang. Wenn ich in Wien nicht den Umgang mit alten und neuen Freunden hätte, was bliebe mir dann?! Die Existenz im Herrenhause ist mir in neuester Zeit arg verleidet worden durch die Mindheit und Schroffheit vieler meiner Herren Collegen gegen die gerechtesten Anforderungen und gemüthlosen Nichtungen der Gegenwart. So arge Mißgriffe wie die berüchtigte Jablonowski'sche Interpellation gegen die Presse, die Abstimmungen in der Lehenfrage u. s. w. werfen einen so dunklen Schatten auf das Ganze, daß auch der sich vorwurfsfrei fühlende Einzelne darunter zu leiden hat.

Mit großem Interesse lese ich immer Ihre Mittheilungen aus dem Imperfectum, dem leider noch kein Perfectum gefolgt ist, und so ist mir auch die mich betreffende Stelle mit dem überschwänglichen Hormayr'schen Ausdrucke nicht entgangen.[10])

Die „berüchtigte Jablonowski'sche Interpellation“ war an den Polizeiminister gerichtet und betraf einen Artikel der „Presse“ vom 1. März 1862, welcher „die politische Haltung des hochwürdigen Episkopates besprechend, jedes Maß einer anständigen Ausdrucksweise überschreitet.“ Wie diese Interpellation, so weckten auch die Verhandlungen des Herrenhauses über das Lehengesetz große Verstimmung. Das Abgeordnetenhaus hatte auf Grund einer Regierungsvorlage die „Allodification“, d. h. die zwangsweise Beendigung aller Lehensverhältnisse durch Aufhebung der Rechte der Belehnten beschlossen. Das Herrenhaus trat dem Beschlusse nicht bei; ein von Auersperg redigirtes Gutachten in diesem Sinne blieb in der Kommission, wie im Hause, in der Minorität; allerdings vermochte auch Graf Leo Thun als Vertreter des Majoritäts-Gutachtens schließlich nicht durchzudringen, und die Vorlage wurde an eine neue Kommission überwiesen, bis endlich nach mancherlei Zwischenfällen ein Beschluß zu stande kam, mit welchem alle wichtigen Lehensverhältnisse außer Kraft gesetzt, und einige nicht sehr wesentliche Ausnahmen gemacht wurden. Aus dem von Auersperg erstatteten Berichte, der von eingehendstem Studium der Sache zeugt und von musterhafter Klarheit ist, heben wir einige für den Dichter und Menschen Auersperg charakteristische Stellen hervor.

. . . . Daß das Lehensgesetz, die Aufhebung der Lehen bezweckend, zu früh komme, wird kaum jemand zu behaupten in der Lage sein. Darüber mag uns lehren jener große Regulator, welchen man die öffentliche Meinung nennt. Nicht durch die Schmeichelwellen der Tagesgunst, die im Sande verrinnen, muß man sich beirren lassen, man muß den Strom in seinem Tiefgange beobachten, dort wo er ruhig und mächtig fließt und unwiderstehlich. Dort kann man ihm vertrauen mit der Gewißheit, daß er ans Ziel, daß er vorwärts kommen wird. . . . . Wenn ich mir früher zu sagen erlaubte, daß die Harmlosigkeit des Lehenswesens (seine thatsächliche Bedeutung war zu jener Zeit nur mehr gering) in dem Augenblicke verloren geht, wo dasselbe vor den prüfenden Blick der Gesetzgebung tritt, so muß ich dies namentlich mit Rücksicht auf unser Haus nochmals betonen. Man wird auf den konservativen Beruf dieses Hauses hindeuten. Manches, was destruktiv scheint, ist aber in Wirklichkeit konservativ. Von dem mittelalterlichen feudalen Gebäude, welches einst ein festes war und auch uns noch als ein ehrwürdiges Gebäude erscheinen darf, ist nur ein einzelner morscher Pfeiler stehen geblieben, das Lehenwesen.

[10]) Gemeint sind Franks Aufsätze: „Aus halbvergangener Zeit“, speziell der bereits einmal (S. 16) citierte: „Hormayr und die Götter Griechenlands“. Der dort abgedruckte Brief Hormayrs an Frankl vom 28. September 1846 enthielt den Satz: „Den Grafen Auersperg, den göttlichen Anastasius, hoffe ich diesen Sommer in München wiederzuziehen.“

Digitized by Google

Nun glaube ich aber, derjenige, der diesen morschen Pfeiler kunstgerecht abträgt und seine Materiale anderweits nutzbringend verwendet, der ist doch konservativer als derjenige, der diesen Pfeiler seinem Verfalle überläßt. Denn es frägt sich, was ist zu konservieren? Nicht das alte morsche Bauwerk ist zu konservieren, sondern das Leben, welches sich ringsherum angesiedelt, die Existenzen, welche durch seinen Einsturz bedroht sind. Nicht ohne Befangenheit und nicht ohne Besorgnis, daß mir das als eine Anmaßung ausgelegt werden könnte, was nur aus innigem Pflichtgefühle hervorgeht, möchte ich noch auf das große politische Gewicht hinweisen, welches die Frage für unser Haus hat. Doch der Ernst der Stunde möge mich entschuldigen und rechtfertigen. Dieses politische Gewicht soll und darf keineswegs der einzige Grund unserer Schlußfassung sein; aber es möge die andern aufzuzählenden Gründe kräftigen und unterstützen. Es ist eine schwierige, aber schöne Aufgabe, die uns vorliegt, eine Aufgabe der erhebendsten Art, gewissermaßen Richter in der eigenen Sache zu sein und doch das Recht und das Interesse der Gesamtheit mit patriotischer Hingebung und politischem Seherblicke zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsere Pforten, und dieses Gesetz ist die Aufgabe, ob wir auf dem seudalen Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen.

Möge die Antwort darauf eine günstige und zeitgemäße sein! . . . [1])

Auch eine andere, vielbemerkte Rede Auerspergs findet sich im Briefwechsel gestreift. Es war jene, die er am 20. Juni 1862 im Herrenhause gegen die vom Abgeordnetenhause beschlossene Herabsetzung der Dotationen des Bundes-Militärkommissärs in Frankfurt a. M. und des Botschafters in Rom hielt. Aus dieser merkwürdigen Rede Auerspergs, des späteren Anfers im Kampfe gegen das Konkordat, des Vorkämpfers des Deutschtums in Oesterreich, seien folgende Stellen hervorgehoben:

Der Freiheits- und Einigungsdrang ist in den germanischen Völkern wieder erwacht, vor allem durch oder vielmehr im Gegensatze an der dämonisch genialen, vergiftenden Politik eines Staates außerhalb Deutschlands.

In welcher Form die Bewegung in Deutschland, das von außen bedroht und von innen in Gährung begriffen ist, zum Abschluß und zur Beruhigung kommen wird, wann dieser Moment eintreten wird, wer kann es wissen? Allein ohne Seherkraft kann man voraussehen, daß, welche immer noch die staatsrechtliche Einheitsgestaltung von Deutschland werden mag, Deutschland in seiner Einheit doch zu gleicher Zeit der Kern und Mittelpunkt eines neuen politischen Systems für Mitteleuropa werden müsse, eines Systems der politischen Probität, einer geordneten Volkswirtschaft und Volksfreiheit und eines gesunden Kulturlebens, daß in diesem Systeme, welches voraussichtlich ganz Mitteleuropa umspannen wird, Oesterreich eine hervorragende Stellung einzunehmen berufen ist, daß auch Rann sich darin findet für die nicht deutschen Nationalitäten Oesterreichs, welche dort eine Sicherung ihrer Gesittung und ihrer edelsten Kulturinteressen finden werden.

Die Streichung an der Dotation des Militär-Kommissärs in Frankfurt, fuhr er fort, könnte leicht als ein erster, wenn auch kleiner Schritt zum Rückzuge, als ein teilweises Aufgeben der politischen Position in Deutschland aufgefaßt werden, besonders, da sie vom Volkshause ausgehe. Und zur römischen Botschafterfrage bemerkte er:

„Die Interessen Oesterreichs in Rom sind weltlicher und auch kirchlicher Natur. Allein eine Sonderung ist gerade hier ungemein schwer, weit eben diese Interessen so tief ineinander greifen, daß sie in vielen Fällen nicht zu lösen sind. Wenn man den Kirchenstaat mit seinem mäßigen Umfange als das auffaßt, was er wirklich bedeutet, nämlich als das Wiedestale der Unabhängigkeit des Oberhauptes einer Weltkirche von 200 Millionen, darunter 28 Millionen Oesterreicher, dann erhält dieser mäßige Umfang gewaltigere Dimensionen und wächst zu einer Größe und Macht heran . . ."

Ob der Territorialbesitz auch in Zukunft notwendig sei, führte er dann aus, wäre eine offene Frage, „auf welche der Ideengang der Ereignisse, und die unerbittliche Logik der Thatsachen früher oder später Antwort geben werden." Es bereiteten sich mächtige weltgeschichtliche Ereignisse auf römischem Boden vor. es seien ferner dort Feinde Oesterreichs vom Schlachtfelde her thätig, es sei das Konkordat bei den gegenwärtigen Verhältnissen in vielen Bestimmungen unausführbar geworden. Die großen Aufgaben, die in Rom zu lösen seien, die hohe Stellung des Oberhauptes der Kirche, die Würde des Monarchen, die Reciprocität, der Usus und das Beispiel anderer Mächte forderten, daß ein Botschafter mit seinem Rang entsprechenden Bezügen in Rom sei. Die Rede schloß mit folgenden Bemerkungen über den damaligen Botschafter in Rom, Alexander Freiherrn von Bach:

„Es liegt mir ferne, über einen Staatsmann, der von seiner einstigen Höhe herabsteigen und sein System in Trümmer fallen sehen mußte, irgend die Schale der Bitterkeit auszugießen, aber anausgesprochen soll es auch in diesem Hause nicht bleiben, daß wir hier nur den Posten und nicht die Person . . . im Auge haben, daß durch die Wiederherstellung der Emolumente . . . . durchaus nicht ein Name glorificiert werden soll, dessen Wirken aus nicht ferner Vergangenheit noch jetzt auf Oesterreichs Geschicke einen dunklen Schleier wirft." [2])

Hierauf bezieht sich die Schlußstelle von Franks folgendem Brief:

Hochverehrter Freund!

Ich mußte lachen, als ich Montag früh zu Ihnen wollte, um Sie zu bitten, mit dem Konsul v. Hahn, dem Verfasser der berühmt gewordenen „Albanesischen Studien", mit Wurzbach, Hebbel, Mosenthal und Kompert bei uns zu speisen, waren Sie wieder fortgereist. Dann aber that es mir und den Genannten, die Sie alle so sehr verehren, recht sehr leid.

Ich wollte Ihnen auch mittheilen, da ich Ihrer mir so kostbaren Theilnahme bewußt bin, daß mir ein Sohn „der Dritte im Bunde" geboren worden ist. Lothar Amadeus heißt er. . . . .

In Jerusalem ging ich einmal vor das Zionthor spazieren, lagerte da eine arabische Zigeunerfamilie, sie bettelte und ich schenkte ihr drei kleine Silbermünzen. Eine Zigeunerin rief mir seltsamen Segen nach: „Gott gebe Dir so viele Söhne, als Du mir Münzen gegeben hast, aber keine Töchter, Töchter bringen Schande!" Bei meinen Verhältnissen muß ich mich freuen — wieder ein Bild

[1]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. S. 148 ff., 225 ff., 587 ff.

[2]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsrats. Erste Session 1861—1862. S. 853 ff.

Digitized by Google

unserer sittlichen Zustände — den Armen nicht mehr als drei Münzen geschenkt zu haben. —

Ihre letzte Rede hat bei Allen, die Gerechtigkeit, Konsequenz und Anstand ehren, die beste Wirkung hervorgebracht. Die sie tadeln, ahnen nicht, daß sie ihre eigene Gesinnung nur schmählich enthüllen.

Wir tranken gestern Alle bei Tische, an dem Sie leider fehlten, Ihr Wohl auf die herzlichste Weise.

Lassen Sie sich als Echo: Hoch Auersperg! gefallen.

Wien, 28. Juni 1862. Frankl.

Auersperg erwiderte (Dornau, 3. Juli 1862) u. a.:

Vor Allem empfangen Sie meinen wärmsten Glückwunsch zu dem wahren Himmelssegen, der Ihnen durch die Geburt Ihres dritten Sohnes zu Theil geworden. Ich glaube nicht an die Vorbedeutung jener drei Münzen und des dieselben kommentirenden Ausspruches der Zigeunerin in Jerusalem, und möchte Ihnen demnach in schöner Reihenfolge noch die Ankunft eines vierten u. s. w. prognostiziren. Behielte aber auch die Zigeunerin Recht, so hätten Sie wahrlich nicht zu klagen — das wäre Ungenügsamkeit! — Denn drei stattliche wohlgerathende Burschen, das gibt in dem Herzen der Eltern einen gar lieblichen Dreiklang, und die Zahl drei ist eine schöne und von altersher geheiligte. Und in Freud und Sorge werden schon die Drei Ihnen vollauf zu thun geben. Sei es finaliter immer im besten und wünschenswerthesten Sinne!...

Mein Söhnlein genießt hier die Landluft in vollen Zügen, aber gewiß nicht begieriger als ich selber, dem der Staub und Dunst des Wiener Aufenthaltes noch in den Lungen und der moralische Druck einer ungewohnten und nicht selbstgewählten Berufsthätigkeit auf dem Herzen liegt.

Schon wenige Wochen später mußte Frankl melden:

Ihr Brief, der mir am 5. d. M. zukam, traf noch einen Glücklichen! und Ihre herzlichen Glückwünsche erfreuten uns, weil Sie aus Ihrem Gemüthe, von Ihren Lippen kamen, doppelt.

„Drei stattliche Burschen gibt in dem Herzen der Eltern einen gar lieblichen Dreiklang!"

Der Dreiklang ist zerrissen. Ich half gestern meinen ältesten Knaben Egon zu Grabe tragen. Noch blühend und schön war er am andern Tage todt, hingerafft durch häutige Bräune.

Die Mutter ist noch Wöchnerin, sie kann, die leidenschaftlich an ihrem Erstgeborenen hing, den Tod davon haben.

Ich habe noch 2 Kinder und doch fühle ich mich so verarmt. Ich bin innerlich aufgerieben, ich weiß, dieser Schmerz — ich habe deren schon so viele erlebt — wird milder werden, und dieses Wissen schärft mir den Schmerz noch mehr.

Ich fühle tief, wie sehr ich Ihnen anhänge, wie sehr ich Sie verehre, weil ich es Ihnen nicht ersparen kann, meinen Schmerzensschrei zu vernehmen. Sie sind der Einzige, dem ich von meinem Verluste schreibe. Es gewährt mir keinen Trost und doch muß ich es Ihnen sagen.

Ein Wort von Ihnen wäre mir vielleicht eine augenblickliche Beruhigung und doch bitte ich Sie, nicht zu uns zu kommen, es ist ein Haus voll entsetzlicher Trauer!

Mögen Sie nie einen gleichen Schmerz erleben. Es ist der beste, der heißeste Seelenwunsch, den ich Ihnen bieten kann. Wenn ich kann, werde ich nächste Woche zu Ihnen kommen.

Haben Sie Mitleid mit uns.

Wien, 11. August 1862. Frankl.

Das nächste Stück des Briefwechsels ist gleichfalls ein Schreiben Frankls. Es lautet:

Wien, 29. November 1862.

Verehrter Freund!

Zu wahrer Betrübnis erfahre ich, daß Sie anhaltendes Unwohlsein von Wien fern hält, wenn es nicht der horror vacui der Herrenhaus-Verhandlungen ist. Ich bin besorgt, daß vielleicht die heuer aus Pflichttreue aufgegebene Badereise sich rächt. Eine lange und trübe Jahreszeit hat begonnen, es wäre traurig, wenn Sie dieselbe nicht gesund und dann auch nicht schöpferisch zubrächten.

Sehen Sie Uhland! Kein Hahn würde um seine ganze Landtags-Thätigkeit krähen, wenn er eben nicht der Dichter wäre.

Ich schicke voraus, daß ich Uhland als einen Meister ehre, dessen sittliche Reinheit die Kraft seiner Phantasie überbietet. Ich habe von ihm gelernt und bin ihm dankbar verpflichtet. Ein erster deutscher Dichter kann er mir kaum in der Gegenwart, gewiß nicht, zu unserer großen Literaturepoche gehalten, erscheinen. Im Liede meistern ihn Göthe und Heine und in der Ballade wieder Göthe.

Interessant ist der Ausspruch Göthe's zu Eckermann, daß er das Aufsehen nicht gerechtfertigt finde, welches die Lieder Uhlands erregten, wohl aber habe er die Bedeutung des Dichters begriffen, nachdem er die Balladen gelesen.

Ich erinnere mich, daß Lenau, bei aller Verehrung für Uhland, dessen Gedichte einer „kargen Phantasie" entsprungen hielt und Rückert dagegen ungleich höher stellte. „Wenn man nur wüßte, was er den orientalischen Dichtern verdankt, wie man von Uhland weiß, was er von Walther v. d. Vogelweide genommen hat."

Schade, daß seine Statue so absit in Tübingen stehen wird; irgendwo am Rhein, wo ihn alle Vorüberfahrenden sehen könnten, wäre schöner. Wenn ihn nur König Ludwig nicht in die bayerische Duodez-Walhalla einsperren läßt.

Digitized by Google

Im „Dichterbuch aus Oesterreich“ [13]) habe ich Ihre tapfere Dichtung auf den Ritter Eugenius wieder gelesen und mich dabei wieder Lenau's erinnert, der von Ihnen sagte: „In Auersperg's Geiste monsirt es wie in einem Champagnerglaie, fort und fort, und wenn man glaubt, es sei schon zu Ende, beginnt es immer wieder von Neuem!“ Prächtige Fragmente! Das Buch macht mir einen eigentlich traurigen Eindruck. Wieder sind es die Alterprobten, um nicht zu sagen: die Alten, welche die poetischen Ehren Oesterreichs tragen. Was die Jungen leisten, läßt kaum die Reife der Alteren erwarten. Der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß die Letzteren weich auf vielem Heu ausruhen. Und mit welchem Rechte fehlen: Träxler-Manfred, Hartmann, Leitner, Ebert, Seidl, Stelzhamer, Vogl, Julius v. d. Trenn, Tschabuschnigg u. s. w. Sehen Sie? wieder die Alten!

Wie kommt es, daß in dem lerchenhaften Oesterreich, wo die Poeten wie die Datteln büschelweise reisten, seit 10 Jahren kein neuer, echter Poet aufgetaucht ist.

Ich glaube es zu wissen.

Doch scheinen mir Goldhahn, Scholz, Hamerling der Maß eines guten Weinjahres zu sein. —

Überraschen dürfte es Sie, daß ich ein Kleingrund-Besitzer in partibus fidelium in — Palästina geworden bin. Die Gemeinden der Städte Safet und Tiberia am galiläischen Meere haben mich zum Ehren-Vorsteher ernannt; um aber das nach palästinensischem Rechte sein zu können, muß man dort Grundbesitz haben, und so haben mir jede der genannten Gemeinden eine kleine Grundparcelle geschenkt.

Jedenfalls besitze ich jetzt mehr von dem Lande, als die Apostolische Majestät von Oesterreich und der König von Italien, die sich beide Könige von Jerusalem tituliren lassen.

Es kommt nur jetzt auf meine Eroberungsgelüste an, meinen Besitz zu erweitern, vor Allem den Patriarchengrund in Hebron als biblisch verbrieft in Anspruch zu nehmen und endlich, auf dem Prophetenspruch fußend, Syrien zu annektiren.

Wenn es mir gelingt, da die Großmächte jede Einmischung in innere Angelegenheiten eines fremden Landes unterlassen, mich in den Besitz des Landes zu setzen, will ich jedenfalls die Christen emanzipiren, damit sich die Herrn in Steiermark und Krain beim nächsten Landtag so recht ins Herz schämen müssen, daß sie die Juden kraft verrotteter Privilegien noch nicht aufnehmen wollen. . . .

Und Jerusalem muß mein sein, wenn das Königreich Palästina Bestand haben soll.

Sie sehen, ich befinde mich in einer dem König Victor Emanuel ganz analogen Verlegenheit, und zwar in einer noch größeren, weil mir ein jüdischer Cavour und Garibaldi fehlen und weil die Angelegenheit mit der so sehr gesürchteten orientalischen Frage zusammenhängt, indem mein Plan auf nichts Geringeres ausgeht, als der Pforte ein großes Gebiet zu entreißen.

Ich bin im höchsten Grade gespannt, Ihren Rath, den Sie mir gütig, wie Sie sind, gewiß nicht vorenthalten werden, zu vernehmen. —

Haben Sie schon Pillersdorf's Nachlaß [14]) gelesen? Seltsam, daß dieser Mann, der allgemein als liberal galt, und von dem Kaiser Franz sagte: „Dem schaut unvorsichtig das Illuminatendiplom aus der Tasche heraus“ — daß dieser Mann, als die nieder-oesterreichischen Stände schon im J. 1845 die Zehentablösung verlangten, um dann die Robot und das Landemium abzulösen, sich einem solchen Ansinnen widersetzte, so daß die Sache ausdrücklich an ihm scheiterte. Das Buch ist jedenfalls sehr interessant.

. . . . . Vor Allem aber möchte ich wissen, wie es Ihnen geht? Befreien Sie, sobald Sie können, von dieser Sorge Ihren wahrhaft und herzlich ergebenen

Frankl.

Das Antwortschreiben Auersperg hat sich nicht erhalten. Der Winter 1863 war für ihn eine besonders arbeitsvolle Zeit; er verbrachte ihn als Mitglied des Krainischen Landtags zu Laibach; die Ämter, die seine Kollegen ihm zugeteilt, die Obmannschaft des Finanz-Ausschusses und des Ausschusses für die Geschäftsordnung waren eine schwere Last. Auch konnte die Arbeit nicht immer friedlich gethan sein; dafür sorgten die slovenischen Angriffe auf Deutschthum und Verfassung. Aus einer der Reden, die Auersperg in einer solchen Debatte hielt, sei hier nur die folgende Stelle angeführt, und zwar, um ihm für einen Gedanken die Priorität zu wahren, den Herbst, der ehemalige Minister und Führer der deutschen Opposition, gegen Taaffe auch einmal, jedoch von den Deutschen der Provinzen, ausgesprochen, und den man für so wichtig hielt, daß man damit sein Ehrengrabdenkmal auf dem Wiener Centralfriedhofe schmückte. Auersperg sagte:

> Wir leben unter dem gemeinsamen Dache Oesterreichs, des großen und schönen Oesterreichs, in verschiedene Stammesamilien getrennt; jeder dieser Stämme hat unzweifelhaft den Anspruch an die Gesammtheit, in der Entwicklung seiner Interessen nicht beirrt, sondern gewahrt und geschützt zu werden; so hat aber auch die Gesammtheit an die einzelnen Stämme ein ebenso großes, wenn nicht höheres Recht, daß der Einzelne nichts unternehme, was der Gesammtheit schädlich, hemmend werden kann. Dieses Land, obschon es ein slavisches ist, gravitiert mit allen seinen vitalen Interessen, sowohl materieller als

[13]) „Dichterbuch aus Oesterreich.“ Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, 1863. In Grüns „Gesammelten Werken“ ist der Cyclus „Prinz Eugenius“, in Band II. 188–218 enthalten.

[14]) Pillersdorfs handschriftlicher Nachlaß. Mit Pillersdorfs Portrait. Wien, 1863.

Digitized by Google

geistiger Natur, nicht nach Agram, nicht nach Belgrad und Cettinje, sondern nach Oesterreich, nach Wien!“[15])

Der größte Erfolg jedoch, den Auersperg damals im Landtag seiner Heimatprovinz errang, lag auf anderem Gebiete. Schon im Landtag von 1844, dem er seit 1832 als Standesherr angehörte, hatte Auersperg mit einer, im Vormärz kaum erhörten Kühnheit für die Interessen seiner Heimatgenossen gegen eine ungerechtfertigte Erhöhung der Steuern gekämpft. Der von ihm verfaßte Protest führte eine Sprache, daß es der Gouverneur für rätlich fand, ihn gar nicht in Wien vorzulegen, welche Unterdrückung eines Landtagsbeschlusses dann wieder zu erregten Scenen führte.[16]) An diesem Protest Auerspergs knüpfte der Führer der Slovenen, Dr. Toman, an, als er den Antrag stellte, an den Kaiser das Ansuchen um Befreiung des Landes Krain von der übermäßigen, ohne Nachteil des Landes nicht zu erschwingenden Grundbesteuerung zu richten und schlug vor, die Berichterstattung in die Hand desselben Mannes zu legen, der bereits einmal die Interessen der Heimat so tapfer vertreten. Schon in der Sitzung vom 31. März 1863 erstattete Auersperg, trotzdem erst Material gesammelt werden mußte, und trotzdem er in der Zwischenzeit leidend gewesen, den Bericht. Nachdem er geendet hatte, erhob sich Dr. Toman zu einer warmen Dankrede, die mit den Worten schloß:

Seine Excellenz Graf Auersperg hat mitten unter ungünstigen Gesundheits-Verhältnissen ein Werk vor uns gelegt, welches ein wahres Meisterwerk klarer, nüchterner, vollständiger und weiser Prüfung der Steuerverhältnisse Krains gegenüber andern Ländern ist, ein Werk echten Patriotismus, ein Werk, welches ihm zur Verneherung des Ruhmes, den Landtage zur Zierde gereicht, und so Gott will dem Lande Segen bringen wird!

Und das ganze Haus, Deutsche und Slovenen, erhob sich zum Danke in lautem Jubel „unter lebhaften Beifalls- und Slava-Rufen.“[17])

„Seiner Excellenz“ hatte der Slovenenführer seinen Dank gewidmet, denn Auersperg war einige Wochen zuvor (12. März 1863) zum „Geheimen Rat“ ernannt worden, mit welcher Würde dieser Titel verbunden ist. Die Auszeichnung war Auersperg unvermutet, auf Schmerlings Initiative, zugekommen, und mit welchen Empfindungen sie den charaktervollen Mann erfüllte, verrät uns ein von Frankl publizierter Brief an Schmerling[18]) vom 15. März 1863. Die wichtigste Stelle lautet:

Mein Innerstes ist zu tief durchdrungen von monarchisch-constitutionellem Geiste, als daß ich gegen die Huld meines Kaisers unempfindlich und undankbar sein und — wäre es überhaupt statthaft den Versuch machen wollte, die mir verliehene Würde abzulehnen, weil sie unverkennbar für mich zugleich eine Bürde ist. Zudem wäre der Moment, in welchem nur mein Dank zum Ausdruck kommen sollte, der allerunpassendste, um meine Bedenken über Auszeichnungen für parlamentarische Haltungen zu wiederholen. Aber das kann ich nicht verschweigen, daß ich nunmehr als Folge davon mit doppelt ängstlicher Treue und Sorgfalt meine bisherige Unabhängigkeit zu wahren haben werde; dieses kostbarste Gut, ohne welches ich den höheren Interessen, denen ich gerne meine bescheidenen Dienste widme, mit einigem Erfolg zu dienen nicht mehr vermöchte. Darum darf ich mir auch die Gefahren nicht verhehlen, welche eine solche Auszeichnung in sich birgt und welche nur durch Ausdauer, Selbstsicherheit und Tact glücklich zu bestehen sind. Eigenschaften, die wenige Sterbliche in dem Grade vereint besitzen wie Eure Excellenz, weshalb ich in Ihnen nicht nur den hochragenden Genossen in meiner neuen Würde, sondern auch ein leuchtendes Vorbild verehre, dessen Beispiel, soweit ich ihm nachzukommen vermag, mich davor bewahre, daß mir nicht etwa gar — und vielleicht durch eigene Schuld — zur Unzier werde, was mir als Auszeichnung zugedacht war.

Zu dem neuen Titel wünschte auch Frankl dem Fremde Glück. Hier Auerspergs Antwort aus Laibach, 19. März 1863:

Ihr Schreiben vom 17. d. M. ist mir gestern Abend zugekommen. Sie schelendern mir darin so viele „Excellenzen“ an den Kopf, daß ich wohl hoffen darf, Sie haben diesmal den Vorrath davon verbraucht und verschonen mich künftig damit.

Für mein dichterisches Gewissen — das glauben Sie mir wohl aufs Wort — ist es sehr schwer, einen Ehrentitel anzunehmen, den Göthe trug, und der in Deutschland darum keinem anderen Poeten verliehen, von keinem anderen getragen werden sollte. Konnte ich aber früher Würden nicht ablehnen, die mir gegen meinen Wunsch und Willen anerlegt wurden, so kann ich dies jetzt eben so wenig mit der Würde, womit mich die Gnade des Kaisers, wohl nur über Vorschlag Schmerling's und ohne mein Verlangen darnach, jüngst überrascht hat. Ich muß nun eben das Eine wie das Andere tragen so gut es eben geht . . . .

Sie berühren meine Gesundheit und den hiesigen Landtag. Infandum, regina, jubes renovare dolorem! Wissen Sie, was es heißt, drei Wintermonate in Laibach zu verleben? sich nur im Geschäftskreise landtäglicher Aufgaben zu bewegen? und es so weit zu bringen, daß man diese noch als Manna und Würze des Daseins ansehen möchte, d. h. des hiesigen Daseins! Rechnen Sie dazu, daß ich seit beinahe vier Jahren mein Privatleben und dessen Komfort, gewohnten Aufenthalt und gewohnte Beschäftigungen, Zeit und Gesundheit hinopfern muß, so werden Sie meinen Wunsch begreiflich finden, das Excellente meiner neuen Würde auf mein leibliches Befinden übertragen zu können, indem letzteres mir zu solchem Wunsche nur allzuempfindlichen Anlaß gibt.

Zur Erläuterung des nachfolgenden Briefs von Frankl vom 30. April 1863 sei voransgeschickt, daß er, seit dem Frühling 1838 Sekretär der Israelitischen

[15]) Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtags zu Laibach in den Monaten Jannar, Februar und März 1863. 7. Sitzung (28. Jannar) S. 105 ff.

[16]) Vgl. „Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken.“ Von P. v. Radics. Leipzig 1879. S. 83 ff.

[17]) Bericht über die Verhandlungen des Krainischen Landtags u. s. w. 40. Sitzung vom 31 März. S. 240 ff.

[18]) „Neue freie Presse“, Nr. 10351 vom 18. Juni 1893.

Digitized by Google

Kultus-Gemeinde zu Wien, im April 1863 das Jubiläum seiner 25jährigen Amtsthätigkeit feierte. Die „Gallerie Frankl“, von der er im Eingang spricht, zierte sein Wohn- und Schreibzimmer in der Seitenstettengasse.

Ich erlaube mir Ihnen die angekündigten Photographien zu senden nach Bildern aus der „Gallerie Frankl“.

Wie das klingt!

Es sind die Porträte

Thorwaldsen's	
Ohlenschläger's	nach Amerling.
Raimund's	nach Schilcher.
Lenau's	nach Riquer.
Hammer's	nach Lawrence.
Pichler's	„ ?

Ich lege noch eine Nummer der „Wr. Mittheilungen“ bei, die mein Amtsjubiläum!! schildern[19]).

Ich dachte nicht daran, daß ich schon 1/4 Jahrhundert diene, da kommen Deputazionen, um mich daran zu erinnern und mir dokumentarisch zu beweisen, wie alt ich geworden bin! Sie lasen mir auch und sagten mir vor, was Ersprießliches und Treffliches ich geleistet haben soll.

Ich befand mich wie unter dem Eindrucke einer Gerichtsverhandlung, oder wie am See Möris, während über die arme Seele das Todtengericht abgehalten wird. Und doch mußte ich thun, als ob mir das Alles eine unbändige Freude bereitete. Die Absicht meiner Kollegen im Amte war eine so liebenswürdige, gute, was ich mit gerührtem Herzen anerkennen muß. Gewiß ist aber, daß meine Stimmung, wie Wein, wenn er aus der Kälte plötzlich in die Wärme gebracht wird, seit der Zeit eine etwas gebrochene ist, seitdem meine geehrten Amts-Genossen mir diese

Jubelgreis-lerei[20])

eröffnet haben. Wissen Sie mir außer Resignazion kein tröstendes Mittel?

Nun kommt noch in derselben Woche in dem „Illustrirt. Familienbuch“ meine Biographie mit einem zur Verzweiflung ausgeführten Portrait und nennt mich einen „Veteran“ der österreichischen Literatur.

Nun freilich, auch ein Primoplanist[21]) bekommt ein Veteranenzeichen, wenn er eine bestimmte Jahreanzahl gedient hat! Während andere es nur in einer Schlacht zum Theresienkreuz bringen.

Gestehen Sie selbst, ob diese beiden in Einer Woche mir dargebrachten Huldigungen eine schmerzhaftere Empfindung in mir hätten hervorbringen können? Ich bin unbefriedigt bis ins Innerste! Das ist nun eben nicht weise, aber darum um so schmerzlicher! und eines Morgens werde ich erwachen und merken, daß ich über Nacht erfroren bin!

Sie leben jetzt im grünen Frühling, trinken Sie sich satt; es kommen bald Ihre sommerheißen Tage im Parlamente, das am Dichter Verbrechen begeht.

Sie sind wohl mit Gottschall, der uns in Wien einen angenehmen Eindruck zurückgelassen hat, zusammen? Ich bitte, ihn, Holtei, Leitner freundlich von mir zu grüßen.

(Schluß folgt.)

[19]) „Wiener Mittheilungen. Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, orientalische Studien und Kulturzustände.“ Redacteur und Herausgeber Dr. M. Letteris. Zehnter Jahrgang Nr. 7, 1. April 1863.

[20]) „Greislerei,“ im deutsch-oesterreichischen Dialekt ein Kaufladen geringer Sorte.

[21]) „Primoplanisten“ hießen damals in der oesterreichischen Armee die Unteroffiziere, die nicht die übliche Tagesbesoldung, sondern für besondere Verwendung ein festes Jahresgehalt bezogen.

Stimmen.

Die Dämmerung hat im Zimmer angelangen.
Ich bin allein. Mir ists, als müht ich lauschen ...
Ich weiß ja wohl, daß du von mir gegangen,
Doch immer höre ich ein heimlich Rauschen:

Aus allen Schalten die im Abend düstern,
Still von den Wänden klingt und webt es fort
Und das ist noch immer dein süßes Flüstern,
Dein süßes Wort ...

Karl Vollmöller.

Kommt je der Tag ...

Kommt je der Tag, kommt je die Stunde,
Wo auch der Stern der Liebe sinkt,
Wo in der letzten Herzenswunde
Der letzte Tropfen Blutes blinkt,

Dann legt sich Eis um Stirn und Wienen,
Der Busen wird zum Leichenfeld,
Und alle Sonnen, die geschienen,
Gehn unter mit der Wunderwelt.

Dann mag in Hirn und Hand noch halten
Der Drang zum Sinnen und zur That,
Es sinkt doch in der Erde Spalten
Dein Schaffen all als tote Saat:

Vom Herzen erst dringt Lebensfülle
Auch in des Geistes kühle Flur,
Und alles Denken ist nur Hülle
Vom Feuer, das das Herz durchfuhr.

Paul Driese.

Digitized by Google

Die Aristokratin.

Von **Fedor von Zobeltitz**.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870

Der preußische Adel kann im allgemeinen in Bezug auf Reichtum mit dem Oesterreich-Ungarns und Frankreichs nicht konkurrieren. Demgemäß giebt es auch nicht viel aristokratische Paläste in Berlin. Der größere Teil unseres Adels hat, wenn er den Winter über in der Residenz verbringt, Mietswohnungen inne, die, wenn sie auch noch so groß und bequem und mit dem vollendetsten Komfort ausgestattet sind, das eigene Haus doch nicht ersetzen können. Die Aristokratenfamilien, die sich den Luxus eines Palais gestatten können, sind zu zählen. Sie gehören auch durchaus nicht alle dem sogenannten Uradel, sondern vielfach jüngeren Geschlechtern an, die aus den Reihen der Plutokratie hervorgegangen sind. Seit Friedrich dem Großen bis auf unsere Tage sind nicht nur verdiente Offiziere und hohe Beamte, sondern auch eine ganze Anzahl von Großindustriellen nobilitiert worden. Es ist damit ein neuer Kreis des begüterten Adels geschaffen worden, der sich — mit verschwindend wenigen Ausnahmen — der altangesammten Aristokratie des Landes würdig anschließt und allmählich auch dem Hofe näher zu treten beginnt.

Es ist selbstverständlich, daß ich bei dem Versuche einer Charakterisierung der Berliner Aristokratie mit dem Hofe beginnen muß. Die erste Aristokratin des Reichs ist naturgemäß die Kaiserin-Königin. Kronen tragen sich nicht leicht und haben zuweilen Dornen wie die Rosen. Manches gekrönte Frauenhaupt hat sich unter dem Drucke des Leids beugen müssen — ich erinnere nur an jene wahrhafte Mater dolorosa unter den Fürstinnen, deren beide blühende Söhne vom Wahnsinn umfangen wurden. Gottlob ist unserer regierenden Herrin schwerer Kummer bisher erspart geblieben. Wer ihre anmutige Erscheinung mit dem frischen Antlitz und den leuchtenden Augen sieht, muß fühlen, daß sie in glücklicher Ehe lebt. In der That — sie ist eine beneidenswert glückliche Gattin und Mutter, und es ist begreiflich, daß sie sich am wohlsten an sein de sa famille, an der Seite ihres Gemahls und inmitten der fröhlichen Schar ihrer Kinder fühlt. Aber die Repräsentationspflichten und die Berufssorgen, die an sie herantreten, gestatten ihr nur selten eine stille Zurückgezogenheit. Sie ist in erster Linie Kaiserin und erst in zweiter Hausfrau und Gattin. Und der Neid muß es ihr lassen: sie weiß wundervoll zu repräsentieren. Sowohl bei großen Staatsaktionen wie bei den rauschenden Festlichkeiten während der Hofsaison, deren glänzenden Mittelpunkt sie bildet. Ihre schöne Erscheinung, die Grazie ihres Sichgebens und ihre persönliche Liebenswürdigkeit unterstützen sie bei Ausübung dieser repräsentativen Pflichten. Noch etwas Anderes kommt dazu, etwas sehr wesentliches, so kleinlich es klingen mag: der gute Geschmack der Herrscherin in Bezug auf ihre Toiletten. O ja — gerade bei ihr hat die Toilettenfrage eine gewichtige Bedeutung. Es ist kein Ruhm, der Unsterblichkeit verheißt, wenn eine Monarchin, wie einst Eugenie von Frankreich, zugleich auch Königin der Mode ist. Eine Fürstin hat besseres zu thun, als ihre Zeit der Modistin zu opfern. Aber ein Vorbild an Chic und gutem Geschmack kann sie dennoch sein. Und Kaiserin Augusta Viktoria ist dies. Ich selbst bin ein Laie in Toilettenfragen, doch wohl hundertmal ist mir von befreundeten Damen erzählt worden, wie famos die Herrscherin „sich anzuziehen" versteht. Auch das ist eine Kunst, die mit zum Repräsentieren gehört.

Die ernsteren Pflichten, die der Kaiserin harren, sind durch die Tradition geregelt; seit Jahrhunderten sehen die preußischen Königinnen an der Spitze der öffentlichen Wohlthätigkeit, des „Roten Kreuzes", zahlreicher Frauenvereine und Hospitäler. Wie ihre gekrönten Vorgängerinnen, so ist auch Augusta Viktoria eine Wundenheilerin. Ihre stillen Samariterwerke dringen freilich nicht hinaus in das laute Geräusch des Tages, aber das Elend und die Armut wissen von ihnen zu erzählen.

Dagegen rubricieren die Zeitungen gewissenhaft, wenn die hohe Herrin ein Lazarett besucht, eine neue gemeinnützige Anstalt eingeweiht oder einem großen Wohlthätigkeitsfest erhöhten Glanz gegeben hat.

Bei derlei Gelegenheiten ist die Kaiserin gewöhnlich von einem kleinen Kreis von Palast- und Hofdamen umringt. Es ist fein leichter Dienst, den diese, gewöhnlich dem Hochadel angehörigen Damen haben. Man denkt sich das in der Entfernung bequemer und hübscher, als es in Wirklichkeit ist. Es gehört eine ferngesunde Natur, und es gehören eiserne Nerven zu diesem aristokratischen „Ich dien'". Die älteren weiblichen Hofchargen, die seit langen Jahren ihr Amt versehen, haben sich an die Schwierigkeit ihrer Position naturgemäß gewöhnt, aber bei den Anfängerinnen

*) Aus dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" in Berlin erscheinenden, von Ulrich Frank herausgegebenen, von Friedrich Stahl illustrierten Buches: „Die Berlinerin". D. Red

Digitized by Google

fließt manche heimliche Thräne. Eine junge Hofdame klagte mir einmal ihr Leid. Sie war bei einer ebenso liebenswürdigen wie geistreichen, außerordentlich lebhaften Prinzessin bedienstet, die von ihr abgöttisch verehrt wurde. Trotz dieser Verehrung sehnte sie sich jedoch wieder nach dem stillen, waldumrauschten elterlichen Landsitz zurück, denn sie war keine Stunde mehr Herrin über sich selbst. Sie war beständig in Anspruch genommen, und immer mußte sie, auch wenn ihr das Herz nicht darnach stand, den Ausdruck lächelnder Freundlichkeit auf ihr hübsches Gesicht zaubern. Sie hatte ihre Freiheit für goldene Ketten eingetauscht.

Der weibliche Hofstaat der Kaiserin ist kein großer. Beständig im Dienst sind nur die Oberhofmeisterin, und drei Hofdamen. Zum Berliner Hofe gehören aber außerdem noch die Hofstaaten der Kaiserin Friedrich, der Prinzessinnen Heinrich, Friedrich Karl, Friedrich Leopold, Albrecht und Friedrich von Hohenzollern, derzeitig insgesamt aus fünfzehn Damen bestehend. Mancher kleinstädtische Hof ist reicher an Personal; die Einfachheit der Lebensführung ist aber seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. eine charakteristische Seite unseres Regentenhauses geblieben. Selbstverständlich vermehrt sich bei feierlichen Gelegenheiten die Umgebung der Kaiserin und der Prinzessinnen erheblich und wird dann zu einem glänzenden Gefolge. Wer einmal eine große Festlichkeit bei Hofe mitgemacht hat, weiß, welch farbenstrahlende Bilder sich bei derartigen Anlässen entwickeln.

Noch einer typischen Erscheinung muß an dieser Stelle gedacht werden — der „pensionierten Hofdame". Unverheiratet gebliebene oder verwitwete Palast-, Hof- und Ehrendamen, die sich im höheren Alter mit einer Pension zur Ruhe zurückziehen, erhalten gewöhnlich, soweit Platz vorhanden ist, im Königlichen Schlosse, in Monbijou oder Charlottenburg eine freie Wohnung. Ich habe einmal solch ein greise gewordenes pensioniertes Hoffräulein besucht. Die alte Dame logierte im Berliner Schlosse, hoch oben, dicht unter den Mansarden. Von den Fenstern ihrer hübschen kleinen Wohnung aus hatte man einen herrlichen Ausblick über den Lustgarten und seine Environs, jenen freundlichen Schmuckplatz, den der erste König von Preußen anlegen ließ, nachdem der große Schlüter und sein Nebenbuhler Eosander von Göthe das Schloß ausgebaut hatten, über den sodann in den Tagen Friedrich Wilhelms, des „König-Korporals", der Gleichschritt der Riesengarde erdröhnte, bis ihn sein Nachfolger, den die Welt den „Einzigen" nannte, wieder seiner früheren Bestimmung übergab. Die alte Hofdame hatte sich gänzlich vom Treiben des Lebens zurückgezogen, verfolgte aber doch noch mit einer gewissen fieberigen Spannung die höfischen Geschehnisse, die sich unter ihr, in den Prunkräumen des Königsschlosses, abspielten. Und dann — wie zehrte sie von der Erinnerung! Welch ein Dasein lag hinter ihr! Sie hatte dreien Königinnen gedient — Elisabeth, Augusta und Viktoria und auch dem Hochzeitsfeste der regierenden Herrin in der robe de cour beigewohnt. Sie war unerschöpflich in kleinen amüsanten Anekdoten, und während sie erzählte, leuchtete ihr Auge auf, und das gütige alte Gesicht verklärte sich förmlich. Besonders aus den letzten Tagen Friedrich Wilhelms IV., der die Nachwehen des Sturmes von Achtundvierzig nie hatte verschmerzen können, wußte sie manche interessante Einzelheit zu berichten. Von der Gegenwart sprach sie wenig und ungern; ich glaube, es gab ihr jedesmal einen Stich durchs Herz, wenn sie vom Fenster aus die Auffahrt geladener Gäste zum Schlosse beobachten konnte. Sie wäre gar zu gern selber noch mit dabei gewesen; es giebt Leute, die ohne die Hofluft nicht atmen zu können vermeinen. Aber sie war zu alt geworden, und noch Eins: sie hatte auch ihr kleines Vermögen im Hofdienste geopfert. Die Toiletten kosteten gar zu viel. Nun lebte sie von ihrer Pension und von einer dürftigen Leibrente. Die Benutzung der Equipage, die man ihr aus den Königlichen Ställen zur Verfügung gestellt, hatte sie gegen einen Jahreszuschuß von sechshundert Thalern abgelöst. So konnte sie immerhin in Behaglichkeit den Rest ihres Daseins verbringen.

Solch greiser pensionierter Hofdamen giebt es eine ganze Anzahl in Berlin. Vor kurzem verstarb eine alte Gräfin, die einen Pavillon im Charlottenburger Schloßgarten bewohnte. Sie hauste dort mutterseelenallein mit einer uralten Kammerfrau, war eine Fremdin der Hunnboldts gewesen und besaß keinen Verwandten mehr auf der Welt. Prinz Alexander besuchte sie dann und wann einmal, aber die Unterhaltung mit ihr muß etwas beschwerlich gewesen sein, denn die Greisin war fast ganz taub. Zuweilen sahe sie in einem ausrangierten, altertümlichen Hofwagen spazieren, und Leute, die noch die Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. gekannt haben, behaupteten, sie habe eine auffallende Ähnlichkeit mit der Königin Elisabeth gehabt. Sie hatte etwas Verzaubertes und Märchenhaftes an sich, die Alte.

Die dem Hochadel angehörigen jüngeren Frauen sind selbstverständlich sämtlich hoffähig. Es giebt bildschöne Erscheinungen unter ihnen. Zur Zeit König Wilhelms war die damalige Komtesse S., spätere Gräfin D., die gefeiertste Beauté des Hofes. Jetzt haben wir viele junge Damen in der Umgebung der höchsten Herrschaften, die den Vergleich mit der Komtesse S. wohl ertragen können. Ich will keine Namen nennen — man sieht diese Schönheiten nicht nur in der exklusiven Luft des Hofes, sondern auch auf den Rennplätzen, denn das Vergnügen am Sport ist der Aristokratin angeboren. Sie sind in den Geheimnissen des Turfs wohlbewandert und kennen genau die Fehler und Tugenden der vierbeinigen Konkurrenten, die den Rennern ihrer Gatten den Sieg zu erschweren drohen. Sie fehlen auch selten bei den großen Meetings im Hoppegarten oder Karls-

Digitized by Google

horst, und immer pflegen bei diesen Gelegenheiten ihre Toiletten durch erlesenen Geschmack aufzufallen. In dieser Beziehung unterscheidet sich die hauptstädtische Aristokratin vorteilhaft von ihrer ländlichen Standesgenossin. Das Komtessel vom Lande, das soeben von den Schulbänken des Luisenstifts gekommen ist, muß äußerlich erst gehörig zurechtgesinnt werden, wenn es die Cousine in der Residenz besucht. Der rustikale Duft muß erst abgestreift werden — Madistin und Frisenje müssen das häßliche graue Entchen in den stolzen Hofschwan verwandeln helfen. Die Kluft zwischen Landadel und Hofaristokratie ist also nicht unausfüllbar, wenigstens nicht beim schöneren Geschlecht. Freilich gehört ja auch der Hofadel zum größten Teil zu den landangesessenen Edelmannsgeschlechtern, aber die letzteren gehören durchaus nicht alle zum Hofe. Es giebt eine stattliche Anzahl altadliger Familien, die für allen Glanz der Welt nicht Saison für Saison den Frieden der heimischen Scholle gegen das geräuschvolle Leben an der Kaiserpfalz eintauschen würden, und gar viele urkonservative Leute von Adel, die im Innersten ihrer Seele eine gewisse demokratische Abneigung gegen den Hofdienst empfinden. Es ist dies jene agrarische Aristokratie, die Riehl sehr treffend ein „potenziertes Bauerntum“ nennt, sofern man das letztere im modernen Sinne des freien kleinen Grundbesitzes auffaßt. Sie hat einst am starrsten auf ihren Privilegien getrotzt und den ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern das Leben bitter schwer gemacht. Etwas von dem alten Trotz steckt auch noch immer in diesem ältesten historischen Landadel, der sich nicht in den goldenen Kammerherrnrock zwängen lassen will: er neigt leicht zum Frondieren, und bei aller Treue für den Landesherrn opponiert er doch gern einmal gegen die Regierung, wenn sie seine Kreise stört. In seiner Wahlverwandtschaft mit dem freien Bauern, in dem instinktiven Empfinden, daß er seinen geschichtlichen Boden verliert, wenn er sich von dem Stück Erdreich trennt, in dem die Wurzeln seiner Kraft Nahrung finden, ist auch der Grund seiner Scheu vor dem Hofdienst zu suchen. Und diese Scheu ist nicht unberechtigt, denn auch sie läßt sich historisch erklären. Es liegt in der Natur seines Berufs, daß der Hofadel kosmopolitischer ist als der Landadel, der das nationale Prinzip am stärksten vertritt. Natürlich kommt auch eine kräftige Dosis Eigensinn dazu, die den Krautjunker — das Wort hat seine komisch-verächtliche Bedeutung längst verloren — vom Hofe fern und auf seiner Scholle festhält. Die Zeiten, in denen er sich um die Großstadt als das Höllenneest der Demokratie überhaupt nicht kümmerte, liegen noch gar nicht so weit zurück. Er rückte und rührte sich nicht vom Fleck, ließ seine Kinder im Hause erziehen und begrüßte jede neue Errungenschaft auf den Gebieten des Wissens mit heimlichem Schaudern; der Telegraph war ihm unangenehm und erschreckte ihn, an die Eisenbahn hatte er sich lange nicht gewöhnen können. Die Zeit hat auch in dieser Beziehung Wunder gewirkt, aber hie und da finden sich doch noch derartige Originale — man muß sie nur suchen. Ich war kürzlich einmal bei solch einem Sonderling auf dessen pommerschem Gute. Ein wundervolles Gut — alles in höchster Kultur, aber neben prächtigen Wirtschaftsgebäuden ein unscheinbares kleines Herrenhaus, noch aus Friedericianischer Zeit stammend, mit tief gesenktem Ziegeldache, auf dem Moos wucherte, und kleinen Fenstern, innerlich unendlich einfach eingerichtet und doch anheimelnd. Zimmer für Zimmer ein Chodowieckisches Interieur. Der Besitzer hatte starke Wasserkräfte in nächster Nähe, und so fragte ich ihn denn apropos ganz harmlos, ob er diese nicht ausnützen wolle, um für Gehöft und Schlößchen elektrische Beleuchtung zu schaffen, wie man es bereits vielfach auf großen Besitzungen findet. Aber da schnauzte der Alte mich gewaltig an: „Glauben Sie vielleicht, lieber Freund,“ grunzte er, „wir werden uns hier in Hinter-Pommern Berliner Judenhäuser banen?!“ . . Dagegen ließ sich nichts sagen, und ich schwieg fürderhin. Die Antwort war fabelhaft charakteristisch. Sie kennzeichnete den Grimmbart und die Sonderart des ganzen Typus, der übrigens auch — ich bleibe damit beim Thema — das ewig Weibliche umfaßt. Die Landedelfrau, von der ich spreche, ist in mancher Beziehung noch in völlig mittelalterlichem Sinne die Herrin ihrer Burg, die treue Gefährtin ihres vielleben Ritters — so wie Willibald Alexis sie in der Gestalt der Frau von Bredow auf Hohen-Ziesk geschildert hat. Auch ihr ist alles Städtische unangenehm. Sie ist die brave deutsche Hausfrau aus den Romanen der Siegwart-Periode; sie läßt noch spinnen und weben und bleichen und stapelt das Linnen in ihren gigantischen Vorratsschränken auf, zum Heile der Erbin. Für Vorräte schwärmt sie überhaupt; wenn zur Herbstzeit in der riesigen gewölbten Küche Pflaumenmus gekocht wird, geschieht es gleich kesselweise, und in ungeheuren Reihen paradieren in der Speisekammer die Gläser, Flaschen und Töpfe mit dem Eingemachten. Zischokkes „Stunden der Andacht“ sind ihre liebste Lektüre, denn sie ist von Herzen fromm und betet allmorgendlich mit dem gesamten Hausgesinde. Sie führt ein strenges Regiment, ist aber doch bei alt und jung beliebt und zudem eine treue Mutter ihrer Kinder. Von den Söhnen bekommt der älteste das Gut, und der zweite wird Offizier — so ist's immer gewesen; die Töchter verheiratet sie am liebsten in der Nachbarschaft. Dann schlagen sie vielleicht nach der Mama, aber nicht immer; zuweilen echappiert eins der Mädelchen nach der verhaßten Großstadt, und dann wird eben in Bälde aus dem Entlein ein eleganter Schwan, wie ich es schon oben skizziert habe. Wird die Hochzeit in Berlin gefeiert, dann hat die Residenz die Ehre, einmal den Typus einer Edelfrau aus den preußischen

Digitized by Google

Hinterwäldern in ihren Mauern begrüßen zu können. Aber die alte Dame fühlt sich höchst unbehaglich im nervösen Hin und Her der Millionenstadt. Ihre Toilette ist starre Seide, das versteht sich von selbst, und die Spitzen am Kleide, noch von der Großmutter selig stammend, sind Brabanter Ursprungs und von hohem Wert. Doch die Machart des Kostüms ist antidiluvianisch und verleugnet in keinem Stich die fleißige Hand der Näherin aus der Kreisstadt . . .

Das sind die langsam aussterbenden Originale der Aristokratie, die sich im konservativsten Teile des sogenannten Landadels noch hie und da erhalten haben. Der feine Schliff des Hoflebens duldet solche Charakterfiguren nicht. Die Hofaristokratin ist immer eine Dame von Welt. An der Verwelschung des Adels im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts hat leider auch sie regen Anteil genommen; noch unter Friedrich I. war die Hofsprache in Berlin fast ausschließlich das Französische. Erst nach den Befreiungskriegen begann der patriotische Geist sich lebhafter zu regen; die rührende Anekdote von jenem armen jungen Edelfräulein, das ihr schönes Haar auf dem Altar des Vaterlandes opferte, ist keine romantische Erfindung. In den letzten Feldzügen hat unsere weibliche Aristokratie sich im Sinne der Barmherzigkeit und der Pflege der Verwundeten rühmenswert hervorgethan. Gerade der vermögendere Adel zögert nie, wenn es sich um Linderung des Elends handelt; er ist groß im Wohlthun. Die Oberinnen vieler Hospitäler und Stifte zählen zum ältesten Adel; auch dies sind Erscheinungen, die über die Flut der Menge hinausragen und Beachtung verdienen. Ich entsinne mich einmal in den „Fliegenden Blättern“ ein prächtig gezeichnetes Berliner Straßenbild gefunden zu haben: zwei junge Damen, die durch das Gedränge der Friedrichstraße eilen — die eine strahlend vor Lebenslust, überaus chic gekleidet, mit einem leichten Anflug von Koketterie — die andere im schlichten Kleid einer barmherzigen Schwester, das ernste Antlitz von der Flügelhaube beschattet, Weltentsagung im Blick und einen herben Zug um den Mund. Im Mosaik des großen Lebens findet man derartige Gegensätze häufig bei einander. Ich verkehrte viel in einem gräflichen Hause, dem drei Töchter entsprossen waren: die älteste heiratete, dem Herzen und nicht der Tradition folgend, einen bürgerlichen Rechtsanwalt in der Provinz — die zweite lebt als Gattin eines glänzenden Kavallerieoffiziers und berühmten Sportsman in großem Train in der Hauptstadt, und die dritte endlich, die jüngste, ein reizendes Geschöpf mit wundervollen Vergißmeinnicht-Augen, ist Schwester des Johanniterordens geworden und absolviert gegenwärtig ihre dornenvolle Lehrzeit im Dienste werkthätiger und aufopferungsvoller Liebe in einem großen Berliner Krankenhause. Wenn ein blühendes junges Mädchen, das die Gunst des Schicksals auf die Höhen der Gesellschaft gestellt hat, freiwillig auf die mancherlei Annehmlichkeiten ihres Standes verzichtet und sich einem Berufe weiht, dessen einzige Freude in dem Bewußtsein liegt, Gutes zu thun, der aber andererseits allem Weltlichen entrückt ist und den Heroismus starker Seelen verlangt, so müssen diesem Wandel naturgemäß tiefgreifende Gründe unterliegen. Das ist auch gewöhnlich der Fall. Die Komtesse, deren ich erwähnte, hat ein schweres Schicksal gehabt. Drei Tage vor ihrer Hochzeit wurde ihr der Bräutigam im Zweikampf erschossen. Wie fast immer, so war auch diesmal die Ursache des Duells eine lächerliche Lappalie. Die arme Braut brachte sie um ihr Lebensglück. Wäre sie katholisch gewesen, und lebten wir noch in einem früheren Jahrhundert, so würde sie vielleicht den Schleier genommen und die Einsamkeit eines stillen Klosters gesucht haben. Der Samariterdienst in den Hospitälern ist in unseren Tagen ein Ersatz für das Kloster geworden, und fürwahr zum Besten der leidenden Menschheit. Die meisten jener vornehmen Aristokratinnen, die man im dunklen Kostüm der barmherzigen Schwestern zwischen den Betten der Kranken ihres schweren Amtes walten sieht, haben mit Herz und Seele Schiffbruch erlitten; es giebt nicht allzuviele unter ihnen, die sich aus reiner Begeisterung für die edle Sache, ohne durch das Schicksal gedrängt worden zu sein, dem verantwortungsreichen Berufe einer Pflegerin widmen. Zu diesen wenigen gehört eine, deren Namen genannt zu werden verdient, oft, sehr oft: die jüngst verstorbene Gräfin Hedwig Rittberg, Oberin des Berliner Hilfsschwestern-Vereins und Stiftsdame zum Heiligen Grabe. Ihre „Erinnerungen“ sind kürzlich erschienen: das umfassende Lebensbild einer deutschen Edelfrau, die ihr ganzes Dasein der Pflege der Barmherzigkeit geweiht hat. Nicht ohne Rührung kann man das kleine Büchelchen lesen; erschütternde Episoden aus den letzten Feldzügen wechseln mit allerhand kargen Sonnenbildern; auch Anfeindungen und Intriginen mancherlei Art sind der Gräfin nicht erspart geblieben.

Der Wohlthätigkeitssinn ist der hauptsächlichste Berührungspunkt unserer weiblichen Aristokratie mit dem Bürgertum, insonderheit mit den Kreisen der höheren Finanz; er ist die Zugbrücke, die das Comptoir mit der Ritterburg verbindet. An der Spitze der großen Wohlthätigkeitsvereine finden sich die ältesten Adelsnamen neben denen bekannter Bankiersgattinnen, und auf den Bazaren zum Besten der Hilflosen und Kranken sieht man Ministersfrauen, Exzellenzen, Prinzessinnen und Komtessen einträchtiglich mit ihren nicht blaublütigen Genossinnen von der Caritas zu Gunsten des Elends der Welt handeln und feilschen. Natürlich sind diese Bazare gewöhnlich überfüllt und erzielen glänzende Resultate. Noch mehr interessiert sich die Öffentlichkeit für die theatralischen und musikalischen Aufführungen, die zeitweilig von aristokratischen Dilettanten zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet werden. Derlei Gelegenheiten fördern dann und wann hübsche Überraschungen zu Tage. So ent-

Digitized by Google

deckte man vorjährig, daß ein bildhübsches kleines Komteßchen aus wohlbekanntem Hause ein geradezu frappierendes Sonderentalent besaß; in ihrem ganzen Sichgeben, ihrem Coupletvortrag und ihrer schelmischen Grazie erweckte sie wehmütige Erinnerungen an die unvergeßliche Ernestine Wegner. Unter anderen Verhältnissen würde die Komtesse vielleicht einmal ein Stern am theatralischen Himmel geworden sein; da sie sich aber vor kurzem mit einem süddeutschen Prinzen verlobt hat, dürfte sich ihre Bühnenlaufbahn auf jene einzige Vorstellung vor der Öffentlichkeit beschränken. Es könnte auffallen, daß man zu den Aufführungen aristokratischer Dilettanten immer nur Stücke, gewöhnlich ein paar Einakter recht harmloser Natur, wählt, in denen ältere weibliche Chargen nicht vorkommen. Aber das erklärt sich von selbst. Unsere vornehme Gesellschaft verfügt zufällig über keine Pauline Metternich, und auf die weltbedeutenden Bretter traut sich nicht gern eine Dame von Welt, wenn sie eine gewisse Altersgrenze überschritten hat.

Ich erwähnte bereits, daß die mit Glücksgütern reicher gesegnete Aristokratin gewöhnlich eine passionierte Sporting-Women und als solche auch selbst eine firme Reiterin zu sein pflegt. Man sieht sie in den Frühstunden, von einer Kavalkade befreundeter Offiziere umgeben, häufig durch den Tiergarten reiten. Auch bei den Hofjagden im Grunewald fehlt sie selten, und bei den sportlichen Veranstaltungen des exklusiven Adels ist sie eine der kühnsten und schneidigsten Amazonen. Nichts Hübscheres und den Blick Erfreuenderes giebt es, als solche Vereinigung von geschmeidiger Kraft und vollendetster Anmut! Mir schwebt als typisches Beispiel einer modernen Amazone eine junge Gräfin vor, die, selbst einem altberühmten, sehr vermögenden Adelsgeschlecht entsprossen, durch ihren Gatten mit dem Königshause verwandt ist. Ich habe sie oft bewundern können, beim Jeu de rose in der Manege und draußen auf freiem Felde, wie sie mit der nervigen kleinen Faust den schäumenden Renner lenkte und eins zu sein schien mit ihrem Pferde, wie der Wind den Schleier von ihrem Hute löste und mit den braunen Stirnlöckchen spielte, und wie von der Anstrengung des Ritts ihr hübsches, vornehmes Gesicht mit lichter Röte übergossen war. Vorschnelles Urteil bezeichnet unsere Amazonen vielfach als „emancipiert“ — — welch Unsinn wird mit diesem Worte getrieben! In Wahrheit hütet die Aristokratin sich mit ängstlicher Scheu vor jedweden Emancipationsgelüsten; in den Kreisen der großen Welt urteilt man gewöhnlich mit noch größerer Schärfe als bei dem prüden kleinen Beamtentum über alles, was im bürgerlichen Sinne als „unweiblich“ bezeichnet wird. Ausnahmen giebt es freilich auch hier. Jene Gräfin, die den berühmten Namen eines alten Fürstengeschlechts trug und sich als die Freundin eines vielgenannten socialdemokratischen Agitators bekannt gemacht hat, bildete solch eine Ausnahme, und andere sind ihr gefolgt. In der Arbeiterbewegung der letzten Jahre haben sich abermals zwei Damen aus gräflichen Häusern auf die Seite des Proletariats gestellt. Gegen die Ehrlichkeit der Überzeugung läßt sich natürlich nichts einwenden; daß derartige Ausnahmen auffallen müssen, ist aber immerhin erklärlich bei der ungeheuren Kluft, die zwischen angeborenem aristokratischen Empfinden und den Gleichheitstheorieen der roten Demokratie liegt. Übrigens muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß gerade bei dem weiblichen Part unseres Adels von einem sogenannten „aristokratischen Tick“, der in einer gewissen Abneigung gegen das Bürgertum als solches gipfelt, gemeinhin gar keine Rede mehr ist. Man hat zu Zeiten eine solche chinesische Manier konstruieren wollen — in der That war auch ehemals der Kastengeist ausgeprägter als heute, wo er wohl nur noch von den politischen Parteien als beliebtes Agitationsmittelchen ins Gefecht geführt wird oder gewissen Tendenzromanen als Folie dienen muß. Adelsstolz ist etwas Selbstverständliches, genau so wie der auf seine Erfolge pochende Bürgerstolz. Adelshochmut aber existiert kaum noch, oder doch höchstens bei Emporkömmlingen, denen die Krone noch nicht sehr fest auf dem Haupte sitzt. Er gilt mit Recht als ein Zeichen geistiger Unbildung und als ein Defekt des Empfindens. Je höher man in die gesellschaftlichen Schichten hinaufschaut, eine um so größere Duldsamkeit wird man finden. Toleranz liegt im Wesen des Adels; auch die Klugheit erfordert sie. Im Mittelalter lief mit der höchsten Blüte des Bürgertums die größte Selbständigkeit des Adels parallel, und als dieser an Stamm und Zweig zu entkräften begann, verfiel auch das Bürgertum.

Unser vermögender Adel pflegt nur den Winter in der Hauptstadt zu verleben, während er in der wärmeren Jahreszeit auf seinen Herrensitzen weilt. Naturgemäß nimmt ihn in der Gesellschaftszeit der Hof am meisten in Anspruch; da aber die um diesen sich gruppierenden Kreise auch untereinander viel und intim verkehren, so gestaltet sich eine Wintersaison für die Aristokratie gewöhnlich außerordentlich lebhaft und geräuschvoll. Protzentum, Verschwendungssucht und Schlemmerei sind Eigenschaften, die man beim preußischen Adel selten findet; Beispiele so wahnsinniger Lebensführung, wie die Zeitungen sie dann und wann aus den Reihen der französischen Aristokratie, des Hochadels Polens und der ungarischen Magnaten registrieren, sind bei uns nur in vereinzelten Ausnahmen anzutreffen. Aber stattlich zu repräsentieren versteht unser Hochadel dennoch. Auf den zarten Schultern unserer Edeldamen ruhen schwere gesellschaftliche Lasten, doch sie wissen sie anmutig zu tragen. Die Festivitäten in den aristokratischen Häusern Berlins legen Zeugnis von dem feinen Takt ihrer Veranstalter ab. Vornehme Gediegenheit bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, größter Komfort ohne luxuriöse Übertreibungen, zuweilen auch die schwere Pracht geschichtlich gesicherten Reichtums,

Digitized by Google

aber niemals sich vordrängender Prunk und renommistisches Pochen auf den Besitz. An „Geldheiraten“ fehlt es erklärlicherweise auch in unserem Adel nicht. Dem materialistischen Zeitgeist sind manche Konzessionen gemacht worden — er hat dafür auch in die Mauer der Vorurteile manche Bresche geschlagen. Auf die Verbindung von Namen und Reichtum sieht man heute wohl nur noch in solchen Fällen achselzuckend herab, wo es sich thatsächlich um nichts als einen niedrigen Schacher handelt oder wo eine befleckte Ehre für einen gefüllten Säckel mit in den Kauf genommen wird. Derartiges verzeiht man allerdings nicht — auch Frauen, die ehemals der Bühne angehörten und sich aristokratisch vermählt haben, wird der Eintritt in die exklusive Gesellschaft sehr erschwert; in solchen Dingen vergißt der Adel weniger leicht als das vorurteilsfreiere Bürgertum. Im allgemeinen aber schließt der Begriff „Mesalliancen“ längst nicht mehr etwas Verächtliches in sich. Die kleinen Goldfische aus der amerikanischen Millionärswelt und der deutschen Plutokratie oder Hochfinanz, die sich eine Adelskrone erheiratet, haben gewöhnlich auch eine so treffliche Erziehung genossen, daß sie sich leicht in den neuen Sphären zurechtfinden. Merkwürdigerweise ist die Ansicht, daß unsere gesellschaftlich vornehmste Damenwelt ein ziemlich inhaltsleeres oder doch nur auf Äußerlichkeiten gerichtetes Leben führt, ziemlich verbreitet. Es ist dies indessen durchaus falsch. Was ich von der Erziehung der reichen Erbinnen aus den Bürgerhäusern sagte, gilt auch von dem weiblichen Nachwuchs unserer Aristokratie. Ein solcher, von besten Kräften geleiteter Erziehungsgang, der nicht nur auf feinsten Abschliff in den äußeren Formen, sondern auch auf seelische Verinnerlichung hinzielt, klingt nie oder selten in einem, an geistigem Inhalt kargen Dasein aus. In Wahrheit sind die Interessen unserer aristokratischen Damenwelt auch so mannigfaltige und so reiche, daß die Romanfigur der übersättigten, weltmüden und gelangweilten dame du monde jedweden Anspruch an Lebenskreatistik verloren hat.

Dem minder vermögenden Adel stehen naturgemäß arge Schwierigkeiten gegenüber, wenn er im geselligen Leben der Großstadt mit dem Strome schwimmen und sich zugleich auch auf wirtschaftlicher Höhe erhalten will. Der preußische Kleinadel ist fast durchweg nicht begütert. Das Majoratswesen, dessen hohen Wert für die Entwicklungsgeschichte des Adels ich durchaus nicht verkenne, befestigt allerdings den Familienbesitz, läßt aber die jüngeren Söhne leer ausgehen. Auch die Zeitverhältnisse, die Kriege und der Niedergang der Landwirtschaft haben mit zur Verarmung des Adels beigetragen. So ist die Stellung eines Edelmanns, den sein Beruf an die Hauptstadt fesselt, und der gezwungen ist, von seinem Gehalt oder von kleiner Rente zu leben, mitunter eine recht sorgenvolle. Diese Sorgen durch verständige Haushaltsführung zu verringern, ist in erster Linie Angelegenheit seiner Frau, und gewöhnlich versteht diese es auch vortrefflich, mit geringen Mitteln recht anständig zu repräsentieren. Ich stamme selbst aus einer Adelsfamilie, deren ländlichen Besitz eine Familienchronik vom Jahre 1598 auf einhundertundneun namentlich aufgezählte Güter angiebt; aber die Ahnen hatten lockere Hände und großen Durst wie der alte Rodensteiner, und so ist von dem stattlichen Besitz herzlich wenig übrig geblieben. Das ist in gewissem Sinne ein typischer Fall, und deshalb führe ich ihn an, ohne daß mich diese Erfahrung am eigenen Leibe sonderlich schmerzt, und ich den Ahnen grolle. Die großen Vermögen des Uradels sind meistens zerronnen, und die Nachkommen haben es nicht immer leicht, sich wacker durchs Leben zu schlagen — fürwahr nicht. Der arme Edelmann ist entweder Offizier oder Staatsbeamter, Landwirt oder Künstler — seltener Kaufmann, obschon die charakteristische Abneigung des Adels gegen den Handelsstand auch allgemach zu schwinden beginnt. Hans Schmalhans ist in diesen Menagen gar oft der Küchenmeister, aber das Prestige wird doch immer gewahrt, und die gefällige Liebenswürdigkeit des Wesens und der Umgangsformen, die beste äußere Errungenschaft vornehm geleiteter Erziehung, hilft auch über unbehagliche Situationen hinweg. Mir ist ein junger Offizier bekannt, den die Ungunst seiner materiellen Verhältnisse zwang, den Abschied zu nehmen; er fand schließlich eine Anstellung bei einem großen Berliner Auskunftsbüreau. Das dürftige Gehalt, das er hier erhielt, hätte manchem andern die Freude am Dasein vergällt, aber die tapfere und liebenswerte kleine Frau, die ihm zur Seite stand, hielt Hoffen und Heiterkeit auch in dieser schweren Zeit aufrecht in ihm. Die Familie wohnte in Steglitz — bescheiden, fast ärmlich, und doch habe ich dort, bei einer Schüssel kalten Aufschnitt und einem Glase Bier, vergnügtere Abendstunden verlebt als in manchem, auf fürstlichen Fuß gestellten Hause. Ich kenne eine andere Edelfrau, deren Gatte, ein höherer Beamter, unerwartet einem Schlaganfall erlag und Weib und Kind in ziemlich kargen Verhältnissen zurückließ. Aber die brave Frau trotzt mutig ihrem Geschick; ihre fleißigen Finger sind Tag und Nacht thätig, um für ein paar große Geschäfte Tapisserieen und Kinderkleider zu fertigen. Freilich in aller Heimlichkeit — ihre Bekannten dürfen darum nicht wissen. Es gehört zu den wenigen, von Grund aus verfehlten, wenngleich durch die Macht der Überlieferung erklärbaren Ansichten unserer Aristokratie das Vorurteil, daß die Frauenarbeit nicht „standesgemäß“ sei. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich allerdings auch in dieser Beziehung vieleriei geändert; vernünftigere Ideen sind zum Durchbruch gekommen. Der ärmere Adel läßt heute mehr als früher seine Töchter zum Lehrerinnenexamen vorbereiten oder kaufmännisch ausbilden, um ihre Zukunft nicht von der Notwendigkeit einer sogenannten guten Partie abhängig zu machen. Daß die Frauenwelt der reichshaupt-

Digitized by Google

städtischen Aristokratie auch die zeitgenössische Litteratur um eine Anzahl trefflicher Namen bereichert hat, kann als bekannt vorausgesetzt werden. . .

Es giebt freilich auch ein glänzendes Elend unter dem Adel, und das ist natürlich bitterer zu tragen, als eine heitere Genügsamkeit. Es giebt Frauen, die sich den Verhältnissen nicht zu fügen verstehen, die mit den reicheren Familien ihres Umgangs gleichen Schritt halten wollen, große Ansprüche in Bezug auf ihre Toilette stellen und einen zahlreichen Train führen — und dies Überheben führt dann selbstverständlich zu einem raschen Verfall der Häuslichkeit und zu schnellem Ende. Die „Deutsche Adels-Genossenschaft", ein Verband von Edelleuten zur Linderung des Elends in ihren Reihen, entfaltet zwar eine umfassende und segensreiche Thätigkeit, um der Deklassierung ihrer Standesgenossen vorzubeugen — aber ach, es giebt leider noch immer genug, die „aus der Rasse gefallen sind"! Auch Frauen und Mädchen, und bei ihnen ist der Fall um so tiefer. Man entsinnt sich noch jener s. Z. in den Blättern oft genannten Frau mit historischem Adelsnamen, die mit ihren beiden bildschönen Töchtern schließlich wegen schmutziger Hochstapeleien zu entehrender Strafe verurteilt wurde, und der häßlichen Affaire mit den anonymen Briefen, die unsere Hofgesellschaft bis vor kurzem in Erregung gehalten hat und in deren Urheberin man gleichfalls eine „Dame mit einem sittlichen Defekt in der Vergangenheit" vermutet. Das sind Ausnahmen — gewiß — und sie bieten noch keinen Anlaß dafür, eine langsame Zersetzung unseres Adels zu befürchten, wie demokratische Zeitungen bereits ahnungsvoll prophezeiten. Man hat in revolutionären Tagen mehrfach den Versuch gemacht, den Adel „aufzuheben"; er ist immer wieder erstanden. An sich selbst wird er nimmer zu Grunde gehen, denn das geschichtliche Band, das ihn zusammenhält, ist aus Eisensträhnen geflochten. Nur eine Gefahr bedroht ihn, der gemeinsame Feind der historischen Gesellschaftsgruppen: Der Sozialismus. Und gegen ihn sind wir vorläufig noch gewappnet.

Den Gegensatz zu den Deklassierten, die langsam, doch stetig aus dem Adel hinausgleiteten, wenn auch das Gesetz die Aberkennung der Adelsrechte nicht mehr ausspricht, weil die Aristokratie keine Sonderrechte mehr besitzt, bildet die breite Schicht derer, die mit heißem Bemühen um das ersehnte „von" kämpfen. Auch in dieser Beziehung ist gewöhnlich die Frau der treibende Faktor: die höhere Beamtengattin, die vielleicht bereits den Titel Excellenz führt, und die Gemahlin des Großkaufmanns, des christlichen Bankiers, der sich schon um seines Glaubens willen vor seinen Nachbarn in der Tiergartenstraße bevorzugt fühlt — wonit ich keineswegs sagen will, daß die Sehnsucht nach der fünf- und siebenperligen Krone nicht auch in den exklusiven jüdischen Kreisen heimisch sei. Die öffentliche Wohlthätigkeit spielt in dem Kampfe um den Adelspartikel eine hervorragende Rolle. Sie ist das Schild, das den mit aller Energie betriebenen Vormarsch decken hilft. Diese ehrgeizigen Damen fehlen in keinem, der Pflege der Barmherzigkeit gewidmeten Vereine und auf keinem Bazare; auf allen Sammellisten prangt ihr Name mit stattlichen Summen — sie lassen sich ihren Ehrgeiz ein hübsches Stück Geld kosten, und sie können es auch, denn sie sind gewöhnlich sehr reich. Wenn sie, was bei Wohlthätigkeitsfesten häufiger vorkommt, mit hohen Standespersonen zusammentreffen, kennt ihre Seligkeit keine Grenzen, und wenn es sich ermöglichen läßt, einer dieser höchsten Herrschaften einen kleinen Dienst zu erweisen, geraten sie in Extase. Es ist allerdings nicht gar zu leicht, innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle nobilitiert zu werden; es regnet nicht mehr Adelsdiplome, wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I., der sich, aus tiefinnerster Verachtung der Geburtsaristokratie sonder Verdienst, den Spaß machte, seine Hofnarren und Kammerdiener zu adeln. Man weiß dies und wählt deshalb, wenn man zu den „Freien" und nicht zur Beamtenhierarchie zählt, häufig den bequemen Weg über irgend ein kleines Fürstentum, wo man gegen eine klingende Gefälligkeit sogar schon den Freiherrntitel erhalten kann. Dann handelt es sich nur noch um die Anerkennung in Preußen, die sich aber auch „umgehen" läßt, wenn man aus dem preußischen Unterthanenverbande austritt und in dem gefälligen Fürstentum eine Scholle Grundbesitz erwirbt. Im Laufe der Zeit fragt kein Mensch mehr darnach, ob man daheim oder in San Marino oder in Schwippe-Grippe-Krippe geadelt worden ist: das „von" ist da — basta! . . . Das Ganze klingt wie eine lustige Satire — aber nein, es ist Wahrheit und dennoch ein Satyrspiel. Ich könnte mit Namen aufwarten — — du lieber Himmel, die menschliche Eitelkeit hat eben zu allen Zeiten gar sonderliche Blüten getrieben! Die Löcher im antiken Frack des Alcibiades, der Orden im Knopfloch, der Ehrgeiz nach einem Titel und die Freude am „von" — es ist im Grunde genommen Alles das Gleiche. Die Erde rollt weiter, und die Sonne geht auf und unter und lacht über die Thorheiten des Menschengeschlechts . . .

Schließlich noch Eins. Das Gesellschaftsbild jeder großen Stadt ist gewissermaßen eine musivische Arbeit; es setzt sich aus tausend bunten Steinchen zusammen. Zu den hellsten und glänzendsten dieser Steine gehört die preußische Edelfrau nicht; sie fällt zu wenig auf. Das scheint mir ein Vorzug zu sein. Das Weib ist nun einmal von der Natur zu stillerem Schaffen bestimmt als sein männlicher Gefährte — und daran wird auch die lebhafteste Bewegung der Geister kaum je etwas ändern.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von **Marie von Olfers.**

(Fortsetzung.)

Florian sah sich auf der Heimfahrt immer wieder nach ihr um, schüttelte den Kopf und seufzte.

Heimlich wollte er sie in das Haus bringen, aber der alte Seidenspitz, Cenz' bester Freund, vereitelte das. Sinnlos vor Wonne sprang er am Wagen empor, zuletzt hinein — auf Cenz, leckte ihr die Hände, bellte, schrie ordentlich.

Cenz erwachte wie aus einem langen Schlaf. „Du bist da? Wisch! Du! Ich bin zu Hause."

Sie sprang aus dem Wagen, in das Freudengeheul des Hundes einstimmend, es noch übertönend, jauchzend, jubelnd.

Wie ein drohendes Gespenst erschien Tante Rebekka auf der Schwelle. Cenz schlüpfte angstvoll an ihr vorüber.

„Was soll das?" herrschte die Tante Florian an. „Soll Lina wieder ihren Herzkrampf bekommen? Denkst Du, ich werde das Mädchen hier dulden, nach allem, was vorgefallen ist? Jetzt wollen sie sie sich abschütteln. In eine Anstalt soll sie. Bernhard muß es bezahlen, ist er doch schuld an all dem Unglück. Und wie sieht das Ding jetzt aus — bösartig, toll! Wer weiß, was die anrichtet."

Wie zur Antwort hörte man einen grellen Schrei im Hause, und als sie eintraten, lag Frau Lina wie tot, das Haupt zurückgesunken, in ihrem Lehnstuhl, Cenz vor ihr auf den Knieen.

„Mutter! Mutter!" jammerte sie.

Rebekka riß sie empor. „Ich wußt' es ja! Bist Du nun zufrieden?! Du hast Deine Mutter getötet!"

„Ich! Ich!" jammerte das Mädchen.

Florian war schon fort zum Arzt.

„Marsch! Mach', daß Du fortkommst!" schrie Rebekka. „Wir zwei taugen hier im Hause nicht zusammen. Gehst Du nicht, geh' ich, und was wird dann aus Deinem Vater? Was soll er mit einer Blödsinnigen? Mag Bernhard nun auch weiter für Dich sorgen!"

Erschreckt richtete sich das Mädchen auf. Schaudernd blickte sie auf das entstellte Antlitz der Mutter, berührte zusammenzuckend ihre kalte Hand.

Da hörte sie den Vater mit dem Arzt zurückkehren und entfloh, wie gejagt, fort, dem Walde, der Kirche zu.

Frau Lina kam langsam wieder zu sich. Sie nannte den Namen ihres Kindes, aber es gelang Rebekka, sie zu überreden, die Erscheinung sei eine Fieberphantasie gewesen; sie träumte ja so oft von ihr.

Florian war ganz zerknirscht. Er dachte nur an Lina, und wie notwendig ihr Rebekkas Pflege war.

Erst später fiel ihm Cenz ein. Die Schwester hatte Recht, man mußte sie nun in eine Anstalt thun, da sie sonst nur Unheil anrichtete. Jetzt war sie gewiß zu Gabriele gelaufen. Er ging sofort hin, um dort mit Bernhard über ihr künftiges Schicksal zu sprechen.

Cenz war aber nicht dort. Sie war auf dem Kirchhof, wo sie einst auch als Kind so oft gewesen. Ihr wirrer Geist wiederholte sich: „Tot —tot!" und konnte keinen Faden aus diesem Labyrinth finden. Wenn sie sich das aschfarbene Antlitz der Mutter vorstellte, schauderte ihr immer von neuem.

Sie hatte noch niemand sterben sehen. Begräbnisse freilich oft, aber mit ihnen verband sich nichts von dem Schrecknis, das sie heut erlebt. Liebliche Bilder, Blumen, heilige Gesänge; sie mitten darunter; der Vater bei der Orgel, die Kirche geschmückt. Priester in herrlichen Gewändern, Chorknaben mit duftenden Rauchfässern; alles leuchtend, glänzend von Licht und Farben.

Digitized by Google

Am Grab von Gabrielens Schwesterchen kauerte sie sich nieder. Ob das, was hier unter den knospenden Blumen ruhte, auch so schauerlich aussah? Bleich, verzerrt, mit blauen Lippen? Und ob sie die Mutter auch hierher bringen würden und wann? Sie wollte warten.

Wie einsam sie sich fühlte! wie verlassen! Ihre trostlose Lage tauchte gleich einem Nebelstreif vor ihr auf. Der Vater holte sie gewiß nicht heim, er hatte Angst, und was sollte sie auch dort, nun die Mutter tot war!

Die Mutter! — Ihre Kindersahre fielen ihr ein, manch zärtlicher Kuß. „Mutter! Mutter!“ schluchzte sie. „Wär' ich nur erst auch tot!“ An Gabriele dachte sie nicht. Sie war wie aus ihrem Gedächtnis gestrichen.

In der Mühle erregte Florians Frage großen Schrecken. Gabriele rang die Hände. „Wie konntet Ihr sie fortlassen!“ rief sie, und dann fiel ihr der Gedanke aufs Herz, daß sie das arme Ding in der Stadt nicht besser behütet.

„Die wird schon nicht verloren gehen,“ tröstete Gottlieb. „Die bringt jeder zurück. Auch ist sie ja bekannt, wie ein bunter Hund.“ Die Buben standen dabei mit offenen Mäulern und erschreckten Augen. Alles wurde auf die Suche geschickt. Bernhard ging mit Gabrielen; nur Gottlieb und Bärbe blieben daheim.

„Das arme Ding! das arme Ding!, und die noch ärmere Mutter!“ wiederholte Barbara mitleidsvoll. „Mir ist immer, als wäre es das beste, Florian brächte die zwei zusammen und thäte Rebekka fort. Selbst wenn es Cenz schlechter macht, die Mutter hätte mehr Freude davon.“

„Na,“ erwiderte er, „im Augenblick möchte ich sie doch nicht in dem Hause als einzige Hilfe wissen. Vertragen sollten sie sich! Wenn's meine Leute wären — — Hol sie der Kuckuck! Aber Florian hat nicht für zwei Pfennig Courage.“

„Mit der Courage ist es leider nicht immer abgemacht.“

„Dreinhau'n müßte er, und das mit Fäusten.“

„Auf Rebekka?! Mit welchen Opfern hat sie ihn groß gezogen!“

„Opfer, die solche Pflichten auferlegen, sind unerträglich, sündhaft. Kinder gehören zu uns, das ist einfach Natur.“

„Und Gabriele?“

„Haben wir sie verstoßen?“

„Nein, Gottlieb, unser Opfer lag darin, daß wir sie fortgaben. Und wunderbar! Grad' in der Trennung ist sie meinem Herzen viel näher gerückt. Wir verstehen uns jetzt.“

Er nickte.

„Ich auch, Bärbe. Ich weiß jetzt, was das Kind will; es mag doch etwas Tüchtiges sein.“

Es dunkelte schon. Der Mond stieg auf. Gabriele ahnte, wo sie Cenz finden würde. Oft hatten sie dort auf dem Bänkchen gesessen, das ihr die Knaben gezimmert, und Kränze gewunden für das tote Schwesterchen.

Jetzt saß sie nicht darauf; sie lag am Boden und jammerte: „Mutter! Mutter! Hat Tante Rebekka recht? Bin ich schuld an Deinem Tode?“

Umsonst versuchte Gabriele sie aufzurichten. „Ich will von niemand mehr etwas wissen, ich will zur Mutter. Bringt Ihr sie noch immer nicht?“

„Wohin sollen wir sie bringen, Cenz?“ fragte Florian. „Sie liegt jetzt ganz behaglich in ihrem Bett.“

Erstaunt sah Cenz ihn an.

„Sie lebt!“ sagte Gabriele. „Es war nur eine Ohnmacht, bald wird sie sich ganz erholen.“

„Sie lebt! sie lebt!“ jubelte das Mädchen in lärmender Freude. „Ich bin nicht schuld!“ Sie klammerte sich an den Vater: „Jetzt darf ich nach Hause, zu ihr! Du nimmst mich mit!“

Verlegen strich er ihr das Haar aus dem verweinten Gesicht. „Ja, wenn es auf mich ankäme, Cenz, aber die Tante —“

„Was geht die uns an? Behalte mich! Behalte mich, Vater!“

„Erst muß sich die Mutter wieder kräftigen,“ erwiderte er verlegen, „die Mutter, das ist doch die Hauptsache, Cenz.“

„Ich will sie pflegen. Ich will thun, was Tante Rebekka thut.“

„Wenn Du das könntest, armes Kind!“

„Kann ich es nicht?“ rief sie trostlos.

„Noch nicht, Cenz!“ tröstete Gabriele. „Vielleicht kannst Du es mit der Zeit lernen“ — bei mir, wollte sie hinzufügen, aber was verstand sie davon? Sie verbesserte sich: „Bei meiner Mutter.“

„Du bist glücklich! Du darfst bei Deiner Mutter sein, die Dich liebt.“

„Ich hab' Dich auch lieb, wir alle haben Dich lieb.“

„Nein,“ sagte sie kopfschüttelnd, „das weiß ich jetzt besser. Mich kann niemand lieb haben als meine Mutter. Wirst Du mich zu ihr bringen?“

Digitized by Google

„Jetzt noch nicht, Cenz, jetzt kommst Du mit mir. Denk' doch, wenn sie durch Deinen Anblick wieder solch einen bösen Anfall bekäme."

Sie senkte den Kopf und folgte ihr. Dem Vater grollte sie, reichte ihm nicht einmal die Hand. Er sah beschämt die beiden gehen und konnte doch nicht anders. Keiner weiß, wo der Beginn einer Sklaverei mit schweren Ketten ist, die er später tragen muß. Oft fängt es mit kleinen Bequemlichkeiten an, mit Pflichten, die man überträgt, mit tausend Dingen, die klein scheinen wie die Sandkörner, und die wachsen dann zu Bergen an!

VIII.

Wann wird die Nacht mir enden?
Wann werd' ich wieder wach?

So waren die beiden wieder zusammen, aber in dem Verhältnis hatte sich etwas verwandelt. Jetzt war es Gabriele, die mit heißer Liebe, mit einer Art Hingebung an der armen Cenz hing, die nur einen Gedanken hatte, den sie fortwährend aussprach: sie wollte zur Mutter. Krankhaft sehnte sie sich darnach — „wie nach einem verlorenen Paradies", meinte Bärbe.

Gottlieb wetterte: „Als sie es hatte, konnte sie es nicht schnell genug los werden und mit einem andern Platz vertauschen."

„Machen wir es nicht oft so?" meinte Bernhard. „Wissen wir besser, als' dieser arme schwache Kopf, wo unser Glück liegt? Ich wollte, sie hätte es erst wieder. Die Sorge um sie verbraucht Gabrielen ganz, nie hätte ich gedacht, daß bei ihr die Kunst in die zweite Linie kommen könnte."

„Das Herz spielt solche Streiche, Bernhard," meinte der Vater. „Gieb das Mädel auf."

„Als ob ich das könnte!" seufzte er.

Gabriele sann indes fortwährend, wie sie Cenz Eingang in das Vaterhaus schaffen sollte. Aber mit Florian war nichts zu machen, noch weniger mit Rebekka.

Bernhard wurde immer ungeduldiger.

„Denkst Du eine Wärterin zu werden?" rief er. „Gabriele, die Zeit verrinnt!"

„So lange mich Cenz braucht," war die Antwort, „gehöre ich ihr. Ich könnte keinen Ton spielen, ohne an sie zu denken. Man muß ein freies Gemüt haben zur Kunst. Wenn ich sie so unglücklich sehe, meine ich manchmal: Würde sie dadurch gesund, ich könnt' ihr alles opfern, mein Leben, und, was mehr ist, meine Kunst. Du mußt mir darum nicht zürnen, Onkel Bernhard! Wir hätten die Arme nicht mitnehmen dürfen, wenn wir ihr so wenig geben konnten. Ich kann es bald nicht mehr ertragen, zu sehen, wie sich diese arme Seele in Sehnsucht nach Liebe verzehrt."

„Seele! Wie viel hat sie davon?"

„So viel ihr der liebe Gott gab. Wer weiß, wer mehr hat vor ihm. Vor ihm sind wir gewiß alle arme Dummköpfe, die nicht wissen, was sie thun."

„Du hast Du recht, Gabriele. Ich wollte euch glücklich machen, und nun sind wir alle unglücklich."

„Die Menschen sind aneinander gekettet, Onkel Bernhard. Das ist ihr Glück, ebensogut wie ihr Unglück. Wo fände man beides sonst? Ich liebe Cenz."

So vergingen Wochen. Bernhard schienen sie endlos.

Der Sommer war herrlich, es schien, als könne er sich nicht erschöpfen im Blühen. Blüten, die zu süßen Früchten wurden; freilich nicht alle. Die Bernhards wohl nicht.

Gabriele saß mit ihrem Pflegling stundenlang draußen und hörte denselben Klageruf: „Mutter! ich will zur Mutter."

„Du dürftest sie aber nur sehen, Cenz; nicht hinein zu ihr," sagte endlich Gabriele. „Die Tante ist auf ein paar Stunden in der Stadt, der Vater in der Kirche."

Cenz stand schon an der Thür. „Laß uns gehen — schnell!" Sie schrie es fast.

„Willst Du auch vernünftig sein, Cenz?"

„Ich weiß nicht, aber sehen muß ich sie, Gabriele, ich muß, und sollten wir beide daran sterben. Sie ruft mich! Alle Nacht hör' ich ihre Stimme. Immer, immer — auch jetzt — hörst Du nichts?"

Gabriele wurde Angst, als Cenz voraus stürmte; am Gärtchen faßte sie sie fest an der Hand.

Üppig wogten die Blumen bunt durcheinander. In den blühenden Reben summten geschäftige Bienen. Der Hund mußte mit Florian gegangen sein; kein Laut verriet die Mädchen.

Auf dem Altan, in Decken gehüllt, saß Frau Lina, die blauen Augen hinaufgerichtet zum Himmel. Dicht an den Zaun gedrängt, starrte Cenz nach ihr hin.

„Mein, Du bist mein," flüsterte sie. „Meine

Digitized by Google

liebe Mutter, hier bin ich, Deine Cenz! Hörst Du mich nicht? Mutter! Mutter!“

Ohne daß sie es selbst wußte, ward das Flüstern zum Schrei.

Gabriele riß sie erschreckt zurück, aber da erklang es schon wie eine Antwort: „Cenz! Cenz!“

Nun vergaß Cenz alle ihre guten Vorsätze. Niemand hätte sie halten können. Mit einem wilden, fast tierischen Laut stürzte sie sich über die Mutter her, das Haupt in ihren Schoß vergrabend, laut weinend, schluchzend, lachend.

Gabriele zitterte.

Frau Lina erschrak aber nicht, wie damals, sondern nahm den Kopf ihrer Tochter zwischen die Hände und küßte sie wieder und immer wieder.

„Bist Du endlich da, mein Kind! meine Cenz! Wie lange habe ich auf Dich gewartet! Ich dachte, Du hättest mich ganz vergessen in der schönen Stadt.“

Das Mädchen stammelte allerlei, was keiner verstand. Eine Art Beichte und der Schluß war:

„Bei Dir will ich bleiben, bei Dir, Mutter.“

„Du weißt,“ mahnte Gabriele ängstlich, „daß es noch nicht geht. Denk' an Tante Rebekka! Du wärst jetzt Deiner armen Mutter nur eine Last mehr.“

„Ach,“ meinte Frau Lina, „ich trüg' sie mit Freuden, aber Gabriele hat recht. Dem Vater zuliebe müssen wir die Tante schonen. Ich bin doch eine große Not im Haus. Komm' aber so oft Du kannst, allein bin ich viel. Freude, sagt ja der Arzt, wäre meine beste Medizin, und wer könnte mir mehr Freude geben, als Du? Wer weiß, Du pflegst mich gesund, und dann, Cenz — dann kommst Du zurück.“

Jetzt hörte man den Wagen, der die Tante zurückbrachte. Ängstlich floh Cenz, voll von dem Schrecken der letzten Begegnung.

Von diesem Tag an sann sie aber nur darauf, wie sie zur Mutter käme; sie war schlauer, wie die Klügsten, Zeit und Gelegenheit auszuforschen. Stundenlang lag sie auf der Lauer.

Gabriele konnte jetzt musizieren, so viel sie wollte.

Bernhard war wie erlöst. Zu jeden schien eine neue Kraft, ein neues Leben gekommen.

Es war wie ein Wunder. Die Kranke wurde zusehends besser. Ja, sie erhob sich, ging schwankend schon ein paar Schritte, natürlich gestützt.

Der Arzt meinte, er hätte es ja gleich gesagt, nur wisse er nicht, woher die Erstarkung des Nervensystems komme.

„Du bist's! Du bist's!“ wiederholte Frau Lina ihrem überglücklichen Kinde. „Du machst mich gesund!“

Sie lobte sie gegen Gabriele. „Wie klug sie wird, wie vorsichtig! Und es ist ihr doch so schwer, ihr unbändiges Wesen zu zügeln.“

Tante Rebekka sah mißtrauisch diesen Fortschritten zu. Und sie begriff nicht, woher sie kamen. Ihr paßte es gar nicht, wenn Frau Lina wieder die Zügel der Regierung ergriff, die sie sich Schritt für Schritt hatte erobern müssen. Zum Dienen hatte sie weder Lust noch Talent. Mürrisch wies sie alle Hoffnung zurück, erstickte sie, so weit sie es konnte.

„Wenn Deine Frau mich zu kommandieren denkt,“ herrschte sie Florian an, „oder alles selbst zu machen, so nehmt Euch lieber eine Magd. Ich versteh' zu viel und bin zu alt dazu. Du wirst ja sehn, wohin das führt. Vernünftig werdet Ihr ja nie.“

Florian klagte es Lina. „Sie weiß recht gut, daß ich keine Magd bezahlen kann.“

Da flüsterte ihm seine Frau zu: „Sorg' nicht, Florian, Du brauchst keine. Alle Tage werd' ich kräftiger, mit Gottes Hülfe komme ich so weit, daß ich niemand brauche, als Cenz, unser Kind. Denk' doch, welche Seligkeit!“

Und sie erzählte, wie sie schon jetzt mit ihr lebte, und daß Cenz sich ganz gut anlerne.

„Aber die arme Rebekka!“

„Sie ist doch nicht mehr glücklich hier,“ wandte sie ein. „Ich kann mich ihr zuliebe nicht kränker stellen, als ich bin. Sie braucht einen unterwürfigen Sklaven. Zürnst Du mir, daß ich das nicht mehr sein kann? Deine Schwester muß ihr Glück anderweitig suchen oder es hier mit Cenz zusammen finden.“

„Da müßte der liebe Gott ein Wunder thun,“ seufzte er.

„Manchmal geschieht es,“ tröstete sie, „wo wir es am wenigsten erwarten.“

Er konnte sich dennoch nicht entschließen, das Mädchen zu sich zu nehmen; ihm war jammervoll zu Mute im Widerstreit seiner Gefühle. Warum können sich seine Lieben nicht miteinander vertragen? Nichts als Streit in der Welt, wo soll da das Glück herkommen?

Oftmals kommt es durch das Unglück.

Digitized by Google

Noch am selben Tag, an dem Rebekka gesagt, sie begriffe nicht, weshalb sich Frau Lina gegen ihr Schicksal auflehne, sie hätte es ja ganz gut im Rollstuhl, fiel sie selbst die Kellertreppe hinab und brach sich das Bein.

Cenz war die erste, die sie fand. Sie stieß sie zurück:

„Was willst Du hier? Ich kann ganz gut allein auf.“

Diesmal ging es nicht. Grollend stützte sie sich auf das Mädchen. „Es wird vorübergehen.“

Aber es ging nicht vorüber. Florian kam, der Arzt erklärte, die Verletzte müsse in ein Krankenhaus, hier könne sie nicht verpflegt werden. „Wenn ich aber nicht will!“ erwiderte sie trotzig, und dabei blieb sie.

Bernhard kam, Frau Bärbe, jeder suchte sie zu überreden. Es war starkes Fieber dazu gekommen.

Cenz zerriß sich, um mit angstvollen Blicken jeden ihrer Wünsche zu erraten. Tante Rebekka war keine so geduldige Kranke wie Frau Lina. Als die Sache gefährlich wurde, brachte man sie gegen ihren Willen fort. Erst raste und schalt sie, dann wurde sie von den größten Bezwingern der Menschheit, Schmerz und Schwäche, zur Ruhe gezwungen.

Als Florian sie mit Cenz besuchte — sie war in der Genesung — sagte sie: „Ich hätte nie gedacht, daß man so klein werden könnte. Nun muß ich hier alles mit mir machen lassen, was sie wollen, und werde bedient wie ein Kind.“

„Komm nur wieder zu uns zurück!“ bat Cenz. „Mir kannst Du dann befehlen! Ich werde alles thun, was Du sagst.“

„Versprich nicht zu viel!“ sagte Tante Rebekka. „Du bist und bleibst eine Tolle und wirst Deine Mutter doch noch in das Unglück bringen. Denk' an mich!“

„Sie hat sich geändert, wie Du, Rebekka!“ meinte Florian.

„Ich hab' mich nicht geändert,“ brauste sie auf. „Die Krankheit that's. Ich kann kein Vertrauen zu Cenz fassen. Aber jeder ist seines Glückes Schmied. Du warst immer ein schlechter Arbeiter in dieser Richtung, Florian!“

(Schluß folgt.)

Drei rote Lilien . . .

Drei rote Lilien blüh'n im Gürtel dir.
Die eine ragend streift dir hoch die Büste;
Und deine Züge, sie verraten mir
Dein Leben sengt der Gluthauch wilder Lüste.

Aus deinen Augen blickt schon todesbang
Die Frage nach der Zukunft dunklem Lose —
Oft schluchzt' dein Herz, indeß die Freude sang;
Schon fiel ein Blatt aus deiner Jugend Rose.

Bald welkt sie ganz. — Als wie ein süßes Lied
Klingt's dann nur manchmal noch durch deine Träume,
Wenn sacht der Welt nachts um dein Fenster zieht,
Und silbern fließt das Mondlicht durch die Bäume.

Im gold'nen Gürtel blüh'n drei Lilien dir.
Sie flammen rot im Weiß der Madrasseide;
Und deine heißen Augen klagen mir
Die Elegie von Lieb', von Schuld, vom Leide . . .

Wilhelm Müller-Weilburg.

Im Garten.

Sanft gelehnt an einen Baum,
Traumumsponnen meine Lider,
Schau' ich bald zum Himmelsraum,
Bald zum Silberstrom hernieder.

Durch der Zweige helles Grün
Seh' den Himmel ich erschimmern;
Durch die Sträucher, die rings blühn,
Seh' ich blendend Wellen flimmern.

Oben Ringe blauen Scheins,
Unten Blitze von Krystallen;
Ist's ein Wunder, wenn mit eins
Lieder durch die Seele wallen?

Strenge mahnt an meine Pflicht
Mich die Bücherlast im Myrte . . . . .
Doch mein Herz birgt ein Gedicht
Wie ihr jüngstes Blatt die Rose.

Emil Faktor.

Digitized by Google

Zu deinen Füßen . . .

Und stärker wohl als meine war die Hand,
Die den Rubin entriß dem Wüstenstein;
Und schärfer jenes Mannes Kunstverstand,
Der ihn geschliffen zum Juwelenschein;
Und weit besiegt der Hindu mich an Muth,
Wenn er nach Perlen taucht in Meeresflut.

Aus schlechtem Thon nur formt' ich, kunstlos fast,
Gebilde rauher ungefüger Art:
Rubinen, Perlen sind nur selten Gast
Allhier, wo meines Elends Heimstatt ward,
Wo des Verbannten Ruf verhallt im Wind
Und Staubphantome mir Gespielen sind.

Doch, was ich schuf, nicht ist's des Lebens bar.
O sieh, du, die mein Innerstes ermißt:
Gewaltig bin ich der Gestaltenschar,
Gleich wie du über mich gewaltig bist!
Denn in des Werkes Schweiß gedacht ich dein
Und hauchte all mein Herzeleid hinein.

So war die Lust von meinem Thun verbannt. —
Nun ruht dir Hand. Die letzte Hülle fällt.
Zu deinen Füßen leg' ich all den Tand,
Eh' er hinausgeht in die kalte Welt.
Des lauten Marktes Lob, was ficht mich's an? —
Sprich, Liebe, du: Ist's gut, was ich ersann?

Aus dem Englischen des **Rudyard Kipling** von **Robert F. Arnold.**

An Lieschen.

Acht Tage alt, mein Mädchen!
Wie schnurrt des Lebens Rädchen
So lustig und geschwind!
Da geht es fort auch künftig —
Und ach, man ist vernünftig,
Eh' man sich recht besinnt.

Gerüstet war schon lange
Zu festlichem Empfange
Dein blinkendes Quartier.
Wir ließ man dich willkommen!
Wie wardst du aufgenommen!
Und nun, gefällt's dir hier?

Du schaust mich an — ja, freilich,
Daß du schweigst, ist verzeihlich,
Doch ich vermag es nicht.
Seit ich betrat die Schwelle,
War nie die Welt so helle,
War nie der Tag so licht.

Wie reich bin ich geworden!
In quellenden Accorden
Ward Freude in mir wach.
Der Einsamkeit ergeben —
Und nun ein dreifach Leben,
Mein hundert, tausendfach!

Du Junges und wir Alten,
Wir wollen fest uns halten
An diese Welt, wir drei.
Des Glückes Chor steht offen —
Nun weiß ich, was das Hoffen
Und was die Zukunft sei!

Friedrich Adler.

Schlummerlied.

Stille ruhen Wald und Flur,
Und der Sterne Blinken
Läßt zur schlafenden Natur
Gottes Segen sinken.

Schlaf' im stillen Kämmerlein,
Liebchen du, in Frieden,
Und des Traumes holder Schein
Sei auch dir beschieden.

Hör', der Mühlbach rauscht so klar,
Und er singt dir Lieder,
Und er singt so wunderbar
Alle Schmerzen nieder.

Schlaf' im stillen Kämmerlein,
Liebchen du, und träume,
Wenn der Sterne gold'ner Schein
Blinket durch die Bäume.

Adolf May.

Digitized by Google

Ein Dichter als Politiker.

Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

II. (Schluß.)

Zu einem (undatierten) Brief — wohl vom Mai 1863 — dankte Grün für Schreiben und Beigaben und fuhr fort:

Die photographischen Nachbildungen sehr anziehender Bilder aus der „Gallerie Frankl“ sind nicht nur in dieser Doppelbeziehung werthvoll, sondern überdies auch durch Reinheit und Schärfe des Abdruckes ausgezeichnet. Sie bilden bereits eine Zierde meines photographischen Albums. Die beiden, Sie betreffenden biographischen Skizzen konnten mir nur sehr erwünscht und willkommen sein, da man seine Freunde gerne in allen verschiedenen Lebensrichtungen im Auge behält und jene Aufsätze meine Kenntnisse Ihrer mannigfaltigen Thätigkeit wirklich berichert haben; denn so sehr ich auf den meinen Blicken näher liegenden Gebieten Ihre Verdienste zu schätzen und zu würdigen weiß, so waren mir diese, in so weit sie andern, mir ferner stehenden Regionen angehören, doch noch nie in ihrem Zusammenhange und ihren Wechselbeziehungen bisher so anschaulich und übersichtlich geworden, als gegenwärtig durch jene Zusammenstellungen. Also: Hut ab! und herzlichen Respect!

Lassen Sie sich durch den „Veteran“ und den „Jubelgreis-ler“ nicht melancholisch machen, wie es fast in Ihrem Briefe den Anschein hat. Das sind nur etwas rauher klingende Synonyma für die „besten Jahre“, die auch jenen, der sich ihrer erfreut, nicht besonders erfreuen. Wenn ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Thurn am Hart komme, ist es die gewöhnliche Begrüßung dortiger Bauern: „Das freut mich, daß Sie noch leben!“ Das sind so ähnliche Klänge, wie jener einer Weckeruhr auf der Reise, die uns auch in etwas unangenehmer Art mit ihrem schrillen Ton aus dem Schlafe schrecken und doch eigentlich uns nur sagen, was wir bereits wissen, daß wir auf der Reise sind, so und so viele Stationen zurückgelegt haben und noch weiter müssen.

Über meinen heurigen Frühling, den ich so gerne so genösse, wie Sie ihn von mir genossen glauben, schwebt noch immer das Damoklesschwert der krainischen Deputationsreise, die ich mitmachen soll, und über deren Zeitpunkt trotz telegraphischer und brieflicher Anfragen noch immer nichts Bestimmtes zu erfahren ist, eine peinliche und trostlose Ungewißheit, die mich hindert, nach Lust und Wunsch über die kurze Zeit, die bis zur Reichsraths-Eröffnung noch frei ist, in meinem eigten Interesse zu verfügen.

Mit Gottschall, der auch mir einen angenehmen Eindruck zurückgelassen hat, habe ich einen recht vergnügten Abend bei Schönfeld zugebracht. Auch Holtei war noch anwesend, ist aber zwei Tage später für den Sommer nach Schlesien abgereist.

Die „krainische Deputationsreise“ hatte den Zweck, dem Monarchen die von Auersperg verfaßte Vorstellung wegen Herabminderung der Steuerlast des Landes zu überbringen.

Am 11. Mai 1863 schrieb Frankl an Auersperg:

Die freundliche Aufnahme der photographischen Bilder ermuthigt mich Ihnen eine kleine Fortsetzung aus der „Gallerie Frankl“ zu senden. Die Originale, die ich von Castelli erbte, sind von Joh. Bapt. Ritter von Lampi (geb. 31. Dezember 1751 zu ?, gest. 11. Feber 1830 zu Wien). Nächstens erhalten Sie noch das Bild „Musa Said Saad Sruh Ahmed Abdalla's“, des Negerknaben, den ich aus Afrika mitbrachte.[22])

Die Schwarze zwischen den weißen Göttinnen wird sich nicht übel ausnehmen. Der feurige Wüsten-Sohn wird vor der heidnisch blanken Plastik wohl nicht erschrecken!

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, der mich eben in den Besitz eines Blattes setzt,[23]) auf welchem Sie sich selbst als „Schwarzen“ in geistvollster Weise besingen.

Sie haben vielleicht die Verse längst vergessen und so schreibe ich Ihnen dieselben hier ab:

[22]) Vgl. Franklś „Aus Egypten“ S. 260 ff.

[23]) Ein Stammbuchblatt. „An Emma von Arbter“ überschrieben, vermuthlich die Schriftstellerin dieses Namens (1819—?), die im Vormärz zahlreiche Gedichte und Novellen veröffentlichte.

Digitized by Google

Mit meiner Silhouette.

Schwarz ist sonst der Trauer Farbe, schwarz des Mönchs Entsagungskleid,
Schwarz die wetterschwere Wolke, schwarzen Flor trägt Wittwenkleid,
Negersclav und Schornsteinfeger zeigen Dir ein schwarz Gesicht,
Kurz der Farben allerschönste scheint die schwarze eben nicht.

Aber sieh, wie hier die Freundschaft wundervoll zu zaubern weiß!
Kaum beleuchtet ihre Fackel Deiner schwarzen Bilder Kreis,
Glänzen sie voll Farb' und Ausdruck, so lebendig, frisch und licht —
Mög' ein Strahl von solcher Fackel fallen stets auf dies Gesicht!

Wie sich's oft seltsam fügt! Mit diesem Blatte zugleich fliegt mir eine Kunde zu, die ein förmliches Attentat auf Ihre poetische Freiheit, auf Ihre Gemüthsruhe ist. Nichts könnte der Kunst in Oesterreich mehr zu statten kommen, nichts könnte dem Dichter mehr schaden, dem Menschen mehr Verdruß bereiten. Ich war so kühn, in wärmster Theilnahme für Ihr Wohl im Stillen für Sie abzulehnen.

Die Kunde, die Frankl hier im Auge hatte, war eine Notiz der „Presse" vom 22. Mai 1863, daß Graf Anton Auersperg dazu ersehen sei, die Leitung der beiden Hoftheater zu erhalten.

Grün erwiderte am 25. Mai 1863:

. . . . Ich statte Ihnen meinen herzlichsten Dank vor Allem ab für die fortgesetzte Lieferung aus der „Gallerie Frankl", zu deren steigernder Berühmtheit diese Abdrücke gewiß auch das ihrige beitragen werden. Als Photographien sind die beiden neuesten Blätter ganz vorzüglich gelungen; was aber die Originale anbelangt, so hätte ich Einiges zu bemerken, was vorläufig besser in der Feder bleibt.[24]) Auffallend ist auf dem einen Bilde die Versündigung gegen die Naturgesetze. Während nämlich auf der oberen Hälfte des Bildes völlige Windstille zu herrschen scheint, bläst der Wind auf der unteren Hälfte so heftig, daß er das fast senkrecht vom Sockel herabhängende Schleiertuch plötzlich im rechten Winkel abbiegt, ein wohl im Interesse der Dezenz veranstaltetes physikalisches Wunder, welches aber gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was es beabsichtigt. Auf mein Gefühl wenigstens macht diese scharfe Biegung denselben Eindruck wie die in Zeitungsankündigungen oft vorkommende, auf gewisse Annoncen und Reklamen direkt hinweisende schwarze Hand mit vorgestrecktem Zeigefinger. Oder sollte der Schalk Lampi, der mir eine Art malerischer Castelli[25]) zu sein scheint (— nach diesen Proben wenigstens —) eine solche Wirkung geradezu beabsichtigt haben? Charakteristisch bleibt es jedenfalls, daß die beiden Bilder in Ihrer Sammlung unsern alten Freund Castelli und dessen Andenken zu vertreten haben. . . . .

Es ist ein eignes Gefühl, wenn man alte, längstverklungene und vergessene Verse nach Jahren wieder vor sich sieht und in der anfangs ganz fremd erscheinenden Hülle allmählich wieder sein eignes Selbst erkennt. So erging es mir mit jener Silhouetten-Poesie, deren erneuerte Bekanntschaft ich abermals Ihrer gütigen Mittheilung verdanke. Diese Verse waren mir so fremd geworden, daß ich in diesem Augenblicke, wo ich zwar meine Autorschaft wieder erkannte, mich doch nicht mehr zu erinnern weiß, an wen sie ursprünglich gerichtet und für welsen Sammlung sie bestimmt waren? Es würde mich aber interessiren, dies gelegentlich zu erfahren.

Gleichzeitig mit Ihrem lieben Schreiben kam mir auch die „Presse" zu, welche mir bestätigte, daß meine Auslegung eines sonst dunklen Passus in jenem die richtige gewesen. Ich möchte nur wissen, wer mir, dem jederzeit nur seiner Unabhängigkeit sich freuenden, zu wiederholtenmalen derlei „Würden-Bürden" oder „Bürden-Würden" zudenkt? Daß ich auf ein wirkliches Ansinnen dieser Art nur so antworten würde, wie Sie im Geiste für mich geantwortet haben, können Sie sich wohl denken. Darüber bin ich ganz ruhig. Aber das Schlimmste bei derlei sich wiederholenden Gerüchten bleibt für mich, daß die Welt am Ende noch glauben könnte, ich selber ambitionire Solches, und bewerbe mich gar um Stellen und Würden, während ich doch nur den Einen Wunsch habe und haben kann: Muße und Ruhe!

Im Juni 1863 ersuchte Auersperg Frankl, ihm einen Abguß seiner Büste für seine Frau anzukaufen; Frankl erwiderte, Wien, 30. Juni 1863:

Ihrem Wunsche gemäß sende ich Ihnen Ihre Büste; und da dieselbe bestimmt sein soll, Ihre Frau Gemahlin zu überraschen, so bitte ich mir die Bevorzugung zu gönnen, dies thun zu dürfen, da ich denn ohnehin durch Ihre Güte schon Ihre Büste besitze.

Die Schilderung der Beethovenfeier lege ich bei.[26]) Fernkorn hat sich mit der Büste weniger als ausgezeichnet; sie ist weder ähnlich noch ideal aufgefaßt.

Gestern und vorgestern (28. und 29.) war große Inauguration der Hilscherbüste in Leitmeritz . . .

Schade, daß Sie Thiers hier verfäumen!

Interessant war es mir zu hören, daß er einen Abgeordneten hat, ihm die Situation Österreichs, das Verhältniß des Oktober-Diploms zur Februar-

[24]) Beide Zeichnungen stellen Venus mit Amor scherzend dar.

[25]) Der Schriftsteller Castelli hatte für sich und seine Freunde handschriftlich eine mehrere Bände umfassende Sammlung von Zoten aller Art zusammengestellt.

[26]) „Beethoven-Monument in Heiligenstadt bei Wien." (Von Frankl.) Wien 1863

Digitized by Google

verfassung, die Stellung der Nazionalitäten u. s. w. zu erklären und voranschickte: „Ich will Ihnen aber zuvor sagen, zu wem Sie sprechen. Ich bin Zentralist, ich bin für Aufrechthaltung der weltlichen Macht des Papstes, ich bin nicht für ein selbstständiges Polen und begreife, daß Österreich Venezien behalten muß. Was die Ungarn betrifft, gilt es zuwartende Geduld, sie werden kommen. Das verlangt die Logik!"

Der „Nibelunge im Frack", der Herzog Ernst von Koburg zog sehr verstimmt und abgefühlt ab. Seine Drohung, daß die Revolution, ehevor Österreich Zeit hat sich konstitutionell zu konsolidiren, losbrechen werde, erschreckte nicht; sein Anbieten der deutschen Kaiserkrone — er selbst wäre dann freilich Reichsverweser mit dem Sitze in Frankfurt Namens des Nazionalvereines, der sie eben nicht hat — wurde höflich lächelnd abgelehnt.

„Man hat mich überall höflich aufgenommen," kann er mit Mephisto sagen und beifügen: „und entlassen."[27])

Ich beneide Sie um die Kühle Ihrer Schatten, hier ist eine afrikanische Hitze und ich kenne die letztere. Wäre ich kein Egoist, ich würde Ihnen wünschen, nicht nach Wien kommen zu müssen. Thuen Sie jedenfalls einen tiefen Athemzug ehe Sie kommen . . .

Auerspergs Antwortschreiben — Thurn am Hart, 9. Juli 1863 — beginnt mit „den herzlichsten Worten aufrichtigen Dankgefühls" für das Geschenk und fährt dann fort:

Thiers' flüchtige Bekanntschaft habe ich bereits vor Jahren in Paris auf einem Balle bei dem dortigen Rothschild gemacht; ich besitze daher von ihm bereits das, was man bei so flüchtigen Berührungen — und auch jetzt in Wien wäre es eine solche geblieben — von bedeutenden Individualitäten erlangen kann. Und so tröste ich mich darüber, diese Bekanntschaft nicht in Wien erneuert zu haben, da es dort eben nur in der störenden Umgebung eines massenhaften Andranges hätte geschehen können. Er tritt mir hier in meiner Einsamkeit viel näher, als es dort der Fall gewesen wäre, indem ich mich mit seiner geistigen Bedeutung beschäftige und zu diesem Behufe das Kapitel über ihn in Cormenier's „Études sur les orateurs parlamentaires" (der übrigens nicht sehr gut auf ihn zu sprechen ist) durchlese. Mit dem Programm, das Sie ihm (wohl nach verlässlichen Mittheilungen) in den Mund legen, kann sich jeder gute Österreicher im Wesentlichen einverstanden erklären . . .

Gestern bin ich durch ein sehr freundliches Schreiben B. Auerbach's, welchem ein überaus anerkennender Aufsatz über mein Wirken in unserem Herrenhause beilag, aufs angenehmste überrascht worden. Wenn Sie die „Gartenlaube" zu Gesicht bekommen, werden Sie ihn darin finden. Das Faktum mit Lenau, womit der Aufsatz beginnt, ist nicht ganz richtig erzählt; nicht ich, sondern ein Anderer aus dem Freundeskreise richtete die dort erwähnte Mittheilung an Niembsch. Auch den Vorzug, welchen Auerbach einem parlamentarischen Wirken vor dem intuitiven Schaffen der Dichterseele einzuräumen scheint, werden Sie eben so wenig zugeben, als ich selbst, der im Reichsrathssaale gar oft und tief den Zug der Sehnsucht nach den beglückteren Stunden dichterischer Muße empfindet, es vermöchte.

Nach der Bekanntschaft mit dem Herzog von Coburg war ich wenig lüstern; er gehört in die Reihe jener unnatürlichen zwitterhaften Erscheinungen, für die ich, mögen sie sonst durch persönliche Vorzüge noch so sehr glänzen, in mir keine Sympathie zu finden vermag. Ein Fürst, der zugleich Demokrat und Agitator, ist und bleibt für mich eine widrig amphibienhafte Natur. Der Fürst soll Fürst bleiben; das hindert ihn nie und nimmer, ein Herz fürs Volk und Verständnis für Zeitinteressen zu haben und zu bethätigen.

Da ich die kühlenden Schatten, unter denen ich mich hier bewege, möglichst zu verlängern trachten werde, hoffe ich so viel Zeit zu gewinnen, daß auch Sie, bis ich nach Wien rückkehre, von Ihrem Badeausfluge daselbst wieder zurück sind und hoffentlich Ihr Leiden in irgend einer czechischen Quelle versenkt haben.

Auerbachs Aufsatz[28]), die schönste litterarische Würdigung, die dem Politiker Auersperg bisher je zu Theil geworden ist, beginnt mit der Erzählung der Anekdote, wie Auersperg in den Märztagen von 1848 in die Irrenanstalt zu Döbling hinauseilt, in der Hoffnung, den armen geisteskranken Lenau durch

[27]) Frankl giebt die Gerüchte wieder, welche damals über die Mission des Herzogs in Wien kursierten. „Sollte der Augenblick" — schrieb Herzog Ernst im Jahre 1863 an Schmerling — „nicht gekommen sein, wo Oesterreich, rühmlichst eingetreten in die Reihe der konstitutionellen Staaten, seine neue hohe Bestimmung darin finden könnte, in einer großen und nationalen That das deutsche Einigungswerk aufzunehmen? Zuerst sandte er Kabinettsrat Mergern behufs Information nach Wien mit der Mitteilung, es sei vielleicht das letzte Mal, daß sich die nationale Partei an Oesterreich wende. Am 9. Juni 1863 kam Herzog Ernst nach Wien, um für seine Ideen zu wirken. (Bundesreform; permanenter Executionsausschuß unter alternierendem Ehrenvorsitz Oesterreichs und Preußens, ihm zur Seite ein Fürstenkolleg; für die Hauptinteressen des Gesamtvaterlandes ein aus freier Wahl hervorgegangenes Parlament, zu dem Oesterreich nur seine rein deutschen Provinzen wählen läßt; deutsche Flotte, Flagge, Kolarde.) Am 16. Juni verließ er mit der Botschaft des Mißerfolges Wien und schrieb am 25. Juni an König Leopold: „Bis auf den Kaiser, der stets zuvorkommend und gentlemanlike sich benahm, war man von Seite der Minister ziemlich kühl und unverbindlich gegen mich." Vrgl. „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit." Von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin 1889, III. 275 ff.

[28]) „Graf Auersperg (Anastasius Grün) im oesterreichischen Herrenhause." „Deutsche Blätter." Beiblatt zur „Gartenlaube", Nr. 27 vom 1. Juli 1863.

Digitized by Google

den Zuruf: „Wir sind frei! Metternich ist verjagt!“ aus seiner Verstörung aufzurütteln; es bleibt vergeblich. Zu Wahrheit war es Bauernfeld, der diese Scene, von der Auerbach mit Recht bemerkt, daß sie wie ein phantastisches Gedicht von Lenau anmuthe, herbeiführte[29]). „Lenau hatte den Ruf nicht verstanden, und das oesterreichische und das deutsche Volk hatte den Ruf wohl gehört, aber auch nicht verstanden. Der Geist der Freiheit sank wieder in Nacht.“ Dann erinnert Auerbach an Auerspergs, von Radikalismus und Reaktion gleich weit entfernte Haltung vor 1848 („er ließ sich weder von der einen, noch von der anderen Seite seine eigene Seele entwenden“), und seine Teilnahme am Frankfurter Parlament, dem er bis zum September 1848 angehörte, um hierauf bei seiner Thätigkeit im Herrenhause zu verweilen:

> Wie viel hat man von Ungehörigkeit der politischen Poesie, von Unverträglichkeit zwischen Dichtung und Politik gesprochen — die Thatsache beleuchtet am besten darüber. Deutschland hat keinen besseren Namen zu nennen als Ludwig Uhland, und ihm nahe stellt sich nun der auch persönlich mit dem Sänger vom Neckar befreundete Graf Auersperg. Die Eigentümlichkeit, daß man die Freiheit im Gesetze als Sache des Herzens erfaßt und die Seele des Volkes dafür entflammt, mag eine deutsch besondere sein — sie schließt aber, wie diese beiden Beispiele zeigen, die starke und kernhafte Männlichkeit, die glanzlose Ausdauer, das nüchterne und klare Eindringen in alle Staatsverhältnisse und ihre gesetzliche Feststellung nicht aus. Es liegt im Feuer dichterischer Begeisterung etwas von jenem ewigen reinen Feuer, das vor Zeiten auf den Altären brannte, und nur von reinen Händen gepflegt und erhalten werden durfte, vor Mönchen, die sich dem Dienste der Idee geweiht hatten. Die Weihe, die vordem eine äußerliche war, ist nun zur innerlichen geworden. Wer nur für die Freiheit geglüht hat, wer sie auf dem kalten Wege der Berechnung zu erringen meint, dem wird eine andere Berechnung, was man eben „Rechnung tragen“ nennt, sie leicht entwinden. Wer aber die Forderungen der Zeit als Forderungen des ewigen Menschengeistes, der unentreißbaren Urrechte auferkrecht erhält, der hat nicht blos die Liebe zu dem Ideale, sondern auch die Treue für dasselbe und bewahrt es ungeschädigt durch alle Wandlungen des eigenen, wie des allgemeinen Lebens. Die Sonne selbst verdunkelt sich nicht, nur das Gewölke des Tages, und der Lauf der Zeit läßt ihr Licht regellos oder geregelt nicht durchdringen. So auch ist es mit der Sonne des Geistes, in dem es einmal Tag geworden. Jenes Feuer glüht fort im Herzen und macht die scheinbar nüchterne und vereinzelte That zu einer begeisterten, der Gesamtheit der höchsten Ideen sich anschließenden. Das ist der rechte und wahrhaft ideale Geist, der sich am Leben und seinen spröden Bedingungen versucht und durch keinen Widerstand sich zur Verdrossenheit und selbstbeschönigender Lässigkeit verleiten läßt.

Auerbach schließt:

> Auersperg ist heute 57 Jahre alt. Er hat große Geschichtsepochen erlebt: die heilige, Oesterreich an den Rand des Verderbens führende Regierungskunst Metternichs, die nichts als Polizeikunst war; die neue Regung des Geistes seit der Juli-Revolution; das Jahr 1848 und die nachfolgende Reaktion. Jetzt steht er, mit an die Spitze gestellt, in der neuen Bewegung, die nicht nur eine Bewegung, sondern eine feste Regelung werden soll. Das ist der Rhythmus der Geschichte, dem noch keine Verskunst sein Maß vorgezeichnet; das sind Wandlungen und Wendungen der Thatsachen, wie sie eine Dichterphantasie selber sich nicht kühner ausdenken könnte. Die Peripetie, wie man's nennt, die Spitze der Wendung im dritten Akte, ist überschritten, man darf hoffen, daß der vierte und fünfte heiter ausklingend und harmonisch sich abrundend ende.
>
> Anton Auersperg soll — welcher Deutsche wünscht das nicht? — ein Lebensdrama werden, in dem sich die Kämpfe und Siege der neuen Ideen künstlerisch schön und sittlich verklärend wiederspiegeln.

Zu diesem Sinne hat sich Auerbachs Hoffnung nicht erfüllt, und zwar mit aus demselben Grunde, aus dem er die politische Thätigkeit eines oesterreichischen Dichters für beglückender hielt, als Frankl und Auersperg selbst.

Das nächste Schreiben Auerspergs an Frankl ist eine Antwort auf dessen Mitteilung von dem am 13. Dezember 1863 erfolgten Tode Hebbels. Der Brief — Graz, 27. Dezember 1863 — lautet in seinen Hauptstellen:

> . . . . . Sie wecken Wehmuth und herzliches Bedauern in mir, indem Sie Hebbels Namen nannten. Wie schmerzlich empfinde ich jetzt die Lücke des Zufalls, die mir nicht gegönnt hat, des bedeutenden Mannes und Dichters persönliche Bekanntschaft zu machen. Und doch hat es vielleicht andererseits wieder sein Gutes, eine ragende Größe ganz frei und rein von den Schlacken der prosaischen Lebensverhältnisse blos in den Werken des Geistes, gewiß dem Besten, was jeder zu geben vermag, vor dem geistigen Auge stehen zu sehen. — Eine Bemerkung in Ihrem Briefe hat mich frappirt und weckt meinen Widerspruch. Sie meinen nämlich, Hebbeln habe zur Vollendung nur die größere Wärme des Künstlers gefehlt; mir schien gerade das Gegentheil der Fall, nämlich eine excentrische Überwucherung des blos oder doch vorwiegend künstlerischen Strebens und Ehrgeizes auf Kosten des objectiveren Standpunktes, der den Menschen im Künstler mitten unter Menschen, als Beobachter, Forscher und Freund mitten unter seines Gleichen stellen soll, und wo er nur das bevorzugte Organ dessen sei, was reinmenschlich in allen Andern lebt, die es aber nicht so wie er auszusprechen vermögen. Doch vielleicht habe ich Sie nicht richtig verstanden und wir stehen nur in verschiedenen Gesichtswinkeln derselben Anschauung gegenüber . . .

Im nächsten Monat, Januar 1864, sah sich Auersperg veranlaßt, in der Debatte des Herrenhauses über das Zuñiz-Budget das Wort zu ergreifen, um die vielbemerkte Äußerung eines seiner „Lieblingsgegner“[30]), des Fürst-Erzbischofs von Wien, Cardinal

[29]) Vergl. Schurz, „Lenaus Leben“ (II. 312). Zu seiner Biographie Lenaus erwähnt Grün der Begebenheit gleichfalls, ohne auch hier den Namen zu nennen. (S. LXXXVI der Ausgabe von 1874.)

[30]) Neben Rauscher war dies hauptsächlich Graf Leo Thun. Auersperg trat ihnen besonders gern entgegen, weil er sie unter allen Klerikal Konservativen sich an Bildung, Geist und rednerischem Talent zunächst ebenbürtig erachtete und in gewissem Sinne seine Freude an ihnen hatte. Thun und Auersperg, die einander duzten, nannten sich wechselseitig in ihren Briefen: „Mein lieber Gegner“. Vrgl. „Briefe des Grafen Leo Thun und des Grafen Anton Auersperg.“ Mitgeteilt von Ludw. Aug. Frankl. Neue freie Presse Nr. 8755 und 8756 vom 8. und 9. Januar 1889.

Digitized by Google

Rauscher, zu bekämpfen, die kurz zuvor in einer Rede zu demselben Budget gefallen war: „Wenn man das Bestreben, einen Staat ohne Gott zu gründen, Liberalismus nennen will, so mag es geschehen; diejenigen, die nicht damit einverstanden sind, haben sich an die zu wenden, die den Sprachgebrauch eingeführt haben.“[31]) Darauf erwiderte Auersperg u. a.:

> Liberalismus! Ein elastisches Wort, unter dem man sich denken kann, was man eben will. Die Definition ist schwer. Nach meiner Anschauung ist ein Mann liberaler Gesinnung derjenige, welcher redlich und ehrlich das Recht ehrt, wo er es findet, dort, wo er es nicht zu finden glaubt, es ebenso ehrlich sucht, und wo er es gefunden hat, es thatsächlich zu verwirklichen strebt.
>
> In dieser Anschauung liegt auch der Gebrauch bezeichnet, den ein solcher Mann von der Freiheit macht, einer Freiheit, die vom Rechtsbegriffe unzertrennbar ist, die durch Reformen, welche gleichen Schritt mit dem Rechtsleben halten, die Gefahren von Umwälzungen hintanzuhalten sucht, der redlich einer Freiheit anhängt, die, um mit den Worten Seiner Eminenz zu reden, „eine lebenskräftige ist, weil mit Gott und der Vernunft im Bunde.“ Ein solcher Mann kann den hier ausgesprochenen Grundsätzen anhängen, ohne mit seinem Adel und seinem Christentume in Widerspruch zu geraten. Er muß und wird das Recht und die Freiheit der Kirche auf ihrem eigenen Gebiete achten und ehren und doch anerkennen müssen, daß gewisse Grenzen sind, welche im Staatsleben nicht überschritten sein wollen, aber in der Vergangenheit überschritten worden sind . . .

Gegen Schluß seiner Rede führte Auersperg aus: Die Stellung des Abgeordnetenhauses als Vertreter der Steuerträger in Finanzfragen sei gebührend zu berücksichtigen, allerdings dürfe auch die Stellung des Herrenhauses dadurch nicht „nullifiziert“ werden. Übrigens liege die Gefahr für das Herrenhaus in ganz anderer Richtung: in einer zu weit gehenden Willfährigkeit gegen die Regierung. In Anlehnung an ein, vom Präsidenten des Herrenhauses Fürsten Carlos Auersperg gebrauchtes Wort, das Herrenhaus sei der Stundenzeiger, das Abgeordnetenhaus der Minutenzeiger, schloß Auersperg:

> Ich finde das Zutreffende dieses Gleichnisses darin, daß sowohl Stunden- als Minutenzeiger sich in demselben Kreise bewegen, daß sie, wenn auch in verschiedenem Taktmaße, dieselbe Richtung verfolgen, nämlich die Richtung nach vorwärts. Es wird ein vergebliches Bemühen sein, durch rasches Vorrücken des Minutenzeigers den Gang der Zeit zu beschleunigen; es wird aber auch ein ebenso vergebliches Bemühen sein, durch Rückstellung des Stundenzeigers den Gang der Zeit aufzuhalten. Dadurch kann das Räderwerk ins Stocken kommen, der Mechanismus kann zerbrochen werden, allein der Gang der Zeit läßt sich nicht aufhalten. Sie wird unaufhaltsam weiter schreiten.[32])

Die Rede fand begeisterte Zustimmung der Parteigenossen Auerspergs, und die Kunde, daß Auersperg unmittelbar darauf krankheitshalber Wien habe verlassen müssen, weckte besondere Teilnahme, da man diese Erkrankung den Aufregungen des parlamentarischen Kampfes zuschrieb. Auch Frankl sprach in einem Schreiben an Auersperg diese Vermutung aus. Hier Auerspergs Antwort aus Graz, 26. Januar 1864:

> Verehrter Freund!
>
> Ihr heute eingetroffener Brief bestätigt mir aufs Neue, wie genau und gut Sie mich kennen! Sie ahnen sehr richtig, was alles vorausgegangen sein mußte, bis ich mich zu meiner jüngsten Rede entschloß. Man hat mir fast wochenlang die Ohren betäubt mit dem tollsten Glockengebimmel, den Kopf umnebelt mit dem athembeengendsten Weihrauchqualm, ich mußte ansehen das gleißnerische Augenverdrehen untonsurirter Klingelbeutler und die Speichelleckerei excellenter Lakaien, anhören das Beifallsblöcken unzurechnungsfähiger Zweibeiner, ich mußte Zeuge sein, wie die Gestalten, die unser liebes Oestreich schon einmal an den Rand des Verderbens gebracht, wieder zuversichtliche Miene machten, sich in den Sattel aufs hohe Roß zu schwingen und wie ihnen die Minnsträuten von ehedem dienstfertig den Bügel hielten u. s. w., all diese Martern mußt' ich über mich ergehen lassen, bis es in mir feststand, daß ein Wort gesprochen werden müsse — und da sich leider kein Andrer fand, der es spräche — daß es meine Pflicht sei, dies zu thun. Hätte ich geschwiegen, ich wäre daran erkrankt; da ich gesprochen, ist mir zwar ein Stein vom Herzen gefallen, aber nicht ohne bittre Leiden. Ähnliches ahnte mir schon damals, als ich Ihnen bei meiner Ernennung zum Lebenslänglichen schrieb, ich fühle mich dadurch als einen „condamné aux travaux forcés à perpétuité“.[33])
>
> Indessen wäre es unrecht, jene Rede als Grund meiner Erkrankung anzusehen; ich habe seither noch fünf spätere Sitzungen mitgemacht, in einigen auch noch gesprochen, namentlich meine Referate über Staatsgüter, Staatsforste, Kroatiafabriken u. s. w. vorgetragen und erst am Samstag den 16ten fühlte ich mich unwohl, und zwar von einem in dieser Jahreszeit nicht ungewöhnlichen Schnupfen befallen. Vierzehn Tage Plenarsitzungen, nebstdem eine Anzahl Comitésitzungen, meine fortwährende nervöse Aufregung, der häufige und unvermeidliche Temperaturwechsel u. s. w., das Alles erklärt leicht das Entstehen eines solchen Unwohlseins . . . . .
>
> Am 14. März 1864 konnte Frankl dem Freunde melden:
>
> Ich eile Ihnen mitzutheilen, daß heute — 14. März, dem Tage der verliehenen Preßfreiheit — der Antrag, Ihnen das Ehrenbürgerrecht von Wien zu verleihen, in der Sektion einstimmig und

[31]) Stenographische Protokolle des Herrenhauses des Reichsraths. Zweite Session. S. 210 ff.

[32]) Ebenda S. 280 ff.

[33]) Auersperg hat diesen Gedanken auch in folgendem Epigramm ausgesprochen:

Minorität der Lebenslänglichen.
Was doch verbrach ich, daß ihr zu lebenslänglichem Zwangswerk
Grausam mit diesem Volke schmiedet zusammen auch mich?!
Unter den Braven doch fand ich manch freiere Seele, und mancher
Weise Galerenengenuß reicht mir die redliche Hand.

Digitized by Google

ohne alle Debatte angenommen worden ist.[34]) Referent: v. Mühlfeld. Motiv: weil der Dichter der Erste in Oesterreich war, der das Wort für Freiheit erhoben hat. Anlaß: die Rede im Herrenhause.

Hier Auerspergs Dankbrief (Laibach, 18. März 1863) für die Nachricht:

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die so freundliche Mittheilung über die mir vom Gemeinderathe Wiens zugedachte Ehre und Auszeichnung. Das ist viel mehr, als ich je verdiente, und dem „Wiener Poeten" ist in dem „Wiener Bürger" gewiß das ehrenhafteste Loos geworden, der Spaziergänger wird nun zum soliden angesessenen Manne, stolz und beglückt durch das Wohlwollen seiner wackern Mitbürger in der Hauptstadt des Reiches . . . . .

Wenige Tage darauf konnten die Freunde einander ihre neuesten Bücher senden; Frankl seine „Ahnenbilder",[35]) Grün seinen „Robin Hood".[36]) In seinem Briefe vom 27. März 1864 dankte Auersperg für Franklś Werk, das ihn nach Laibach begleiten werde, „um mir die wenigen Stunden, welche mir Muße und Stimmung zu anderer, als landtäglicher Lektüre gönnen, mit einer gesunden poetischen Kost zu würzen" und fuhr dann fort:

Sie urtheilen nachsichtig, freundlich und wohlwollend, wie immer, auch über die Art und Weise, wie ich, gegen Wunsch und Willen auf das politische Terrain gestellt, daselbst meine Pflicht zu erfüllen trachte. Mein Verdienst dabei ist ein sehr bescheidenes und besteht vielleicht nur darin, daß ich mir willig die meiner Neigung widerwärtigsten Aufgaben aufnöthigen lasse und am Ende mit Hilfe des Lichtstümpfchens, das der liebe Herrgott mir angezündet hat, noch ganz erträglich bewältige; aber wie mir gesund meiner unreinen Natur diese Dinge sind, das fühle ich gar tief und nachhaltig. Sie haben den Kern all meines Strebens auf jenem Felde sehr richtig getroffen. Redlichkeit und Wahrheit, Klarheit und Ganzheit! Das möchte ich, ohne selbst staatsmännische Begabung und Neigung zu spüren, unsern leitenden Staatsmännern fort und fort zurufen. Ohne jene Grundbedingungen sehe ich in unsern Tagen auch für das an sich beste und angemessenste System auf die Dauer kein Heil.

Im Herbst 1864 ersuchte Frankl den Freund um autobiographische Notizen, um deren Erlangung ihn Prof. Dr. Robert Zimmermann gebeten hatte, weil dieser ihrer für seinen beabsichtigten Antrag an die philosophische Fakultät der Wiener Universität, Auersperg anläßlich des bevorstehenden 500jährigen Jubiläums der Gründung der Hochschule zum Ehrendoktor zu ernennen, bedurfte. Gleichzeitig schloß Frankl die neue (dritte) Auflage des „Libanon" bei.

Hier Grüns Antwort:

Gratz, 27. IX. 64.

Mein theurer und verehrter Freund!

Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für Ihre freundliche, mir gestern zugekommene Mittheilung und insbesonder für deren literarische Beigabe, die von Ihnen nur insofern richtig als „Ballast" bezeichnet wird, als eine Ladung von Edelmetallen ja auch als solcher dienen und angesehen werden kann.

Minder dankbar bin ich Ihnen — wenn ich recht aufrichtig sein darf — für die in Ihrem gütigen Schreiben mir gestellte Aufgabe. Ihnen autobiographische Skizzen zu dem von Ihnen angedeuteten Zwecke zu liefern, so sehr ich andertheils mich durch Ihre Aufforderung geehrt fühlen muß. Meinem Gefühle war es jedenzeit peinlich, wenn ich so gewissermaßen auf offener Straße Selbstschau zu halten genöthigt war. Überwände ich auch, um Ihnen dienstwillig zu sein, wie ich gerne wollte, jenes widersprechende Gefühl, so wüßte ich zudem nichts Erhebliches mitzutheilen, das nicht schon bereits gedruckt und betreffenden Ortes leicht aufzufinden wäre. Aufforderungen ähnlicher Art, die mir aus dem Auslande zugingen, wußte ich in der That nicht besser zu beantworten, als durch Übersendung des Bauernfeld'schen Aufsatzes im Oesterr. Dichteralbum, dann des Holtei'schen in der Leipziger Illustrirten Zeitung vom Jahre 1863 und endlich des Artikels über mich im Wurzbach'schen Biographischen Lexikon. Diese Aufsätze sind gewiß auch Ihnen leicht zugänglich. Wenn ich zur Ergänzung der Bauernfeld'schen Lebensskizze noch beifüge, daß das Privatinstitut, in welchem ich bis zum Übertritte in die Universitäts-Studien meine Erziehung erhielt, das des Konvertiten Friedr. Klinkowström war, daß daselbst der als Lehrer angestellte, später als slovenischer Dichter sich auszeichnende Dr. Franz Prešhern sowohl auf mein dichterisches Schaffen, als auf meine sonstige Bildung wesentlichen Einfluß genommen hat, wenn ich als in diesen Richtungen anregende Persönlichkeiten noch den Dichter C. G. Leitner und den damaligen Gubernial-Concipisten Jos. Fellner (dem der „Letzte Ritter" gewidmet ist) während meiner Studienzeit in Gratz nenne, so haben Sie in summarischen Umrissen alle Fragen beantwortet, welche Sie in lebens- und bildungsgeschichtlicher Hinsicht an mich stellen. Auf die Details einzugehen wäre wohl allenfalls im mündlichen Verkehr zu wagen, im brieflichen jedoch könnte es sich ins Weite verlieren und doch vielleicht von Ihrem mir nicht genug bekannten Gesichtspunkte abirren.

[34]) Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts erfolgte dann in der Sitzung des Gemeinderats vom 18. April 1864.

[35]) „Ahnenbilder." Gruppen. Leipzig 1864.

[36]) „Robin Hood." Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart 1864.

Digitized by Google

Sie erschrecken mich mit der Aussicht auf mir bevorstehende „glänzende Ehren“. Mein Gott, ich empfing bereits mehr der Ehren, als ich verdiene und wünschen kann! Wer am liebsten aus der Verborgenheit stiller Schattenlauben in die glänzende Welt hinausblickt, dem wird der auf ihn selbst fallende Sonnenstrahl nicht stets der willkommenste sein. Zudem liegt in jeder neuen Ehre der Sporn und die Pflicht zu neuen Leistungen; ich aber fühle meine Arme fast schon ermüdet niedersinken und sehne mich nach Ruhe und Frieden. Gelingt es mir vielleicht noch das ein' oder andremal mich aufzuraffen und etwas Erträgliches zu leisten, dann ists um so besser, je weniger man noch von mir erwartet hätte.

Ich komme nochmals auf Ihr werthvolles literarisches Geschenk zurück. Die Widmung ist mir tief zu Herzen gedrungen. Ich fragte mich anfangs: wozu die halbvernarbte Wunde wieder aufreißen, aber ich ahne und fühle doch schließlich mit Ihnen, daß die lebhaft genährte Erinnerung nach solchem Verluste noch immer der einzig mögliche und zugleich der edelste, wohlthuendste Besitz bleibt.[37])

Entschuldigen Sie es, verehrter Freund, wenn ich nach meiner vielleicht etwas engherzigen subjektiven Anschauung Ihrer Aufforderung diesmal nicht im ganzen Umfang zu entsprechen vermochte, und bewahren Sie mir deßhalb nicht minder Ihr freundschaftliches Wohlwollen. Indem ich Ihnen aus meiner Seele, welche für Ihr körperliches Leiden den innigsten Antheil wahrt, eine baldige und dauernde Wiederherstellung wünsche, mit verehrungsvollen herzlichen Grüßen Ihr treuergebener

A. Auersperg.

Am 15. Januar 1865 verübte der unglückliche Karl Gutzkow im Städtchen Friedberg in Oberhessen einen Selbstmordversuch. Unter dem Eindruck der Nachricht schrieb Frankl — Wien, 22. Januar 1865 — an Auersperg:

..... Ich kann mich seit der Nachricht von Gutzkow nicht beruhigen! Unstreitig Einer der ersten deutschen Schriftsteller, ist kaum ein Gebiet des Geistes, das er nicht mit oft glänzendstem Erfolg betreten. Und was ihn vor Vielen besonders auszeichnet, es war keine Bewegung der Zeit, in die er nicht seine geistige Rede gemischt, für die er nicht mit der scharfen Waffe des Geistes gekämpft hätte, und das stets in freiester Richtung, mit edelstem Muthe für das Vaterland, dessen Größe und Glanz!

Es ist jetzt nicht die Zeit, dessen zu gedenken, was menschlicher Irrthum und Leidenschaft gegen Gleichstrebende in ihm war, aber gewiß ist es, daß er sie Alle an Ausdauer, an unermüdlichem Fleiße weit übertroffen hat. Nahe an 100 Bände liegen von ihm vor, und doch hat er das 54. Jahr seines Lebens kaum erst vollendet. Und trotz alledem konnte er nicht so viel erwerben, um Weib und Kinder zu ernähren, ich will nicht davon sprechen, mit Beruhigung in die Zeit sehen zu können, wo die Produktionskraft im Sinken oder völlig erloschen ist. Jeder Handwerker, wenn er sich redlich müht und nicht völlig dumm ist, kann es zu einem mäßigen Wohlstande wenigstens bringen; nur ein deutscher Schriftsteller nicht.

Wer ist schuld daran? Kein anderer als das deutsche Volk! Es kauft keine Bücher. Während sich kaum jemand besinnt, zu einem flüchtigen Konzert- oder Theatergenusse 4, 8, 10 fl. für Sitze zu bezahlen, so nimmt er Anstand, 2—3 fl. für ein Buch auszugeben. Die feinsten Damen sind nicht heikelig, einen beliebten Roman aus der Leihbibliothek, den Kranke, vielleicht Ansteckende, häufig nicht eben die Reinlichkeit liebendsten Personen in Händen hatten, auf ihrem eleganten Tische liegen zu haben. Wozu das Almosen einer Schiller-Stiftung, wenn die Deutschen die Bücher ihrer Schriftsteller kauften, wie dies die Engländer und Franzosen thun. Ich weiß, es verhungern auch dort Poeten und Schriftsteller, keiner aber von der Bedeutung Gutzkows! Und in letzter Auflösung ist es die Noth, wenn sich auch einiges Geld vorfindet, die ihn das Entsetzliche thun ließ

Und wären Göthe und Schiller, Herder und Uhland, Lenau und Grün nicht verhungert, wenn sie auf den Ertrag ihrer Schriften allein angewiesen gewesen wären? Grillparzer bekam für die ganze Arbeit seines Lebens von Oesterreich 2800 fl., d. i. 400 fl. per „Stück“! Es schadete freilich den Heroen unserer Literatur nicht, daß sie nebstbei Minister, Professoren, Superintendenten, Volksvertreter u. s. w. waren, es hinderte sie nicht, sich unsterblich zu machen. Das wollen aber Viele nicht glauben und meinen, es lähme ihre Schwingen. Später, wenn es zu spät ist, beklagen sie einen vermeßenen Jugendmuth Sie bedenken nicht, „daß selbst ein bedeutender Poet eines Morgens erwachen und zu seinem Entsetzen bemerken kann, daß er keiner mehr ist.“[38])

Ich glaube, daß unser unvergeßlicher Freund nicht dem Wahnsinn verfallen wäre, wenn irgend eine praktische Thätigkeit seinem fantasievollen Ringen das Gleichgewicht gehalten hätte.

Die Poeten müßen es lernen, die gute Übung der früheren Potentaten nachzuahmen: sie lernten alle irgend ein Handwerk, um, wenn sie die Krone verlieren sollten, sich ernähren zu können.

Ich rege heute ein Schreiben der Wiener Schriftsteller an die Frau Gutzkow's an, um ihm

[37]) Diese neue Auflage des „Libanon“ war dem Andenken des dahingeschiedenen Kindes Franklś, Egon Ernst, gewidmet. Vgl. S. 218.

[38]) Ein Ausspruch Uhlands. (Vergl. „Uhland in Wien.“ Von Ludw. Aug. Frankl. II. „Presse“ Nr. 27 vom 27. Januar 1863.)

Digitized by Google

zu sagen, der überall nur Feinde sieht, daß wir ihn in Oesterreich ehren und wärmste Theilnahme für ihn hegen.

Wie haben die Vorgänge unserer Universität auf Sie gewirkt?[39]) Sind Sie erschrocken, als Sie das Schreiben des Papstes lasen, welcher Unsünder Sie all Ihr Lebelang gewesen sind?[40])

Nichts desto weniger haben zwei Professoren zugleich (Zimmermann und Pfeiffer) Sie in der philosophischen Fakultät zum Doktor vorgeschlagen. Was sich der Papst darüber wundern wird!

Grün antwortete, gleichfalls noch im Januar, u. a.:

. . . . . Gutzkow's verhängnißvolle That hat auch mich tief erschüttert und im Wesentlichen stimme ich Ihren Anschauungen darüber bei. Die geistige Begabung und Thatkraft dieses Schriftstellers schätze ich ungemein hoch, obschon ich nicht verhehle, daß mindere Größen und Talente mir als literarische Individualitäten persönlich sympathischer sein konnten. In Einem aber stimme ich mit Ihnen nicht überein, nämlich in der Ansicht, daß der Anlaß zu dem tragischen Ereignis in der Geldfrage zu suchen sei. Alles in mir sträubt sich dagegen, dem leidigen schnöden Mammon diesen Triumph über eine geistige Größe zu gönnen. Es scheinen mir vielmehr Momente sittlicher Natur, deprimirende Familienverhältnisse u. dergl. dem furchtbaren Entschlusse zu Grunde zu liegen; manche Symptome deuten darauf hin. Dagegen bin ich vollkommen mit dem einverstanden, was Sie von dem wohlthätigen Gleichgewichte sagen, welches in einem zu vorwiegendem Phantasieleben hinneigenden Talente durch den nützlichen Gegendruck einer praktischen Berufsprobe hergestellt wird, dawon ganz abgesehen, daß diese zugleich die physische Ernährerin und Erhalterin des nicht blos mit Licht und Lust zufrieden zu stellenden Genius sein muß. Dies ist mehr als anderswo in Deutschland der Fall, namentlich durch die bekannten Verhältnisse in unserm Publicum, die wir beklagen, aber leider nicht ändern können, und in denen wir uns, so gut es geht, zurechtfinden sollen. Altmeister Göthe hat auch in dieser Richtung sein weises Wort von dem Begleiten aber nicht Leiten des Lebens durch die Muse gesprochen. Hätte unser unvergessener unglücklicher Freund dieses Wort beherzigt und praktisch verwirklicht, gewiß, er hätte nichts von seinen geistigen Schätzen eingebüßt, aber er wäre nicht jenem finstern Loose verfallen.

Der Beschluß der „Concordia", ein theilnahmvolles Schreiben an Gutzkows Frau zu richten, ist wacker und brav, herzlich und echt oesterreichisch! Gott lohne Ihnen die edle Anregung!

Ja, die „Encyklika" und der „Syllabus" — da ließe sich viel darüber reden! „Selbstmörder sind in der Regel unzurechnungsfähig" wäre man fast versucht zu sagen, wenn jene Akte nicht von einem Orte ausgingen, wo man gewöhnlich sehr genau und oft sehr richtig zu rechnen pflegt; aber diesmal wird es gewiß doppelt schwer sein, das Rechnungsexempel zu verstehen. Ich gräme mich nicht allzusehr darüber, scheint ja doch selbst Eingeweihten, wie z. B. dem Bischof Dupanloup, das rechte Verständniß schwer zu fallen.

Beschämt und gerührt fühle ich mich durch die Aufmerksamkeit, welche die beiden Herrn Professoren (Zimmermann und Pfeiffer) mir in so überraschend ehrender Weise zuwenden wollen.[41]) Der Papst wird mich wohl kaum seiner Exclusion würdigen; aber was werden Se. Heiligkeit Pater Brunner und „Volksfreund" dazu sagen?[42]) Als Ehrenbürger schlugen sie an meiner Seite niemand Geringeren als den G. sei bei uns Garibaldi vor; dem eventuellen Doctor phil. dürften sie konsequenterweise als würdigen Genossen vielleicht kaum einen Würdigeren als etwa Arnold Ruge („philosophum rubberrimum") zur Gesellschaft beigeben. Ich aber kann in jeder Richtung nur sagen: Domine, non sum dignus!

Im Sommer 1865 brachte Frankl seine Ferien in Dänemark zu. Aus Helsingör, 16. August 1865, ist der folgende Brief an Grün gerichtet:

Hochverehrter Freund!

Ich grüße Sie, den jungen Doktor der Philosophie, von würdiger Stelle aus: von Hamlets Grab, das den Fremden hier gezeigt wird und der durch sein to be or not to be? eine merkwürdige These für Ihre Dissertazion gibt.

Warum ich Ihnen aber eigentlich von hier aus schreibe, hat seinen Grund darin, Sie, da Sie oft in ein Seebad reisen, hieher einzuladen. Es ist einer der schönsten und — friedlichsten Punkte

[39]) Die Feier der 500jährigen Gründung der Universität sollte am 1. August 1865 stattfinden, also nicht an dem Tage der Stiftung durch Rudolf IV. (12 März), sondern in kirchlicher Tendenz erst nach dem Tage der päpstlichen Bestätigung (19. Juni). Ein großer Teil der im Komitee vertretenen Studentenschaft verlangte jedoch, daß die Feier auf den 12. März zu verlegen sei. Das führte zu peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den Fakultäten und Scenen in den Hörsälen, welche großes Aufsehen erregten.

[40]) Die päpstliche Enthklica vom 8. Dezember 1864 war eine Streitschrift gegen die moderne Wissenschaft und den modernen Staat und sprach über jene „Irrtümer" das Anathema aus, für deren Verwirklichung sich Auersperg sein Leben lang eingesetzt hatte.

[41]) Der Historiker Zimmermann und der Germanist Pfeiffer hatten sich zu dem Antrag, Auersperg zum Dr. phil. honoris causa zu ernennen, vereinigt. Es geschah dies später durch den Festakt vom 3. August 1865, bei der Jubelfeier der Wiener Hochschule.

[42]) Dr. Sebastian Brunner, der Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung", hatte Grün schon in seinem „Wiener Ritter" (Regensburg 1848) angegriffen und ließ sich auch seither nie eine Gelegenheit zu Ausfällen gegen den Dichter entgehen. Der „Volksfreund", gleichfalls ein klerikales Blatt, war damals speciell das Sprachrohr des Kardinals Rauscher.

Digitized by Google

der Erde und mein Urtheil. der ich drei Welttheile bereist habe, gilt was.

Dieser Sund ist der Bosporus des Nordens. der zwischen 2 Meeren und wenn nicht zwischen Welttheilen, doch zwischen 2 Ländern hinfluthet. und selbst die Thürme verfallener Schlösser fehlen nicht, um einem Leander oder Lord Byron anzureizen, hinüber zu schwimmen.

Ich begreife die Majestäten von Dänemark, wenn sie auf Kronenborg saßen und mit dem Blicke Nord- und Ostsee stolz beherrschten, daß sie sich alle Schiffe, die hier fuhren, tributär machten.

Eben zieht eine ganze Flotte, man sagt mir 600 Schiffe, mit vollen Segeln, vor meinem Fenster vorüber; sie wartete Südwind ab, der sie in die Nordsee jagt. Es ist ein unsterblicher Anblick. Ich wohne in einem „Thurme am Meere“ und überschaue den ganzen Sund.

Es waren nur noch 2 kleine Zimmer zu haben im 3. Stockwerke und dieses ist der Thurm. Über mir hängt die Signalglocke und flottert das Banner Dänemarks. . . Musikanten stimmen unten jetzt an:

„König Christian steht am hohen Mast.“

Meinen Thurm umgibt eine Gallerie, und wenn ich auf die dem Meere abgewendete Seite trete, sehe ich in den schönsten Buchenwald, dessen Zweige ich fast ergreifen kann. Ich sehe Schweden mit dem granitnen Eule (?) und diesseits des Sundes die Odinshöhe, wo Baggesen mit Männern und Frauen 3 Tage lang das Todtenfest für Friedrich Schiller beging, als die Nachricht von dessen Sterben in den Norden gelangte.

Man wohnt gut eingerichtet, speist gut, hat volle Ruhe, aber auch Gesellschaft, wenn man eben will, und kann höchstens 4—5 fl. täglich verbrauchen. Die Ausflüge in alle Richtungen sind reizend und selbst Kopenhagen ist per Dampfschiff in 2 Stunden zu erreichen. Thorwaldsens und das nordische Museum allein sind eine Reise nach Dänemark werth. Ich schreibe Ihnen das so genau, damit Sie einmal statt nach Helgoland nach Helsingör gehen, aber auch Ihrem Sohne die unvergängliche Erinnerung bereiten, indem Sie ihn hieher mitbringen!

Es war mir ein Bedürfnis Ihnen aus meinem beglückenden Aufenthalte einen Gruß zu senden und Sie möglichst desselben theilhaftig zu machen, damit wir auch „Tonette“ von Helsingör bekommen. Sie athmen wohl jetzt procul Negotiis auf, wenn Sie auch nicht die freieste Stimmung über unsere politischen Zustände beherrschen mag.

P. S. Der dänische Dichter Holst sprach und sagte viel über Sie, er ist ein Bewunderer Ihrer „Spaziergänge“ und hat Einiges aus dem „Letzten Ritter“, ich glaube Kunz von der Rosen, ins Dänische übersetzt. Halms Dramen, namentlich „Sohn der Wildnis“, sind hier sehr beliebt. Grillparzers „Ahnfrau“ und „Sappho“ erinnert man sich, daß sie in Kopenhagen gegeben worden sind. Mosenthals „Deborah“, von Andersen übersetzt, gefiel nicht. Schon früher und bei der jetzigen politischen Stimmung noch mehr wenden sich die Dänen von der deutschen der französischen Literatur zu. Als ein Curiosum theile ich mit, daß mich deutsche Poesie in eigenthümlicher und einziger Weise hier in Helsingör begrüßte, in einem Schaufenster Nestroys Lied „Es steht die Welt nicht mehr lang!“ Ich kaufte es.

Zu meiner Überraschung fand ich einige Gedichte von mir, von O. Andersen ins Dänische übersetzt.

Der Spätherbst desselben Jahres sah Auersperg mitten in den aufregendsten, politischen Kämpfen. Das liberal-centralistische Ministerium Schmerling war endlich dem Ansturm der Ungarn, die den Eintritt in den Wiener Reichsrat und die Anerkennung der Februar-Verfassung ablehnten, erlegen; auch die Klerikalen und Föderalisten des westlichen Österreich hatten kräftig dazu mitgeholfen. Das Ministerium Belcredi, das nun folgte, sistierte die Verfassung; die verfassungstreuen Deutschen hatten allen Grund, der Zukunft mit schwerer Besorgnis entgegenzusehen, besonders da sie durch die Auflösung des Reichsrats nahezu mundtot gemacht waren. Denn die einzige Stätte, die ihnen zur Verteidigung ihres Volkstums und der Verfassung blieb, waren die Landtage; Belcredi hatte dieselben einberufen und ihnen die Sistierung offiziell mitgeteilt, weil er sich von den meisten eines zustimmenden Votums versehen konnte.

So entbrannte denn auch im Krainer Landtag der Kampf. Der Führer der vereinigten Slovenen und Klerikalen, Dr. Bleiweis, stellte den Antrag auf Erlassung einer Adresse an den Monarchen, welche ihm den Dank des Landtags für die Sistierung der Verfassung aussprechen sollte; Auersperg beantragte eine Adresse im entgegengesetzten Sinne, und sein Antrag wurde mit der knappen Mehrheit von zwei Stimmen (17 gegen 15) angenommen[43]). Aus dem von ihm verfaßten Adreß-Entwurf seien hier folgende Stellen wiedergegeben. Nach einer Einleitung, die den Monarchen daran erinnert, daß er „die in den Staatsgrundgesetzen vorgezeichnete Politik durch sein „Kaiserliches Wort“ bestätigt und bekräftigt, fährt die Adresse fort:

„Gestatten Eure Majestät aus unsere Überzeugung dahin auszusprechen, daß eine Verfassung, welche von parteiischen Hetzen mit solchem Danke und mit solcher Begeisterung begrüßt, aber auch für das Auge des kalter Beobachtenden von solchen Erfolgen begleitet wurde, wie die ersten Zeiten ihres Bestandes aufzuweisen haben . . ., daß eine solche Verfassung in ihren Grundlagen gewiß

[43]) Berichte über die Verhandlungen des krainischen Landtages in den Monaten November, Dezember 1865 und Januar, Februar 1866, S. 29 ff. und S. 105 ff.

Digitized by Google

nur auf gesunden und lebenskräftigen Principien und deren Anwendung beruhen könne, und daß sonach, wenn die späteren Erfolge hinter den gerechten Erwartungen und Hoffnungen der Völker zurückblieben, die erklärenden Ursachen nicht in der Verfassung selbst und ihrem innersten Wesen zu suchen sind.

Nach einer scharfen Kritik der Ausgleichsaktion mit Ungarn heißt es dann ferner:

Wir würden uns sträflichen Vergessens, des Undankes gegen Eure Majestät und der Pflichtversäumnis gegen die durch uns vertretenen Staatsbürger schuldig glauben, wenn wir den hohen Wert der von Eurer Majestät verliehenen Rechte so verkennen könnten, daß wir eine Gefährdung oder Schmälerung derselben mit Gleichmut und Stillschweigen an uns vorübergehen ließen. Indem wir unsern Besorgnissen ehrerbietigen Ausdruck verleihen, suchen wir zugleich in der Hochherzigkeit und Weisheit Eurer Majestät die entsprechende Abhilfe.

Die Adresse schließt mit der Bitte um schleunige Wiederherstellung der Verfassung.

Das war eine Tonart, die nur wenige zu vertreten den Mut fanden. Nach stürmischer Debatte wurde im zweiten Verhandlungstage der Antrag auf Übergang zur Tagesordnung gestellt. Auersperg opponierte in einer Rede, welche die öffentliche Meinung in Oesterreich für lange hinaus beschäftigte. In flammenden Worten warnte er vor dem Absolutismus, selbst wenn er gute Absichten haben sollte:

Es ist eine größere Gefahr, vom unberechtigten Geber etwas anzunehmen, als sich vom unberechtigten Nehmer etwas nehmen zu lassen. Die Macht kann wieder geben, was sie genommen hat, sie kann aber auch wieder nehmen, was sie gegeben hat, und noch mehr. Festhalten an Gesetz und Recht, an dem durch die Verfassung Gewährten, das ist unser sicherer konstitutioneller Besitz. Will man das Verfassungsleben oder will man den Absolutismus? Das ist die Frage in letzter Auflösung! . . .

. . . Wenn wir in einer Frage, die unser heiligstes Recht berührt, zur Tagesordnung übergehen, statt mannhaft für unsere Gesinnung einzustehen, dann, fürchte ich, wird über kurz oder lang der Absolutismus über uns alle zu seiner Tagesordnung übergehen.

Mit Hohn wandte er sich dann gegen jene, von denen er mit Sicherheit ein anderes Votum, als bei der letzten Abstimmung, befürchten mußte: „Es ist wahrzunehmen, daß seit einigen Tagen eine Art sittliche Malaria oder böse Influenza einwirkte, welche hie und da einen Kämpfer feldmüdtüchtig oder feldflüchtig machen kann.“ Das fruchtete nichts; der Übergang zur Tagesordnung wurde mit 18 gegen 12 Stimmen angenommen.

Darauf bezieht sich der folgende Brief Franks aus Wien, 23. Dezember 1865:

Es schmerzt, daß Sie Ihren letzten parlamentarischen Triumph einem traurigen Momente des Vaterlandes zu verdanken haben. Möge es eben nur ein Moment sein, der solche Blüten treiben muß, die von der jetzigen Regierung freilich als Brennesseln empfunden werden. Ich hoffe, sie ziehen tüchtige Blasen, leider vielleicht nur Wasserblasen!

Wie viel freudiger würde ich Ihnen zu einem neuen Erfolge auf poetischem Gebiete Glück wünschen.

Mögen die Horen des neuen Jahres von den Grazien so anmutig beherrscht sein für Sie, wie Sie das auf der Nachbildung des Thorwaldsen Basreliefs sehen, das ich aus Kopenhagen mitbrachte und an Ihren Christbaum zu hängen mir erlaube, nebst der Illustrazion des Anakreontischen Liedchens, in welchem der Dichter den frierenden Liebesgott aufnimmt und pflegt. . . . .

Grün erwiderte — Graz, 25. Dezember 1865 — mit herzlichem Danke:

Sie verstehen es, in einem sinnigen Geschenke die Sehnsucht nach kaum Erreichbarem zu wecken und in einem liebenswürdigen Festwunsche zugleich eine für mich sehr eindringliche Mahnung auszudrücken, die Mahnung an den heitern Ernst und an die hohen Aufgaben eines der Kunst geweihten Lebens! Wer würde nicht gerne, namentlich heutzutag, die Arena unserer politischen Misere mit dem sonnenhellen Dome der Poesie vertauschen? Ja, wer es vermöchte, mit der Ruhe der Götter und doch mit einem patriotischen Herzen, wie Göthe aus olympischen Höhen auf all den Jammer und all die Jämmerlichkeiten herabzublicken! Unsereins aber hängt mit hundert Fesseln einer vielleicht allzuängstlichen Pflichterfüllung an den niederen Regionen unserer politischen Entwicklung. Und diese Pflicht wird Einem bisweilen recht sauer gemacht, nicht durch den Kampf — denn dieser, mit gleichen Waffen geführt, erhebt und kräftigt nur — aber wohl durch die Kampfweise mancher Gegner. Wer der rohesten Gemeinheit und barbarischen Verwilderung gegenüber stehen, mit parlamentarischen Irokesen ringen muß, der wird sich über kurz oder lang des Ekels und Abscheus nicht erwehren können. Noch bestaubt von einem solchen Kampfe stehe ich Ihren Thorwaldsen'schen Basreliefs gegenüber, den Musen, Grazien und Liebesgöttern des großen Meisters! O Gegensätze! O Mahnungen und Stoffe zum Nachdenken! —

Ganz andere Stürme noch sollte das folgende Jahr, wie über ihr Vaterland, so über das Gemüt der beiden Patrioten bringen.

Digitized by Google

Der große Pan.

Von Ottokar Stauf von der March.

Plutarch Tom. III. Cap. 17.

Vom heiligen Hellas fuhr auf stolzem Schiff
Der Rhoder Thamnus heimwärts gegen Rom.
Blau war der Himmel, blau das Meer rundum,
Und wohlige Wärme spendete der Gott,
Der das Gespann der Sonnenrosse lenkt.
Die weißen Segel blähte voll der Ost,
Hoch flatterte der bunten Wimpel Prunk
Und leicht wie eine Daunenfeder flog
Bei Ruderlakt und bei Matrosensang
Das Fahrzeug über's feuchte Element,
So daß es schien, als ob sein tiefster Kiel
Die Fluten kaum berühre . . . „Selten, Herr,"
Sprach froh zum Handelsmann der Kapitän,
„War uns beschieden hier in diesem Meer,
Das insgemein als stürmisch gilt mit Recht,
So gute Fahrt! – Schon taucht im Westen fern
Der Echinaden Inselkranz empor
Und hält die frische Brise an, sind wir
In zehen Tagen in der ew'gen Stadt!"

Die Sonne sank zum Horizont hinab,
Mit roten Rosen kränzend rings die See,
Und an dem dunkelblauen Himmelszelt
Wie gold'ne Nägel eines Baldachins,
Trat glühend Stern um Stern hervor und sah
Mit rätselhaftem Lächeln auf die Welt. —
Doch immer_lanzte die Liburne stolz
Durch Schaum- und Flutgekräusel, mondbeglänzt,
Und spiegelte sich, einem Mädchen gleich,
Mit Wohlgefallen in dem flüssigen Gold . . .
Doch als bei Paxos' Eiland, kahl und öd',
Von Wasserlachen nur und Büschelu Loch
Hin, wieder unterbrochen, just vorbei
Die Schmucke will — zwei Bogenschüsse weit
Vom Inselstrand —, da plötzlich fallen schlaff
Die Tücher an den Masten nieder und
Die Wimpel hangen wie geknickt herab
Von unsichtbarer, geisterhafter Hand.
Und ob der Sklav' auch seine ganze Kraft
Dem Ruder mitzuteilen sich befleißt,
Daß seine Adern zu zerspringen droh'n,
Und ob des Steuermannes Schwielenfaust
Das Rad nach rechtshin oder linkshin dreht —
Das Schiff steht fest gleich einer Eisenwand.

Kein Hauch durchzittert weit und breit die Luft,
Und unbeweglich liegt die Woge da
Im Silbergold des Mondenlichts, just wie
Erstarrte Lava an des Ätna Fuß . . .

Die Nacht war schwül, wie selten, und war heiß,
Und alle Fahrtgenossen, lieferschreckt,
Daß plötzlich Hall gemacht das schnelle Schiff,
Und darum Unheil fürchtend, klauben da
Mit aufgerissenen Lidern am Verdeck
Und starrten wie entgeistert auf die See.
Kopfschüttelnd schrill der graue Kapitän
Vom Steuerbord zum Backbord und vom Bug
Zum Spiegel hastig hin und wieder, doch
Was sich ereignet, blieb ihm unerklärt.
„Sandbänke sind es nicht!" und noch einmal
Ließ er die Sklaven in das Riemenzeug
Sich legen, selbst indes die Faust mit Macht
An's Steuerrad gepreßt, und auf den Wink
Begannen sie ihr Werk gemeinsam; im
Behang des Leders knirschten, quirlschten hell
Die Ruder und das Steuer ächzte — Schweiß
In Strömen troff von jeder Stirn herab —:
Das Schiff steht fest gleich einer Eisenwand,
Und unbeweglich liegt die Woge da . . .

Der Rhoder heischt das Treiben, mühevoll
Und fruchtlos, einzustellen, „werft denn aus
Die Anker," ruft er mächtigen Con's, „es zwingt
Ein Gott uns, hier zu weilen!" —

Es geschah. —

Die Nacht verrauscht, an Pleus Horizont
Im goldverbrämten Scharlachmantel krill
Als Herold Eos auf, des Helios
Triumph den Wesen zu verkündigen,
Und Purpurrosen streut sie weit ob Land
Und Meer aus, der Dnadriga Ueberfluß —
Doch immer steht gleich einer Eisenwand
Das Schiff im purpurüberlankten Meer;
Kein Hauch durchzittert weit und breit die Luft
Und unbeweglich liegt die Woge da
Im rosigen Gold des Morgenrots, just wie
Erstarrte Lava zu des Ätna's Fuß . . .

Der Tag verrauscht, die Sonne hat schon längst
Beschrillen den Zenith und schräg hin fällt
Ihr Strahl auf Fahrzeug, Inselstrand und Flut,
Die höchsten Spitzen übergoldend — starr
Wie eine Eisenwand steht noch das Schiff
Und unbeweglich liegt die Woge da.

Urplötzlich dröhnt vom leeren Sumpfgestad'
Ein dumpfer Ruf von riesenhörtem Klang
Und „Thramnus!" schallt's meerüber, donnergleich.

Digitized by Google

Ein Blitz aus heit'rem Frühlingshimmel übt
Nicht solche Wirkung aus wie dieser Ruf
Vom unwirtlichen, unbewohnten Strand,
Wo Sumpfgevögel kaum sich Nester baut
Und den noch keines Menschen Fuß betrat;
Die Schiffsgefährten sah'n einander an
Mit hohlem Blick und aufgesträubten Haar's
Und ihre Pulse wurden totenstill. —
Es war, als schlüge still sein Schwingenpaar,
Nachtschwarz und vorgeschwor um Aller Haupt
Des Wahnsinns herzbeklemmender Geierfall,
Und niemand konnte Mut sich fassen, Red'
Zu stehn dem körperlosen Rufer — glatt
Wie eine Tenne war der Inselstrand,
Vom Sonnenlicht bestrahlt, daß nirgendwo
Ein Schatten lag und nichts Lebendiges
Den spähenden Augen weitumher erschien. —

Da scholl es abermals, anschwellend, gleich
Sich näherndem Donner: „Thramnus!“, daß die Flut
Erbebte und das Schiff mit wildem Ruck
Sich bäumend in die Anker knirschte, wie
Ein scheugewordenes Roß in sein Gezäum',
Und wiederum getraute niemand sich,
Der überirdischen Stimme Red' zu steh'n.

Da grollte doppelt laut zum dritten Mal
Der gleiche Ruf herüber: „Thramnus!“ und
Ein scharfer Hauch fuhr über's Angesicht
Des Tauchenden; die Wellen brausten auf
Und züngelten wie Lattern um das Schiff,
Das taumelnd hin und her sich schüttelte,
Der Fliege gleich, die in der Spinne Netz
Verstrickt den Todfeind hilflos nahen sieht,
Als ob's zur Frist versinken sollt' zum Grund.

Zum Leebord trat der Rheder totenbleich
Und rief mit zitternder Stimme inselwärts:
„Hier bin ich, Thramnus! warlend des Gebot's!“

Und aber rollt es von dem flachen Strand:
„An Palos' Unlief' halte an dein Schiff,
Du aber trete vor und künde laut:
‚Der große Pan ist tot!‘“

Wie jählersprungener Lyrasaiten Klang,
So tönten wehmutsvoll und geisterhaft
Die letzten Worte her — und wiederum
War's totenstill. — Der Rheder neigte sich
Ehrfürchtig vor des Unsichtbaren Wort
Und rief: „Vollführen will ich das Gebot!“

Und sieh! Die schlaffen Segel wurden voll
Zum Bersten, rauschend klatterten hoch auf
Die Wimpel, knarrend schlugen an den Mast
Die Raarn und die schmucke Galathee
Flog pfeilgeschwind gen West wie ehedem.
Die Ruder tauchten in gewohntem Takt
In's Wasser, ohne daß der Sklaven Hand
Berührt sie hätte — wie von einem Gott
Gelenkt —, und des Steuers Schaufel schnitt
Von selbst das Flutgemenge tadellos,
Indes die Anker rauschend an den Tau'n
Der Bahn des Schiffes folgten, nachgeschleppt . . .

Die Fahrtgenossen atmeten tief auf,
Wie Einer, der aus bösem Traum erwacht.
Und Thramnus schreibt den Vorfall treulich auf,
Den wundersellsam-unerklärlichen,
Genau verzeichnend Tag und Stund' —

Es war
Die neunte Stund' der sechsten Feria
Im vierten Jahre der zweihundertsten
Olympiade.*)

Nun entstand ein Streit
Im Schiffsvolk und im Kreis der Reisenden.
Die Einen sagten: „Täuschung ist es, Trug
Der aufgeregten Sinne, schreckerfüllt
Von der so plötzlich eingetretenen
Windstille.“ Doch das gläubige Gemüt
Der Anderen sah eitel Frevelmut
In solcher Meinung: „Jovis' Wille war's“,
So sprachen diese, „der uns offenbart
Dies Wunder und — wer weiß, was folgen wird!
Denn unerforschlich ist der Götter Rath.“
Und immer hitziger ließ der Streit sich an,
Bis Thramnus endlich Ruhe heischte: „Hört!
Zu proben, ob es Wahrheit oder Trug,
Ist leicht —: an Palos geh' ich fort die Fahrt
Und achte nicht der Stimme, die mir dort
Zu halten anbefahl — — ob Sinnenspiel
Es ist, ob eines Gottes Wille, wird
Sich klar erweisen.“ — — Alle waren des'
Zufrieden . . . .

Munter hüpfte auf der Flut
Die Galathee und eine Stunde d'rauf
Zog sich, in dunstige Schwaden eingehüllt
Und immerdar bestimmter werdend hin
Ein dunkler Streifen vor der Schiffer Blick:
Das Eiland Palos — alle dachten still
Des unsichtbaren Rufers vom Gestad'
Der Echinaden und des Wachtgebots,
Das er dem Thramnus dräuend auferlegt.
Der Rheder aber hieß sein Sklavenvolk
An Segeln beinsetzen, was nur je
Die Raaen tragen könnten und sodann
Mit aller Kraft die Ruder anzuzieh'n,
Und doppelt schnell flog hin das schmucke Schiff,
Und immer deutlicher und deutlicher
Stieg Palos aus der blauen Flut empor . . .

Die Schiffsbewohner standen am Verdeck
Wie Schafe beim Gewitter dichtgedrängt
Und sahen flüsternd nach dem Eiland aus . . .

In mächtigen Konturen, streng und steil
Erhob die vielerspähte Insel sich
Am nächsten Horizont, zwölf Längen weit
Vom Fahrzeug, das wie vorher g'radenwegs
Zusegelte der Unlief', ob der Kurs
Des Steuers auch gen West gerichtet war,
Als wär' das Eiland ein Magnet und zög'
Mit wunderthätiger Kraft den Kiel an sich.

*) 26 März 33 n. Chr. 3 Uhr nachmittags.

Digitized by Google

Vier Längen noch, da plötzlich . . . schweigt der Wind
Wie abgeschnitten und das Segelwerk
Fällt schlaff an Mast und Raa herab, das Schiff
Steht fest und starr gleich einer Eisenwand.
Kein Hauch durchzittert weit und breit die Luft
Und unbeweglich liegt die Woge da
Im Glorienschein des Abendlichts, just wie
Erstarrte Lava zu des Ätna Fuß . . .

Nicht frommt des Steuers Schaufelrad und nichts
Der Ruder'r flugbeschwingende Muskelkraft —
Das Schiff steht fest im Meer wie angeschweißt;
Den Weggenossen stirbt das Wort im Mund,
Bleich stieren sie zum sumpfigen Eiland hin
Und wagen kaum zu atmen einen Hauch . . .

Und Chramnus murmelt ein Gebet vor sich
Und hart zum Lordord kniend beugt er sich
Weit über das Geländer hin und ruft,
So laut er kann in den Krystall hinab:

„Der große Pan ist tot!"

Es war, wie wenn
Ein grenzenloser Schmerz ein ganzes Volk,
Ein ganzes Land betroffen. Dann wohl tönt
Aus Hütte und Palast das gleiche Lied
In thränumflorter Trauermelodie,
Die uralteswige, heilige Alias —:
Als Klage hier in Gott ergeben, mild
Des Greises, der verloren seinen Stab
Und Stolz, den Sohn, — als kindlich Wimmern dort,
Das um das guld'ne Herz der Mutter weint, —
Hier wieder trotzig-wilder Wehernf
Des Mannes um sein edles treues Weib —,
Dort herzzerreißend Jammern einer Maid
Um den Geliebten —, Seufzen, halberstickt
Vom grenzenlosen Leid der Mutterbrust
Um das vermißte einz'ge Kind —

Es war
Als gösse eine unsichtbare Hand
Die Bitternis der ganzen weiten Welt,
Das Weh der erdgeborenen Kreatur,
Seit Anbeginn bis zu des Erdballs Sturz,
In die geheimnisvoll-belebte Flut — —
Und all' das Stimmenchaos klang zusamm'
In einen Trauer- und Verzweiflungschor . . .

Am Bord des Schiffes war es grabesstill,
Und wie im Beinhaus Totenschädel rings
An Totenschädel dicht gereiht und nur
Das schlotternde Gebein gab Zeugnis noch
Vom Leben der entseelten Schiffsmannschaft;
Wie Igelstacheln standen Bart und Haar
Den wetterharten Reisenden zu Berg'
Und jeglich Auge stierte Raserei,
Indes die Zähne klappernd aneinand'
Wie Mühlenräder schlugen —

Da erhub
Die Brise sich von neuem. Pfeilgeschwind
Flog weiter gegen West die Galathee'
Und schwächer stets und schwächer klang an's Ohr
Der wundersame Stimmen Klagechor,
Bis daß ein unbestimmt-verworrenes
Geräusch meerüber tönte, ähnlich wie
Um Mittagszeit im tiefsten Tannenforst
Vom fernen Bienenfeld eines Bienenschwarms
Gesumle . . . schwach und schwächer stets und leis'
Und leiser, bis des Windes Blasen und
Der Wellen Rauschen es verschlang . . .

Und als
Zum dritten Mal der Sonne Diadem
Entglänzte von des Himmels Götterstirn,
Da wiegte sich in Pflias sich'rer Bucht
Des Chramnus' Schiff . . .

Auf Möveuschwingen flog
Die seltsame Begebenheit durch's Volk,
Geheimnisvolles Grau'n allüberall
Und ängstlich Staunen weckend rundumher,
Daß selbst der Herr der Welt, Tiberius,
Aus seiner ewigen Trunkenheit geschreckt,
Von Chramnus sich die wunderliche Mär'
Erzählen ließ und d'rob in Angst gerieth,
Dieweil kein Augur und kein Philosoph,
Nicht Haruspex, noch Zauberer denten konnt'
Das schwere Rätsel — — —

Jenen Tage d'rauf
Kam ein Legat vom Morgenland und bracht
Dem Kaiser Kunde vom Landpfleger in
Judäa, wie ein Mann von Nazareth
Mit Namen Jesus, eines Zimmerers Sohn,
Umsturz verbreitet in Jerusalem,
Jedoch gefangen worden und an's Holz
Der Schmach gehängt, elend verstorben sei —
„Und dies geschah", so schloß der Bote, „um
Die neunte Stund' der sechsten Feria." — —

Tiefe Schatten.

O könnt' ich glauben wie in Kindheitstagen,
Ich würde leichter meine Bürde tragen!

Wohl mir, daß ich in jeder Trübsal kannte
Des guten Vaters strenge Abgesand'te;

Des guten Vaters, der da wog die Bürde,
Daß seinem Kinde nicht zu schwer sie würde.

Doch wo bleibt Trost, wenn auf mich schleudert Leid
Das Schicksal, die Naturnotwendigkeit;

Wenn mein Schmerz einer Kette nur das Glied,
Die durch Äonen ihre Ringe zieht,

Von einer Kette, die, nie unterbrochen,
Gift-schlangengleich das Weltall hält umkrochen?

Digitized by Google

Und ich, umschnürt von Fesseln Füß' und Hände,
Muß vorwärts, und ich schaue nicht das Ende?!

O könnt' ich glauben wie in Kindheitstagen,
Ich würde leichter meine Bürde tragen . . .

Dein, es geschehen keine Wunder mehr,
Und niemand fragt, ob deine Last zu schwer.

Wie du magst knirschend an den Ketten rütteln,
Sie schneiden dich und sind nicht abzuschütteln.

So beug' dich, bis aus der Ergebung Stumpf
Dir grünt des Stolzes trotziger Triumph:

„Bin stärker doch als sie, die frei von Lasten
Abseits des Weg's auf Blumenmatten rasten!

Und ward dein Wesen herb, — denn auch den Schwingen
Zerstäubt der Schmerz, die sich durch Stürme ringen —

Von Einem hältst du deine Seele rein:
Von gift'gem Neid auf die im Sonnenschein.

„In töllich süß hab' ich verlangt nach Licht —
Ihr Glücklichen ertrügt mein Dunkel nicht."

H. Roberlin.

Gartenland.

Einen Garten hatt' ich, wundersein.
Ferne, vergangene Tage!
Eine weiße Lilie nannt' ich mein,
O wie war sie schön und schlank und rein!
Lieben erwacht im Lenze.

Und in dörrender Hochsommerglut, —
— Alles was blüht muß welken.
Und in krank'ner Lust und fremdem Mut
Riß ich ab das Blümlein meiner Hut.
Wonne begehrt das Herze.

Dann erging ich mich in Traum und Bann,
Lebt ich im Baun der Träume?
Sah die tote Blume welk mich an,
Doch ein neues Prachtbeet legt' ich an:
Königin ist die Rose.

Und sie hauchte Glut und blüht' und flammt',
Bote des Winters, Herbst naht.
Bis von selbst erblich der Wange Sammt
Und zur Erde sank, die ihr entflammt,
Alles was lebt muß sterben.

Und nun weht der Winter ahnenschwer,
Bote des Tod's, der Winter.
Und ich hab' nicht Ros' noch Lilie mehr,
Und mein Gartenland ist öd' und leer.
Öde und leer das Leben.

Georg Bachmann.

Warum wollt ihr mir grollen . . .

Warum wollt ihr mir grollen,
Daß ich nur halb verhüllt,
Was in der Brust, der vollen,
Mit Leben mich erfüllt?

Ich bin kein Weltgestalter
Mit kühnem Denkersinn;
Ein stiller Selbstentfalter
Zieh sinnend ich dahin.

Weil jenem schlägt in Flammen
Sein Weltbild aus dem Haupt
Preß' ich die Glut zusammen,
Ein Mann, der ahnt und glaubt.

Mein Gott ist mir zu teuer,
Daß unverhüllt er geh',
Drum web' ich um sein Feuer
Mein Leiden und mein Weh.

Die Welt ist allen eigen,
Gott jedem nur allein, —
Wie soll' der Welt ich zeigen
Das Einzige, was mein!

Paul Friese.

Digitized by Google

Die Berliner Schauspielerin.

Von **Max Grube.***)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI 1870

Die deutsche Reichshauptstadt ist bekanntlich auch die Hauptstadt des deutschen Bühnenstaates, und ein Engagement in Berlin erscheint jedem Schauspieler als ein Ziel „auf's innigste zu wünschen".

Aber obwohl in Berlin immer einige Theater mehr sind, als Bedürfnis dazu vorhanden ist, obwohl Schauspieler — gute Schauspieler — immer gebraucht werden, ist es doch für den Provinzmimen nicht ganz leicht, hier anzukommen, denn ihm stemmt sich stillschweigend, aber schwer zu durchbrechen, die Phalanx der „Berliner Schauspieler" entgegen, welche seit Jahren den eisernen Bestand der Berliner Bühnen bilden. Ich spreche hier nicht von den Mitgliedern der Hoftheater, welche meist von vornherein durch längere Verträge gebunden, sich schließlich ein unausgesprochenes Recht der Unkündbarkeit verdient oder — ersessen haben, ich spreche auch nicht von den bekannten und hervorragenden Künstlern, um welche die ersten Kunststätten sich bemühen, nein, ich meine jene Kunststerne zweiter und dritter Ordnung, welche sich um die Theater bemühen, von einem zum andern wandern, leidlich, auch wohl gut bezahlt, wenn sie gerade gebraucht werden, sich billig anbietend, wenn ihre mehr oder minder schätzenswerten Kräfte in der Baisse sind.

Ihr Losungswort ist: „Um keinen Preis hinaus aus Berlin!" Mit unsagbarer Verachtung blicken sie auf die „Provinz" herab, sie sind im Stande, ein achtungswertes, selbst ein leidlich bezahltes Engagement außerhalb, wäre es selbst an einem kleinen Hoftheater, das ihnen doch ein ruhiges Altwerden in Aussicht stellt, rundweg auszuschlagen, nicht so sehr, weil sie fühlen, daß das Publikum einer gebildeten Mittelstadt gar nicht so leicht zu befriedigen ist, sondern weil ihnen das nervenerregende Leben der Großstadt thatsächlich unentbehrliches Bedürfnis geworden ist und zugleich ein Ersatz für manche Widerwärtigkeit, eine Art Haschisch, das sie in einen eingebildeten Glückszustand versetzt.

Dem „Berliner Schauspieler" steht keine „Berliner Schauspielerin" gegenüber.

Jahraus jahrein flirrt und flattert es in dem theatralischen Taubenschlage. Viele Künstlerinnen fliegen jährlich hinzu, aber gar viele auch rasch wieder hinaus, um wieder in der „Provinz" ihr Liedlein zu gurren.

In Berlin selbst giebt es zwar eine ganze Menge von Brutanstalten für dieses liebenswürdige Geflügel, aber trotzdem keine Zu- und Nachzucht.

Berlin hat keine Zeit.

Kommt man aus Dresden, München, selbst aus Wien zurück, so bemerkt man, daß alle Leute auf den Straßen hier rascher gehen, oder wenigstens größere Schritte nehmen. Die Gebäude schießen — man verzeihe das harte Wort — wie Pilze aus der Erde, selbst die Maurerfaulheit, die ehrwürdigste und durch uralte Pflege geheiligteste der Welt, hat hier ihre Sprichwörtlichkeit verloren. Wird irgendwo ein Park angelegt, so müssen alte Bäume herbei, mögen sie eingehen, wenn sie keinen Stand vertragen können, oder ihre Wurzeln sich nicht an entströmendes Gas gewöhnen wollen, nächsten Frühling werden neue gepflanzt. Berlin hat keine Zeit, sich am langsamen und normalen Wachstum zu erfreuen, auf keinem Gebiete, am allerwenigsten auf dem theatralischen.

Wie manches Mal habe ich mich in Wiener Theatern, selbst an der Burg, an den Gesprächen der Besucher erfreut. „Schamm's, die X spielt die Desdemona!" — „Ja freilich, dessentwegen bin ich ja herkommen." — „Macht's ganz brav." — „Fehlt doch noch viel zur Hohenfels." — „Wird schon werden." — „Kann schon sein, ist schon ein Talent, müssen's ein bißl aufmuntern." — „Bravo! Braaavo!" — „Die Wessely wird's freilich nicht!" — „Ja die Wessely . . ."

Dergleichen hört man in Berlin nun nicht. Von einer verflossenen Größe wird kaum mehr gesprochen, von einer, die erst eine Größe werden soll, erst recht nicht. Bei uns muß eine Schauspielerin sozusagen fix und fertig aus dem Haupte Thaliens hervorspringen, ihr erstes Auftreten muß ein Erfolg sein, und die nächsten müssen ihn überbieten.

Mir sind wenigstens nur wenige Fälle bekannt, in welchen es einem weiblichen Talente gelungen ist, sich aus bescheidenen Anfängen zu einer ersten Stellung emporzuringen.

Wenn das doch die Hunderte von Kunstküken erkennen wollten, die sich in die Anstalten der Berliner dramatischen Lehrer und Lehrerinnen sperren lassen, und schweres Geld für oft recht leichtfertig erteilten Unterricht zahlen, nur um näher an der Wiege des Ruhmes auskriechen zu können.

*) Aus dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt" in Berlin erscheinenden, von Ulrich Frank herausgegebenen, von Friedrich Stahl illustrierten Buches: „Die Berlinerin". D. Red.

Digitized by Google

Die Vorzimmer der Agenten und der Bühnenleiter werden belagert von solchen unglücklichen Schönen — ja, wenn es nur immer Schöne wären! Bei dem heutigen Zudrang zur Bühnenlaufbahn ist für eine Dame Schönheit und wieder Schönheit die Zauberformel, ohne die der Tempel der Kunst sich nicht öffnet, sogar ein seltenes, großes, starkes Talent wird sich ohne diesen Empfehlungsbrief nur schwer emporkämpfen können.

Es wäre heilige Pflicht aller Lehrer und Lehrerinnen, dies den jungen Damen klar zu machen, bevor sie sie als Schülerinnen annehmen.

Aber, ich zweifle nicht daran, es ist eine schwere Aufgabe, dem häßlichsten Mädchen auszureden, daß es nicht wenigstens einige besondere Reize besitze. Ich bin wenigstens bei solchen Bemühungen noch immer auf ein stilles fremdliches Lächeln gestoßen, wie man es etwa den Äußerungen eines Blödsinnigen oder wenigstens sehr beschränkten Menschen entgegensetzt, dem man gar nicht widersprechen will.

Wie viele dramatischen Abrichteanstalten es in Berlin geben mag, ist mir unbekannt. Das Adreßbuch führt zwanzig an, doch stellen sich mir alle Augenblicke Schülerinnen „unbekannter Meister" vor — oft sind sie sogar recht gut gemalt.

Soll eine Dame von einer Frau oder von einem Manne für den Bühnenberuf unterrichtet werden?

Manchmal möchte man wünschen, daß beides der Fall sei. Unzweifelhaft steht die Lehrerin der Schülerin hilfreicher im eigentlichen Rollenstudium bei und vermag anregender auf sie zu wirken, dagegen vernachlässigen die Lehrerinnen meist die unentbehrlichen Grundlagen des guten deutlichen und doch natürlichen Sprechens, sowie der Organbildung. Dazu sind langwierige Übungen erforderlich, die, wie es fast scheint, sowohl der lernenden, als der lehrenden Dame zu langweilig sind. Und doch ist dies das einzige, was in der Schauspielkunst wirklich gelehrt werden kann, zu allem anderen können nur Anregungen gegeben werden, welche der Novize erst in der Praxis weiterbilden kann.

Ihm dazu Gelegenheit zu geben, für das erste Engagement zu sorgen, auch das sollte Obliegenheit des dramatischen Lehrers sein. Es geschieht leider in Berlin recht selten, mit der letzten Stunde, oft schon mit dem letzten pränumerando gezahlten Honorar erlischt das Interesse des Lehrers an dem „schönen Talent".

Es bleibt also nichts übrig, als den Dornenweg zu den Theateragenten anzutreten.

Gegen diese hat sich in letzter Zeit ein wahrer Sturm der Entrüstung erhoben. Man sollte meinen, jede Theateragentur sei eine Lasterhöhle, welche kein unbescholtenes Mädchen ungefährdet betreten könne.

Ich halte das aber für wenigstens stark übertrieben.

Es gab eine Zeit, in welcher einzelne Agenturen den damals noch jungen Erwerbszweig monopolisiert hatten und einen gewissen Terrorismus auf die Künstlerwelt ausübten, jetzt ist die Konkurrenz auch auf dem Gebiete der Theateragenturen eine so gewaltige, daß derlei Dinge schon aus Angst vor dem ewig wachen Auge der Geschäftsgegner nicht vorkommen können, ganz abgesehen davon, daß der Stand viele Vertreter zählt, deren Persönlichkeit unanfechtbar ist.

Daß die Umgangsformen, namentlich die des Büreaupersonals, nicht immer die feinsten sind, kann freilich nicht geleugnet werden, manchmal heißt es aber auch hier: Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es zurück.

Die Berliner Kunstnovize erhält nun im günstigsten Falle ein kleines Engagement in Berlin selbst, mit der sicheren Aussicht, niemals zu größeren Rollen zu gelangen, es sei denn in Notfällen bei Nachmittagsvorstellungen, denen das bessere Publikum und die Kritik fern bleibt. Meistens setzt der Agent das Kunststräußchen auf das bescheidene Kohlblatt einer kleinen Provinzbühne. Nach einigen Jahren wird dann die Puppe an einem besseren Stadttheater „entdeckt", und dann entfaltet endlich der Schmetterling seine Flügel in der Reichshauptstadt.

Hat diese ihr „Placet" ausgesprochen, so pflegt ein Engagement auf drei oder fünf Jahre abgeschlossen zu werden. In Wirklichkeit ist es aber nur ein einjähriger Vertrag, denn nach dem ersten Jahre steht der Direktion ein Kündigungsrecht zu, von dem ein ergiebiger Gebrauch gemacht wird; stellt sich doch erst nach einiger Zeit heraus, ob jener erste Erfolg nicht vielleicht ein „Blender" war.

Meist werden die jungen Talente zu früh aus einer ruhigen Entwickelung gerissen und nach Berlin importiert, ehe sie den hochgesteigerten Ansprüchen des großstädtischen Publikums genügen können. Die weitere Folge davon ist gewöhnlich auch ein Rückschlag in der Provinz, die Zeit für ein gutes Engagement ist verpaßt, oder man ist mißtrauisch geworden, denn aus den Berliner Zeitungen hallt der Mißerfolg weit hinaus in die Theaterwelt. Manchem hoffnungsvollen Talent geschieht unrecht — Berlin hat eben keine Zeit zu warten, und die Direktoren wollen ernten, sie haben kein Geld für Experimente übrig.

Da wären wir nun zur materiellen Frage gekommen.

Wie hoch stellt sich der Jahresverdienst einer Berliner Schauspielerin?

Die Frage ist leicht beantwortet: zwischen 800 und 30000 Mark. Wie sagt jener klassische Aufsatz des kleinen Polacken so richtig: „Der Katz ist schwarz. Mancher Katz ist nicht schwarz. Wie's trefft. Bald so, bald so!"

Die Bühnenleiter suchen sich natürlich so billig als irgend möglich einzurichten, und das wird ihnen nicht schwer, denn hier in Berlin bietet sich alles

Digitized by Google

billig an in der Hoffnung, fortan Fuß zu fassen und dann seinerseits die Bedingungen diktieren zu können.

Natürlich fehlte es auch nicht an Damen, auf welche mit einer kleinen Betonungsänderung das Wort des Theaterdirektors aus dem Fanfsvorspiel angewendet werden kann:

> Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
> Und spielen ohne Gage mit.

Für diese Selbstlosigkeit werden dann einige von ihnen durch Equipagen entschädigt, welche jedoch nicht von der Direktion geliefert werden. Im Gegenteil, mir ist sogar ein Fall bekannt, in welchem ein Direktor eine Künstlerin nur unter der Bedingung ohne Gage auftreten ließ, daß sie sich verpflichtete, ihren Salon zu Ausstattungszwecken auf die Bühne zu leihen.

Aber diese merkwürdigen Kunstverhältnisse sollen uns nicht weiter beschäftigen; wir wollen uns lieber der Frage zuwenden, wie es den Künstlerinnen ergeht, denen der große Wurf gelungen, welche ehrende und klingende Anerkennung in der Reichshauptstadt gefunden haben. Lohnt nun das glücklich erreichte Ziel die mannigfachen Mühen und Opfer, die es gekostet hat?

Die Anerkennung trägt den Lohn in sich und außerdem giebt's Arbeit, Arbeit in Hülle und Fülle, das schönste, was sich ein wirklicher Künstler ersehnen kann.

Die naiven Gemüter, welche sich unter einem Schauspielerleben eine Art höheren Schlaraffenlebens vorstellen, sind wohl nur noch sehr selten gesät; man weiß allgemein, daß auch dieser Beruf stets Anspannung und rege Thätigkeit verlangt. Um 11, auch schon um 10 Uhr morgens, beginnen die Proben, die selten vor 2, 3 Uhr zu Ende sind. Unter 8 bis 12 Proben wird in Berlin wohl an keinem Theater eine Neuaufführung „herausgebracht". Zum Studium neuer Rollen wird hier in der Regel wohl mehr Zeit gegönnt als anderwärts — die Hoftheater im Reiche ausgenommen —, dagegen sind auch die Sorgen um die Toilette in Berlin größer als irgendwo, und auch die größten Gagen schrumpfen sehr zusammen, wenn man diesen Posten abzieht.

Auch der Kummer und die Wunden, welche die reichshauptstädtische Kritik dem fühlenden Künstlerherzen schlägt, sind empfindlicher, als irgendwo anders, aber man lernt sich daran gewöhnen, zumal man hier einer oft strengen und harten, aber fast stets unpersönlichen Beurteilung gegenüberseteht, sowie einem Publikum, das unter Umständen aus den abweichenden Besprechungen der vielen Blätter sich eine eigene Meinung zu bilden im stande ist, manchmal sogar gegen die Urteile der Presse Stellung ergreift, womit indessen noch nicht gesagt sein soll, daß diese Volksstimme immer ein Gottesurteil sei, es wäre denn Gott Momus gemeint, denn der Lachende hat immer Recht; freilich fragt es sich: wie lange?

Diese kleinen Leiden werden reichlich aufgewogen durch das Bewußtsein, den Herzschlag des deutschen Theaterlebens in nächster Nähe zu fühlen. Zwei schöne Schultern tragen oft das Schicksal eines Stückes für ganz Deutschland, notabene ich meine damit nichts anderes, als was ich sage. Diese Schultern können den ganzen Abend in dem hochschließenden Hofen englischen Kleide oder in dem Gewand einer Bettlerin verborgen sein.

Eine Berliner Première! — Das bedeutet für den Künstler eine Nervenerregung, von der sich der Laie kaum eine Vorstellung machen kann; entspringt sie doch nicht nur aus gemeinem Coulissenfieber, sondern aus dem großen Verantwortungsgefühl, das an solchem Abend auf dem Darsteller lastet und jede echte Künstlernatur zur vollsten Hingabe, zur äußersten Anspannung aller Kräfte treibt.

Die unablässig angestrengte Thätigkeit auf den Brettern läßt einer ernsten Künstlerin nicht allzu viel Zeit, sich auch auf dem Parkett zu bewegen. Damen von der Bühne gewahrt man daher ziemlich selten in den hiesigen Salons. Man würde aber sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß hier noch eine kleinstädtische Scheu vor den Theaterleuten herrsche. Die „Gesellschaft" freilich ist ebenso exclusiv wie irgendwo — sie hat von ihrem Standpunkt aus vielleicht ganz recht, es zu sein —, aber die „gute Gesellschaft" hat längst alle Vorurteile abgeworfen. Es ist daher keiner Berliner Künstlerin besonders schwer, sich einen Familienverkehr zu schaffen, der ihren Ansprüchen und Lebensgewohnheiten zusagt. Ein Verkehr der Kollegen und Kolleginnen unter sich ist in Berlin fast ganz unbekannt.

Eine freundliche Spezialität Berlins sind die kleinen Kunstschwärmerinnen im zarten Alter von 13—18 Jahren, die wohl auch anderwärts zu beobachten sind, aber nirgends so massenhaft, so zudringlich, aber auch so nett und niedlich, wie hier. Man sollte meinen, sie huldigten nur den Herren, namentlich den Herren Liebhabern, die haben jedoch wiederum ihre besonderen Bewunderungsbeflissenen. Nein, auch eine jede Dame gebietet über eine Schar von förmlich in sie verliebten Backfischchen, welche ihr Blumen bringen, anonyme Briefe voller Entzücken schreiben, sie in respektvoller Entfernung auf dem Gange zur Probe begleiten, am Theaterausgang Spalier bilden, wenn die Herrliche in den Wagen steigt, kurz, auf alle Art eine wahrhaft abgöttische Verehrung bethätigen.

Daß das größere Publikum nicht ganz so leicht zu gewinnen ist, haben wir schon hervorgehoben. Berlin hat viele beliebte Künstlerinnen, aber wenige, die es wirklich liebt. Wer es aber erst so weit gebracht hat, der ist zu beneiden, denn dann gilt Egmonts Wort über dessen Landsleute auch für die unseren: „Schwer ist ihre Zuneigung zu erwerben, leicht zu erhalten."

Digitized by Google

Ja, schwer ist sie zu erwerben; schon Wilhelm von Humboldt hat gesagt: „Die Berliner sitzen im Theater wie die Scharfrichter.“

Aber es giebt auch so viele dramatische Verbrecher!

Litterarische Notizen.

— In einem Aufsatze der „Schlesischen Zeitung“ vom 28. Juni 1896, „Zur Affaire des Herrn Professor Mutther“ überschrieben, wird neben anderen, von Herrn Prof. Dr. Richard Muther in Breslau begangenen Plagiaten auch das nachstehende angeführt.

„Als ein Beispiel nicht gestatteter Entlehnung wird wohl das folgende gelten dürfen:

Karl Emil Franzos.
Aus Halbasien.
Dritte Auflage. 1889.
Erster Band.
Seite 333 u. ff.
Nicolai Pawlow.
(1875.)

Im Volksmunde der Großrussen lebt ein seltsames Märchen: es ist nicht slavischer, sondern orientalischer Färbung, und so mögen es vielleicht die Mongolen aus der Wüste des Hochlandes mitgebracht haben in die Steppen der Niederung. In diesen Steppen, erzählt das Märchen, hebt irgendwo — wer weiß wo?! — eine Wunderblume ihre zarte Blüte, ewig grün, unsterblich, allen Gesetzen des Wachsens und Welkens entrückt. So lange es auf Erden blüht und sprosst, kann man sie nicht gewahren, denn das Riedgras und die Steppenblumen heben ihre Häupter höher und verdecken dem Blick das zarte Kräutlein. Aber wer zu trauriger Herbstzeit über die kahle Steppe geht, kann die ewig grüne Blume sehen, und dann weist ihm schon von ferne der Duft, daß es die Wunderblume ist, die er gesunden. Eigenartig ist dieser Duft und unsäglich süß und herrlich; es giebt kein Aehnliches auf Erden, geschweige denn ein Gleiches. Und wer ihn eingesogen, dem ist die ganze Welt verwandelt. Er versteht alles, alles; was stumm ist, redet zu ihm, und was Sprache hat, kann ihm nicht lügen. Aus dem Schall heuchlerischen Wortes liest er die tiefgeheimsten Gedanken, und Tier und Baum und Fels reden ihm in verständigen Zungen, und er hört das Lied, welches nachts die Sterne singen, indeß sie kreisen. — — — — — —

Traurig ist jeder geworden, der diesen Duft getrunken, traurig ist jeder darüber geworden, denn — sagen die armen Leute in der großen Ebene — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt . . . Und nur wenige, sagen sie, sind wahrhaft weise geworden, da sie dies Lied verstanden, und mild und erbarmend; die meisten wurden grausam, hart, thöricht Glücklich aber ist nie einer geworden, der die Wunderblume gefunden. Und dennoch wandern, wenn es Herbst geworden, viele hinaus und suchen nach ihr und suchen . . .

Richard Muther.
Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert.
Dritter Band.
1894.
Seite 324.
43 Russland.

Im Volksmunde der Russen lebt ein seltsames Märchen; mehr orientalischer als slavischer Färbung und wohl von den Mongolen aus der Wüste des Hochlandes in die Steppen der Niederung mitgebracht. In diesen Steppen, erzählt das Märchen, hebt irgendwo — wer weiß wo?! — eine Wunderblume ihre zarte Blüte, ewig grün, unsterblich, allen Gesetzen des Wachsens und Welkens entrückt. So lange es auf Erden blüht und sprosst, kann man sie nicht gewahren; denn das Riedgras und die Steppenblumen heben ihre Häupter höher und verdecken dem Blick das zarte Kräutlein. Aber wer zu trauriger Herbstzeit über die kahle Steppe geht, dem wird die ewig grüne Blume sichtbar, und dann weist ihm schon von ferne der Duft, daß es die Wunderblume ist, die er gesehen. Eigenartig ist dieser Duft und unsäglich süß und herrlich; es giebt nichts Aehnliches auf Erden, geschweige ein gleiches. Und wer ihn eingesaugt, dem ist die ganze Welt verwandelt. Er versteht alles, alles; was stumm ist, redet zu ihm, und was Sprache hat, kann ihm nicht lügen. Aus dem Schall heuchlerischen Wortes liest er die tiefsten geheimen Gedanken; Tier und Baum und Fels reden ihm in verständlichen Zügen, er lauscht in die Natur hinein und vernimmt, wie sie atmet, und webt und schafft; er hört das Lied, das kreisend nachts die Sterne singen. Traurig ist jeder geworden, der diesen Duft getrunken; traurig ist jeder darüber geworden, denn — sagen die armen Leute in der großen Ebene — es ist kein fröhlich Lied, welches das All durchbebt . . .

Aber die großen russischen Schriftsteller wanderten, wenn es Herbst geworden, gleichwohl hinaus und suchten nach der Wunderblume und fanden sie. Und verstanden das Lied und wurden weise, mild und erbarmend. Der „Schmerz der Kreatur“ durchzitterte sie.

Hier geht dem Franzos auf die russischen Schriftsteller, Muther über diese hinweg auf die russischen Maler über. Die kleinen Abänderungen, die der letztere am Original vornimmt, scheinen nicht zu Gunsten der Kopie zu sprechen. Erwähnt muß noch werden, daß sich unter der Ueberschrift des Mutherschen Kapitels der Vermerk findet, daß dasselbe unter Mitwirkung von Herrn Benois in St. Petersburg entstanden sei. Sollte diese Mitwirkung der russischen Hülfskraft zugleich im Abschreiben deutscher Autoren bestehen, so würde das Anpassungsvermögen derselben an die Eigenart ihres Auftraggebers bewundert werden müssen.“

So weit das schlesische Bl.tt. Da es mir widerstrebt, mich mit einer Persönlichkeit, die solche Anschauungen vom litterarischen Eigentum hat, wie Herr Professor Dr. Richard Muther in Breslau, über das Maß des Notwendigsten hinaus beschäftigen zu müssen, so begnüge ich mich mit diesem Citat.

K. E. F.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Rilke, René Maria. „Jetzt und in der Stunde des Absterbens . . .“ Scene. Wegwarten II. Selbstverlag. Prag.

Rilke, René Maria. Larenopfer. Prag, H. Dominicus (Th. Groß). 1896.

Schatheitlin, Adolf. Saturnische Phantasien. Gedichte. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1896.

Lindheimer, Franz. Hagar's Liebe. Schauspiel. Zweite Auflage. Heidelberg, J. Hörning. 1896.

Ehrenfels, Christian von. Allegorische Dramen, für musikalische Composition gedichtet. Wien, Carl Konegen. 1895.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Fünfter und siebenter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Schmeyer, Julius. Auf Pfaden des Glücks. Lebenssprüche. Leipzig, Georg Wigand.

Palmer, Ludwig. Eisenarbeiter. Gedichte eines Arbeiters. Litterarisches Schatzkästlein. VI. Band. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

Glücklich?

Erzählung von Marie von Olfers.

(Schluß.)

IX.

Fange jetzt schon an zu klettern
Von der Ton- zur Himmelsleiter

Gabriele lebte wieder ihr Künstleben in der Stadt. Sonst, wenn einen die Mauern nach ländlicher Freiheit umschließen, seufzt man, fühlt sich bedrückt. Sie atmete hoch auf, als der Zug in die große Halle fuhr.

Bernhard sah ihr lächelnd in das freudige Gesicht.

„Morgen höre ich ihn wieder," jubelte sie, „höre alle meine Freunde! Bach, Beethoven, Mozart und wie sie alle heißen. Alte und Neue, Kleine, Größere. Mir ist, als blühe ein herrlicher Garten für mich in diesem Steinhausen. An Singvögeln fehlt's auch nicht."

„Hast Du," fragte er lächelnd, „keine Angst vor Deinem großen Examen? Vor Deinem ersten Konzert, das Ende des Winters kommt?"

„Nein!" erwiderte sie. „Seitdem Cenz bei der Mutter ist, mein' ich, ich könnt' in den Himmel fliegen! Mir ist so leicht und frei zu Mut, als sei ich die Lerche, die hoch in die himmlische Klarheit steigt, weit unter ihr alle Wolken. Vergehen möchte ich in Tönen, gar nicht wieder heimkommen auf die Erde."

Der Tag des Konzerts kam heran; für andre Leute sah er aus wie jeder andre, sogar recht grau und neblig.

Ob die Sonne hervorbrechen würde? Gabriele stand am Fenster und blickte nach dem Himmel. Aber die Sonne war längst untergegangen, wenn das Konzert begann. An einen kleinen Stern dachte sie, dicht neben dem Mond. Wenn die beiden am Firmament ihre Bahn zögen wie an jenem ersten Abend, das, dachte sie, würde ihr tröstlich sein.

Das Konzert war gut besucht. Freilich viel gute Freunde darunter, aber die gehören mit zu einem ersten Erfolg. Das Publikum ist mißtrauisch gegen Unbekannte; wer will ihm das verdenken? Wird es nicht oft getäuscht? Muß es nicht echtes Gold aus vielen Schlacken hervorsuchen?

Gabriele fühlte sich wie eine Priesterin, die in das Allerheiligste einziehen soll. Sie hatte mehr Angst vor ihren Göttern, den Meistern edler Kunst, als vor ihren Zuhörern.

Wenn sie sie falsch darstellte? Herabzog? Nie würde sie es sich vergeben!

Scheinbar verwelkt der Kranz der ausführenden Künstler. Nur scheinbar. Ohne sie verstummt der Sphärengesang, der uns mit den Unsterblichen verbindet. Sie bringen ihn uns nahe, lehren uns die heiligen Klänge verstehn. Einer nimmt sie dem Andern von den Lippen, und als goldne Spur durchziehen sie die graue Wirklichkeit.

Weit aufgeregter als Gabriele war Bernhard. Er wollte zu allen Rezensenten laufen, wollte bitten, reden. Mit einem Federstrich konnten sie vernichten. Wenn die Welt auch jetzt skeptisch ist, an Druckerschwärze glaubt sie doch.

Gabriele hinderte ihn. „Ist's schlecht, so verdien' ich es; ist's gut, so hat es Widerstandskraft. Ich habe noch nicht erlebt, daß wahrhaft Schönes am Witz von ein paar Spöttern zugrunde ging. Es ist doch eine Lust, anzuerkennen, zu loben; wir sind selbst Schuld, wir sind unsrer zu viel, da sucht man, wie bei einem zu volltragenden Obstbaum, selbst gute Früchte auszubrechen. Und muß es vielleicht sogar, ob es dem Getroffenen auch weh thut."

„Würdest Du nicht verzweifeln?"

„Nein, Onkel Bernhard. Ich könnte mich nur selbst verdammen, und dann hülfe mir die glänzendste Lobrede nichts."

Digitized by Google

Ebenso besorgt war er für ihre Erscheinung. Er, der sonst nichts auf Kleidung gab, zupfte an ihr herum, band Schleifen mit künstlerischem Geschick und steckte ihr selbst den Veilchenstrauß in den Gürtel.

Ein Engel von Fiesole fiel ihm ein, als sie in ihrem weißen Kleidchen, die Geige prüfend, vor ihm stand; fast sah er die Schwingen, das verklärte, durchgeistigte Antlitz.

Es überkam ihn eine große Angst.

Ein Engel! Nein, nein! Für hier wollte er sie haben — für sich?! Wenn sie die Schwingen entfaltete — es überlief ihn. Welch' irdischer heißer Strom drang zu seinem Herzen! Konnte das ein Glück sein, wie er es für sie geträumt?

Sie dachte offenbar nicht an ihn, fingerte träumerisch auf ihrem Instrument und entlockte ihm zauberhafte Töne. Man hörte, wie der Saal sich füllte. Es klang wie Meeresrauschen. . . . Es wogt, es braust . . . Etwas Gewaltiges naht; ob es sie verschlingt? oder ob sie von ihm getragen zu der Insel der Seligen schiffen wird?

Das Konzert ist vorüber, sie hat einen Beifall gehabt, wie ihn Wenige so jung erleben, wie es die Seelen nur bewegt, wenn Künstler und Zuhörer gleichsam durch elektrische Funken verbunden werden.

Die zarte, feine Engelsgestalt in ihrer rührenden Bescheidenheit rief immer neue Ausbrüche der Begeisterung hervor.

Zum Dank spielte sie noch einmal. Es war ein Abschiedslied.

Bernhard fiel die Melodie auf das Herz; weshalb wählte sie das grade? Er zog sie fort aus dem Gewühl.

„Jetzt gehörst Du wieder mir!" sagte er fast rauh. „Jetzt denken wir an nichts, als wie wir Dich herauspflegen, kräftigen und stärken!"

Sie lächelte.

„Mir fehlt ja nichts, Onkel Bernhard. Nur mein armes Veilchensträußchen, das wird wohl sterben an diesem heißen Abend. Wie sie die Köpfchen hängen!" Sie drückte sie an die Lippen. „Ich danke Dir, Onkel Bernhard."

X.

Wie klinget die Welle!
Wie webet der Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geborgen sind!

An einem lichten Märzmorgen — der Frühling machte noch keinerlei Anstalt zu erscheinen — fuhr Bernhard mit Gabriele heimwärts.

Sie sollte frische kräftige Luft atmen, eine ganze Weile ausruhen. Dann freilich wieder weiter. Neue Arbeit, neue Anstrengung! Ruhe giebt es nur für ein Weilchen, sonst ist sie der Tod der Kunst. Immer weiter muß der Pilger nach dem gelobten Land im Gefühl einer heiligen Wanderung, ohne um Gunst zu buhlen, oder nach Ruhm zu schielen.

Gabriele war sehr beliebt. Wie vielen hatte sie mit ihrer reichen Begabung wohl gethan, Arme erquickt. Und Arme giebt es bei Hoch und Niedrig. Manchem aber, der an Geld arm war, hatte sie geholfen mit ihrem Verdienst. Redlicher Verdienst hat von jeher die Kunst geadelt, ebenso wie Gier nach Geld sie herabzieht.

Jetzt sollte sie sich ausruhen. Bernhard verlangte es, und sein Wunsch war ihr Befehl.

Er ärgerte sich über ihre Unterwürfigkeit.

„Wodurch habe ich das verdient? Ich bin doch kein Tyrann, und Du keine Leibeigene."

„In gewisser Art doch," erwiderte sie. „Gehört Dir nicht mein Dasein? Hast Du ihm nicht erst Wert gegeben?"

Sie fuhren durch weite Ebenen, noch weiß von Schnee. Er dachte an den Tag, als er sie holen kam, sie auch.

Mutter, Vater, Geschwister schienen ihr die Arme entgegen zu strecken, sie fragend anzuflehn: Wie kommt es, daß Du anders bist, als wir? Daß Du Dein Glück nicht bei uns finden konntest? Wir haben uns doch von Herzen lieb!

„War es nicht doch unrecht, fortzugehen?" frug sie den Onkel.

„Nein, Gabriele. Mancher bleibt da, und die Kluft wird nur noch größer. Mich hat man nicht fortgelassen. Erst als es zu spät war. Nun tang' ich nicht hier, nicht dort. Nur eins hab' ich durch mein Mißgeschick erworben: daß ich Dich befreien konnte!"

„Mein Glück um den Preis des Deinen, Onkel Bernhard!"

„Dein Glück ist meins," antwortete er.

„Jetzt, wo ich heimkomme," fuhr sie fort, „fühle ich, daß ich meine Wurzeln doch dort habe. Grad' in diesem kleinen versteckten Stückchen Erde."

„Gewiß," erwiderte er, „der Himmel hat Dich hineingesäet. Du wächst nur darüber hinaus, vielleicht zum Baume."

„Nein, Onkel Bernhard, höchstens zur blauen Glockenblume, wie Du sie liebst. Sie muß freilich die kleinen Gräser zurücklassen, aber sie gehört doch zu ihnen. Mit ihnen fällt sie in den Winter-

Digitized by Google

schlaf, dieselbe Schneedecke überzieht sie. Ich möchte dann nie wo anders liegen, als bei Mutter und Vater und der kleinen Schwester. Die Lenz wird auch dabei sein. Wenn Gott uns ruft, stehen wir miteinander auf und singen Engelchöre. Und Du, Onkel Bernhard, willst Du weit fort sein, weit in fremder Welt?"

„Mit Dir — ja! Dich laß ich nicht hier, Du bist mein, Du sagtest es ja selbst. Wir fangen ein fröhliches Leben an."

„Ich meine ja nur: am Ende!"

„An das Ende denk' ich nicht!" rief er rauh. „Laß von den Gedanken! Wenn es kommt, ist es schrecklich genug."

„Ich denk' es mir garnicht schrecklich!", meinte sie träumerisch. „Ich seh' einen herrlichen Engel mit weißen Flügeln. Der Kranz, den er reicht, ist unverwelklich. Jung sterben ist schön. Das Bild bleibt leuchtend, unentstellt von Alter und Krankheit. Ich möchte immer so vor Dir stehen, Onkel Bernhard."

„Und ich," rief er, „möchte Dich lieber alt und runzlig, gebückt! Aber ich will Dich behalten, womöglich bis Du hundert Jahre bist — mir wäre es nie zu viel. Was sind das für dumme Gedanken? Die Heimat wird sie Dir hoffentlich austreiben!"

„Es wäre schade darum," erwiderte sie, „denn ich liebe diese Gedanken."

Der Zug hielt, Vater Gottlieb holte sie ab. Er hob Gabriele heraus.

„Wie eine Feder!", sagte er kopfschüttelnd. „Du wirst zu leicht befunden werden."

„Jeder kann doch nicht so dick sein, wie Du, rundes Väterchen," erwiderte sie lachend.

Zu Hause empfingen sie viele treue Arme, sie konnte garnicht genug küssen und begrüßen.

„Wie gut hab' ich es im Leben!" rief sie. „Euer Beifall geht mir an das Herz, wie jener im Konzert an die Seele! Den dort hab' ich mir sauer verdient, aber diesen?"

„Diesen bekommst Du umsonst, wie das Beste im Leben," antwortete die Mutter, sie fest umfassend. „Es ist wohl schlimm draußen! Du bist ganz blaß geworden."

„Schlimm und gut, wie man's nehmen will!" erwiderte sie. „Hoch wie der Himmel und tief wie ein Abgrund, manchmal schwindelt Einem. Lassen kann ich nicht davon. Aber Lenz? Was macht Lenz?"

„Der geht es besser als irgend einem von uns," erzählte die Mutter. „Eine glücklichere Seele giebt es nicht auf der Welt. Sie singt und trällert, so lang der Tag ist; man kann sie von fern hören. Die Mutter hat sie noch ganz für sich allein; mit Frau Lina geht es zwar langsam voran, aber doch immer etwas besser. Verlassen kann sie sich noch nicht auf ihre Füße, das Mädel muß immer in der Nähe sein. Es ist ein Spaß, wenn die zwei miteinander herumwackeln, man sollte meinen, es sei ein Plaisir, gelähmt zu sein."

„Und der Vater?"

„Florian hat ein ganz neues Leben angefangen. Denk' doch, er komponiert, macht Konzertreisen. Neulich haben sie eine Komposition vom ihm im Städtchen unter großem Beifall aufgeführt. Der wird am End' noch berühmter, als Du, Bernhard."

„Dazu gehört nicht viel," sagte dieser lächelnd.

XI.

Lilienengel!
Zum Strauße bist du nicht geschaffen,
Dich halten nur in Händen gute Engel.

Ein glorreicher Tag brach an, ein Tag des Sieges, nicht der Menschen, sondern der Natur. Das letzte Eis krachte wie mit Freudenschüssen; überall tropfte es blinkend herab von Dächern, Büschen, Bäumen. Der Himmel steckte seine tiefblaueste Flagge auf.

Gabriele hatte gleich zu Lenz hinüber wollen, die Mutter litt es nicht. „Erst ruhst Du Dich aus, sie kann Dich auch morgens nicht brauchen, sie hat zu viel mit Frau Lina und der Wirtschaft zu thun. Ihr armer Kopf ist und bleibt schwach, so golden auch jetzt das Herz ist. Sie muß sich gewaltig zusammen nehmen, die geringste Zerstreuung bringt sie aus dem Gleis. Gegen Abend gehen wir miteinander hin, da sitzt sie vor der Hausthür mit der Mutter, wenn es so schön warm bleibt."

„Es ist wonnig!" sagte Gabriele sich dehnend.

„Nicht wahr? Derlei habt Ihr in der Stadt nicht! Keine Luft, keinen Frühling?"

„Doch, Mutter! der schleicht sich überall ein, und sollten es nur ein paar Schneeglöckchen sein."

Bernhard war mit Florian in das nächste Städtchen gegangen; sie wollten dort seine Komposition wiederholen. Abends dachten sie zurückzukehren.

Jetzt war hoher Mittag. Gabriele ging den Knaben, die aus der Schule kamen, entgegen.

Die Sonne wärmte den duftenden Wald.

Digitized by Google

Die Drosseln flöteten fast wie Nachtigallen, ein Finke schlug. Zierliche Meisen schlüpften durch schlanke Zweige.

Gabriele war selig. Jeden Baum kannte sie hier, umschlang ihn, sah nach den Zeichen, die sie mit Cenz eingegraben. Sie hätte die Blümchen küssen mögen, die wie damals aus dem Boden sprossten. Sie warf sich in das lichtgrüne Moos. Ein lang' nicht gekanntes physisches Wohlgefühl durchströmte sie. Die Anspannung der letzten Zeit ließ nach. Nichts thun, nichts denken, vegetieren wie Busch und Pflanze! Genießen, ruhen! Ob sie nicht jetzt hier leben durfte?! Jetzt, wo sie vieles von dem erreicht, was ihr als Ideal vorschwebte, dazu den Beifall der Lehrer, der Meister, der Freunde, der Welt.

Durfte sie hier nicht stillstehn, sich ausleben?

Stillstehn? Nein, das Wort gab es nicht für Ihresgleichen.

Erschreckt richtete sie sich auf. Wie hatte sie daran denken können! War das der Dank für Bernhard?

Das Glück, das er in ihr glaubte gefunden zu haben, wäre dann ein Nichts, eine Täuschung gewesen, wie er so viele erfahren!

Sie faltete die Hände. „Laß mich nicht erleben," flehte sie, „daß ich mit dem Genuß, dem Nichtsthun zufrieden wäre, laß mich hinauf, höher, immer höher, mag es mir auch noch so schwer werden."

Durch fröhliches Gelächter wurde sie überrascht. Die Brüder kamen aus der Schule. Sie warfen ihre Ranzen hoch in die Luft, daß die Papierblätter nur so herausflatterten wie Schmetterlinge, haschten sich, balgten sich, rollten die Abhänge hinunter.

„So ist's recht," rief Gabriele, „Ihr habt Ferien, und ich habe Ferien! Wir wollen uns daran freuen, so viel wir können. Nachher giebt es wieder Schule."

Sie warfen sich mit Blumen, mit Tannenzapfen, sie war lustig wie in ihrer Kinderzeit, und als sie nach Hause kamen, sah Gottlieb sie freudig an.

„Sieh, sieh," sagte er, „ganz schöne rote Farbe! Die Luft hier wird Dich gesund machen, Gabriele."

Als sie sich Nachmittags aufmachen wollte, um zu Cenz zu gehen, kam diese zur Mühle und stürzte mit einem Freudengeschrei in ihre Arme. Die Zeit in der Stadt war in ihrem schwachen Geist bis auf die letzte Spur verlöscht. Sie knüpfte wieder bei ihrer Kinderfreundschaft an, wo sie vertrauend, bewundernd zur Freundin aufgesehen, wie zu ihrem guten Engel.

Selig wanderten sie Arm in Arm unter den knospenden Büschen; auch vor ihnen lag das Leben im Lenzgewand.

Was mußte nicht alles noch erblühen! Cenz erwartete fast noch mehr davon, als Gabriele. Der kleinste Fortschritt bei der Mutter schien ihr ein Gewinn für die ganze Welt; ihr kleines Dasein eng begrenzt und doch erfüllt von unermeßlichem Glück. Sie erzählte, wie sie sich heute beide am ersten warmen Tag erfreut. „Ich ließ die Mutter gut in Decken verhüllt noch auf der Veranda. Sie kann erreichen, was sie braucht, und ich komme ja gleich wieder. Schnell, Gabriele, laß uns noch ein paar Lieder singen, und dann lauf' ich nach Hause. Ich kam über die Wiese, aber der Weg über den Fluß ist weit kürzer."

„Über das Flüßchen geht es nicht mehr, Cenz," warnte Gabriele. „Die Brüder sagen, das Eis ist zu schwach. Du mußt bis zum Steg."

„Na, ich probier's."

„Nein, Cenz, versprich mir, nicht über das Flüßchen."

„Nun gut, aber dann muß ich sehr bald fort."

Sie saßen auf der kleinen Bank, auf der sie als Kinder gesessen und stimmten die alten Lieder an, die sie damals gesungen. Immer eins und noch eins. Der Born versiegte nicht. Es war ein wahrer Wettkampf.

Sie waren so vertieft, sie merkten nicht, was um sie her vorging.

Die Sonne sah erst lächelnd zu, vergoldete die jugendlichen Köpfe, strich bald über das dunkle, bald über das helle Haar, als wolle sie sagen: „Merkt auf. Es ist Zeit, ich gehe, Du mußt auch gehen, Cenz."

Auch der Abendstern kam. Erst als es wirklich dunkelte, und ein roter Mond in weißen Nebelschleiern warnend emporstieg, fuhr Cenz mit einem Schrei auf: „Die Mutter! wie hab' ich sie vergessen können. Der Tau ist ihr Gift, sagt der Arzt. O Tante Rebekka, Du hattest Recht!"

Sie stürmte davon.

„Nur nicht über den Fluß!" schrie ihr Gabriele angstvoll nach, aber Cenz schlug den Weg dorthin ein. Man sah ihn im Mondschein schimmern, wie eine gleißende Schlange. Es war nur ein kleines Flüßchen, aber tief, mit sumpfigen Ufern.

Digitized by Google

Gabriele starrte ihr nach. Vielleicht kam sie noch hinüber, vielleicht auch nicht!

Sie mußte nach.

Zuerst sah sie noch Cenzens Gewand durch die Büsche flattern, jetzt war sie auf dem Fluß. Und jetzt — ein Schrei. . . .

Gabriele war schon bei ihr, es war dicht am Ufer.

Sie reckte ihr die Hand hin, mit der andern hielt sie sich an einen Weidenbusch. Eisiges Wasser umspülte sie. Cenz arbeitete sich hervor, klammerte sich an sie, es war ein atemloses Klimmen nach oben.

Endlich war sie wieder auf festem Grund und schwang sich sofort abermals auf das Eis und aus andere Ufer. Sie sah sich nicht einmal nach ihrer Retterin um. Besinnungslos stürzte sie weiter durch den Wald. Das Wasser troff blitzend von ihrem Kleide.

Gabriele dagegen konnte nicht fort. Schreck und Angst hatte ihr die letzte Kraft genommen, sie hatte ja ohnedies nicht viel davon. Auch ihre Gewänder glitzerten im Mondschein. Schwer, kalt umschlossen sie die feinen Glieder.

Ein Käuzchen schrie von fern.

Eisig brach die Märznacht an. Nebel hüllten Gabrielen ein.

Wie lange sie dort geblieben, wann eine Ohnmacht ihr gütig, wie ein Schlaf, die Augen geschlossen, wußte sie nicht; wußte auch nicht, daß Bernhard sich über sie beugte und, selbst fast leblos vor Schreck, die geliebte Gestalt aufnahm und nach Hause trug. Er kam von Florian.

Oft mußte er stillhalten, denn der Jammer benahm ihm die Kraft. „Umsonst!“ rief er.

Dann raffte er sich auf. Nun war er endlich vor der Thür, hörte lustige Stimmen. Die Knaben öffneten. Er antwortete nicht auf ihre entsetzten Fragen, trug Gabriele in ihr Stübchen und rief ihren Namen.

Da schlug sie die Augen auf, sah ihn lange an und schloß sie wieder.

Gottlieb war gleich zum Arzt gelaufen.

Frau Bärbe suchte ihr Kind so schnell als möglich von den nassen Kleidern zu befreien. Sie weinte die hellen Thränen. „Laß uns allein, Bernhard,“ bat sie.

Bis dahin hatte Gabriele alles stumm geschehen lassen, ihre Augen traurig auf die Mutter gerichtet.

Plötzlich umschlang sie sie. „Mutter,“ flüsterte sie, „Ihr habt von mir nur Kummer gehabt und nun noch dies! Liebst Du mich doch?“

„Erst recht, Gabriele. Das Herz hängt sich doppelt fest an ein Sorgenkind.“

Sie lag jetzt ganz behaglich, wie sie sagte, in dem weißen Linnen.

„Laß doch Onkel Bernhard wieder herein.“

„Wenn er vernünftig sein will. Ich fürchte nur, das kann er nicht. Florian ist bei ihm.“

„Laß sie beide herein. Ich will die Vernünftige sein.“

Florian war tief betrübt. „Cenz hätte bei Dir bleiben müssen, bei Dir, ihrer Retterin. Aber das ist ihr nicht klar zu machen. Sie antwortet immer: ich mußte doch zur Mutter! Und es war nicht einmal nötig; Bernhard und ich hatten Lina schon ins Zimmer gebracht. Kannst Du dem armen Ding verzeihen?“

„Mir ist, als hätt' ich ihr garnichts zu verzeihen,“ erwiderte Gabriele, „als hätt' ich nur meine Schuld gegen sie etwas gut gemacht.“

Bernhard stand gramerfüllt daneben.

„Du hast mich immer auf dem Herzen getragen als Last,“ sagte sie zu ihm, „nun aber sogar auf den Armen.“

„Wärst Du nur nicht so leicht gewesen,“ murmelte er, „so leicht.“

Der Arzt kam. „Wenn die Schwäche nicht zu groß wäre,“ meinte er, „und das Fieber ausbliebe, könnte Hoffnung sein.“

Das Schlimmste war der Mangel an Lebenskraft.

Die Flamme flackerte noch so hin und her eine Woche, dann erlosch sie ganz sanft, wie eine Kerze erlischt.

Dunkel war es hinterher; am dunkelsten in Bernhards Herzen. „Mit der Zeit wirst Du einsehen,“ hatte Gabriele noch am letzten Abend Bernhard gesagt, „Cenz ist viel notwendiger als ich. Gott sei Dank, daß ich sie retten konnte.“

„Um welchen Preis!“ rief er. „Du gegen die Schwachsinnige. Die niedrigen Dienste, die sie leistet, könnte jede Magd besser thun.“

„Sage das nicht! Liebesdienst ist nie niedrig und kann durch nichts ersetzt werden.“

Er hatte nur geseufzt. „Und ich? Was wird aus mir ohne Dich, Gabriele?“

„Bei Dir bleibe ich doch,“ flüsterte sie. „Du kannst mich nie mehr verlieren. Ich werde immer vor Dir stehen wie an meinem Ehrentag, mit Deinem Veilchensträußchen. Ist es auch trocken, Du sollst es mir in die Hand geben. Droben blüht alles wieder auf.“

Digitized by Google

„Daß ich Dich nicht glücklich machen konnte!“ sagte er finster.

„Nicht glücklich?“ wiederholte sie, und ein lichter Glanz ging über ihr Antlitz. „Kann man glücklicher sein?!“

In der Kirche, in der sie so oft gespielt, bahrte man sie auf. Bernhard hatte es gewünscht und sie selbst hingebettet. Sie lag in dem weißen Gewand, grade wie er sie als Engel gesehn, das vertrocknete Veilchensträußchen in den gefalteten Händen.

Er hatte den ganzen Tag, die Nacht verzweifelnd dort gesessen. Ab und zu huschte ein Lüftchen, ein Sonnenstrahl über ihre lieblichen Züge. Sie sah aus wie eine Schlafende.

Er hatte den Kopf gesenkt, er wollte nichts mehr sehen; nicht einmal sie.

Da stand plötzlich Lenz vor ihm, in Händen die Frühlingspalmen, an denen oben die silbernen Knospen schimmerten.

„Geh!“ fuhr er sie rauh an. „Du bist Schuld, Du hast sie getötet!“

Das Mädchen lächelte: „So sagten sie damals auch bei der Mutter, aber ich weiß es besser, sie schläft. Bald wird sie erwachen, und wie wird sie sich freuen. Ich habe ihr meine schönsten Palmen gebracht. Morgen, sagt der Vater, singen wir ihr ihr Lieblingslied.“

Und sie stimmte leise das alte Kirchenlied an:

„Ach, meine Seel' kann ihre Ruh'
Im Zeitlichen nicht finden,
Was ich hier vornehm' oder thu',
Wie Rauch pflegt's zu verschwinden.
Unsterblich ist die Seel', drum muß
Unsterblich sein, was ohn' Verdruß
Dieselbe soll vergnügen.“

Da nahm Bernhard ihr die Palmen aus der Hand und legte sie neben das Veilchensträußchen.

Abschied.

Nun — dahin! In Thränen scheid' ich,
Ob sie nicht die Wimper zeigt;
Nur im Herzen trag' ihr Leid ich,
Leid, dem auch die Lippe schweigt.

Schweigend beide laß uns gehen,
Bergen in der Brust das Wort:
Daß wir nie uns wiedersehen —
Niemals hier und niemals dort.

Unsre Hände, die sich fassen,
Halten sich zum letztenmal;
Unsre Augen, die sich lassen,
Tauschten letzten Abschiedsstrahl.

Nie mehr. Nur Erinnerungen
Glimmen noch aus nächtigem Raum;
Bild und Stimme, die verklungen,
Weckt gespenstisch nur der Traum.

Kommen wird mit letzter Stunde
Unsres Lagers Niedergang,
Letztes Wort noch klingt vom Munde,
Doch wir hören nicht den Klang.

Nicht, wer stumm vorausgegangen,
Wer auf Erden noch allein —
Ihn auch wird die Nacht umfangen,
Und wir werden nicht mehr sein.

Unsre Hände, die sich fassen,
Halten einmal noch die Zeit;
Zwischen sie, wenn sie sich lassen,
Fällt herab die Ewigkeit.

Schweigend beide laß uns gehen,
Bergen in der Brust das Wort:
Daß wir nie uns wiedersehen —
Niemals hier und niemals dort.

Wilhelm Jensen.

Traumwünsche.

Ich wünschte mir einen sammtenen Schrein,
Da legte ich unsre zwei Herzen hinein.

Mein eigenes Herz, so stürmisch und wild,
Daneben das deinige, rein und mild.

Da sollen sie liegen im engen Verschlag,
Sollen ruhen bis zum jüngsten Tag.

Bis zum jüngsten Tag, da der Richter der Welt
Jeder Falte des Herzens das Urteil fällt.

Keine Falte mehr hab ich, nicht groß noch klein,
Dein Engelherz machte von Flecken mich rein.

Da sprach, uns prüfend, Gott Vater sogleich:
Geht ein in das selige Himmelreich!

Gustav Höcker.
(Ungedruckter Nachlaß.)

Digitized by Google

Gedichte

von

Wilhelm Arminius.*)

Nebelgeister.

Fern über gelber Wolken Rand
Blinkt kahl ein Streif, ein violetter,
Mein müder Fuß durchirrt das Land,
Und rauschend fielen welke Blätter.
Der Herbstwald liegt so kahl, so fremd,
Wie Moderduft durchwoht's die Steige,
Das Dämmer sinkt — ein Totenhemd —
Und deckt das starre Waldgezweige.

Da regen sich die Geister leis,
Die früh gewelktes Leben ließen,
Es naht dem Ohr wie Spielmannsweis'
Zur Zeit, wo junge Blumen sprießen.
Das lacht und lollt, das neckt und flicht,
Und Nebel fallen, Nebel steigen —
Und aus dem tollen Wirbel sieht
Ein Augenpaar mich an so eigen.

Dann ein Hauch, ein scheuer Duft,
— So nahte einst, was ich besessen —
Das lockt aus trüber Uebelluft
Zur Sommerlaube, die vergessen.
Das schmiegt sich an, so leicht, so licht,
Das regt beim Atmen junge Glieder,
Das blickt mir zärtlich ins Gesicht
Und küßt mich wieder, immer wieder,

Bis endlich vor den Augen weit,
Die leise sich vor Staunen feuchten,
Die selige, verscholl'ne Zeit
Dem Herzen aufstrahlt wie ein Leuchten.
Der Seele Fessel schmilzt gemach
Dahin bei junger Lust Getriebe,
Und was geschlummert hat, wird wach —
O, laß dich halten, Geist der Liebe!

Du bist zerflattert, mondlichtscheu —
Die Augen, die verführerischen,
Sie lachen nicht in alter Treu',
Sie weinen still nicht mehr dazwischen.
Ich weiß — ich weiß: ein Leben ging
Zu Ende still in jungen Tagen;
Es hat den duft'gen Schmetterling
Ein früher Herbst zu Grab' getragen.

Ein früher Herbst . . . Hin sanken schon
So viele, viele gold'ne Blätter,
Aus hohen Wipfeln dringt ein Ton
Wie Botschaft her vom Winterwetter.
Verlornes Krächzen mischt sich drein,
Ich fühle bang mein Herze klopfen —
Nun hüllt auch mich das Dunkel ein,
Und schwer fällt auf den Weg ein Tropfen.

Nachtstimmen.

Im tiefen, schattendunklen Hafen
Flicht Mondenlicht und Silberschaum,
Die kleinen weißen Wimpel schlafen,
Umstreichelt von des Nachtwinds Flaum.

Die Masten ragen hoch und grade,
Lebendig trotz der starren Ruh,
Als wüchsen sie auf stillem Pfade
Dem sternbesäten Himmel zu.

Am Bug und Wanten spielt das Rosen
Der schlummerlosen Wasserfei,
Der Ruf wachthabender Matrosen
Schallt eintönig herauf zum Luai.

Das schallt — verhallt — wie Uhren schlagen
In tiefer Nacht aus fernem Rann,
Die Flucht der Stunden anzusagen —
Das schallt — verhallt — und scheucht den Traum.

Ein Feind dem weichen Schlummerkissen,
Weckt es dich auf, warst du zu schwach — —
So ruft die Stimme im Gewissen
Auch eine müde Seele wach.

Mittagszauber.

Am grauen Himmel blüht ein Wetter,
Träg schwimmt die Luft im Sonnenbad,
Der Mähnertren streut blaue Blätter
Mir lautlos auf den Waldespfad.

Das Birkenweiblein sitzt am Rocken
Und spinnt und spinnt aus Duft und Licht
Unsichtbar seidne Blütenflocken
Und stäubt den Schnee mir ins Gesicht.

Wie Silberpunkte stehn die Fliegen
Schnell schwirrend regungslos im Blau,
Am Weiher seh' ich Schwäne liegen,
Und fern im Parke schreit ein Pfau.

Im Busch ruckt schlummersacht der Tauber
— Es muß im tiefen Traume sein —
Und leise kommt der Mittagszauber
Mit goldnem Netz und spinnt mich ein.

*) Die hier mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte sind einer Sammlung entnommen, welche der Verfasser unter dem Titel: „Bergkristalle. Gedichte von Wilhelm Arminius" im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin demnächst erscheinen läßt. Was Wilhelm Jensen im Vorwort zu einem früheren Werke des Dichters bemerkte, gilt auch von dieser kleinen, aber sorglichst gesichteten Sammlung. Auch hier ist „die Mitgift von vier guten, doch nicht allzuhäufig bei Menschen und selbst nicht bei Poeten vereinten Eigenschaften zu finden: von Gemüt, Phantasie, Natursinn und eigenen Gedanken". Der Dichter ist den Lesern der „Deutschen Dichtung" längst kein Fremder mehr; die oben ausgewählten Proben werden sicherlich mit dazu beitragen, seinem Büchlein die verdiente Aufmerksamkeit zu sichern. D. Red.

Digitized by Google

Zu Häupten schwankt die dunkle Föhre,
Wie Märchen nahl's — wie Traumvision,
Als ob ich fern verzittern höre
Verwehten Klang — Windharfenton.

Als säß' am Dorf ich, dein zu warten,
Mein blondes Kind, im Sehnsuchtsbann —
Und schwebend kämst du durch den Garten
Zu mir heran — — zu mir heran — —

Abendstille.

Es hat den ganzen Tag gestürmt,
Die Wolken hingen trüb und bleiern,
Nun hat der Himmel sich entkürmt
Und lacht aus roten Abendschleiern.

Sein licht smaragden Auge liegt
Auf der Gesträuche fahlem Dämmer,
Und durch die Schlummerstille wiegt
Sich eines Spechtes hohl Gehämmer.

Das pocht und pocht mit eignem Ton,
Als ob sich Menschenherzen dehnen —
Das pocht und pocht, als regt sich schon
Des eignen Herzens Frühlingssehnen.

Frühlingstraum.

An das Gatter des Parkes gelehnt,
Steh ich, in Träume verloren,
Habe gefunden, was ich ersehnt,
Habe still, wo der Weiher sich dehnt,
Mit den Augen ein Plätzchen erkoren.

Sitze mit meiner Frau Liebsten dort,
Schau in den Frühling zu zweien,
Manchmal ertönt es wie Liebeswort —
Wispernd umweben den heimlichen Ort
Zart aufknospende Maien.

Nachtigallmännchen lockt und schmäht,
Hüpft neugierig hernieder,
Ihre Jungen Frau Drossel äht;
Plaudernd die dunkle Welle netzt
Den tiefhängenden Flieder.

Und am Abend beim Glockenklang
Wandern wir durch das Gehege,
Bis zum Häuschen am Weiher entlang,
Traulich in süßem Kosegang
Stille verschwiegene Wege.

Sternenschein strahlt durchs Gezweige licht,
Dommeln klagen im Flusse,
Und ich schau in ein Angesicht,
Draus es von Herzensruhe spricht,
Beuge mich dankbar zum Kusse.

Also mein Traum — — und es schwebt heran
Bräutlich aus nachtdunklen Tannen,
Schelmenaug' blitzt auf den fremden Mann —
Nah ist das Glück, ergreif es, wer kann!
— Zögernd schleich' ich von dannen.

Junimond.

Ligusterschwärmer schaukeln leise,
Gewiegt vom weichen Abendwind,
Fernher klingt eine Dörflerweise;
Der Ziegenmelker träumt und spinnt.
Lautlos deckt blütenweiße Kissen
Der Höhenrauch auf Busch und Beet,
Darauf im Duft der Waldmelissen
Des Tages Unrast schlafen geht.

In diese Welt dein Weh zu tragen,
Laß ab, mein Herz! — Wo Frieden wohnt,
Lehrt Bess'res dich als fromm Entsagen
Der säftereiche Junimond.
Beim Knospen der Johannistriebe
Ziert manchen Baum erst junges Grün,
So winkt auch deiner jungen Liebe
Ein Auferstehn — ein Auferblühn.

Chiemsee-Traum.

Schneenadeln stäubt die Luft krystallen,
Rauhreif ist weiße Zier des Stamms,
Eiszacken leise klirrend fallen
Aufs wollig-weiche Winterwams.

So weit der Blick vom Baum am Weiher,
Dehnt sich die Fläche — ihr entsteigt
Ein rötlich-weicher Silberschleier;
Die Ferne hüllt sich ein und schweigt.

Da bebt das Herz; durch tausend Läden
Blickt die Erinnerung. Als Gewinst
Wird ihm — gewebt aus Sonnenfäden —
Ein märchenduftig Luftgespinst:

Zu Füßen schaumbenetzte Kiesel,
Von Dunst und Mittagsglut ein Netz,
Aus lichter Höhe Sonngeriesel
Vom Demant eines Felsbarelts.

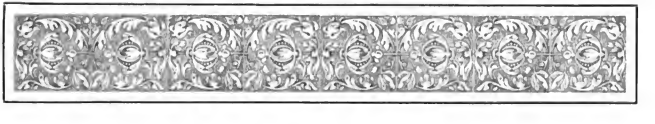
Goldmückentanz auf Wellengipfeln,
Sammtweich gefurcht vom warmen Föhn,
Fern Dächer — grau in grünen Wipfeln —
Die Fraueninsel märchenschön!

Ein Sommersonnenbildnis, sauber
In Marmelstein gemeißelt, ruht
Ihr Bau bei stummem Mittagszauber
Auf wechselvoll bewegter Flut.

Ein Atemzug lang, nur Sekunden —
Und breiter wird der goldne Saum,
Ein Wimpernzucken — — und entschwunden
Ist alles: Welle, Dach und Baum.

Glasglitzernd glimmen Eisesfunken —
Auf Winterschnee das Auge starrt,
Und aus der goldnen Ferne trunken
Kehrt still das Herz zur Gegenwart.

Digitized by Google



Die Berlinerin.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI. 1870.

Die Arbeiterin.

Von **Max Kretzer.**

Die Eine, die ich näher kennen gelernt hatte, konnte als typisch für alle anderen gelten; in ihren Vorzügen sowohl wie in ihren Schwächen. Sie war fleißig und sparsam, ließ sich zu Hause die Butter vom Brot nicht nehmen, weil sie tapfer mitverdiente, knappste sich heimlich alles Überflüssige vom Munde ab, um zu einer Blouse zu kommen, einen chicen Hut zu tragen und sich Sonntags die abgearbeiteten Hände in billige Glacees zu zwängen, riskierte gern eine große Lippe, scherbelte des Sonntags bis tief in die Nacht hinein, und war von jenem Drange nach persönlicher Freiheit beseelt, der sie lieber zeitlebens hätte trocken Brot mit Salz essen lassen, bevor sie das liebe Ich dem Dienstbotenzwang geopfert hätte.

Seit ihrer frühesten Jugend hatte sie kein anderes Bild vor Augen gehabt, als das der harten Arbeit, die frühmorgens wortkarg auszog, um abends ermattet und hungrig wieder heimzukehren. Der Vater ging nach der Fabrik, zwei Brüder thaten dasselbe, die Mutter hatte des Morgens eine Aufwartestelle inne, und die Schwester ging „auf Albums“ arbeiten. Ja, sie hatte noch die dunkle Erinnerung an den Großvater, als an einen Mann, der in Schlafstelle bei ihnen lag und trotz seiner sechzig Jahre die mürben Knochen schon beim Morgengrauen hinaustrug, um das große Berlin bis zum Fabrikthor zu durchqueren.

So war ihr die Häuslichkeit eigentlich nur ein ödes Wandelpanorama, dessen Anfang und Ende immer dasselbe zeigte: die Arbeitsblouse als Familienwappen, das den ungeschriebenen Sinnspruch trug: „Thust Du nichts, so hast Du nichts“. Und so wuchs sie so zu sagen aus dem milieu heraus auf zu Dem, was sie dereinst treiben sollte.

Als sie noch in den Kinderschuhen steckte, war ihr steter Gedanke: „Wenn ich doch nur erst auf Arbeit ginge!“ Es war derselbe heimliche Wunsch, den Brüder und Schwester gehabt hatten, als sie sich in gleichem Alter befanden. Er war der Sehnsuchtsbecher, aus dem sie trank und sich im stillen berauschte an den kärglichen Genüssen, die ihr die „Freiheit“ in Werkstatt oder Fabriksaal bringen würde. Denn sie wußte: die eigentliche Selbständigkeit kam mit dem Verdienen, und sie entsann sich noch ganz gut des denkwürdigen Sonnabends, als ihre Schwester zum ersten Male Lohn erhalten hatte und von Vater und Mutter plötzlich ganz anders behandelt wurde. Vordem war sie eine Null gewesen, nun war sie eine Eins geworden, mit der man rechnen mußte. Kinder, die für ihren Lebensunterhalt sorgen konnten, mußten rücksichtsvoller behandelt werden, sonst flogen sie eines Tages aus, gingen heidi und nisteten sich wo anders ein, wo sie der Schlafwirtin das schöne Geld in den Rachen warfen.

Kein Wunder also, daß auch Laura einen ähnlichen Tag wie eine Paradiesesoffenbarung erwartete, die sie sehend machen würde. Sie hatte es auch satt, in jeder freien Zeit, die ihr die Schule ließ, bei dem späten Nachwuchs, einem Jungen und einem Mädchen, „Mutter“ zu spielen, und schließlich noch als ein Faulpelz geschollten zu werden, sobald ihre schwachen Kräfte nicht ausgereicht hatten, ihre „Pflichten“ zu erfüllen.

Der Einsegnungstag war die Brücke, die zur zweifelhaften Freiheit geschlagen wurde. Sie führte direkt in eine große Buchbinderei, wo die noch kindlichen Hände sich an das Umgehen mit Falzbein und Heftnadel gewöhnen mußten. Gleich am ersten Tage erhielt Laura die schöne Titulatur „Lehrmops“, weil der Werkführer die Bezeichnung Lehrmädchen für etwas zu gewöhnlich erklärt hatte und zu der Bezeichnung „Stift“, womit die lernenden Jungen bedacht wurden, gern einen Gegensatz schaffen wollte.

Sie war nicht der einzige „Mops“, es waren noch mehrere „Möpse“ vorhanden, die man alle zugleich an einem Montag eingestellt hatte, weil man das Bedürfnis fühlte, billigere Kräfte „heranzubilden“, womit man den älteren Arbeiterinnen energischer ent-

*) Aus dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt“ in Berlin erscheinenden, von Ulrich Frank herausgegebenen, von Friedrich Stahl illustrierten Buches: „Die Berlinerin“. D. Red.

Digitized by Google

gegentreten könnte, falls diese ihre Ansprüche erhöhen sollten.

„Man muß nicht nur mit den Wölfen heulen, sondern auch mit den Möpsen bellen," dachte Laura schon nach acht Tagen, als einige der Kolleginnen sich bei gewissen Bemerkungen den Gehilfen gegenüber als sehr aufgeweckt erwiesen und lustig mitlachten, wo eigentlich der Mund vor leiser Scham hätte verstummen müssen. Aber du lieber Himmel — das waren alles Dinge, die sich schlimmer anhörten, als sie waren und die ihr auch nicht viel Neues mehr verrieten. Sie hatte zu Hause, wo man wahrhaftig nicht jedes Wort auf die Waagschale legte, und das Zusammenleben in einem Hause den Unterschied der Geschlechter ziemlich verwischt hatte, genug von solchen Anzüglichkeiten zu kosten bekommen, die man obendrein für ganz natürlich hielt.

Wenn man keine Gouvernante hatte und keine Bonne, die dafür bezahlt wurden, um die Backfische vor Unsittsamkeiten zu bewahren, so wurde man eben früh reif, begriff sehr leicht, wo andere vor Verständnislosigkeit den Mund aufgerissen hätten, und setzte sich ohne Zwang mit leichtem Sinn über Alles hinweg. Deshalb brauchte man wahrhaftig noch nicht schlecht zu sein und verachtet zu werden. Wozu hatte man denn zwei Ohren? Doch nur, damit zu dem anderen das hinausging, was zu dem einen hineingeschallt war! Die Hauptsache war und blieb doch, daß man den Kopf hübsch oben behielt, sich sein Teilchen dachte und die Gemütlichkeit nicht störte.

In der dritten Woche hatte sie bereits ganze drei Mark verdient. Das war gerade was Rechtes, aber nun war sie plötzlich gewachsen, und als sie nach Hause kam und den Thaler über den Tisch hinschob mit den Worten: „Hier Mutter, Kostgeld", — da empfand sie wirklich jenes reine Gefühl eines Menschen, der das Bewußtsein hat, eine gute That verrichtet zu haben.

Ganz dasselbe Ereignis trat ein wie vor vier Jahren, als ihre Schwester so weit war, wie sie jetzt. Sie war plötzlich „liebes Kind" geworden, bekam sogar Belag auf die Stulle und wurde wie eine kleine Person behandelt, der allen Respekt entgegenzubringen man sich nun verpflichtet fühlte. Selbst die etwas knotigen Brüder sahen sie für voll an und betrachteten mit einer gewissen Ehrfurcht den harten Thaler, der vor ihnen mitten auf dem Tische lag.

Da sie geschickte Hände hatte, leicht begriff und immer im Accord arbeitete, so brachte sie es bald auf sieben bis neun Mark die Woche.

Vier Mark gab sie ab, das Übrige gehörte ihr. Wenn sie einmal mehr verdient hatte, so schwindelte sie ein wenig, ohne sich etwas Böses dabei zu denken. Sie knauserte mit dem Pfennig, nur von dem unbezähmbaren Wunsch beseelt, es den anderen Mädchen, die bereits viel vor ihr voraus hatten, nachthun zu können.

Da des Mittags der Weg nach Hause zu weit war, so blieb sie in der Werkstatt, um ihre Stullen zu verzehren. Ihre Enthaltsamkeit ging so weit, daß sie den Topf Kaffee, recte „Lorche", den die Kolleginnen sich für fünf Pfennige aus dem nahen Budikerkeller „leisteten", verschmähte, und selbst an heißen Tagen die „kleine Braune" mit Verachtung behandelte, die an den übrigen Arbeitsplätzen entkorkt wurde und deren Genuß wirklich nicht zu ihrem Ruin beigetragen hätte Als man sie angesichts dieser „Knickrigkeit" zu hänseln begann und scherzhaft darauf hinwies, daß, wenn sie so fortfahre, „Gänsewein" zu trinken, sie bald eine „Wasserleiche" sein werde, erwiderte sie lustig: „I, wo wer' ick denn! Wasser is's stärkste Jetränk, et treibt selbst Mühlenräder."

So nahm sie also ihren „Brunnen" direkt von der Wasserleitung zu sich und stärkte seine Dünnheit durch den festen Glauben an die Zukunft, in Gedanken sich mit dem Sprüchwort tröstend, daß, wer zuletzt lache, am besten lache.

Nach einem halben Jahr bereits konnte sie beweisen, daß sie im geheimen tüchtig geschafft hatte. Sie trug ein sehr hübsches Sonntagskleid, das sehr adrett saß, einen Vorstadt-Modehut, dessen aufrecht stehende Blumen lustig beim Gehen nach vorne wippten, als wollten sie der Welt ihre Verbeugung machen, und hatte sich auch eine billige Brosche zugelegt, die zwar nur „so so" war, aber doch für zehn Mark Skandal machte, trotzdem sie nur eine gekostet hatte.

„Nur immer blenden, det ist die Hauptsache," pflegte die lange Emilie in der Werkstatt zu sagen. „Denn wenn een Mann wat Blankes am Frauenzimmer sieht, denn ist er schonst wej."

Emilie war eine von den „Rüdigen", die sich die „verstossenen Schätze" an den Fingern abzählen durften. Die mußte es also wissen!

Emilie war auch sonst „Eine mit Ärmeln", wie der Berliner zu sagen pflegt, wenn er das gewöhnliche „mit allen Hunden gehetzt" nicht gern anwenden möchte. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß alles zu verdammen ist, worauf man die Hunde hetzt. Es kommt auch vor, daß man sich in der Person irrt, und daß die Köter den Anrüchigen zufrieden gelassen hätten, wenn er sich nicht zuerst bemerkbar gemacht hätte.

Emilie war eine, die sich mit Vorliebe durch ihren großen Mund bemerkbar machte. Sie hatte entschieden einen Zungenfehler, der darin bestand, daß sie stets Dinge sagte, die sie niemals verantworten konnte. Und so war sie nach und nach in den Ruf gekommen, eine ganz „ausgetragene Puppe" zu sein, die „auf alles geaicht sei", über „alles Bescheid wisse" und deren Mundwerk entschieden extra begraben werden müsse, wenn sie eines Tages das Zeitliche gesegnet haben sollte.

Dabei war sie gutmütig, hilfsbereit und von jener Rührseligkeit, die wie durch eine Zauberformel

Digitized by Google

die geschwätzigste Elster zur schluchzenden Nachtigall machen kann. Natürlich figürlich gedacht.

„Des is ja man allens blos äußerlich," war ihre Redensart, wenn sie moralische Anwandlungen empfand. „Im Innern, da bin ick 'ne janz andere. Des verrate ick aber nich, denn da bleibe ick janz vor mir."

Sie war sozusagen der nicht angenehme Extrakt einer Arbeiterin, die schon im Kindesalter langsam den Gifthauch der Frauenarbeit in großen Räumen in sich hatte aufnehmen müssen, durch das Zusammenschaffen mit Männern nach und nach entweiblicht worden war, gedemütigt, getreten und betrogen wurde, im Alter in Verbissenheit geriet und allmählich zur lebenden Maschine wurde, die gleichmäßig durch das Dasein fauchte und die nur gefährlich wurde, sobald man ihrem Räderwerk zu nahe kam.

Schon längst war sie für die Häuslichkeit verdorben. Sie fühlte sich nur noch wohl auf ihrem Arbeitsschemel, inmitten der Atmosphäre ihres Berufes. Die Werkstattluft war ihr notwendig zu ihrem Dasein, wie die Sonne zum Erhellen des Tages. Man hätte sie auch jetzt noch trotz ihrer fünfunddreißig Jahre und ihrer entsetzlichen Magerkeit vom Fleck wegheiraten können, ihr das auskömmliche Dasein einer soliden Arbeiterehe bieten können — sie wäre ohne ihren Arbeitstisch, ohne Hefinadel und Schneidemaschine ein unglückliches Geschöpf gewesen, das acht Tage nach der Hochzeit bereits den ewigen Kleistergeruch vermißt hätte. Die Tretmühle, die man Fabrik nennt, hatte ihren ganzen Organismus verfälscht, so zu sagen anpassend gemacht den Dingen, die eigentlich nur dem Manne zukamen, hatte sie unbrauchbar gemacht, Kinder zu erziehen und im stillen Heim dem Manne duldsame Gefährtin zu sein.

Und doch war sie bereits Mutter gewesen, hatte sie dem verstorbenen Mädchen, dessen Vater sie hatte sitzen lassen, zärtliche Liebe entgegengebracht, gepaart mit Aufopferung und bewunderungswürdiger Entsagung. Aber sie war so zu sagen „Mutter außer dem Hause" gewesen, hatte das Kind in Pflege gegeben gehabt und war ganz beruhigt dabei gewesen. Um alles in der Welt hätte man ihr nicht zumuten dürfen, ungebärdige kleine Wesen selbst zu hüten, denn sie wußte, daß es in diesem Falle mit ihren Kenntnissen zu Ende wäre.

Entschädigung für alles bot ihr der siebente Tag in der Woche. Sie gehörte zu den glücklichen Naturen, die sich einbilden, sie arbeiteten eigentlich nur des Sonntags wegen. Und witzig, wie sie war, hatte sie sich die Woche folgendermaßen eingeteilt, nur zu dem Zwecke, sich in der Phantasie den Sonntag näher zu rücken:

Montag —: Schlaftag.
Dienstag —: Ermunterungstag.
Mittwoch —: Arbeitstag.
Donnerstag —: Schwitztag.
Freitag —: Fastentag.
Sonnabend —: Freudentag.

Für den Sonntag hatte sie überhaupt keine Bezeichnung, denn er erschien ihr als der Inbegriff alles dessen, was fähig ist, den Menschen in den siebenten Himmel zu erheben. Am liebsten nannte sie ihn ihren „Schwoofstag", denn „schwoofen", was im Berliner Voigtland die idyllische Bezeichnung für tanzen ist, war ihr paradiesischer Hochgenuß, der höchstens nur noch durch eine „Jauersche" übertroffen wurde. Der Tanzplatz war ihr Elysium auf Erden, wo man sich einmal gründlich über das ganz gewöhnliche Dasein mit allen seinen Mucken und Niederträchtigkeiten hinwegtänschen durfte. Sie tanzte bis zur Besinnungslosigkeit, bis sie pitschenaß am ganzen Körper war, die Knöchel ihr knackten, und sie schließlich mit einem: „Ich kann nicht mehr!" dem letzten Tänzer für den „Kauschmeißer" in die Arme trudelte.

„Jotte doch, een Schluck Bier erst, damit ick mir die Sohlen inreiben kann," juchzte sie dann auf, wenn ihr der Atem auszugehen drohte. Und mußte man annehmen, daß der letzte Galopp sie endlich müde gemacht habe, so rief sie noch dem Klavierspieler zu: „Sie — Klauftmbler, spielen Se doch noch eenen uff Ihre Drahtkommode, ick danze ooch noch 'mal". War dann jemand in der Nähe, der sich über diese Raserei lustig machen wollte, so hatte sie die pomadige Antwort bereit: „Sie, machen Se'n Mund zu — es zieht".

Natürlich hielt sich Emilie auch für verpflichtet, als „maître de plaisir" im Arbeitssaal, die „Lehrmöpse" allmählich auf die erlaubten Vergnügungen im rauschenden Berlin aufmerksam zu machen, sie so zu sagen unter ihre Fittiche zu nehmen, um sie vor dem Verfauern zu beschützen, wie sie zu sagen pflegte.

„Kinder amüsiert Euch, so lange Ihr noch jung seid." war ihre ständige Redensart. „Zum Greinen habt Ihr immer noch Zeit genug, wenn Ihr erst als „Nennviere" aus der Invalidenkaffe leben werdet. Dann kriegt Ihr Eure dreißig Fennje 'n Daj und könnt de Zinsen bei Seite legen."

Was, so ein nettes Mädchen wie Laura hatte noch niemals gescherbelt? J, du meine Güte — dem sollte doch abgeholfen werden! Es war nicht schwer, die Kollegin zu bereden, sich einmal die Tanzsäle von innen anzusehen. Eine Freundin hatte sie nie gehabt, viel Vergnügen bis jetzt auch nicht, und nun, da sie sich auf eigene Faust herausgemausert hatte, wollte sie ihren Staat auch einmal zur Geltung bringen. So zog man denn eines Sonntags, im Hochsommer, los. Emilie kannte alle „Schwitzkasten", vom äußersten Moabit bis nach Rummelsburg. Da man aber die Wahl hatte, so hatte man auch die Qual.

Zu Deppe nach Pankow? „Nee, da ist was manko," bemerkte Emilie und fügte zur Aufklärung hinzu: „daß dort „Meechens" verkehrten, die „ohne Rasse schwoofsten". Rummelsburg wäre bei ihr auch

Digitized by Google

schon durch, lieber also Puhlmanns, wo man immer ganz gehörig auf die Kosten komme. Denn da träfe sie immer alte Stammknechte (sie meinte damit Stammgäste), die nicht so ungalant wären, wie gewisse „Muschelköpfe“, die den „Damens“ die Blume vor der Nase wegtränken und denn auch noch nichts im Glase d'rinließen. Vor allem sei da ihr Friedenanke (ein Buchbinder aus Friedenau), der heute noch in sie verschossen sei und das Tanzbein mit „Ellejanz“ schwinge, wovon mancher Balletteſel etwas lernen könne.

Bei Puhlmanns verkehrten viele Fabrikmädels, „bessere Sorte,“ wie Emilie meinte, die regelmäßig ihre „Sonntagssprache“ mitbrächten und nicht nur am „Ballanzeh“ arbeiten könnten, sondern es auch pikfein tanzten, und dazu noch „Schaffeh-quaffeleh“ und „Damen an die Wand“.

Es dauerte nicht lange, so war Laura mitten drin im Trubel, hoppste erst ein bischen auffallend, wiegte sich dann aber bald mit angeborener Grazie in den Armen eines flotten Tänzers, der Gefallen an ihrem runden Gesicht mit dem Stumpfnäschen und an ihrer jugendfrischen Gestalt gefunden hatte. Und während sie mit erglühten Wangen und halbgeschlossenen Augen sich ganz der Seligkeit des Augenblicks hingab, und nach Klavier, Violine und Flöte sich im Kreise drehte, nur an das Heute dachte und nicht an das Morgen, sang Emilie vor ihr nach dem Walzertakte das schöne Lied:

„Da drüben bei Wuestens,
Da war 'wat zu seh'n,
Da danzte mein Bräut'jam
Und mir ließ er steh'n.“

„Wuesten“ hieß eine alte Tanzkneipe auf der Schönhauser-Allee, an die sich im ganzen Viertel fröhliche Erinnerungen knüpften, die ein unbekannter Dichter im obigen Verse festzuhalten den Mut gefunden hatte.

Laura und Emilie — was für Gegensätze! Und doch wie viel Berührungspunkte haben sie! Die Eine, munter und jugendfrisch, weiß noch nicht, was kommen wird, die Andere, ausgezehrt von der Arbeit und vom Leben, hat bereits längst verzichtet auf höhere Freuden und speist ihre Seele so zu sagen nur noch mit den Brosamen ihres Daseins. Beide bilden den Ring ohne Anfang und ohne Ende, der sie alle umschließt, die kleinen, armen Mädchen, die frühzeitig die elterlichen vier Wände verlassen müssen, um sich das liebe Brot sauer zu verdienen.

Laura wird sich gewiß „halten“, denn sie hat Anhang, Furcht vor den Eltern und besitzt Klugheit genug, weiter zu denken, als Emilie, die sich dem Ersten Besten an den Hals warf, der ihr den Kopf verdrehte. Sie wird vielleicht bald einen braven Menschen kennen lernen, der es aufrichtig mit ihr meint, ihre Neigung gewinnt, Freund ihrer Familie wird und nach Möglichkeit ehrbar mit ihr verkehrt.

Beide werden dann während ihres Brautstandes fleißig arbeiten und sparen, sich nach und nach Kleinigkeiten für den Hausstand anschaffen, und dann eines Tages vergnügt zum Standesamt gehen. Der Mann wird nüchtern und solide bleiben, Laura wird sich hin und wieder etwas Arbeit in das Haus holen, niemals die Suppe versalzen, Sauberkeit in dem bescheidenen Neste walten lassen, und so werden sie glücklich und zufrieden leben und sich einen Notgroschen erübrigen, der sie vor Zwist in trüben Tagen bewahrt.

Und wenn dann Emilie die frühere Kollegin eines Sonntags besucht, um sich bei einer Tasse Kaffee persönlich von dem „öhelichen Rummel“ zu überzeugen, so wird sie, nachdem sie die Bemerkung, daß „die Bohne doch besser schmeckt, als die Lorche dazumals“, nicht hat unterdrücken können, still in sich versunken eine Weile die bescheidene Einrichtung mit kritischem Blicke mustern und dann leise seufzend sagen: „Du hast eben Glück gehabt, und 'n Dunkel obendrein. Wenn bei mir jleich der Reele jekommen wäre — wer weeß!“

Dann, wenn Laura, die Kaffeekanne in der Hand, auf einige Augenblicke die Stube verlassen hat, um noch einmal einen „Aufguß“ zu machen, wird das alte Werkstattraktotum, in dessen krausen Haar bereits die ersten Silberfäden sich zeigen, einige Augenblicke die hohlen Augen schließen, die knochigen Hände mit den abgearbeiteten Fingern falten und an einen kleinen, einsamen Hügel weit draußen auf dem Kirchhofe, denken, wo ihr Glück begraben liegt. Sie wird schnell Betrachtungen daran knüpfen, wie ihr Leben sich hätte gestalten können, wenn sie weniger dumm und leicht gewesen wäre, oder wenn sie wenigstens den Namen vom Vater ihres Kindes hätte tragen können . . . Unverwüstlich aber, wie sie in ihrer Lebensauffassung ist, wird sie beim Wiedereintritt Lauras jede „Gefühlsduselei“ unterdrücken, den Mund wieder auf dem richtigen Fleck haben und sofort sagen: „Ick jehe doch wieder lieber zu Puhlmanns. Hab ick da so ville Sohlen jelassen, können's ooch noch 'n paar mehr werden. Heute werde ich wir noch 'mal jründlich die Stelle ansehen, wo De Deinen Ollen kennen jelernt hast. Det hast De eigentlich mir zu verdanken. Hätt ick Dir damals nich aus Deine Solidität jerissen, denn könnst' De vielleicht heute noch 'n Papierstanb schlucken und als Falzjräfin Dein Schloß besuchen, und wenn's oben uff'n Boden an de Dühre hängen sollte.“

Emilie hat recht. Wenn nur die „Reelen“ immer kämen! Und weil sie so wenig kommen, infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse, entsteht jenes ungeheure Proletariat, das einsam und arbeitsam, ohne seinen natürlichen Beruf erfüllt zu haben, durch das Leben zieht, jener Überschuß an früh abgenutzten Kräften, der durch den weiblichen Organismus bedingt wird.

Und weil die Arbeiterin und das Fabrikmädel wissen, wie bald sie in ihren jungen Jahren „aufge-

Digitized by Google

braucht" sein werden, so wollen sie eben das Leben mit vollen Zügen genießen.

J. man müßte keine Berlinerin sein!

„Lustig gelebt und selig gestorben,
Heißt dem Teufel sein Handwerk verdorben."

Wäre auch noch schöner, wenn man während der wenigen freien Stunden zu Hause sitzen wollte, um Fliegen zu fangen. Also hinaus nach Halensee, dem Grunewald, nach Schildhorn, Tegel, Friedrichshagen oder Treptow! Und wenn es „Strippen" regnen sollte, es im Kremser bereits so eng ist, daß die Beine verwechselt werden — ausgeflogen wird doch! Immer mitten mang! Die „Strippen" bleiben nicht hängen, und die männlichen Beine können über den Kutschbock baumeln.

Fährt man gar Stadtbahn, zwanzig Menschen in einem Coupé, so ist es erst recht gemütlich. Wenn Einer einen Ruck bekommt, so fallen die Übrigen mit, und so kann es denn vorkommen, daß man plötzlich auf dem Schoß eines netten Herrn sitzt, der zuerst etwas verblüfft ist, dann aber lacht und die Gelegenheit benutzt, rasch ein wenig an der Taille zu drücken. Das ist doch etwas! Entschuldigt er sich noch obendrein, so giebt ein Wort das andere und die Bekanntschaft ist gemacht.

Man steigt mit ihm aus, thut erst etwas „etepetete", indem man sehr oft nur Ja und Nein sagt, taut dann aber allmählich auf (namentlich auf dem Schlendergang durch die Heide; es kann auch der Grunewald sein), wird später zu Bier und Abendbrot eingeladen (wohl gar zu „warmem"), huldigt auf dem Nachhausegange im dämmerigen Schatten der Bäume dem Grundsatze: „Ein Küßchen in Ehren, kann niemand verwehren", und trennt sich schließlich mit der wiederholten Versicherung, daß es „reizend" und „nett" gewesen sei, und mit dem bestimmten Versprechen, wenn nicht anders, so doch am nächsten Sonntag sich an der Normaluhr auf einem gewissen Platze, oder am Stadtbahnhofe sonndso wiedersehen zu wollen.

Sitzt man aber auf der Heimfahrt im Kremser, Hand in Hand mit der Bekanntschaft, und ist ganz seelenvergnügt, dann singt man das schöne Lied:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!"

So muß es Sonntags und Feiertags gemacht werden und nicht anders! Zu was hätte man sich denn die ganze Woche von früh bis spät gequält, sich schurigeln lassen, über eine dumme Fuscharbeit heiße Thränen vergossen, wenn man sich nicht von Herzen austollen sollte, sobald man einmal die eigene Herrin ist und frei atmen kann! Denn das Leben ist so kurz, und der Wangen rosiger Schmelz welkt bald dahin! Und wenn man sich einen „Herrn" anschafft, der selbstverständlich nicht ans Heiraten denken kann, aber ein guter Freund wird, der kleine Aufmerksamkeiten erweist, zu unschuldigen Vergnügungen auffordert, hin und wieder ganz gehörig spendiert, „und so" — ist denn diese Sünde gar zu groß?

Was hat man denn zu Hause? Der Vater muckst, die Mutter muckst, die kleinen Geschwister plärren, und an den langen Abenden muß man im Dunkeln sitzen, weil Petroleum gespart werden soll. So ist der Sonntag die einzige Oase in der Wüste des Daseins, wo die Lebensschwingen gerührt werden können. Kommt doch der Montag früh genug, wo man mit einem grauen Kater sich erhebt und, noch den Schlaf in den Gliedern, die eingewickelten Stullen in der Hand, sich aufs neue tummeln muß, und zwar zu einer Zeit schon, wo die „höheren Töchter" noch die faulen Glieder recken.

Lernt man überdies nicht bessere Manieren im Verkehr mit einem solchen Herrn? Wer hat denn Sinn dafür, daß das Kleid „gut steht", der Hut chic sitzt, und daß man gehörig mit Messer und Gabel ißt? Nur er, der nur die Eine sieht und kennt, nicht aber ihren Anhang, der sie nimmt wie sie ist, mit ihren Vorzügen und Schwächen, dem ganzen Drum und Dran eines „Verhältnisses", das man hegt, pflegt und liebt, bis — ein anderes an die Reihe kommt. Wenn auch! Schön war es doch, und die gemeinsam verlebten Stunden werden unvergeßlich sein.

Nicht alle nehmen das Leben so leicht wie Seifenblasen, die man an bestimmten Tagen blindlings in die Luft hineinzaubert, bis sie, kaum entstanden, wieder zerstieben. Der Mensch ist nicht nur das, was er ißt, sondern auch das, was er arbeitet. Ganz besonders trifft dies bei den Werkstatt- und Fabrikmädchen zu.

Leichte Beschäftigung schafft leichten Sinn, und ist sie reinlich, so steht auch die Kleidung im Einklang damit.

Mädchen und Frauen, die schwere Arbeit in schmutzigen Räumen zu verrichten haben, sind anders geartet, als jene. Sie gleichen Lastieren, die schwerfällig und schrittweise ihre Arbeit verrichten und sich nur nach dem Futtertrog sehnen, der die einzige Abwechselung im Geschirr des Tages ist.

Die Umgebung des Menschen schafft die Wirkung auf das Gemüt, und je schwärzer und eintöniger jene ist, je verschlossener und einsilbiger wird dieses werden.

Oftmals, wenn ich an hellen Sommertagen durch die Vorstädte Berlins wandere, hin und wieder vor einem geschwärzten Fabrikgebäude stehen bleibe, den Färbereien, Tuch- und Lichtfabriken, und die langen Fensterreihen betrachte, deren mattgestrichene Scheiben von innen, wie in einem Gefängnisse, den Anblick des Himmels nehmen, dessen Bläue doch Gott für die erbärmlichste Kreatur geschaffen hat, dann muß ich an diese Märtyrerinnen des socialen Lebens denken, die, die schmierige Schürze vorgebunden, in befetteter Bluse, umgeben von einem Gewirr von Treibriemen, die stickige Luft schlechter Ausdünstung atmend, stumm und mechanisch, um kärglichen Lohnes willen, ihre Arbeit verrichten.

Digitized by Google

Todmüde des Abends, treten sie ihren Heimweg an, nur die Sehnsucht nach ihren Kindern, ehelichen oder unehelichen, nach dem Bissen Brot und nach den Stunden Schlaf im Herzen. Für sie ist der Sonntag nur ein Ruhetag, eine kurze Unterbrechung im ewigen Einerlei der Tretmühle, nur geschaffen, den Gliedern die nötige Stärkung zu neuem sechstägigem Kampfe zu geben. Sie allein sind jene große, dunkle Garde der arbeitenden Weiber, die wie ein Meuchelmord drohend im Hintergrunde der socialen Erscheinung steht und ihren mächtigen Schatten in das Licht der Gesellschaft wirft.

So lange noch eine Mutter, das Kind unter dem Herzen, einer weißen Sklavin gleich, im dumpfen Fabrikraum sich ihr Brot verdienen muß, tagsüber der Häuslichkeit entzogen, so lange wird die Arbeiterin die politische Genossin des Mannes im Verzweiflungskampfe gegen die Übermacht des Kapitalismus sein.

Wir vom Militär.

Von **Alexander Baron von Roberts.**

„Nach Berlin versetzt!" — und es überlief sie heiß vor Schreck.

„Aber ich bitte Dich, mein liebes Kind: Berlin! Und ins Kriegsministerium!" rief der General.

Doch seine Gattin wollte nichts wissen.

„Ehre hin, Ehre her, Berlin bedeutet für unsereins die Misère! Was ist eine Militärfamilie in Berlin?! Etwas, das nichts gilt, nicht estimiert wird, ein Sandkorn in dem großen socialen Meer . . ."

„Ohohe!" protestierte der General. Er, er denkt nun doch was vorzustellen! Berlin ist die große Krippe, und wie viele in der Armee reichen denn daran? Fast beleidigend dieser Berlinerhaß seiner Gemahlin! Potz Wetter, ist sie denn nicht selbst eine Berlinerin?

Freilich, das ist sie. In Berlin geboren, und auch einen Teil ihrer Erziehung hat sie dort genossen. Aber wer kann denn von uns Militärischen die Landsmannschaft fixieren? In Berlin geboren, weil der Papa gerade dort stand; dann aus einer Provinzschule in die andere gewirbelt, wie es Papas vielfache Versetzungen mit sich brachten; dann freilich hat sie ihre flüggen Mädchenjahre in der Berliner Luft vergaukelt — ach ja, das war doch hübsch! —

Und dann die köstliche Zeit der Kriegsakademie, die das Glück ihrer jungen Ehe sah! So kann man sie wohl mit Recht eine Berlinerin nennen. Wie viel ganz echte Berlinerinnen giebt es denn? Wir Militärischen sind es, den Umständen gemäß, nur auf Zeit, gleichsam auf Kündigung. Und wer verargt es uns Nomaden der Gesellschaft, wenn manche von uns sich dort nie ganz heimisch fühlen? Nein, sie, sie hat gar kein Heimweh nach ihrer Geburtsstadt!

Wenn sie daran denkt, was alles aufgegeben werden muß, um mit der Ehre, in Berlin zu leben" — die Misère einzutauschen! Misère, ja, das ist es! Sie kennt es von ihrem Elternhause her; viele, die vermögenslos sind wie wir, urteilen desgleichen. Ihr, die Ihr unter dem Banner der schwieligen Faust für eine bessere Lebensführung kämpft, wüßtet Ihr, ein wie viel geringeres Niveau der Daseinsfreude oft gewissen höheren Schichten beschieden ist . . .

Es dauerte eine Weile, bis sich die Generalin in den Gedanken der Versetzung fand. Ja, wahrhaftig, durch Thränen ging der Weg zu dieser Resignation. Die Töchter kamen nach Hause, beide rosig und frisch vom Eislauf, in sprudelnder Laune, denn sie hatten sich ganz kostbar amüsiert, die ganze Garnison hatte sich unter den Klängen der Militärmusik auf der krystallenen Bahn getummelt. Und natürlich, wie auf dem Parkett des Kasinoballes, so spielten die beiden auch dort ihre berechtigte Prinzessinnen-Rolle. Ich bitte Euch: Generalstöchter in einer kleinen Garnison! Und hübsch! Und die einzigen ihrer Art!

Nach Berlin?! Nicht möglich! Die lieben Dinger jubelten hell auf vor Freude. Hurra! Und die Älteste warf ihre kokette Pelzmütze, wie sie das einmal bei freiheitstrunkenen Reservisten gesehen hatte, jauchzend in die Luft. Wie sich das für gutpreußische Militärtöchter geziemt, hatten sie immer schon für Berlin geschwärmt. Seine Linden, sein Tiergarten, seine Paläste, seine Theater, seine herrlichen Magazine, sein wimmelndes Straßenleben, der ganze Zauber der Großstadt, das Berauschende, künstig in einer Weltstadt leben zu dürfen — ist es nicht wie die Erfüllung eines Feeen-Traumes? Und: wir werden Hofbälle mitmachen! Wir werden dem Kaiser vorgestellt werden! Es ist zu viel!

Sie fielen ihrer Mama um den Hals — — „Aber was ist Dir denn, Mama? Freust Du Dich denn nicht?"

Der Vater erläuterte, halb ironisch:

„Mama mag nichts von Berlin wissen! Sie verleugnet ihre Vaterstadt! Sie möchte gar zu gern hier in M. ganz verspießbürgern — weil wir dort nicht mehr so famos wohnen werden, weil . . ."

„Im dritten Stock, gerne, gerne!" unterbrach ihn die Jüngere.

„Sollt Ihr auch!" fiel die Mutter mit vibrierender Stimme ein. „Parterre mitgerechnet: sogar im vierten! O ja, so wohnen Generäle in Berlin!"

„Aber Mama!" Die Mädchen hielten es für einen Scherz.

„Einschränken werden wir uns müssen auf Schritt und Tritt —"

„Gerne, gerne, Mama!"

„Mit Eurer Reiterei wird es freilich dort nichts werden," meinte der General.

„Schadet nichts, so radeln wir!"

„Aber Gustchen!" Ganz entsetzt starrte die

Digitized by Google

Mutter ihre Älteste an. Und ihre starke Generalinnenbüste schnappte nach Atem.

„In Berlin radeln alle Damen von Chic!“ rief Hertha, die Jüngere.

„Na, no, nicht so mutig!“ rief der General.

„Entsetzlich!“ stieß die Generalin aus. Und in Gedanken setzte sie hinzu: Natürlich, es ist das moderne Babylon, weibliche Zucht und Sitte gehen dort aus den Fugen. O, aber sie wird schon ihre Glucknennenflügel über ihre Küchlein breiten! Und ihre massiven Schultern machten eine Ruckbewegung, als wollten sie wirklich ein Paar Flügel aufklappen. „Arme Kinder!“ entfuhr es ihr.

„Aber was ist Dir nur, Mama? Wieso: arm?“

„Ihr werdet ja sehen!“

„Mach' sie doch nicht gruselig! Potz Wetter noch 'mal!“

„Mama hat schon das Umzugsfieber, das ist's, Papa!“

Doch die Generalin dachte an das Schicksal ihrer eigenen beiden Schwestern. Auch ihre Eltern waren abermals nach Berlin versetzt worden, als die drei Töchter eben der Schule entflattert waren. Berlin ist kein „Heiratspflaster“. Und zwei von dreien waren richtig sitzen geblieben. Natürlich hätten sie überall glänzende Partieen gemacht! Aber „sitzen bleiben“, das ist das Typische, so meint sie, für eine Berliner Generalstochter. Wer findet denn in Berlin solche Mädchen-Perlen, die nur Liebhaberwert haben durch ihren Adelsglanz? Prädestinierte Mauerblümchen für den Ballsaal, wie für die große Lebensredoute! Der einzig modische Tanz ist dort der Reigen um das goldene Kalb. Wer ihn nicht mitmachen kann und will, nun der bleibt — „sitzen“. Ein entsetzliches Wort, bei dem einer sorgenden Glucknenne von Generalsmama sich alle Federn sträuben. Was?! Ihre guten, lieben, herzigen Dinger sollen elendiglich sitzen bleiben, wie einst ihre eigenen Schwestern sitzen geblieben sind?! O Gott!

Natürlich hielt sie diesen Teil ihrer Argumente zurück. Nur der lamentierende Refrain, der von jetzt ab in den nächsten Wochen ihre Umzugssorgen begleiten wird: „Was werden wir alles aufgeben müssen!“ Das Garnisonstädtchen M. gilt sonst durchaus nicht als ein begehrenswertes Eldorado in der Armee, ihr aber dünkte das Scheiden so bitter, als hätte der eisengepanzerte Erzengel, der im Militärkabinett über den Versetzungen waltet, sie wahrhaftig aus einem Paradies vertrieben. . . .

Wer erwägt, welchen Nimbus die Raupenepauletten eines Generals in einer kleinen Garnison ausstrahlen, wird den Schreck, ja die offenbare Feindschaft der braven Generalin ermessen. Hier im Städtchen spielt eine Generalin ohne Zweifel die allererste Rolle, selbst vor den gleichrangigen Würdenträgersgattinnen vom Zivil, denn in Preußen hat die Kriegermniform selbstverständlich stets das „praes“. Ein jeder kennt und grüßt sie, sie wird auf Schritt und Tritt geehrt und hofiert, sie ist der Respekt der gesamten Garnison, ja es giebt Hauptleute und Majors von sonst ganz bärbeißerischer Art, die sie geradezu fürchten — denn steht sie nicht im Ruf, bei der Führung der geheimen Konduitenliste, so da über die Carrière der Untergebenen entscheidet, ein gewichtiges Wort mitzureden?! Ja wohl, Ihr da an der Majorsecke, den Hals vermag sie Euch zu brechen! Sie ist die Autorität aller Militärdamen, ja bis an die Schwelle der Familienverhältnisse übt sie ihre diktatorische Herrschergewalt. Sie wird mit Aufmerksamkeiten überhäuft, von Ovationen heuchlerisch umschmeichelt. Von der „Sophaecke rechts“ aus, dem höchsten geselligen Ehrensitz, überwacht sie das Wohl und Wehe ihrer Hörigen. Traut nicht ihrem geschmeidigen Lächeln, ihr Hauptmanns- und Lieutenantsgattinnen! Und wenn sie Euch eine Liebenswürdigkeit spendet, so achtet wohl, ob an dem süßen Köder kein Widerhaken heftet, daran sie Euch erbarmungslos zappeln lassen wird, wenn die Zeit gekommen ist. Natürlich strahlt dieser Nimbus auch auf ihre Töchter aus. Ein Schweif von mehr oder weniger schnurrbärtigen Verehrern, darunter jedenfalls einigen anfrichtigen, zieht hinter ihnen her. Mögen sie der weiblichen Reize ermangeln und durch Unliebenswürdigkeit abstoßen — das kann ja bei Generalstöchtern gar nicht vorkommen! — sie sind trotzdem jedes Tanzes sicher. Ein Generalstöchterchen, das auch nur die Hälfte eines Walzers über an der Mauer geblüht hätte, wäre undenkbar, es käme einer Revolte im Lager gleich! Und einem latenten Komplott sähe es wahrhaftig ähnlich, wenn sich unter den heiratsreifen, aber auch auf ihre Carrièren bedachten Lieutenants, nicht Einer fände, der die junge Perle mit dem schillernden Generalsglanz nicht zur Gattin erkieste. Holla, wie sie ihre Jugend genießen! Wie sie sich des Paradieses freuen!

Und nun: „Berlin!“ Ein bösezauberisches Wort, das mit einem Schlage diesen ganzen Nimbus vernichten wird. Denn was bedeutet eine Generalin in Berlin? Es giebt deren Hundert, die pensionierten nicht gerechnet, beinahe etwas Alltägliches. Während sie in dem Provinzparadies die erste war, muß sie hier anfangen, sich ihre Position zu erkämpfen. Der Kampf ist bitter, sie, die zu herrschen gewohnt ist, muß sich vor viel Höheren ihrer Klasse bücken. Und mit den Höheren zusammen vor Allerhöchsten! Manche gesellige Ringe sind so fest geschlossen, daß es eine Vermessenheit wäre, sie durchbrechen zu wollen, so der höfische Ring, der Diplomatenring, der vornehme Sportring; um sie zu erschließen, fehlt es vielleicht an der Ahnen-Legitimation, fehlt es an der Gewohnheit, sich im internationalen High-Life zu bewegen, fehlt es vor allem an dem „goldenen Schlüssel“. Zum „Mitmachen“ gehört Kasse, zur Entfaltung von Toiletten gehört Kasse, zu einer Lebensführung überhaupt, wie sie jene geschlossenen Ringe von ihren Mitgliedern

Digitized by Google

verlangen, gehört Kasse, immer wieder Kasse! O man muß sich so schon über Gebühr einschränken, denn das Leben in Berlin ist teuer! Zum Beispiel die Wohnung. Als die Eltern unserer Generalin aus ihrer letzten Garnison nach Berlin versetzt wurden, hatten sie dort eine geräumige Dienstwohnung innegehabt, eine Reihe von Zimmern, die es Mühe hielte, alle wirklich zu bewohnen; dann der herrliche obstreiche Garten, die schöne Stallung, fast als Schloßherren konnten sie sich dünken, denn ihr Hausbesitzer war der in diesem Falle besonders splendide Herr Fiskus. Dagegen in Berlin ein dritter Stock in einer der schablonenhaften Mietskasernen! Gegenüber endlose mehr oder weniger neugierige Fensterreihen, hie und da durch Balkons unterbrochen. Im Innern die traditionelle Finsternis der Berliner Stube, die erstickende Enge des Schlafzimmers. Es ist wie im Gefängnis! Ja, jawohl, sie hatte recht gehabt: Generäle ohne Vermögen wohnen so in Berlin! Über die drei, recte vier Etagen half den Töchtern wenigstens der gute Jugendhumor hinweg. Jedesmal wenn das fröhliche Trio gemeinsam die vier Treppen hinanstieg, gab es vor den Namensschildern der verschiedenen Etagen eine scherzhafte Scene. Im Parterre also wohnt der gestrenge und nörgelige Wirt, Herr Schultze natürlich. Und eine respektvolle Reverenz vor der blanken Messingtafel. Im ersten Stock kündet das Schild Herrn Ancyer an, natürlich Bankier — und tiefe ironische Verbeugung! Lachend begrüßen sie auf dem zweiten Stock den stilvoll ausgestochenen Namen eines bekannten Schriftstellers, und die eine von dem lustigen Trio gerät in gelinde Entrüstung: wie sich einer von der Feder unterstehen kann, unter einem General zu wohnen! Endlich „ah!“ die große von einen Messingrand eingefaßte Porzellanplatte, auf der geräumig und selbstbewußt der Name prangt: „General von S.“ Das klingt doch! Potz Wetter, das ist doch was! Und der militärisch-aristokratische Tic in den Köpfchen findet, daß solches Schild mit solchem Namen die Schmach dieser dritten, recte vierten Etage vollauf wett macht. Freilich das Schild zeigt einen Riß — die Porzellane von Militärs zeigen von den Versetzungen her, vielfach Risse — die Töchter wollten ein neues Schild haben, auch ein größeres, gerade den Schultzes und Ancyers zum Tort! Aber die Mama, die hier in Berlin so entsetzlich knauserig geworden ist, meinte: es ginge nicht! Und der Seufzer mit dem sie diese Bitte abschlug kennzeichnete mehr als Worte die ganze Misère.

Früher war man gewohnt gewesen, eine weitgehende Geselligkeit zu üben. Stellung verpflichtet, Töchter verpflichten — nun vielleicht war auch solche in guter alter Art geübte Geselligkeit ein Bedürfnis des Herzens. Es ging einfach zu — nicht mit jener asketischen „altpreußischen Einfachheit“, die in Mäßigkeitsdekreten den Offizierkorps von Zeit zu Zeit anbefohlen wird. Kameradschaft ist kein leeres Schallwort, sie macht die Stärke unserer Armee aus. Auch die Frauen fühlen sich darin einbegriffen. Nur hier in Berlin kennt man sie nicht in diesem Maße. Die Garnison ist zu groß, die Interessen streben und flattern auseinander. Selbst Militärs, die in einem Hause zusammenwohnen, pflegen nicht einmal Verkehr miteinander. Man macht nur die notwendigsten Besuche, an Stelle der Geselligkeit aus Kameradschaft und Herzensbedürfnis tritt das offizielle unleidige Abfütterungssystem.

Es giebt wandernde Feuilletons, die mit intermittierender Regelmäßigkeit durch die Zeitungsspalten ziehen. So zum Beginn der Gesellschaftssaison jene launige Schilderung der Umwälzung alles Bestehenden, die eine solche Abfütterung in einer friedlichen Geheimratswohnung anrichtet. Genau dieselbe Katastrophe muß unsere aus dem Provinz-Paradies verbannte Familie über sich ergehen lassen. Die Wohnung gleicht drei Tage lang einem Biwak u. s. w., siehe das Wanderfeuilleton! Wenn es sich wenigstens lohnte! Wenn es gedankt würde! Die einzige, die von dem geselligen Biwak eine angenehme Erinnerung bewahrt, ist das flotte, dralle Dienstmädchen, das um die Mitternachtsstunde, als die Säbel endlich die Treppe herumtrassen, mit verschämtem Lächeln und noch verschämter gehöhlten Hand die Hausthüre aufschließt und die Trinkgelder ebenso gern als die Schwerenöter-Komplimente der vom Wein animierten Lieutenants einheimst.

Und von oben hören sie, wie die Herren ihre verhaltene Lustigkeit in lauten, durch die Nachtstille dröhnenden Rufen und Scherzen loslassen. Fast klingt es, als ob sie sich über uns lustig machen wollen .... denn hier bei uns benahmen sie sich langweiliger als alte verwöhnte Möpse! Nein, es war gar nicht fröhlich, es war gar nicht interessant! — und es soll solch interessante Kreise geben in Berlin, sie, die Töchter, möchten dergleichen wohl einmal kennen lernen! — Der gewisse gefürchtete Engel hörte nicht auf, durch die Räume zu schleichen, Finger auf dem Mund, und mit seinem, eine Hausfrau zur Verzweiflung bringenden ironischen Lächeln — es war das, was in verbrecherischen Lieutenantskreisen verächtlich mit „Commiß“ bezeichnet wird. Das Zusammengewürfelte war daran schuld, sind doch die meisten Gesellschaften in Berlin, die nicht streng die Kastengrenzen innehalten, mehr oder weniger zusammengewürfelt, nur daß es Leute giebt, die dies Würfeln recht verstehn — nein, nicht allein das! Diese Herren, diese blasierten modernen Herren sind daran schuld! so meint die in ihrer Eigenliebe gekränkte Gastgeberin.

Zumal der Berliner Lieutenant von heute ist ein ganz anderer geworden. Nur die antediluvianischen Gesellschaftsanschauungen gewisser weit umherfliegender Witzblätter zeichnen, unter Aufbietung einigen bösen Willens, den norddeutschen, und zumal den Berliner Offizier als stupid, näselnd, auf Taille schwörend.

Digitized by Google

Wenn es dergleichen je gegeben hat — ich bitte, wie konnten solche halben Kretins denn die ewig staunenswerten Erfolge von 1870/71 herbeiführen helfen? —, so sind sie jetzt völlig verschwunden; der Spott ihrer eigenen Standesgenossen würde sie nicht unter sich dulden. Der Lieutenant von heute ist, gemäß den viel größeren Anforderungen, die an ihn gestellt werden, wissenschaftlich strebsam geworden, im geselligen Verkehr trägt er ästhetische Allüren zur Schau, er liest und hat litterarische Neigungen. Wehe dir, mein gutes Generalstöchterlein, wenn du vor der kritischen Sonde dieses Lieutenants für de siècle nicht bestehst! Aber ebenso anspruchsvoll sind sie leider auch in Bezug auf Geselligkeit und Bewirtung. Verwöhnte Gourmets, die in splendiden Häusern verkehren, wo sie ihre Zunge geschult haben, die feinen kulinarischen Nuancen eines Diners zu unterscheiden. Sie verlangen die prickelnde Unterhaltung der Dame aus der großen Welt, sie wollen berühmte Namen bei der Tafel als Gegenüber, sie wollen nach Tische einen Sarasate oder eine Sembrich hören und das neueste Gedicht von Wildenbruch, von dem Dichter selber vorgetragen, applaudieren. Arme, bedauernswerte Militärfamilie, die du in deiner altpreußischen Einfachheit keinem dieser Ansprüche zu genügen im stande bist! Arme, bedauernswerte Glucksenne einfach erzogener und noch einfacher befiederter Küchlein! Denn was den weiblich entschuldbaren Luxus in Putz und Mode anbelangt, so muß er hier in Berlin, wo die notwendigen Lebensbedürfnisse so erschreckend gierig am Budget zehren, erst recht eingeschränkt werden. Mehr oder weniger geschmackvolle, vielleicht hie und da absichtlich als „vornehm“ betonte Einfachheit in Kleidung und Auftreten mag denn auch die Militärdame kennzeichnen. Sie macht die Excentricitäten der Modelaune nur andeutungsweise mit, ihren Kostümen und Hüten sieht man zumeist das Selbstgemachte an. Denn wir haben Schneidern gelernt! Wir haben überhaupt manches gelernt, wir Offizierstöchter, was uns das drohende „Sitzenbleiben“ weniger verhängnisvoll erscheinen läßt. Nicht zu erwähnen unsere mühsam erworbene Kunstfertigkeit in Handarbeit bis zur künstlerischen Brandmalerei hinauf, womit wir uns, wie gewisse Romane so rührend zu schildern verstehen, und gewisse Agitatorinnen so gehässig tadeln, oft ein hübsches Taschengeld verdienen. So lassen viele höhere Militärs ihre Töchter das Lehrerinnen-Examen machen, mit welchem Erfolg, das beweist der große Prozentsatz an Berliner Lehrerinnen, die sich „Fräulein von“ nennen und aus Militärkreisen hervorgegangen sind.

Wenn doch solchen erzwungenen Tributen an die Repräsentation und solchen Opfern, dem kostspieligen Großstadtleben gebracht, wenigstens ein Gegenconto an wirklichen Genüssen und Vergnügungen gegenüber stände! Aber auch hier fehlt es an dem goldenen Schlüssel. Theater und Konzerte sind teuer; ich vernahm neulich das Bekenntnis eines jungen Mädchens aus solcher Sphäre: „Opernhaus!? Denken Sie, ich war noch nie da!“ — „Oh!“ stieß ich aus, ganz erstaunt. „Aber ich möchte gern, für mein Leben gern“ — meinte sie, nur schon von der Möglichkeit begeistert, dann, mit einem liebenswürdigen Lächeln die Kühnheit dieses Wunsches gleichsam verwischend, erging sie sich in einer naiven Lobpreisung solcher Berliner Genüsse, die nichts oder wenig kosten. Wie herrlich doch der Tiergarten! Wie wundervoll die Konzertabende im Zoologischen Garten! Auch sollen die populären Konzerte in der Philharmonie fast so gut sein, als die des verhimmelten Weingärtner? Nicht? Und als ich die Achsel zuckte: „Nun, man muß denken,“ meint das gute Kind, „es wäre so!“

Wir hörten schon von unserer Generalin, wie spärlich in Berlin die Tanzgelegenheit. Ein Gelegenheitshopser nach einem Souper zwischen engenden Möbeln, ein harmloses „Kämmerhüpfen“, wenn in einer befreundeten Familie die Tanzstunde durch eine Schlussfestlichkeit beendet wird. Kein Wunder, daß da im Vergnügungsprogramme unserer Militärfamilie der Subskriptionsball im Opernhause einen solchen, alle andern möglichen Vergnügungen verdeckenden Glanz ausstrahlt. In Berlin gestanden zu haben, ohne einen solchen Ball mitgemacht zu haben: man dürfte es gar nicht bekennen! Die Erwartung hält die Damen monatelang in Spannung, von seiner Erinnerung zehren sie noch Jahre nachher. Unsere Generalin erinnert sich noch, welcher Jubel im Hause war, als endlich, nachdem der Besuch des Balles mehrere Male aufgeschoben worden war (derselbe Grund, der auch das mit einem Riß versehene Porzellanschild an der Thür nicht zu erneuern gestattet), das große Ereignis verwirklicht werden sollte! Eine wohlthätige Tante hatte zwei von den teuren Eintrittsbillets gestiftet, und die Mädchen hatten das dritte aus dem kleinen durch Handarbeiten angesammelten Sparschatze erworben. An Toilette wird ja nicht viel benötigt, das Gedränge soll so groß sein, daß eine solche ja doch nicht zur Geltung kommt, außerdem macht man ja auch nicht den Anspruch, später neben Theaterfernen von berufenen Kostümschilderern in der Zeitung erwähnt zu werden! So werden also die alten oft umgetakelten Fähnchen von neuem zurechtgezupft, und die braven Dinger sehen reizend aus darin: Freude ist der schönste Schmuck! Wenn du, verspäteter Heimgänger, am grauen Frühmorgen in einer der Avenüen von W. einer Droschke zweiter Klasse begegnet sein solltest, aus deren vollgepackten Innern heller Mädchenjubel in die schneige Straßenleere hinausschallte, so ist es unsere vom Balle heimkehrende Generalsfamilie gewesen. Denn es war „über alle Begriffe himmlisch“ gewesen! Das Gedränge, das Kuiren vor Ihren Majestäten, die mit Brillanten übersäten Diplomatenlogen, alles, alles, und dann der Tanz auf dem elastisch schwebenden Parquet! . . . Man hatte also wirklich getanzt, die

Digitized by Google

Entbehrung ganzer Saisons tüchtig nachgeholt, gleichsam auf Vorrat getanzt für die nächsten Jahre . . . und jauchzend läßt die Jüngste, es ist unsere jetzige Generalin, ein Spitzenvolant, das ihr im Gewühl abgerissen worden war, als Wimpel-Trophäe zum Fenster herauswehen.

Am selben Morgen aber, um die zehnte Stunde, kannst du unsere nachtschwärmerische Familie, sein ehrbar und mit dem Ernste, den der Dienst verlangt, zur Kirche wandern sehn. Die Militärfamilie ist in Berlin wohl die einzige ihrer Art, die in ihrer Gesamtheit allsonntäglich den Gottesdienst besucht. Und es heimelt seltsam an, wie aus der verklungenen Welt unserer Großväter, und es gemahnt fast rührend an einfach alte Bürgersitte, sie mitten in dem rasselnden, radelnden, hastenden, blasierten, als gottlos verschrieenen Berlin ihren Kirchgang machen zu sehen, während die aus eroberter Bronze gegossenen Glocken läuten, er, der Vater, voran, behelmt und mit seinen Orden geschmückt, die gewichtige Gattin am Arme führend, hinterher die Kinder, vollzählig, in ihren bescheidenen Kostümen, als Talisman gegen jegliche Art von Weltlichkeit, die an sie heranflattern könnte, und wäre es auch nur ein harmloser Walzertakt vom Balle her, das nicht zu kleine Gesangbuch in den Händen haltend. Der kirchlich puritanische Sinn ist in der Armee, wie in einem Teile des Adels noch Tradition, und er heißt wohl auch manche Militärtochter älteren Jahrgangs die Ordenshaube der Barmherzigkeit anlegen. Manche andere, die hierzu keinen Beruf fühlt, glaubt, durch Lektüre und erfolgreiche Beispiele ermutigt, eine mehr oder weniger berechtigte Hinneigung zur schönen Litteratur zu verspüren. Die Redaktionen mögen sich über solchen Andrang von eigentlich unberufener Seite beklagen und über das Überhandnehmen des flotten Husarentones in der Erzählungslitteratur spotten, — der ehrlichen Statistik gegenüber dürften sie jedoch die Thatsache nicht ganz verleugnen, einen wie seltsam hohen Prozentsatz an anerkannten Schriftstellern männlichen und weiblichen Geschlechts der Militärberuf von den älteren klassischen Zeiten an bis in das Lager der „Modernen" hinein, nicht nur in Deutschland gestellt hat. Und wenn die Tüchtigkeit der heutigen Schriftstellerin oft mit Recht hervorgehoben wird, so fällt ein Abglanz dieses Lobes auf die Kaste der Militärtöchter, aus der u. a., um die ersten zu nennen, eine Marie Ebner-Eschenbach und eine Luise von François hervorgegangen sind.

Doch es hieße nur unsere Generalin einer großen Einseitigkeit zeihen, wollten wir annehmen, sie selbst hielte ihre Familie und die Verhältnisse, in denen sie die teure Großstadt zu leben zwingt, für etwas absolut Typisches. O nein, sie weiß sehr wohl, daß z. B. unter dem höfischen Militär wie in der Garde eine durch Glanz des Namens wie auch oft große Mittel bedingte ganz andere Lebensführung beliebt wird. Gerade in Berlin weist die Frau aus dem Militärstande sehr von einander verschiedene Arten auf. Entfalten wir einmal den Porträtfächer! Da ist die ehrwürdige Excellenz mit dem feinen, immer von einer leisen Ironie überhauchten, aristokratisch geschnittenen Gesichtchen ancien régime, mit den pendelnden Marquisinnenlöckchen, mit den auch noch im hohen Alter gepflegten Händchen. Ihr Gatte hat dreien Königen als Flügel- und Generaladjutant gedient, sie ist in die geheime Hofgeschichte, ihre Intriguen, ja ihren Klatsch eingeweiht, sie wird ob dieser Kenntnis gefürchtet, jedenfalls genießt sie als eine Art Paladinin des Thrones eines großen Ansehens, und Se. Majestät beehrt sie zu ihrem Geburtstag mit seinem Besuch, Ihr könnt es jedesmal in der Zeitung lesen! Zu alt, um noch bei offiziellen Hoffestlichkeiten zu erscheinen, deren Zierde sie vordem gewesen sein muß, hält sie sich in ihren Salons ihren eigenen Hof, bei dessen Unterhaltungen die klassische Musik, wie die Litteratur, jedoch nur bis zur Zola-Periode, eine gewisse Rolle spielt und wo ein gewisser Königlicher Dichterprinz als Habitué erscheint. Man sagt, der Berliner Salon mit seinen preziösen und ästhetischen Allüren sei ausgestorben, nun wohl, Ihrer Excellenz gebührt wenigstens das Verdienst, etwas von seinem Glanze bis in die brutalere streitige Gegenwart hinein konserviert zu haben.

Da ist ferner die Militärdame a. D. Der Stern ihres Gatten ist erloschen, irgend eine Ungerechtigkeit — die ist es natürlich zumeist! — hat seinen Namen aus der Reihe der Aktiven gestrichen. Es würde mehr oder weniger auch eine soziale Abdankung bedeuten, wollten sie sich nun nach irgend einem provinziellen Pensionopolis zurückziehen — das duldet der weibliche Ehrgeiz mit nichten! Wohlan, es wird in Berlin geblieben! Es wird dort eine neue Position erobert! Der General ist a. D., es lebe die Generalin! Wer kennt sie nicht, die energische Dame mit dem militärisch-männlichen Auftreten, mit den festen, stark incarnierten Zügen, denen, wie ihrer Haarfarbe, das Alter nichts anhaben will! Dieser und keiner andern gebührt der Vorsitz im Verein! Schon ihr adliger Name, schon ihr Generalstitel! und dann die straffe Art, wie ihr Wort das Komitee meistert und lenkt! Abgesehen auch von ihrem wirklichen Interesse, ist sie die geborene Vereins-Patronin. Ihre Gesundheit ist eisern, sie kennt keine Müdigkeit und scheut keine Treppen. Sie öffnet Eure Börsen, und Ihr müßt zum Margareten-Verein beisteuern! Bis in die höchsten Kreise hinauf rührt sie die Trommel, wenn es gilt, die Kasse eines Wohlthätigkeitskonzerts zu füllen. Mit seltenem Geschick leitet sie die etwas exzwungenen Unterhaltungen im Sonntagsheim für weibliche Dienstboten, wie es zum Arrangement eines Bazars keine rührigere und findigere Regisseurin giebt. Kein Gerson wagt es, ihr den requirierten Dekorationsteppich vorzuenthalten, kein Künstler von Ruf ihr seine Mitwirkung zu entziehen.

Digitized by Google

Sie ist eine sociale Macht und der Engel der Barmherzigkeit seguet den „Blauen Brief“, der der Carrière ihres Gatten den Garaus machte, um den Ehrgeiz dieser Dame für die gute Sache zu mobilisieren.

Die Gardekavallerie-Dame — ein völlig verschiedener Typus! Sie ist reich, vielleicht von dem Golfstrom herübergetrieben, der neuerdings zwischen amerikanischen Millionär- oder Milliardinnen und europäischen Aristokraten, oft in extremis, vermittelt; sie bewohnt mit ihrem Gatten ein besonderes kleines Palais „Unter den Zelten“, ihre Geselligkeit ist exquisit, es verkehrt in ihren Salons die fine fleur der Diplomatie, ihre Diners würden einen Brillat-Savarin begeistern. Sie kleidet sich modisch fortschrittlich ohne die Discretion des vornehmen Geschmacks zu verlengnen; und ohne damit zu renommieren, läßt sie sich gelegentlich in Paris kostümieren, in London chanssieren, in Wien gantieren. Sie hat ein prickelndes Espritchen, kennt die neuesten französischen gelben Bände, redet Maupassant und Bourget ohne Scheu, kennt alle Regimentswitze und parliert den Kameradenjargon. In Wirklichkeit, obgleich nur die Frau eines Rittmeisters, ist sie die Regiments-Kommandeuse. Bei der Rückkehr vom Blumenkorso mögt Ihr sie bewundern. Dort oben auf der Mailcoach, mitten in dem geschmackvollsten Arrangement von duftenden Blumen und schäkernden Kavalleristen — ihre lachenden Zähnchen glänzen bis herab —, ein Bild echtester High-life-Lust!

Ihr verwandt ist die Regimentskameradin, die sich ganz dem Sporte widmet. Sie reitet Pferde, redet Pferde, besitzt einen unter den Offizieren geschätzten, ja, gefürchteten Pferdeverstand. Natürlich Anglomanin in ihrer Toilette, ihr Reitkostüm ist das Muster vornehmen Chics, wie ihr Reitsitz, ein Attribut, das in den Augen des vornehmen Kavaliers nur ganz wenigen Damen zukommt, „musterhaft“ ist. Natürlich fehlt sie bei keiner Königlichen Parforcejagd — heiza, wie die famose rothefrackte Centaurin an der Spitze der Herren dahersauzt, über Gräben, Hecken, Hindernisse hinweg! Und die Fama behauptet — eine Seltenheit bei einer Offizersdame! — mit gleichem Elan setzte ihre Caprice auch gelegentlich über gewisse ehelich Vorurteile und Hindernisse hinweg . . . aber nichts erwiesen, meine Herren! „Discret“ ist die Parole!

Während ich dieses schreibe, schaut mir jemand über die Schulter: sie möchte auch dabei sein! sie gehörte auch in diesen Aufsatz! Natürlich gehört sie das! Es ist ein feistes, rundes Gesicht, dem die Großstadtluft keine Blässe anzuhauchen vermag, und unter dem „aufgedonnerten“ Modehut will die ländlich-naive Art des Ausdrucks nicht ganz verschwinden. Wer kennt nicht Jette, die viel besungene, viel verleumdete, von allen Waffengattungen dereinst heiß umstrittene Küchenfee? Aber sie hat im richtigen Moment ihre Carrière „beim Schopf gefaßt“ — Respekt vor der Frau Feldwebelin! Es ließe sich ein Buch über sie schreiben, wenn der Verfasser nicht schon ein solches geschrieben hätte! Auf jeden Fall ist sie von den vorgeführten Damen die einzige, die den Anspruch erheben darf, bis auf Jargon und großstädtische „Helligkeit“ die richtige Berlinerin von echtem Pedigree zu sein.

Ermunterung.

Auf, meine Seele, werde stark
Und lasse wieder Mut!
Noch lebt in meinen Knochen Mark,
Und frisch noch pulst das Blut;
Den bösen Geister biet' ich Hohn
Und heb' die Freude auf den Thron:
Sieh, weit ins Dunkel schwindet schon
Finst'rer Gedanken Flut.

Das waren Tage! Im mein' Ohr
Schrie die Verzweiflung laut,
Und nur durch einen dichten Flor
Sah' ich das Licht geschaut;
Doch golden steht die Welt mir lacht,
Seit die Gewißheit in mir wacht:
Über Dämonen hat stets Macht,
Wer fest sich selbst vertraut.

Carl von Arnswaldt.

Kummer.

(Alemannisch.)

Bald möcht i Veieli suechc,
Und 's lit en tüfe Schnee.
Bald singen und bald springen
Und 's Herzli thuet mer weh.

Bald möcht i mit em Bächli
Furtreisen über's Land,
Und 's Bächli ist verisel*)
Wo ist an min Verstand?

I han en, denk, verlore,
Verlore mit miner Ruc.
O hätt i doch nie tanzet,
Nie tanzet mit eme Buc.

Hans M. Grüninger.

*) Vereist.

Digitized by Google

Vor dreißig Jahren.

Mit ungedruckten Briefen **Anastasius Grüns** und **Ludwig August Frankls.**

I.

Die Briefe beider Freunde aus dem Kriegsjahr 1866 sowie der folgenden Zeit geben ein Stimmungsbild von unvergleichlicher Treue, und niemand wird sie lesen, ohne gleichzeitig in tiefster Seele erschüttert und um ein Bild jener düsteren Zeit bereichert zu sein, wie es uns kein Historiker gleich lebensvoll entrollen könnte. Die Tonart, die hier angeschlagen wird, ist eine so schrille, daß man sie vielleicht nicht verstehen könnte, wenn dem Leser von den beiden Männern sonst nicht viel, und namentlich auch nicht der bisher mitgeteilte Briefwechsel bekannt wäre. Denn nur in diesem Zusammenhange wird es ganz verständlich, daß es der edelste Patriotismus, gepaart mit reinster Freiheitsliebe, ist, der in diesen Briefen von 1866 grollt und verzweifelt, um dann doch, kaum daß sich die schlimmsten Wolken verzogen, wieder zu hoffen und für die Sache der Freiheit und des Vaterlandes zu arbeiten.

Dürfen die Briefe in diesem Sinne als eine Geschichtsquelle von Wert gelten, so kommt ihnen bezüglich der Thatsachen, die sie mitteilen, nicht ganz dieselbe Bedeutung zu. Wie es der Drang der Zeit und die Erregung der Schreibenden nur allzunatürlich erscheinen läßt, wird zuweilen als Thatsache ausgesprochen, was nur Gerücht war, auch nicht jedes Wort auf die Wagschale gelegt. Aber im allgemeinen wird wohl auch nach dieser Richtung der Wert der Briefe nicht zu bestreiten sein.

Etwa drei Wochen nach der Schlacht bei Königgrätz schrieb Frankl an Grün:

Verehrter Freund!

Wohin in solcher Zeit flüchten, wo Alles wankt, die Gegenwart entsetzlich und die nächste Zukunft aus 1000 Fenersbrünsten redet, welche, wenn sie ausgeredet haben, nur dem Schrei des Elends, des materiellen und des geistigen Ruins Raum geben werden. Wohin flüchten, wenn nicht zu dem Einzigen, das feststeht? zu einem gesinnungstreuen edlen Freunde? Und so schreibe ich Ihnen!

Sie kennen das große Ganze in seinen furchtbaren Umrissen, doch kennen Sie es nur aus dem nicht ganz treuen Wiederhall der Zeitungen.

Diese Zeitungen! Haben sie nicht Monatelang uns den Feind unterschätzen und uns zu überheben gelehrt? Sie wollten gewiß eine patriotische Stimmung hervorrufen, Begeisterung wecken, um sich durch diesen der Regierung angenehmen Ton die Concession zu erwerben, über andere Gegenstände so zu sprechen, wie sie sonst nicht gedurft hätten.

Dieser Kanonier von Missunde[1]), wie wurde er verhöhnt und dieser Benedek gepriesen, zum Feldherrn ausposaunt, der in der Königgrätzer Schlacht dem Grafen Edelsheim, als dieser ihn aufmerksam machte, daß Chlum nicht gedeckt sei, zurief: „Klümmern Sie sich nun Sachen nicht, die Sie nichts angehn!" Dieser Benedek, der statt einen General, der zu lange dinirt und sorglos um 3 Stunden zu spät erscheint, vor's Kriegsgericht zu stellen, plötzlich zu einem Diagnostiker, wie der liebe Herrgott wird, der „Herz und — Nieren prüft".[2]) Ein tapferer Reitergeneral. Ja! den aber alle, die ihn näher kennen, einen „Schwihak"[3]), einen „Spermentskerl" nennen[4]) . . . . Die Zeitungen sprachen fort und fort von seinem geheimen Plane, der sehr genial sein sollte, und den außer ihm nur der Kaiser Ferdinand kannte, weil er Wochenlang vor der Katastrophe sich von Prag entfernte. Er sah den

[1]) So wurde damals von den oesterreichischen Zeitungen Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Erstürmer der Düppler Schanzen, genannt, weil ihm die Einnahme von Missunde nicht gelungen war.

[2]) „Am 28. Juni war Skalitz gegen den Erzherzog Leopold von Steinmetz genommen worden. Am 29. Juni telegraphirte F. M. L. Benedek: „Erzherzog Leopold mit Nierenleiden ernstlich erkrankt; ich habe ihn ersucht, nach Pardubitz abzureisen und sich einige Zeit zu pflegen und zu schonen. Commando des achten Armeecorps übernimmt G. M. Weber. Erzherzog Leopold hat in der gestrigen Affaire bei Skalitz das Commando mit ebenso großer Umsicht als Bravour geführt." Neue Freie Presse, Nr. 658 vom 30. Juni 1866, Abendblatt.

[3]) „Schwihak" (czechisch) = Stutzer. In der oesterreichischen Armee verstand man darunter einen Offizier, der sogar in die vorschriftsmäßige Adjustierung etwas Extravagantes zu bringen wußte; heute würde man „Offizierssteiger" sagen.

[4]) Folgt ein Passus, der aus naheliegenden Gründen auch heute noch nicht gedruckt werden darf. Das Gleiche gilt von einigen anderen Stellen, deren Platz in den Briefen wir in gleicher Weise (durch Punkte) kenntlich gemacht haben.

Digitized by Google

Feind nicht sich in den Rücken fallen, weil ihn Pulverdampf am Sehen hinderte. Wer erinnert sich nicht der Entschuldigung unseres Litrow, der von der Sternwarte aus nicht den Kometen beobachten konnte, weil der überaus schlanke Stefansthurm ihm im Wege stand!

Man begriff nicht, warum Benedek, was doch der Instinkt selbst ganz barbarische Völker lehrt, nicht die Höhen und Pässe Böhmens besetzte, um dem Feinde zu wehren.[5]) Nun ist es klar. Die Armee, von der uns die Zeitungen wieder erzählten, daß sie 800 000 Mann stark sei, war nur halb so groß. Er gebot nur über höchstens 250 000 und durfte sie nicht zersplittern.[6]) Diese Armee, welche seit 18 Jahren 4000 Millionen Gulden kostet, für die wir zu Bettlern fast geworden sind, von der man uns sagte, daß sie ein Spazier-Manöver nur nach Breslau und Berlin machen werde, an Einem Tage, in wenigen Stunden kampfunfähig gemacht, das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht. Wo kamen die 4000 Millionen hin, wenn wir, wie sich zeigt, keine dieser Summe entsprechende Armee haben! Hat darum unser ritterlicher Kaiser schlaflose Nächte durchsorgt, das Kriegskleid niemals abgelegt, um so furchtbar in seinen edelsten Absichten getäuscht zu werden?

Die Spannung in Wien am 3. d. M. war eine entsetzliche, und eine Naturerscheinung, die auch ich zufällig sah, mag von Vielen nicht beobachtet worden sein. Ich gieng, von Unruhe gepeitscht, denn wir wußten, daß geschlagen wird, an der Donau auf und ab. Plötzlich, es war ½9 Uhr Abends, brannte der Himmel bis zum Zenit in blutrothem Feuer, das Kahlengebirge hob sich violet scharf von ihm ab und, ein feiner Regen hatte zu sprühen aufgehört, über dem Prater wölbte sich der intensivstfarbige Regenbogen. Nur wenige Menschen waren zu sehen, sie blieben betroffen und entzückt stehen. Das dauerte so 3 Minuten und die volle Nacht brach herein.

Am folgenden Tage kam die Hiobspost von Königgrätz. Die Menschen in den Straßen sahen ernst und schweigend drein, wie sie thun, wenn sie sich in einem Leichenhause vor der Bestattung eines Freundes zusammenfinden. Die Bekannten grüßten einander nicht, sie sahen sich nur schweigend an.

Und doch! Es ist empörend zu sagen, aber es muß zu ewiger Brandmarkung gesagt werden: am selben Abend fanden sich an 2000 Wiener und Wienerinnen bei einem Sommer-Maskenfeste ein bei einem venezianischen Corso. Verdient solches elendes Gesindel nicht sein Schicksal? Ich selbst nach Stundenlangem Herumirren im Prater, müde von Zorn und Schmerz, trat — ich hatte seit frühem Morgen keinen Bissen gegessen — in einen Gasthofsgarten, um mich zu restaurieren. Meine Familie lebt auf dem Lande. Es waren an 300 Menschen, Männer und Frauen, der Kleidung nach den wohlhabenderen Ständen angehörend, versammelt, sie aßen und tranken. Plötzlich erschienen Harfenisten, aufgeputzte H . . . . und sangen die elendesten Gassenhauer, spielten Volksszenen und die Gesellschaft applaudirte, ließ manches Stück sich wiederholen. Ich fragte mich, als ob ich es nur geträumt hätte, sind wir denn wirklich blutig aufs Haupt geschlagen? Regnet es denn nicht Feuer und Schmach auf uns?

Ich hatte nie eine gute Meinung von den Wienern. Es ist ein Bastardvolk aus deutscher, slavischer, italiänischer, magyarischer Blutkreuzung. Es sieht, was fliehen kann, die Bürgerwehr soll 20000 Mann stark werden und nach 3 Tagen haben schon!! 3000 sich einschreiben lassen, und an den Straßenecken sind Konzerte und Bälle angekündigt.

Dabei bietet die Stadt, die mit ihrer Adresse an den Kaiser Salzburg, Gratz u. s. w. kläglich nachhinkt,[7]) ein ganz verändertes Aussehen dar. Soldaten aller Waffengattungen, heil und verwundet, dazwischen auch sächsische, ziehen einzeln, in Gruppen. An den Straßenecken sammelt es sich an, um die neuesten Plakate zu lesen, alte Weiber bieten, wie sonst die Todesurtheile der Gehängten, Zeitungsnummern an, der 10te Mensch geht lesend durch die Straßen, der Fiaker liest während des Fahrens. Arme Leute, die kein Zeitungsblatt kaufen können, bleiben stehen und bitten einen Lesenden, ihnen mitzutheilen, was es Neues giebt? Trommeln begleiten einen Militärzug, dann kommt ein Reitertrupp, und wieder viele Wagen mit Verwundeten. Es wird ihnen Geld, Zigarren gereicht.

[5]) Die Geschichtsschreiber, namentlich Sybel, urteilen bekanntlich über Benedek viel milder. Soviel dürfte feststehen, daß er nur gezwungen das Oberkommando übernahm; auch trifft ihn daran, daß die Armee dem Einmarsch der Preußen in Böhmen zuließ, statt den Feind in Sachsen aufzusuchen, schwerlich eine Schuld.

[6]) Es waren bei Königgrätz sogar nur etwa 220 000 Mann, einschließlich der sächsischen Bundestruppen; es standen ihnen 240 000 Preußen gegenüber. In Italien sollen sich etwa 80 000 Mann befunden haben.

[7]) Die Adresse wurde erst in der Sitzung des Gemeinderats vom 17. Juli 1866 beschlossen. Sie enthielt u. a. die Sätze: „Blühende Provinzen des Reiches sind vom Feinde besetzt, selbst das Stammland der Monarchie ist bedroht, Tausende unserer Söhne und Brüder haben auf den Schlachtfeldern erfolglos geblutet. In so bedrängnisvoller Zeit will die Vertretung Wiens nicht alle die Ursachen erörtern, welche die gegenwärtige tiefernste Lage des Reiches verschuldet haben. Das Eine aber darf sie aussprechen, daß diese Lage weniger durch die letzten Mißerfolge im Felde, als vielmehr durch die unglückliche Politik herbeigeführt wurde, welche die Räte der Krone zum Teile durch eine lange Reihe von Jahren sowohl im Innern als nach Außen verfolgten. Ew. Majestät haben in Ihrer hohen Einsicht sich veranlaßt gesehen, die Führung der Armee anderen und hoffentlich glücklicheren Händen anzuvertrauen. Mögen E. M. zu dem segensreichen Entschlusse kommen, auch zur Leitung der Staatsgeschicke solche Männer zu berufen, deren entschiedene Thatkraft und politische Gesinnung den Völkern Österreichs die Gewähr einer besseren Zukunft zu geben geeignet ist."

Digitized by Google

Verwundete! Das Ärar richtete ein Spital im Prater ein und kündigte an, es sei vollkommen bereit, Kranke aufzunehmen. Die ärztliche Kommission inspicirt und in dem vom Ärar „vollkommen bereiten“ Spitale fehlt nichts als die — Hemden, die Gatjen*) und die Aborte! Wäre der „Patriotische Hülfsverein“ nicht, unsere tapfere Armee gienge, nicht durch den Feind, zu Grunde! Während sie notorisch hungerte, sieht man durch die Straßen ganze Wagenzüge mit total verschimmeltem Brode ziehen, das nur taugt, jetzt den Schweinen vorgeworfen zu werden.

„Wollen denn die Hunde ewig leben?“ rief der alte Fritz.

Das Zündnadelgewehr! hat denn der Herr v. Gablenz, der sich täglich sorgfältig schminkt und Bart und Haare färbt, diesen Wirkungen in Schleswig-Holstein nicht bemerkt? Die Preußen scheinen damals unsere Schwächen besser studirt zu haben.

In Preußen studieren sie Strategie und nehmen die Beispiele von oesterreichischen Schlachtfeldern her, daher kennen sie sie auch; bei uns wird Aspern, das doch Wagram so gründlich rächte, und Frankreich studirt . . .

Es ist entsetzlich zu sagen und es blutet Jedem, der seine Heimat liebt, das Herz: wir verdienen unser Schicksal!

Wir lachen die Preußen immer wieder wegen ihrer Großsprecherei aus; wir haben sie durch die Zeitungen, diese Geschäftsmacher, siegreich überboten, Monatelang. Sie sind Großsprecher, wir aber sind, was viel schlimmer ist, Großthuer. Im Kleinsten, wie im Großen. Der Norddeutsche ist fleißig, er lernt, er erwirbt, er spart, er ist nüchtern. Wir sind leichtsinnig, verschwenden, geben mehr aus, als wir dürfen; wir spielen Großmacht und halten eine Armee, die über unsere Kräfte hinausgeht, und kommt es dazu, so hackt man uns Flügel um Flügel vom Leibe, und was man uns nicht abhackt, werfen wir wie ein glühendes Eisen aus der Hand.

Man war kaum etwas erholt, man fing an sich zu fassen, da kommt das Wegwerfen eines Königreichs, an wen? an den alten — Erbfeind, aus dessen Händen schon ein Prinz des Hauses ein Kaiserthum zu Lehen genommen hat. Es ist die Schmach nicht auszudenken und das von dem famosen Bernhard Meyer verfaßte Manifest machte die Wirkung einer verlorenen zweiten Schlacht.

Am Hofe soll der Kaiser allein für muthige Fortsetzung des Kampfes entschlossen sein, die Frauen und Geistlichen, welch letztere jetzt wegen Aufgebung Italiens Front machen, für den Frieden.

Wir stehen vor einem großen Entscheidungstage.

Wird es Friede, so werden wir glücklich sein, das Unsere, ohne Venezien, zu behalten und uns Deutschland hinausgeworfen zu werden.

*) „Gatjen“ (magyarisch) = Unterhosen.

Dieses Oestreich gemahnt mich wie ein Mensch, der sich sein Lebelang abgequält und um Besitz abgearbeitet hat, sich endlich zur Ruhe setzt und genießen, nichts mehr gewinnen, nur das Erworbene erhalten will! Preußen strebt, arbeitet, bewegt sich, es ist die arrogante Jugend dem müden Alter gegenüber!

Aus vollem bewegten Herzen hätte ich uns den Sieg gewünscht; denn die Schmach ist zu groß und größer noch als das Unglück. Denn wenn ich mich frage, wer verdient mehr, in Deutschland zu herrschen? so muß ich, so demüthigend es ist, sagen: Preußen! weil es eine ungeahnte Kraft entwickelt, weil es mehr Kultur besitzt, weil es kein Konkordat hat, und weil es wenigstens das anbahnt, was seit einem halben Jahrhundert bald alle patriotischen Geister und Herzen aufreiben und ersehnen: ein einiges Deutschland. Vorerst pensionirt es einige Fürsten, die niemals sonst zu Gunsten des deutschen Volkes ihre Kronen niederlegen möchten; es wird darin nicht ruhen, und auch Italien wurde nicht nach einem Choke einig und noch sitzt ihm ein Keil im Fleische.

Wenn ich die Wahl habe, ob Deutschland durch Absolutismus oder durch Eisen und Blut einig wird, oder gar nicht, so entscheide ich mich für die Gewalt und das ist ein geistiges Naturgesetz, daß endlich aus ihr die Freiheit geboren werden muß.

Wir 11 Millionen in Oestreich werden freilich lange von dem großen Ganzen ausgeschlossen bleiben. Wir jetzt Lebenden sind freilich unter das Rad gekommen! Bismarck ist der deutsche Cavour, und schwer zu beklagen ist es, daß wir keinen Gleichen für Österreich haben. Es giebt Zeiten, wo die Ehrlichkeit, die Treue nicht ausreichen, aber keine Zeit giebt es, wo die Dummheit was ausrichtet und schafft.

Wie Vieles wäre an Thatsachen noch mitzutheilen; ich wage es nicht dem Papiere anzuvertrauen. Sprechen Sie, wenn Sie es können, ein Wort des Trostes oder doch der Beruhigung. So zerrissen, aphoristisch die Gedanken hier hingeschleudert sind, so sieht es in den Herzen aus. Unsere Väter hatten es gut: die fühlten Begeisterung. Es war der Fremde, den sie zu schlagen hatten; wir sollen gegen Deutsche gehen, wir sollen einen Kabinets- und keinen Volkskrieg führen.

„Was kümmert uns das Loos der Könige?“ Kann der Sieg bei Lissa uns helfen? Ist es nicht ein tiefer Schmerz, fort und fort Blut zu verlieren für Etwas, was wir bereits hingeworfen haben?

Es ist schrecklich, daß uns kein österreichisches Gesammtgefühl durchströmt, durchströmen kann. Sind doch die Schlagadern überall unterbunden und Nervenstränge durchschnitten. Wofür sollen wir uns begeistern? und doch dürfen wir uns nicht

Digitized by Google

untergehen lassen. Glücklicher Weise für das Ganze ist der instinctive Selbsterhaltungstrieb eines jeden Einzelnen vorhanden.

So glücklich ich Sie, verehrter, alter, treuer Freund! preise, daß Sie fern am Ufer dem großen Sturme, wenigstens äußerlich ungefährdet mit den Ihren Theuern, zusehen können, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich mich mitten in den hochgehenden Wogen ruhiger fühle, als wenn mir einige Stunden völliger Abgeschiedenheit in Gainfahrn bei Wöslau, wo meine Familie wohnt, gegönnt sind. Ich ertrage die Ruhe kaum! . . . .

Ich grüße Sie aus bewegtem Herzen, traurig und hoffnungslos; dies ist nicht meine, sondern zu wahrem Schmerze die Stimmung Aller hier.

Vielleicht ein frohes, wenn auch resignirtes Dasein einmal wieder. Der Ihre

Gainfahrn, 22. Juli 1866. Frankl.

Grün erwiderte:

Dornau bei Pettau 26. VII. 66.

Verehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihr inhaltschweres Schreiben vom 22., welches mir auf Umwegen so eben erst zugekommen ist.

Mit Innigkeit und gleichem Schmerzgefühl erwidere ich den geistigen Händedruck, welchen Sie mir in Ihrem Briefe geboten und der mir so wohl gethan hat, als es in einer Stimmung möglich, welche aus fieberhafter Anspannung von Ungeduld, Unmuth, Zorn und Ingrimm sich endlich in die tiefste Trauer und dumpfe Resignation aufgelöst hat.

Finis Austriae! Wer wie ich, seit er patriotisch zu fühlen und zu denken begann, ein großes, durch Freiheit geeinigtes, durch Kultur mächtiges, durch Wohlstand glückliches, durch Arbeit blühendes Oesterreich im Sinne und Herzen trug und dazu noch die Überzeugung, daß dieses hohe Ziel mit sehr einfachen, aber ehrlich angewandten Mitteln zu erreichen sei, der wird mit mir die ganze Bitterkeit und Trostlosigkeit des obigen Ausspruches fühlen. Und doch kann ich zu keiner andern Anschauung gelangen. Nicht die Größe des Unglücks und der Schmach, die uns betroffen, sondern die tiefe Überzeugung von der Unverbesserlichkeit der Lenker unserer Staatsgeschicke ist es, die mir jene trostlose Überzeugung aufnöthigt. Das alte „nichts gelernt und nichts vergessen"! Wer die Erfahrungen und Winke mit dem Zaunpfahl der Jahre 1848 und 49, dann 1859 und 60 so unbenützt lassen konnte, um die Jämmerlichkeit von 1866 möglich zu machen, dem wird auch die Feuerruthe dieses Unheiljahres kein Licht der Erkenntnis bringen. Oder soll vielleicht die in diesem Augenblicke dekretirte Abschaffung der Czako-Futterale es dem Himmelslichte erleichtern, in gewisse Hirnschalen Eingang zu finden?![9]) Oder zeugt es von einer humanen Berücksichtigung der ohnedies schon sattsam ausgesogenen und gemißhandelten Volkskraft, wenn man in dem Momente und gegen Gefahren, die das disciplinirte Heer nicht zu bewältigen vermag, den „Landsturm"[10]) anfruft, d. h. dem geängstigten Landmanne zumuthet, die eigene Haut den Kugeln, sein Strohdach dem rothen Hahne preiszugeben und wofür? etwa für das elende Bewußtsein ein Partikelchen der „misera contribuens plebs" zu sein, nachdem man ihm ein edleres und stolzeres Staatsbürgerliches Gefühl einzuflößen nicht verstanden hat! Man hat nicht vergessen, daß die deutsche Kaiserkrone einst bei Oesterreich war, aber man hat nicht gelernt, mit welchen Mitteln diese oder doch eine zeitgemäße Stellung in Deutschland wieder zu erringen und zu behaupten, oder, wollte man dies nicht, wie mit Anstand und Würde aus dem Bunde zu scheiden sei; jetzt hat man uns mit einem Fußtritte die Thüre gewiesen. Ein Gymnasiast hätte aus seinem geschichtlichen Schulbuche die Lehre entnehmen müssen, daß die Frage zwischen Oesterreich und Preußen früher oder später nur mit dem Schwerte zu lösen sein werde, unsere Staatsmänner der „neuen diplomatischen Schule" aber stießen die natürlichen Alliirten von sich und schlossen die verhängnisvolle Allianz mit dem Todfeinde! In kaum 2 Dezennien haben wir auf Kosten unseres National-Wohlstandes 4 Milliarden auf die Armee[11]) d. h. zumeist auf Knöpflein und Schnüre, Kaiserne und Kadettenpaläste) verausgabt, bei unserem Abschen aber vor allem, was Geist und Fortschritt heißt,

[9]) Wie dies in der oesterreichischen Armee damals Vorschrift war, war auch die Nord-Armee unter Benedek mit dem Czako als Kopfbedeckung ins Feld gerückt; dieser Czako (aus Tuch war mit einem Futteral aus Leder bedeckt. Noch im Juli 1866 erschien eine Verordnung, daß die Armee fortab während eines Feldzuges Hüllen zu tragen habe. Damit war Czako samt Futteral beseitigt.

[10]) Am 16. Juli erließ die niederoesterreichische Statthalterei einen Aufruf an die „biedern Niederoesterreicher", sich „mit dem ganzen Aufgebote aller ihrer Kräfte an der gerechten und heiligen Sache der Abwehr des Überganges des Feindes über die Donau zu beteiligen und sich zu diesem Behufe der tapferen Heldenschaar der steirischen Alpenjäger kampfesmutig anzureihen". Die Organisierung dieses „Aufgebotes" sei dem Commandanten des steirischen Alpenjäger-Corps, Arthur Grafen von Wensdorff, übertragen worden. Die Unklarheit des Aufrufs, insbesondere das Dunkel darüber, ob er ein Landsturm- oder ein Freiwilligen-Aufgebot bezwecke, erregte große Beunruhigung. Da auf das Drängen der Leitungen kein bündiger Aufschluß erfolgte, so bezog sich der Bürgermeister von Wien zum Statthalter und erreichte von diesem endlich die Erklärung, daß „der Aufruf durchaus nicht die Bildung eines Landsturmes bezwecke, sondern nur eine Einladung für die Landbevölkerung enthalte, sich möglichst zahlreich an dem steirischen Alpenjägercorps zu beteiligen."

[11]) Nicht ganz zutreffend, wenn nur die eigentlichen Militäranslagen darunter verstanden werden. Rechnet man jedoch zu den „Militärkosten" im weiteren Sinne die Kriegskosten (1859, 1864) und die daraus erwachsenen Staatsschulden, so erscheint die Summe nicht mehr allzuhoch gegriffen.

Digitized by Google

es doch versäumt, dieses Schoßkind unserer Administration mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Kriegskunst, mit den technischen Neuerungen der Zerstörungsmittel auszurüsten! Und so ist in kaum 8 Tagen das stolze Heer, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit seiner Bestandtheile, wie Spreu im Winde zerstoben! Eine furchtbare Nemesis für die Mißachtung der Intelligenz und Geistesmacht! Und nun erst die Wahl einiger Führer, bereits als unermüdliche Schlachtenverlierer bekannter Individuen! Vielleicht wird man jetzt anfangen, das Terrain unserer böhmischen Schlachtfelder zu studieren und die Werke Friedrichs des Großen zu lesen, allenfalls auch denn Zündnadelgewehre einige Aufmerksamkeit zu schenken, wie man nach Magenta und Solferino sich die gezogenen Kanonen aneignete, aber leider schon zu spät; schon der erste Napoleon sprach die neuerdings bewährte Wahrheit aus: „L'Autriche est toujours en retard ou d'une année, ou d'une armée, ou d'une idée!“ Wenn es uns durch unser Verschulden recht schlecht erging, dann bekennen wir uns reumüthig zu den „ererbten Übelständen“; sobald aber das drohende Wetter einigermaßen sich verzogen hat, halten wir wieder mit aller Zähigkeit und allen Mitteln an denselben ererbten Übelständen fest, als ob sie unsere Existenzbedingung wären. Der Tüchtigkeit unserer Mannschaft ließen im J. 1859 selbst die Franzosen volle Gerechtigkeit widerfahren, aber von den Führern sagten sie: „Ce ne sont pas des généraux, ce sont des grands seigneurs habillés en uniforme!“ Und doch wird man bei uns kaum so bald aufhören, die Generalspatente auf den Stammbäumen zu suchen. Wieviel Blut und Thränen, welche Masse von Schlachtopfern hat uns dieser Wahn schon gekostet! Unsere Cooperation mit den Preußen in Schleswig-Holstein hätte uns nebst dem Gebrauch und der Kenntnis der Zündnadel die noch viel wichtigere, weil humanere Lehre geben sollen — wenn wir dafür offene Augen gehabt hätten — wie ein Feldherr das ihm anvertraute kostbare Menschenmaterial zu schonen und zu sparen habe! Umsonst! Hegels sonst ziemlich paradox klingender Ausspruch: „Aus der Geschichte lernt man nur, daß Niemand aus ihr etwas lernt“, findet auf uns leider seine volle Anwendung. So haben wir es dahin gebracht, daß selbst das alte sprichwörtliche Glück Oesterreichs müde wird uns zu helfen, weil wir nicht mehr verstehen, uns helfen zu lassen; so ist es dahin gekommen, daß selbst das gute Recht, das wir jetzt zu vertreten glauben, für uns die mächtige Kraft eines stets sieghaften Palladiums verloren hat, weil wir dasselbe gute Recht früher mißachtet und mißhandelt haben, bis es uns gut däuchte, selbes als letztes Mittel auf die Tagesordnung zu setzen. Hätten wir nicht alle so bitter darunter zu leiden, so würde ich gewissen intellektuellen (sit venia verbo!) Urhebern unserer Mißgeschicke die erlittene Demüthigung und Züchtigung von Herzen gönnen; aber unter den obwaltenden Umständen gliche ich dem Knaben, der vor Kälte zitternd meinte: geschieht meinem Herrn Vater schon recht, warum hat er mir keine Handschuhe gekauft!

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Eine neue Lieferungs-Ausgabe von Friedrich Rückerts Werken begann vor kurzem im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart zu erscheinen. Sie umfaßt die Hauptwerke des Dichters: „Liebesfrühling“, „Geharnischte Sonette“, „Die Makamen des Hariri“ und „Die Weisheit des Brahmanen“, daneben einige kleinere Dichtungen. Die Ausstattung ist trotz des billigen Preises recht anständig. Bisher liegen sechs Lieferungen vor.

— Ninfa. Drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann. Dresden Carl Reißner, 1895. Ninfa ist eine märchenhafte Stadtnime in der römischen Campagna. Das poetische Trifolium, das der Titel nennt, hat sie gemeinsam besucht und dann jeder in seiner Art seine Eindrücke in einer Novelle festzuhalten gesucht. Die drei Arbeiten lesen sich hübsch und gefällig; auch ist trotz der Gleichheit der Szenerie durch die grundverschiedene Individualität der drei Erzähler genügend der Gefahr der Monotonie vorgebeugt. Die Ausstattung ist recht hübsch.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Eidam, Christian. Drei vaterländische Gedichte aus dem Erinnerungsjahre 1895—96. Nürnberg, Kommissionsverlag der Fr. Korn'schen Buchhandlung. 1896.

Bockhammer, Adolph. Einführung in die Musik. Frankfurt a. M., L. Bechhold.

Lange, M. A. Geistige Größen der Gegenwart. Skizzen. Berlin, Paul Moebebeck. 1896.

Litzmann, Berthold. Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Dritte erweiterte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1896.

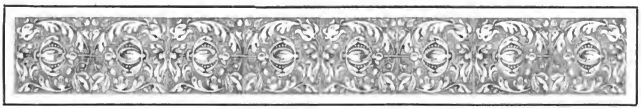
Suttner, A. Gundacar von Daredjan. Mingrelisches Sittenbild. Zweite durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Dresden und Leipzig, C. Pierson's Verlag. 1896.

Gedenkblätter zur Goethe-Schiller-Feier. Veranstaltet von den Deutschen Kaliforniens. San Francisco 5.—9. November 1895.

Lutz, Alfa und Anderes. Gedichte. Herausgegeben von der litterarischen Vereinigung in Wien. Dresden, Leipzig, Wien, C. Pierson's Verlag. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google



Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Viktoria.

Schauſpiel in einem Akt

von

Heinrich Sulthaupt.

Perſonen.

Altringer, Bildhauer.
Wilhelm, ſein Pflegeſohn.
Geheimrat Schönhoff.
Profeſſor Cornelius Meyer.
Die Haushälterin.
Der Hausmeiſter.
Karl, Hanna } des Hausmeiſters kleine Kinder.

Zeit: Die Gegenwart.

(Ein großes niedriges Zimmer (Halbmanſarde), teils Wohnraum, teils Atelier. Rechts (vom Zuſchauer) ganz vorn ein mit einem grünen Flanellvorhang unordentlich verhangenes Fenſter. Andre Fenſter rechts hinten und links vorn. Rechts ein altmodiſches Sofa, davor ein Tiſch und Stühle. Auf dem Tiſch Reſte eines Mittageſſens. An der Wand Bilder, Kreideſkizzen, Photographieen. Links unter zahlreichen verſtaubten Büſten u. a., das kleine Modell einer geflügelten Viktoria. In den Winkeln, an Schränken und Borten lehnen Rollen, eine Guitarre, Mappen. Thüren im Hintergrunde und links hinten. Der ganze Eindruck des Zimmers iſt mehr der der Unbehaglichkeit als der künſtleriſcher Genialität.)

Altringer (ſteht, als der Vorhang aufgeht, an dem verhangenen Fenſter rechts und ſpäht hinaus. Die Haushälterin kommt mit einem Servierbrett).

Altringer (für ſich). Wenn die nicht wäre! Das weiße Weib dort, das mich durch das Fenſter der Akademie anglotzt.

Haushälterin. Das Weib? Anglotzt? Das ſoll wohl auf mich gehen?

Altringer (aufſchreckend). Ach Sie ſind hier. — Wie kommen Sie denn darauf?

Haushälterin. Nun, auszuſetzen finden Sie an mir ja doch genug.

Altringer (unruhig für ſich). Es dauert eine Ewigkeit — (laut). Iſt denn noch keine Nachricht vom Preisgericht da?

Haushälterin. Nein. Sonſt hätt' ich es geſagt.

Altringer. Räumen Sie das weg.

Haushälterin. Ich bin ja ſchon dabei. — Aber Sie haben ja keinen Biſſen gegeſſen?

Altringer. Wenig.

Haushälterin. Ihnen ſchmeckt wohl wieder einmal nicht, was ich Ihnen vorſetze? Herr Altringer, wenn das keine Beleidigung iſt —

Altringer. Die alte Leier. Ich habe eben keinen Hunger.

Haushälterin (brummt für ſich hin).

Altringer (für ſich). Wie ſoll ich Wilhelm empfangen, wenn es mit dem Preiſe nichts iſt! Wenn er allen Glauben an mich verlöre — verdenken könnte ich's ihm nicht.

Haushälterin. Haben Sie noch etwas? Ich gehe aus.

Altringer. Das können Sie heute nicht. Mein Pflegeſohn trifft aus Rom ein. Das wiſſen Sie ja. Und es könnte eine Nachricht von der Akademie kommen —

Haushälterin. Nun, und dabei werde ich nötig ſein? Den Wein finden Sie ſelber, und eſſen werden Sie mit Herrn Wilhelm doch wohl im Hotel?

Altringer. Aber der Kranz um ſein Bild und die Blumen auf den Tiſch.

Haushälterin. Ach ja! Ach ja! Wenn man einmal beſſere Tage geſehen hat und ſich nun für jedes Stück Brot bücken und für jeden Mundvoll friſche Luft ſchikanieren laſſen muß — es iſt hart. Die Schwindſucht kann man ſich in dem dumpfigen Loch holen, hat der Doktor geſagt. — (Da Altringer ſchweigt, lauter.) Herr Altringer, mache ich meinen Spaziergang oder nicht? Die Blumen bringen die Kinder vom Hausmeiſter.

Altringer. Warum ſagen Sie denn das nicht gleich? Dann iſt ja alles in Ordnung, und Sie können gehen.

Haushälterin (brummend). Große Gnade. (Sie geht mit dem beladenen Servierbrett ab.)

Altringer. Es iſt auch beſſer ſo. Die alte Spinne breitet über alles, was noch in mir blüht, ihr graues Gewebe. Schlägt es mir zum Heil aus, gewinne ich den Preis — dann wird ausgekehrt, und das Weib fliegt zuerſt zum Tempel hinaus. (Er ſieht auf die Uhr.) Die Jury macht unglaublich lange. Ich weiß, es handelt ſich um die Statue, jene dort, die ausgeſchloſſene. Fort damit, fort! Sie will mir den Sieg ſtreitig machen. Ich haſſe ſie, in tiefſter Seele iſt ſie mir zuwider, und doch iſt etwas in ihr, was mich demütigt, was mich niederdrückt, was mich — nein! Was mich erhebt? Nein, nein! Sie ſei wie ſie wolle — ſie hat kein Recht auf dieſen Wettſtreit. Ueber den Zaun darf ſie gucken und ſehen, wie meine Viktoria mit der Palme davonfährt . . . Und

Digitized by Google

wenn nun nicht? Das bischen Ehre — ich meine, ich hätte mir das Recht darauf erarbeitet. Gieb es mir, Du dort oben, gieb es mir! Ah bah, ich werde noch zum Kinde. — Es kommt etwas die Treppe herauf. — (Er hält sich an einen Stuhl.) Ist es das?

(Die Thür wird aufgerissen. Professor **Meyer** stürzt herein, ihm folgt, in gemessener Haltung, Geheimrat **Schönhoff**.)

Meyer. Hurra, Kollega! (Singt.) „Viktoria, Viktoria, der Meister soll leben" —

Schönhoff. Mein verehrter Herr Altringer —

Meyer. Nur nicht blaß werden!

Schönhoff. Mein Gott, Sie wanken ja —

Altringer. Es ist — nein — ich bin — wie?

Meyer. Preisgekrönt, natürlich! Deine Viktoria war Trumpf.

Schönhoff. Seine Hoheit der Herzog haben Höchstselbst dafür entschieden, die zweifelhafte Viktoria, die im Grunde gar keine ist, wurde endgültig exkludiert —

Altringer. Ich — der Preis — nein, nein — (er sinkt auf den Stuhl). Das Glück — es ist zu viel, viel zu viel! (Er bricht in ein krampfhaftes Schluchzen aus.)

Schönhoff (leise). Eine Rührscene? Wie fatal!

Meyer. Ich sagte es ja voraus. Ihm sitzen die Thränen locker. Na, Alterchen, Courage.

Altringer. Mein lieber Cornelius, Du begreifst das nicht — Herr Geheimrat —

Schönhoff. Fassen Sie sich, Verehrtester, denn das ist noch nicht alles. Seine Hoheit der Herzog haben mich beauftragt, Ihnen Höchstseine goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft mit der Inschrift „Dem Verdienste" am Bande zu tragen unter dem Ausdruck Allerhöchst Seiner Glückwünsche und Seiner Befriedigung über den Ausfall der Konkurrenz zu überreichen. Ich entledige mich hiermit dieses ehrenvollen Auftrages und — (er überreicht Altringer das Etui mit der Medaille).

Altringer. Auch das noch. Der gütige Herr! Die Medaille. (Er betrachtet sie.) O mein Junge, mein Junge, jetzt kann ich Dir vor die Augen treten. Jetzt ist der Ruhm, die Ehre, das Glück bei uns eingezogen.

Schönhoff (leise). Ist das Komödie?

Meyer. Leider nein.

Altringer. Du wirst sagen, ich sei ein Waschweib, Cornelius, und Sie, Herr Geheimrat — aber — Setzen Sie sich — Ein Glas Wein darf ich Ihnen doch anbieten, nicht wahr? (Er rüttelt an einem Schrank.)

Meyer. Inkommodiere Dich doch nicht. (Leise zu Schönhoff.) Sehen Sie sich vor, die Gläser sind staubig.

Schönhoff. Pfui Teufel.

Meyer. Und der Wein ist auch nicht zum besten.

Altringer. Verschlossen.

Schönhoff. Gott sei Dank.

Altringer. Schade! Und die Haushälterin ist fort. Na, da weiß ich Rat. Der Hausmeister soll etwas Gutes besorgen.

Schönhoff. Ich bitte dringend — nein —

Meyer. Laß doch, wir sind eilig —

Altringer. Setzen Sie sich — Herr Geheimrat, Cornelius — bitte, thun Sie mir das nicht an, meine Herren, daß Sie so davonlaufen. Ich bin dem Himmel ein Trankopfer schuldig —

Schönhoff. Wofür denn? Daß er Sie nach Verdienst belohnt?

Altringer. Verdienst? Meine Herren! Das ist gut von Ihnen und sehr, sehr gnädig von Seiner Hoheit. Und ich glaub' es wohl auch. Aber auf das Verdienst hat der Himmel sehr oft Martyrkronen gesetzt. Nein, sagen wir Glück. Und das Glück ist immer unverdient. Das Glück ist — eben das Glück. Das kommt wie ein Blumenregen aus unsichtbarem Füllhorn über uns; wir greifen zu und sagen: der Himmel meint es wohl mit uns. Aber gerade darum, weil es mit dem Verdienst so gar nichts zu thun hat, macht uns seine Berührung so geheimnisvoll erbeben, als streife uns die Hand einer schönen, schönen Gottheit. Ach, ich bin ein Plauderer! Eins aber darf ich Ihnen zugeben: auf ein heißes, blutiges Ringen durfte wohl endlich einmal der Lohn erfolgen. Den habe ich mir ersehnt, lange, lange — nun ist er da, endlich — endlich!! — Haben ihn mir alle gegeben, den Preis, und gern?

Meyer. Alle. Nur der alte trachtige Franck wollte von der Ausschließung der nackten Viktoria nichts wissen und dachte — denke mir — im Ernst daran, sie zu prämiieren. Dem haben wir aber schön heimgeleuchtet.

Altringer. Franck? Der? Ja, der hat mir freilich nie wohlgewollt. Sie lächeln, Herr Geheimrat — glauben Sie mir, ich weiß, was ich kann, und leider, was ich nicht kann. Ich bin nicht der Mann leichter und rascher Siege, und mehr als einmal habe ich mir in Augenblicken völliger Mutlosigkeit gesagt, es sei vielleicht das beste, ich würfe meinen Meißel in den See. Als ich jung war, meinten die Leute: Aus dem wird einmal was — und es kam eine Zeit, da ersah ich's aus ihrem Schweigen und der Art, wie sie die Lippen schürzten: es scheint doch nichts aus ihm werden zu wollen. Ich ring's und arbeitete weiter, immer meinen Idealen zugewandt, wie sehr die Welt sie verkennen mochte, ein treuer Jünger unsrer großen Meister. Und als ich endlich doch zu verzweifeln drohte, da warf mir das Schicksal eines schönen Tages ein felsfames Geschenk vor die Füße. Ein armes Weib sah ich auf der Landstraße in Kindesnöten verscheiden, und ihren Knaben nahm ich zu mir. Von da an, meine Herren, lieber Cornelius, Herr Geheimrat, von da an war es mir nicht mehr einerlei, was die Welt von mir sagte. Den Jungen habe ich erzogen, alle Liebe meines einsamen Herzens habe ich an ihn gesetzt, er ist ein Bildhauer geworden wie ich, und ich habe ihn gelehrt, was ich vermochte, treulich, ernst, heilig, könnte ich sagen. — Aber die Jahre kamen, da es mich drückte, so arm an Ehren vor ihm zu stehen; endlich einmal hoffte ich ihm zeigen zu können: sieh, mein Junge, das habe ich geschaffen, das preist die Welt. Nun, Gott sei gelobt, jetzt kann ich's, und das ist der Tag, daß er heimkommt, aus dem heiligen Rom. — So! — (Wie erleichtert.) Das mußte mir von der Seele — verzeihen Sie — es hat lange darauf gelastet, und ich bin ein einsamer Mann. Und nun scheiten

Digitized by Google

Sie mich tüchtig aus, oder besser — thun Sie's in meiner Abwesenheit. Denn jetzt sorge ich für den Wein.

Meyer. Aber Du wirst doch nicht —

Schönhoff. Ich bitte dringend —

Altringer. Keine Widerrede! Wenigstens heute lasse ich mir nicht dreinreden. Heute bin ich der Mann des Tages. (Er geht rasch ab.)

Schönhoff. Nein, was der sich zusammenschwätzt!

Meyer (zuckt die Achseln).

Schönhoff. Und begreifen Sie dies dicke Fell?

Meyer. Was wollen Sie? Der Herzog hat erhabene Anwandlungen. Der Herzog hat nun einmal den Raptus gehabt, dem in Ehren ergrauten Priester der Kunst — so nennt er ihn — den Preis zu wünschen. Die Jury hat den Wunsch begriffen — Was wollen Sie also? Er besitzt ihn zu Recht. Regen wir uns also nicht auf.

Schönhoff. Er besitzt ihn, ja, aber für ein Opus, das einen Schüler schamrot machen müßte. Sehen Sie doch her. (Er zeigt auf das Modell.) Was ist denn daran? Eine Viktoria? Ich danke. Nur darum, weil sie Flügel hat, einen Palmzweig in der Hand, einen Kranz auf dem Haupt und ich weiß nicht, was sonst? Nehmen Sie ihr den Trödel, und es wird ein Frauenzimmer daraus, so griesgrämig wie das Weib, das uns auf der Treppe begegnete.

Meyer. Das war die Wolters, seine Haushälterin.

Schönhoff. Und die hat ihm wahrscheinlich Modell gesessen.

Meyer. Aber ich frage noch einmal: was wollen Sie? Flügel, Palmen, Kränze, das gehört nun einmal dazu, das will der Herzog, und die zurückgesetzte Viktoria, die über München kam, besitzt von all dem Krimskrams nichts. Ergo: sie mußte fallen, und sie wäre wahrscheinlich auch dann gefallen, wenn der Herzog der Jury Allerhöchstseine Direktive nicht gegeben hätte.

Schönhoff. Das glauben Sie ja, rund heraus, selber nicht, mein Bester. Die ausgeschlossene Viktoria, die siegt auch ohne Attribute. So muß der Sieg aussehen —

Meyer. Sagt Franck —

Schönhoff. Sagt Franck, und ich setze hinzu: auch wenn er einen Besen in der Rechten schwänge. Und halten Sie die Jury, uns, wirklich für so korrumpiert, daß wir ihr verweigert hätten, was ihr gebührt, wenn wir ganz frei gewesen wären, was wir ja (seufzend) leider nicht sind.

Meyer. Korrumpiert? Das nicht. Aber —

Schönhoff. Lieber Meyer, es giebt kein Aber. Ausgenommen fände sich freilich auch an ihr, natürlich, selbstverständlich, sehr viel sogar, indessen —

Meyer. Ja.

Schönhoff. Das Gemeine ist nur, daß er selber dem Herzog die Idee eingeblasen hat, sie dürfe nicht mit konkurrieren.

Meyer. Auf des Herzogs ausdrückliche huldvolle Frage.

Schönhoff. Gemein bleibt es darum doch.

Meyer. Und ich frage zum drittenmale: Was wollen Sie? Sehen Sie sich hier um. In dieser Atmosphäre verkämen selbst Sie moralisch.

Schönhoff. Ich? Welche Idee!

Meyer. Sehen Sie sich um.

Schönhoff. Eine greuliche Wüstenei. Der Bengel, der Wilhelm, der Pflegesohn, muß verrückt sein, daß er aus Rom in diese Misere zurückkehrt.

Meyer. Vielleicht will er Geld holen. Er soll ein Saufewind geworden sein, und der Alte hat etwas zusammengekratzt. Sehen Sie her. Das ist er. (Er zeigt auf eine Photographie.)

Schönhoff. Ein hübscher Junge.

Meyer. Ein feuriges Blut. Zu dem Alten hat er nie recht gelangt. Das sah ein Blinder, nur vielleicht der Alte selbst nicht. Der Bengel hat mir oft leid gethan.

Schönhoff. Woher stammt er denn?

Meyer. Man munkelt, sein Vater sei ein fliegender Gipswarenhändler gewesen, ein Italiener vermutlich; seine Mutter sang in den Schenken.

Schönhoff. Ach darum!

Meyer. Wie so?

Schönhoff. Wegen der Guitarre, die hier unter dem alten Gerümpel steht. Ihre Verlassenschaft vermutlich. Oder spielt der Alte?

Meyer. Gott bewahre. Der ist so unmusikalisch wie 'ne Trommel. Lassen Sie einmal sehen.

Schönhoff (zieht die Guitarre hervor). Ih! (Er wischt sich die Hände.)

Meyer. Verdammt! Fingerdicker Staub. Nichts kann man hier anfassen.

Schönhoff. Gerechter Himmel! Diese gelben Photographieen! Was sind denn das für Holzhackergesichter?

Meyer. Seine Eltern. Er ist von nichts her. Der Vater war Schuhflicker. Die Mutter hatte einen kleinen Handel mit Sauerkohl und marinierten Heringen.

Schönhoff. Und der soll zur herzoglichen Tafel geladen werden?

Meyer. Sicherlich.

Schönhoff. Geben Sie acht, er ißt den Fisch mit dem Messer.

Meyer. Das ginge noch an. Wenn er sich nur nicht in die Serviette schneuzt.

Schönhoff (der sich an dem verhangenen Fenster zu schaffen gemacht, pfeift). Nein, das ist göttlich. Professor, sehen Sie doch her. Diese Fügung! Von hier sieht man in den hintern Saal der Akademie. Dort steht sie.

Meyer. Wahrhaftig. Seine Rivalin. Die ausgestoßene Viktoria. Unbezahlbar!

Schönhoff. Jetzt begreife ich den dicken grünen Vorhang. Er will ihre stumme Anklage nicht hören.

Meyer. Er kommt.

Schönhoff. Ich drücke mich. Um Gottes willen keinen Tropfen Wein! Mit ihm auf seinen Triumph auch noch anstoßen? So grob lügt man nicht.

Meyer. Was aber schützen wir vor?

Digitized by Google

Schönhoff. Irgend etwas. Das verstehen Sie besser als ich.

Meyer. Bitte sehr, den Ruhm trete ich Ihnen ab —

Schönhoff. Holla!

Meyer. Si!

(Altringer kommt zurück, mit ihm Karl und Hanna, die Blumen tragen und sich Hand in Hand, im Hintergrunde halten.)

Altringer. So, da bin ich wieder. Der Wein kommt gleich. Und da bringe ich artige Compagnie mit.

Schönhoff. Blumen? Ach, ich verstehe.

Altringer (lachend). Für mich? Ach nein! Für meinen Jungen. Er kann jeden Augenblick kommen.

Meyer. Da dürfen wir nicht stören, Alterchen, Du hast zu thun.

Altringer. Aber das ist bald gethan — Herr Geheimrat — Sie werden doch nicht gehen?

Schönhoff. Ich muß, Verehrtester. Sie wollten ja nicht hören. Seine Hoheit erwarten uns.

Altringer. Wie schade! Wie schade! Aber der Wein kommt gleich. Rauenthaler Berg.

Schönhoff. Bedaure desto mehr. Doch ist er ja nicht verloren. Ihr Herr Pflegesohn wird ihm alle Ehre anthun.

Altringer. Das hoffe ich, ja. Aber schade ist es doch.

Meyer. Adieu!

Schönhoff. Wir lassen Sie in der besten Gesellschaft zurück: in der Sonne der Fürstengunst, auf den Höhen des Ruhms, unter Blumen und Jugend — was sollen wir armen alten Schächer in dem strahlenden Bilde?

Meyer. Also nochmals adieu, lieber Freund und Kollega. Und genieße Dein Glück mit Behagen.

Schönhoff. Adieu! Und nochmals meine aufrichtigsten, meine herzlichsten Glückwünsche. (Sie gehen.)

Altringer (in der Thür). Stolpern Sie nicht über die Katze, Herr Geheimrat. Adieu! — Sie neiden es mir, ich hab' es wohl gespürt. Meinetwegen! Laß sie. Ich thäte es vielleicht selbst, wenn es ein andrer wäre. Es ist auch zum Beneiden. — Nun aber — ach, Kinder, Euch hätte ich fast vergessen. (Er holt die Kinder heran, setzt sich und hält sie, rechts und links, umschlungen.) Was sagte der vornehme Herr? In der besten Gesellschaft läßt er mich zurück? Wahrhaftig, das seid Ihr. O Jugend, Jugend, wer nicht in Euch sein Leben immer auf's neue beginnt — ich weiß nicht, wie er's ertragen kann.

Hanna. Ich will fort.

Karl. Bleib nur, er ist gut.

Altringer. Ach Du — Hanna heißt Du? Da müssen wir doch einmal nachsehen, ob wir nichts für ein Badepüppchen im Portemonnaie haben. Richtig, da sind so kleine silberne Kerlchen. Da nimm.

Hanna. Danke.

Altringer. Und Du, Karl, was möchtest Du?

Karl. Eine Flinte.

Altringer. Recht hast Du. Kauf' Dir eine und schieß zu. Es giebt Lumpen genug auf der Welt. — (Er vertieft sich in der Betrachtung der Kinder.) Das ganze Feld meiner Hoffnungen seh' ich wieder blühend vor mir. Wie viel ist verdorrt. Aber doch wenigstens etwas hat Frucht getragen! — Ich wollte, ich hätte Euch immer um mich. Für Euch braucht man nur zu sorgen, zu schaffen, zu hoffen, und Ihr dankt uns alles, bis — Ihr groß werdet und die Jugend anfängt uns Alten gefährlich zu werden. Aber davon versteht Ihr nichts, und es ist wohl auch Unsinn. Wenigstens ich weiß vom Gegenteil ein Liedchen zu singen, ein schönes glückliches Lied. — So gieb. (Er nimmt der Kleinen den Kranz ab.) Der kommt um sein Bild. (Er hängt den Kranz um Wilhelms Bild.) Und Du, Karl, bring' den Strauß ins Zimmer dort. — Halt. Eine Vase. Ja, wo ist die? Nimm das Wasserglas. So. Aber es ist kein Wasser da. Nun, stell' ihn einstweilen so wie er ist auf den Tisch da drinnen.

Karl (trägt den Strauß in Wilhelms Zimmer im Hintergrunde und stellt ihn dort auf den Tisch. Die Thür bleibt offen).

Hanna. Ich will zu meinem Bruder.

Altringer. Er kommt ja wieder, liebes Närrchen Du! Das ist Dir gewiß ein rechter Beschützer? Na, findest will's Gott einmal einen, der Dir noch besser gefällt. (Er küßt sie.)

Karl (kommt zurück). So.

Hanna. Ich will zum Vater.

Karl. Dürfen wir geh'n?

Altringer. Geht — und gebt mir noch eine Hand.

Karl. Du mußt ihm die Hand geben, Hanna.

Altringer. Du wirst einmal ein guter Mensch, Karl. Geht mit Gott! (Die Kinder gehen.) Das will nicht so recht. — Die Kleine will nichts von mir wissen, und der Junge thut es nur aus Bratheit. Es scheint, ich habe verlernt, mit Kindern umzugehen. Vielleicht hab' ich es nie gekonnt, und Wilhelm — — Aber der hängt an mir, das weiß der Himmel, wenn ich auch oft meine Not mit ihm hatte und die strenge Zucht ihm sauer ward. — (Er geht auf und ab.) Die Medaille. „Dem Verdienste." Ich nehm' es an. — Ich muß mir das Ding doch einmal anstecken. (Er tritt vor einen Spiegel.) So macht man's. Spielerei ist's, und ich dachte, dergleichen verfange bei mir nicht. Nun macht mir's doch Freude — kindische Freude sogar. — Alter Esel, der ich bin. — — Wie es hier hämmert! Ach nein, nicht um den goldenen Tand — aber daß ich vor Wilhelm stehen kann, daß er sich meiner nicht zu schämen braucht, daß ich mir sagen darf: mein Leben, mein Schaffen ist kein verlorenes — das ist es! und das — ach, es ist zu schön! Käme er doch nur gleich jetzt! Ich möchte ihn heranfehen können. (Er tritt an das verhangene Fenster und schiebt unwillkürlich den Vorhang zurück.) Verflucht. Da steht sie wieder und stiert mich an. Was willst Du? Kann ich dafür, daß sie Dich wie einen Paria aus der anständigen Gesellschaft ausgestoßen und ins Hinterzimmer der Künste gesperrt haben? Zigeunerin! Abenteurerin! Füge Dich in die bürgerliche Ordnung. Du hast kein Recht zu grollen. Schön bist Du, das ist wahr, schamlos schön — aber wer nennt Dich Viktoria? Weise Dich aus. „Das thu' ich ja," ruft Du mir zurück. „Das thu' ich ja," deklamiert der alte Narr, der Franck für Dich. „So stehe ich da in der göttlichen Schöne meines Leibes. So blick' ich, und die Ohnmacht zittert, so heb' ich den Arm, und die Menschheit liegt vor mir auf den Knieen. Ohne

Digitized by Google

Waffen, ohne Schild, ohne eins der albernen Zeichen, deren die Dummheit bedarf, um mich zu deuten — so siege ich, auch über Dich, Du feiger Gesell, der Du Dich hinter dem Thron verkrochst, um mich unschädlich zu machen. Ich komme, vielen zum Schrecken, und Eure Philister verdammen mich, aber ich werde herrschen, wenn man von Dir und Deiner Zeit nichts mehr weiß. In den Staub vor mir!" (Er fährt auf, als käme er zu sich.) Deklamiere nur! Rede nur! Ich will nicht, will Dir kein Loblied singen! Was ich errungen, das hab' ich, das besitz' ich — was die Zukunft bringt, der Teufel weiß es. Ich glaube weder an Dich noch an Deinen Propheten. Da (er läßt den Vorhang fallen), so bist Du ausgelöscht, und in Deiner Klause magst Du vermodern! (Er geht auf und ab.) Ich brauche jemanden, mit dem ich mich freuen kann. Wenn doch Wilhelm käme! Wenn er doch käme! (Es klopft.) (Der Hausmeister und der kleine Karl, einen Korb mit Wein tragend, den sie auszupacken beginnen.)

Hausmeister. Hier bringe ich den Wein, Herr Altringer.

Altringer. Danke, lieber Wagner. Stellen Sie ihn dort in die Ecke.

Hausmeister. Und es kam jemand in die Hausthür. So kann ich mich nicht irren: das muß Herr Wilhelm gewesen sein.

Altringer. Wilhelm? Mein Sohn? Wo ist er? Und das sagen Sie erst jetzt! (Er eilt hinaus.)

Karl (während des Auspackens). Is ja gar nich sein Sohn, Vater. Er hat ihn ja bloß angenommen.

Hausmeister. Wer keine eignen Kinder hat, begnügt sich mit fremden.

Karl. Da hast Du es besser, Vater.

Hausmeister. Ne, bei mir is es umgekehrt. Ich hätte gern einen angenommen, ich muß mir aber leider mit Dir begnügen.

Karl. Willste mir los sein? Dann laß ich mir auch annehmen und werde en feiner Herr.

Hausmeister. Bon. Aber es bischen überlegen darf ich mir die Sache wohl noch?

Karl. Gerne. Ich will's mir auch noch überlegen. — Vater!

Hausmeister. Nu?

Karl. Ich habe es mir überlegt: ich bleibe doch lieber bei Dir.

Hausmeister. En Hauswurst biste und es wird gut sein, ich lege Dir einmal über.

(Altringer und Wilhelm kommen.)

Altringer. So, so, hier herein, herein! Und nun laß Dich noch einmal umarmen. Wilhelm, mein lieber, lieber Junge!

Wilhelm. Mein guter Vater! — Sieh' da, Wagner. Und ist das nicht Karl? Wie Du gewachsen bist! — Was macht die Frau, Wagner?

Hausmeister. Rackert sich ab, was sie kann, aber sie hält sich, Gott sei Dank.

Wilhelm. Und die kleine Giovanna?

Hausmeister. Die hab' ich ja gar nicht.

Wilhelm. Ach so — Hanna heißt sie.

Hausmeister. Ein wenig zart und zimperlich, aber doch gesund.

Wilhelm. Wird sie hübsch?

Hausmeister. Das darf man als Vater nicht sagen.

Wilhelm. Ich habe etwas für sie im Koffer — auch für Dich, Karl.

Hausmeister. Viel zu gut von Ihnen. Aber jetzt sind wir doch wohl überflüssig. Adieu, Herr Wilhelm. Nu, Karl?

Karl. Adieu, Herr Wilhelm.

(Sie gehen.)

Wilhelm. Verzeih', lieber Vater.

Altringer. Was soll ich verzeihen! Du bist ja da, und bist meinetwegen gekommen. Also ein bischen hast Du Dich doch nach mir gesehnt? Das ist recht. Du kommst vor der Zeit. Was hat er nur, dachte ich, daß er die vollen zwei Jahre nicht abwartet, wie wir ausgemacht hatten. Da deutete ich's mir so: er hat Heimweh! er möchte dich wieder sehen! Durste ich's?

Wilhelm (zerstreut). Du durftest es, Vater.

Altringer. Und wie Du Dich herausgemacht hast. Und wie — nun, Wagner soll mich nicht beschämen. Und hast Du mir was Ordentliches gelernt? hast meine Winke genutzt? bist Du fleißig gewesen?

Wilhelm. Umgeschaut hab' ich mich, redlich, und müßig bin ich nicht gewesen.

Altringer. Leg' ab. Ist das alles?

Wilhelm. Leichtes Gepäck, nicht wahr? So leicht fast, wie das Gerät, das ich Dir vor zwanzig Jahren ins Haus brachte. Aber sei ruhig, der Rest steht auf dem Bahnhof.

Altringer. Setz' Dich.

Wilhelm. Noch nicht — laß mich ein wenig. Der Kranz um mein Bild — wie gut von Dir.

Altringer. Und hier — Dein Zimmerchen.

Wilhelm. Ein Strauß auf dem Tisch.

Altringer. Für ein gutes Glas Wein hab' ich auch gesorgt — Suchst Du noch etwas?

Wilhelm. Ja. Wo ist sie denn?

Altringer. Was?

Wilhelm. Da! (Er nimmt die Guitarre hastig aus dem Winkel.) O, Du hast sie in den Winkel geworfen — das hättest Du nicht thun sollen.

Altringer. So geht es in einer Junggesellenwirtschaft.

Wilhelm. Es ist das Einzige, was ich von meiner Mutter habe, und — verzeih', ich bin nie ein Jean qui pleure gewesen, und wenn ich als Knabe in diese Saiten griff, that ich es gedankenlos. — Was weiß denn auch solch ein Junge von sentimentalen Regungen? Aber in der Ferne, in Italien, da ist mir ein heißes Verlangen nach der Mutter gekommen, immer heller, immer schöner trat mir ihr Bild aus der Dämmerung hervor, und nach diesem armen Erinnerungspfand — ja, nach dem habe ich mich gesehnt.

Altringer. Mein guter Junge.

Wilhelm. Den Vater habe ich nicht gekannt — er ist mir gleichgültig, und Du hast mehr an mir gethan, als

Digitized by Google

ein Vater thun konnte. Aber sie — von Haus zu Haus, von Land zu Land ist sie gezogen, eine freie Künstlerseele, Wohllaut auf den Lippen, Sonnenschein im Herzen, und an einem warmen Sommertag, als die Linden blühten, ist sie unter Gottes freiem Himmel gestorben — für mich. Verzeih', Du bleibst mir, der Du bist — aber ein ganzer Ocean fremder Liebe wiegt den einen Blutstropfen nicht auf, der den Sohn an die Mutter kettet. (Er küßt die Laute.) So! (Er nimmt den Kranz von seinem Bilde und schlingt ihn um die Laute.) Das nimm von mir — und nun hänge Du hier. (Er hängt die Guitarre an die Wand.)

Altringer. Daß ich auch nicht daran gedacht!

Wilhelm. Wie solltest Du? Das kannst Du ja nicht empfinden. Basta cosi. Und fürchte nicht, daß es wiederkehrt. Ich stelle meine Gefühle nicht zur Schau, aber diesmal war es mächtiger als ich — und wir sind ja unter uns.

Altringer. Ich höre Dich beglückt an, denn das, lieber Wilhelm, das hast Du doch mit mir gemein. — Nun aber mußt Du Dich setzen. Ich koke 'ne Flasche auf — (er thut es) der alte Drache, die Wolters, ist ausgegangen. Komm, Wilhelm.

Wilhelm. Ich kann noch nicht. Störe Dich nicht dran. Laß mich noch ein wenig, daß ich mich wiederfinde.

Altringer. Aber trink. Thu' mir Bescheid. Auf Dein Wohl, Wilhelm.

Wilhelm. Auf mein Wohl? Wenn Du so willst. Ich wüßte zwar ein greifbareres Ziel, auf das wir trinken könnten, indessen — darauf kommt auch wohl noch einmal die Rede.

Altringer. Schmeckt er?

Wilhelm. O ja. Aber ich bin das feurige Zeug nicht mehr gewöhnt. Kühlung wäre mir nöthiger. (Er seufzt.) Ach!

Altringer. Nun?

Wilhelm. Sei nicht böse — aber mir wird so eng hier, und ich meine, auch Dir thäte es nicht gut. Du solltest aus dem Loch heraus. Du solltest ausziehen.

Altringer. Ich habe selber schon daran gedacht.

Wilhelm. In Rom sah ich aus meinem Fenster in ein dichtes Geflimmer von Oleandern und Granaten, und aus dem Blumengedränge schauten zwei funkelnde Braunaugen groß und fragend zu mir herauf — Vittoria hieß sie, meiner Wirtin, der Signora Innocenti Tochter.

Altringer. Innocenti? Nomen et omen hoffentlich?

Wilhelm. Kaum. Aber schön war sie, eine königliche Römerin. Abends, um die Dämmerstunde, wenn ich genug geschafft, wußte ich, wen ich drunten fand. Ein Blick in den Garten hinunter — Wollen wir nicht das Fenster öffnen?

Altringer. Das laß — nein, Wilhelm, das thu' nicht.

Wilhelm. Nicht? Warum denn nicht? Ja so, Du fürchtest Dich zu erkälten! Die deutsche Zugluft! Oder — (lachend) ach, jetzt fällt mir's ein. Die Scheiben gehen geradeswegs auf die Schattenseite der Kunstakademie, auf die künstlerische Verbrecherzelle, und Du willst meine Seele vor irgend einem Gift bewahren? Es waren übrigens nicht immer die schlechtesten Geschöpfe, die das hochweise Direktorium dort eingesperrt hatte. Wen hat man denn diesmal der Ehre gewürdigt?

Altringer. Laß.

Wilhelm. So ernst und feierlich? Das muß ja etwas ganz Entsetzliches, etwas sehr Unmoralisches sein. Gut also, Vorhang und Fenster bleiben geschlossen. (Er sieht sich um.) Was hast Du denn hier?

Altringer. Sieh Dich nur um.

Wilhelm. Ich weiß, daß ich es darf. Gegen den heiligen Geist der Kunst wird bei Dir nicht gefrevelt. Die Masken — die Modelle — das kenne ich alles. Hier aber ist etwas Neues. Eine Viktoria. Sieh, sieh, daran fehlt ja nichts.

Altringer. Nicht wahr? Meinst Du nicht, daß sie sich unter ihresgleichen ehrenvoll halten müßte?

Wilhelm. Ihresgleichen? Ach richtig, Ihr habt hier eine Konkurrenz. Hast Du Dich beworben?

Altringer. Ja!

Wilhelm. Hm!

Altringer. Nun, ist das alles?

Wilhelm. Du weißt, ich bin ein schlechter Kritiker.

Altringer. Sieh sie Dir nur genauer an — Dein Schade wird es nicht sein. Zu schämen brauchst Du Dich ihrer und meiner nicht, Wilhelm.

Wilhelm. Warum denn auch?

Altringer. Wilhelm, mein lieber Junge — daß ich nicht eitel bin, erkennst Du wohl daraus, daß ich erst jetzt davon rede. Sie hat sich ehrenvoll gehalten. Mir ist ja manches gelungen, aber der eine große, starke Erfolg hat mir immer noch gefehlt. Endlich ist er da. Ja, mein Lieber — Du weißt es noch nicht — aber das Preisgericht hat soeben, ganz vor kurzem entschieden — Du darfst mir die Hand drücken und mir Glück wünschen — diese neue Viktoria wird dereinst vor dem Schlosse stehen und mit der Erinnerung an unsre glorreichste Zeit auch meinen bescheidenen Namen der Nachwelt aufbewahren — Ja, sieh mich nur verwundert an, mein guter Junge — es ist wirklich so, ich habe den Preis gewonnen.

Wilhelm (wie angedonnert). Du?

Altringer. Hab' ich ihn verdient?

Wilhelm. Du?

Altringer. Verwundre Dich nur zu — ich merke, Du hast es mir doch nicht zugetraut. Ja, Ihr Grünschnäbel, die Ihr alles besser wißt und könnt, als wir Alten. In unserer Zeit zumal, in der alles fallen soll, was jahrhundertelang in Ehren gegolten. Ich hab' es Dir oft angemerkt.

Wilhelm. Du also?

Altringer. Du bist ein kurioser Junge. Will Dir's immer noch nicht einleuchten? Dann sieh her: der Allerhöchste Reskript, die goldene Medaille „Dem Verdienste".

Wilhelm. Das Ding da? Dann muß es freilich seine Richtigkeit haben. Und jetzt möcht' ich auch ein Glas Wein.

Altringer. Sieh, das ist recht.

Wilhelm (hat eingeschenkt). Das gilt Dir, Vater.

Digitized by Google

Altringer. Aber Deine Hand zittert ja.

Wilhelm. Siehst Du, so gerührt bin ich.

Altringer. Na, na!

Wilhelm. Auf einen Zug. Gefällt Dir's? Und nun — daraus soll kein Mensch mehr trinken. Geh in Scherben. (Er zerschmettert das Glas.)

Altringer. Rabbiater Bengel. So hoch nimmst Du's?

Wilhelm. Ehrlich gesagt: nein, aber —

Altringer. Aber? Das sind ja wunderliche Konfessionen.

Wilhelm. Ich habe Dir nur zeigen wollen, daß ich kein schlechter Kerl bin.

Altringer. Was heißt denn das? Wer denkt denn daran?

Wilhelm. Ich habe Dir beweisen wollen, daß ich's Dir gönne.

Altringer (streng). Was sind das für Worte, Wilhelm! Mir gönnen? Ist denn das nicht selbstverständlich?

Wilhelm. Unter Rivalen eben nicht.

Altringer. Unter Rivalen?

Wilhelm. Sei nur ruhig. Ja, ich habe die Dummheit begangen, mich unter falschem Namen an dem Wettbewerb zu beteiligen, und ziehe nun mit langer Nase ab. Es geschieht mir ganz recht!

Altringer. Du, Wilhelm?

Wilhelm. Ich, Vater. Aber das ist nun abgethan. Basta cosi.

Altringer. Armer Junge!

Wilhelm. Nun, nun!

Altringer. Aber vorteilig von Dir war's doch.

Wilhelm. Ich dacht' es.

Altringer. Nun immerhin. Du hast's gewagt, und es kann Dich nicht kränken, daß Du unterlegen bist, vollends, da Du mir hast weichen müssen, der Sohn dem Vater, der Schüler dem Lehrer. Das ist der natürliche Verlauf der Dinge, und das muß Dich trösten.

Wilhelm (bitter). Gewiß! Natürlich!

Altringer. Du also! Und ich hatte keine Ahnung!

Wilhelm. Glaub's schon.

Altringer. Und je mehr ich mich bedenke — ich finde nichts, was ich Dir hätte zuschreiben können.

Wilhelm. Glaub's schon. Aber wir wollten ja nicht mehr davon reden. Gieb mir ein anderes Glas, bitte. Ich hätte mir den pathetischen Luxus des Zerschmetterns doch ersparen sollen.

Altringer (indem er ein Glas holt). Du also auch? Daß Du mir auch nichts davon gesagt hast! Was wäre es denn nur? Ein Werk freilich — aber das ist ja unmöglich.

Wilhelm. Was? Wieso?

Altringer. Du schickest es? aus Rom?

Wilhelm. Auf Umwegen — über München — Aber laß!

Altringer. Aus München? Nein!

Wilhelm. Was hast Du?

Altringer. Eine Viktoria?

Wilhelm. Natürlich eine Viktoria. Was denn sonst? Das war ja vorgeschrieben. Freilich nicht eine nach Jedermanns Sinne.

Altringer. Nicht eine nach — Wilhelm!

Wilhelm. Was ist Dir? Der Blick dorthin? Was soll das?

Altringer. Nichts, gar nichts.

Wilhelm (von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, aufspringend). Ah!

Altringer. Was willst Du dort? Weg von dem Fenster!

Wilhelm. Bin ich denn ein Kind? Als stünde das Bild von Sais hinter dem Vorhang. Auf! (Er reißt den Vorhang vom Fenster, hinwegflatternd.) Ah!!

Altringer. Das ist es? Wilhelm!

Wilhelm. Ausgestoßen! Weggeschleudert! Wie eine Stümperei verworfen, was ich mit allen Sinnen, mit meinem ganzen Menschen geschaffen!

Altringer. Das ist Dein Werk?

Wilhelm. Das ist mein Werk. Und wenn Ihr die Nase darüber rümpft, dann bäumt es sich in mir auf und ich wiederhole stolz: Ja, das ist mein Werk.

Altringer. Und deshalb bist Du gekommen?

Wilhelm. Deshalb bin ich gekommen.

Altringer. Armer Wilhelm. Armer —

Wilhelm. O, ich fühle mich jetzt nicht arm.

Altringer. Wenn Du Dich doch beruhigen wolltest.

Wilhelm. Ich möchte es ja, aber es wird mir schwer — Dir wäre es auch schwer geworden.

Altringer. Ich? Ich bin ein alter Mann.

Wilhelm. Und ich? Ganz recht, der Jugend darf man jeden Unglimpf anthun? Die hat Zeit und Kraft ihn zu verwinden. Aber die Ohnmacht des Alters — die wird dekoriert und preisgekrönt.

Altringer. Wilhelm! Was soll das heißen?

Wilhelm. Nichts gegen Dich! nichts gegen Dich!

Altringer. Dann wäge Deine Worte besser.

Wilhelm. Wenn ich's nur könnte — oh!! (Er verbirgt das Gesicht in den Händen.)

Altringer. Ich beklage Dich, mein Junge, aber ich hätte es gern gesehen, daß die Freude über meinen Sieg Dir den Verdruß über Deine Niederlage aufgewogen hätte.

Wilhelm. Habe ich mich denn nicht gewaltsam genug bezwungen? Gegen meine bessere — ach, ich will nichts mehr davon wissen! Aber diese kränkende Behandlung, die — ja, die empört mich bis aufs Blut.

Altringer. Dann laß Dir sagen, daß Du Dich ohne Grund in Zorn redest —

Wilhelm. Redest? Wie Du mich verstehst!

Altringer. Daß die Zurückstellung Deiner Statue nicht auch ihre Ablehnung, ihre Niederlage bedeutet. Das Preisgericht hat sich überhaupt mit ihrem Wert oder Unwert nicht beschäftigt.

Wilhelm. Warum nicht?

Altringer. Weil sie den Bedingungen der Konkurrenz nicht entsprach; weil es keine Viktoria ist.

Wilhelm. Das ist sie doch.

Altringer. Nicht in dem üblichen Sinne —

Wilhelm. Üblich, üblich! Sie ist es, sage ich, wenn ihr auch die Flügel, der Palmwedel und der Lorbeerkranz fehlen.

Digitized by Google

Altringer. Die Preisrichter aber, kunstverständige Männer, Autoritäten, sind anderer Meinung.

Wilhelm. Dann haben diese kunstverständigen Männer, diese Autoritäten mir unrecht gethan, und das ruft alles, was in mir Manns ist, zum Widerstand auf. Dieser Urteilsspruch muß umgestoßen werden.

Altringer. Was fällt Dir ein.

Wilhelm. Ich wende mich an den Herzog.

Altringer. Der Herzog ist auf seiten der Richter, auf meiner Seite.

Wilhelm. Dann bringe mir ein Opfer, Vater, hilf mir. Du liebst mich ja — hilf den Herzog bereden — die Preisrichter mögen hernach sagen, was sie wollen — nur daß mir mein Recht geschieht.

Altringer. Unmöglich. Der Herzog hat mich um meine Meinung gefragt — ich selbst habe dazu geraten, sie auszuschließen.

Wilhelm. Du? Und zieht mit dem Preise davon?

Altringer. Und Du willst noch leugnen, daß Du Dich gegen mich wendest, immer gegen mich?

Wilhelm. Du willst mir also nicht helfen?

Altringer. Nein! Du kränkst mich nicht nur, Du beleidigst mich.

Wilhelm. Dann wende ich mich über die Häupter des Herzogs und aller Autoritäten weg an das Land, an das Volk, an alle Welt — und einige wahrhafte und freimütige Männer wird es doch wohl noch geben.

Altringer. Nur zu! Den Sieg entreißest Du mir doch nicht.

Wilhelm. Ach! Mögen sie Dir meinethalb die Prämie zum zweitenmale erteilen — nur gesehen, gehört werden will ich — dann laß Deine Jury thun, was sie will.

Altringer. Und gesetzt einmal, Du erreichtest, was Du willst — mehr, als Du jetzt aussprichst — gesetzt, jener Spruch würde kassiert und aus dem zweiten Streit ginge das freche Weib dort gekrönt hervor, dem Du den Namen der Siegesgöttin giebst — könntest Du es tragen? könntest Du die Augen zu mir aufschlagen?

Wilhelm (der mühsam an sich gehalten). Das freche Weib dort? Da Du mich beschimpfst und noch eine andre, ja, so schlage ich die Augen entzig zu Dir auf.

Altringer. Noch eine andre?

Wilhelm. Vittoria Innocenti, verzeih, er hat Dich nicht gesehen, und er weiß nichts von der Liebe.

Altringer. Das also ist es. Deine Göttin mußte die Züge von einer Dirne borgen!

Wilhelm. O!! — Aber ich habe gegen Dich ja keine Waffen.

Altringer. Ungeratner! Verführter! So lohnst Du mir meine Liebe, so meine treue Lehre!

Wilhelm. Wie soll ich Dir denn anders, besser lohnen, als daß ich mich frei und fest auf die eignen Füße stelle? Du freilich hättest gern etwas Schlechteres aus mir gemacht: Deinen blinden und stummen Diener, Deinen Sklaven.

Altringer. Das kannst Du über die Lippen bringen? Ich habe Dich von mir geschickt, nach Italien, und bin allein geblieben.

Wilhelm. Das thatest Du, als meine Ungeduld sich nicht länger zügeln ließ, und ich wäre ein Schuft, wenn ich es Dir vergäße. Aber Du wiesest mich an den langweiligsten aller Meister, einen blutlosen Akademiker, dem ich im ersten Vierteljahr schon Valet sagte — das habe ich Dir freilich verschwiegen —

Altringer. Frage Dich, ob das recht, ob das kindlich war!

Wilhelm. Vielleicht nicht. Aber ich mußte mich frei von Dir und Deiner Art machen, die nun einmal nicht die meine ist. Da ließ ich mich vom Leben, von der Liebe unterweisen. Du willst es nicht fassen? Ja denn, ich habe oft schwer genug unter Deiner Autorität gelitten, mich oft knirschend gegen mein Gefühl, gegen meine Einsicht Deinen Worten gefügt — Jetzt nehme ich die Lügen zurück, deren ich mich anklagen muß. So sehr ich mich zurückgehalten — ich habe vielleicht den Schein erweckt, als gefiele mir Dein Werk?

Altringer. Den Schein? Das thut es also nicht?

Wilhelm. Nein, das thut es nicht. Es ist alles hohl und leer, alles Wind und Firlefanz, kein Leben, kein Herzschlag drin — und ich danke meinem Schöpfer, daß mich das Blut meiner Mutter eine andre Straße gewiesen, als Deine langweilige Pappelchaussee.

Altringer. Gut! Schön! Fahre nur so fort. Ich höre den Geist der Zeit aus Dir. Das Klassische, das Alte — fort damit! Das Neue, das Moderne hat einzig recht, und je wahnwitziger, je cynischer es sich geberdet, desto lauter brüllt der Pöbel ihm Beifall. Das aber von Dir hören zu müssen, dem ich mein Bestes gegeben —

Wilhelm. Du hörst falsch. Klassisch, modern — auf das Gassengeschrei merke ich kaum. — Laß uns den Streit nicht verwirren. Ob jene, meine Viktoria, die bessere ist, ob die Deine, die sich der schiedsrichterlichen Genehmigung und der goldenen Medaille erfreut — wer soll das entscheiden? Der eine spricht so, der andere so. Und was ist die öffentliche Meinung? Eine Chimäre. Nein! Es ist ein Kampf zwischen alt und jung, um Freiheit und Knechtschaft, und in diesem Kampf will ich, bei Gott, nicht unterliegen. Ich thue, was ich gesagt. Ich bringe meine Sache vor den Herzog, vor das Land.

Altringer. Und wenn ich Dich nun bitte, es nicht zu thun?

Wilhelm. Bringst Du diese Bitte wirklich über Dich?

Altringer. Wie wir jetzt stehen, Wilhelm, muß einer ein Opfer bringen — soll ich der sein?

Wilhelm. Es ist seltsam. Ich will ja nur mit meinem Werke an das Licht, ans Deinen Worten aber höre ich etwas, als gäbest Du selbst zu —

Altringer. Thorheit, Thorheit!

Wilhelm. Als gäbest Du selbst mir recht, als geständest Du zu, daß man mir grausam mitgespielt — ja noch mehr —

Altringer. Was Du nicht alles hörst —

Wilhelm. Als fühltest Du eine Macht von diesem „frechen Weibe" ausgehen — verzeih, Vittoria! — eine Macht, die Dir gefährlich werden müßte.

Digitized by Google

Altringer (wendet ſich ab).

Wilhelm. Iſt dem ſo? Ich bitte, ſei Du ſo offen gegen mich, wie ich es gegen Dich geweſen.

Altringer. Wilhelm! Warum mußte es denn auch ſo weit kommen! Beſinne Dich. Du biſt außer Dir, und nur der Vater kann Dich entſchuldigen, wenngleich Du gerade ihm das Schwerſte anthuſt.

Wilhelm. Entſchuldige Dich ſelbſt, wenn Du es kannſt. Du wollteſt mir antworten.

Altringer (barſch). Ich will nicht.

Wilhelm. Das iſt auch ein Geſtändnis.

Altringer. Ein Geſtändnis?

Wilhelm. Ja. Und wenn wir die Probe machen wollen — (er ſtößt das Fenſter auf) — da iſt ſie. Sie ſie Dir an, Aug' in Auge, und ſage, daß ſie kein Recht zum Leben hat.

Altringer. Ich ſehe ſie an — und alles in mir empört ſich wider ſie.

Wilhelm. Das kann immer ſein. Den Fuß, der ſich auf unſren Nacken ſetzt, finden wir ſchwerlich ſchön. Ob Du ihr ein Recht zum Daſein, ob Du ihr Siegerrechte zugeſtehſt, das bekenne, wofern Du es gut mit mir meinſt.

Altringer. Ich will es bekennen. Du biſt aus allen Fugen, und wenn dies Wort Dich Dir zurückgeben kann: ja; ſo fern ab Du von meinen Wegen wandelſt, ſo bitter ich bekämpfen muß, was aus dieſen Zügen wider Ordnung, Sitte, Schönheit ſchreit, ſo ſchmerzlich ich jenem Weibe grolle (mit geballter Fauſt), das Dich von mir reißen will — dieſe Viktoria lebt —

Wilhelm (leuchtend). Das hoffe ich, ſo wahr Vittoria Innocenti lebt —

Altringer. Sie lebt.

Wilhelm. Und ſiegt?

Altringer. Vielleicht.

Wilhelm. Und ſiegt?

Altringer. Thäte ſie es, ſo ſänke alles hin, woran mein Herz gehangen, was mir hoch und heilig gegolten.

Wilhelm. Für möglich alſo hältſt Du es?

Altringer. Ich halte es für möglich.

Wilhelm. Dann fordre ich ich Dich auf, bei allem, was Wahrheit heißt: jetzt mußt Du mir helfen, die Ehre fordert es, oder Du wirſt Deiner Auszeichnung niemals froh werden und mich — ja mich verlierſt Du obendrein.

Altringer. Und ich — oh! — Wilhelm, hier ſtehe ich Dir gegenüber, ein Mann, im harten Frondienſt des Lebens ergraut, ein Mann, der um eines einzigen Menſchen willen geſchafft und gelebt und der, wenn er einſt dahin muß, den Troſt mit ſich nehmen möchte, in der Liebe, in dem Schaffen dieſes Einen weitergelebt — Wilhelm, Du weißt, was ich Dir geweſen, was Du mir geworden — hier handelt es ſich nicht um Ehre und Ruhm, hier ſteht mehr auf dem Spiele — Rufe Deine Götter, rufe die Wahrheit an — bei der Liebe, die Dich mir verbindet, die Dich mir verbinden ſollte, ſage ich: Du thuſt unrecht; was Du begehrſt, iſt Frevel — Du darfſt nicht, geh nicht weiter, geh in Dich, Wilhelm.

Wilhelm. Das thue ich — in mich, tief in mich, und alles ſtreife ich ab, was ich noch von Dir habe — es iſt ein fremdes Gewand, nichts mehr.

Altringer. Wilhelm! Ich kann ja nicht anders. Redete ich dieſer das Wort, thäte ich nur einen Schritt zu ihren Gunſten, ich zerſtörte mein ganzes Leben — ich kann nicht, oder mir wäre beſſer, ich griffe gleich zum Strick — — willſt Du das? Willſt Du das? Willſt Du das karge Licht wieder verlöſchen, das in mein trübes Leben gefallen? Willſt Du mir die ſpäte Freude vergällen?

Wilhelm. Gut denn. Du kannſt nicht anders — ich aber beim Himmel auch nicht. Dir dieſe Freude mißgönnen, das wäre freilich ſchnöde. Iſt ſie Dir eine Freude, jetzt noch, dann mag ſie 's bleiben. Ich unternehme nichts gegen Dich. Aber förmlich und feierlich ſag' ich mich hiermit los von Dir.

Altringer. O! Undank. Undank!

Wilhelm. Nicht doch. Höre. Irgend ein windiger Geſell hat mir das Leben geſchenkt — das Schlechteſte vermutlich, was er mir ſchenken konnte — und ich wäre früh verſiecht oder ein Galgenſtrick geworden, wäreſt Du nicht geweſen. Das dank' ich Dir — dank' ich Dir, glaub' mir's, obwohl ich Dir jetzt nicht heimzahlen kann, was Du an mich gewandt. Du haſt mich gelehrt wie einen Sohn — ich glaub' es, und oft war mir's, als ſpürte ich's — aber dieſe Rechnung iſt von heute an zerriſſen. Du haſt mich zum Werk Deiner Hände machen, Du haſt mich um mich ſelbſt betrügen wollen — fortan bin ich, der ich bin, der Sohn meiner Mutter. Wir ſind quitt — leb' wohl.

Altringer. Du darfſt nicht gehen — ich kann Dich nicht von mir laſſen, Wilhelm, mein Kind!

Wilhelm. Du haſt es gewollt. Es muß ſein.

Altringer. Herr Gott im Himmel, iſt das die Jugend, ſo hart, ſo lieblos, ſo grauſam? Habe ich's verdient?

Wilhelm. Ich möchte Dir die Hand reichen.

Altringer. Und an dieſer Hand halte ich Dich feſt —

Wilhelm (ſich raſch losreißend). Nein! Das war der Abſchied.

Altringer (wie abweſend). Auch der Genius ſoll grauſam ſein — iſt das der Genius?

Wilhelm. Darf ich mein Eigentum mit mir nehmen?

Altringer. Nimm alles, alles — das bischen Armut, ich hab's ja nur für Dich geſammelt.

Wilhelm. Nur das, was mein iſt. (Er nimmt die Guitarre von der Wand, löſt den Strang davon und hängt ſie über ſeine Schulter.) Ja wohin nun aber? — Der? — Ja, der wird mich nicht von ſich weiſen. Ich gehe zu Franck.

Altringer (zuſammenzuckend). Zu Franck.

Wilhelm. Ade. Es ſchmerzt mich, daß ich Dir weh thun muß, aber ich kann nicht anders, glaube mir.

Altringer. Ich glaub' es Dir, Wilhelm — aber es iſt hart. — (Er legt die Arme auf den Tiſch und birgt weinend das Haupt darin.)

Wilhelm (ſteht einen Augenblick unentſchloſſen, dann tritt er auf den Alten zu und küßt ihm raſch die Locken). Ade! (Er geht zur Thür und ſieht ſich noch einmal um.)

Digitized by Google

Altringer (bleibt unbeweglich).

Wilhelm (leise, aber fein). Es mußte sein. (Er geht rasch ab.)

Altringer (erhebt sich nach einer Pause wie aus einer Betäubung; er trocknet die Thränen und greift an die Stirn, als suche er etwas Unfaßbares auszudenken. Dann tritt er ans Fenster und starrt hinaus, lange Zeit. Endlich kehrt er ins Zimmer zurück, sucht die Medaille und legt sie in das Etui, das er schließt. Dann sinkt er auf einen Stuhl, stützt den Kopf und brütet vor sich hin. Aus seinen Gedanken schreckt ihn die geräuschvolle Ankunft der Haushälterin auf).

Haushälterin. Ich bin schon zurück, Herr Altringer. Nein, aber hier ist ja große Ehre eingekehrt. Ich erfuhr es brühwarm von Geheimrats Susanne — und meinen allerschönsten Glückwunsch dazu!

Altringer. Die Schritte draußen — wer ist das?

Haushälterin. Junge Herren von der Kunstschule, sie wollen gratulieren.

Altringer. Sie sollen nicht herein. Ich will niemanden seh'n.

Haushälterin. Wie?

Altringer (giebt ihr das Etui). Tragen Sie das zum Herrn Geheimrat — die Medaille und den Preis lehne ich ab — sagen Sie ihm das. Später werde ich schreiben — jetzt kann ich nicht.

Haushälterin. Was? Wie? (Für sich.) Was hat er nur? und wie sieht er aus? (Laut.) Aber es sind ja schon Musikanten drunten, die Ihnen ein Ständchen bringen wollen.

Altringer (rauh). Ich will sie nicht hören. Sie sollen nicht. Geh'n Sie.

Haushälterin. Na, wenn der nicht verrückt ist. Und die Behandlung! Keinen Tag bliebe ich länger, wenn ich nicht — Aber die schöne Musik abzubestellen — das fiele mir ein. (Sie geht.)

Altringer (erhebt sich, geht ans Fenster und starrt lange hinaus). Er hat recht, und ich — bin ein Bettler.

(Von der Straße her ertönt eine rauschende Musik.)

Altringer. O!! (Er verhüllt sein Haupt.)

(Der Vorhang fällt.)

Das Kind.

Trüb geht der Abend zur Neige,
Die Blätter fallen im Wind.
Ich starre hinaus in den Regen
Und bei mir sitzt das Kind.

Es hat noch so blasse Wangen
Der liebe kleine Mann,
Aus seinen großen Augen
Schaut er mich fragend an.

Dann lehnt er an mich sein Köpfchen
Und schwatzt allerlei:
Daß es noch zwölf Wochen bis Weihnacht,
Und wie naß es im Garten sei.

Im Walde da giebt es Räuber
Und Bären in großer Zahl —
Wie ist die Welt doch so häßlich,
Und krank ist man auch manchmal.

Im Himmel, da wohnen die Engel
In lauter Seligkeit;
Die haben silberne Flügel
Und ein schönes weißes Kleid.

Dort scheinet immer die Sonne
Die Lüfte gehn lau und lind,
Und dort sind alle Menschen,
Die fromm gestorben sind — —

Und die liebe, gute Mutter
Ist nun auch schon lange dort — —
Ich starre hinaus in den Regen,
Der Kleine schwatzt immer fort. —

Karl Vollmoeller.

Liebeslied.

Das sind zwei süße Augen,
Die mir es angethan,
Die aus dem Herzen, aus dem Sinn
Ich nimmer lassen kann.

Wie sie mit warmem Leuchten
Mich sonnig angelacht,
Ist mir ein Feuer, heimlich-süß,
Im Busen angefacht.

Das Feuer wollt' ich dämpfen —
Wie eitel war mein Müh'n!
Hier frommt nicht Wasser und nicht Eis:
Ich fühl' es weiterglüh'n.

Ihr lieben, bösen Augen,
Was ist durch euch geschehn!
Ich möchte — ach, und möcht' es nicht,
Ich hätt' euch nie gesehn!

Otto Doepkemeyer.

Auf schmalem Rain . . . . .

Auf schmalem Rain
Schreit' ich in später Stunde
Durch Getreidefelder allein . . .
Wunschlos wird mir das Herz so weit,
Und ich ahne in Dämmerunder Runde
Zum erstenmal die Unendlichkeit . .

Aus der Ferne schallt
Hundegebell und verhallt. —

Linden Zauber fühle ich wehen,
Und wie im Märchen wandelt's mich an,
Als sollt' ich weiter immer wallen die Bahn
Und niemals mehr nach Hause gehen — —

Josef Adolf Londy.

Digitized by Google

Vor dreißig Jahren.

Mit ungedruckten Briefen Anastasius Grüns und Ludwig August Frankls.

II. (Schluß.)

Grüns denkwürdiges Schreiben vom 26. Juli 1866, dessen ersten Teil wir jüngst veröffentlichten, schließt wie folgt:

Wird es künftig einmal besser werden? Ich glaube nicht so bald. Ich verstehe wenig von militärischen Dingen; aber wenn man bei richtigem Verständnisse derselben nicht gegründete Aussicht hat, durch fortgesetzten Kampf die Mißerfolge glänzend auszugleichen und das Verlorene wiederzugewinnen, wäre eine neuerliche Aufnahme des Kampfes mit all den weiteren Opfern an Gut und Blut ein Frevel und Verbrechen. Nicht der Abscheu vor diesem, wohl aber die Erinnerung an die bereits erhaltenen Schläge und die Furcht vor den anzuhoffenden neuen dito (denn wie sollte man mit denselben System, denselben Personen und Mitteln andere Erfolge erreichen?! —) wird die Vota unserer entscheidenden Stimmen dem Frieden zuführen, einem faulen Frieden, schon durch seine Grundlagen, noch mehr aber dadurch, daß wir an maßgebender Stelle die Eigenschaften nicht besitzen, um auf dem Felde unserer Niederlagen Hoffnungssaaten der Zukunft auszustreuen und dadurch den faulen Frieden allmählich in einen gesunden und fruchtbaren zu verwandeln. Auch innerhalb engerer Gränzen kann es ein freiheitlich geordnetes, glückliches Gemeinwesen, zufriedene und selbstbewußte Staatsbürger geben. Aber wird man nach solchen Zielen streben, sich in die Stellung einer Macht zweiten Ranges mit guter Miene fügen und einleben? Ich zweifle sehr daran! Die alten Kaiser-Erinnerungen, der alte Großmannskitzel wird uns nicht zu den ausdauernden Arbeiten des Friedens Zeit und Ruhe lassen und mit den alten verbrauchten Mitteln, Büreau, Säbel und Kanzel, wird man das durch eigene alte Schuld Verlorene wieder zu erlangen fort und fort bestrebt sein. Wir Deutschen werden unter der magyarisch-slavischen Suprematie (losgerissen von unsern Stamm- und Kulturgenossen) uns nimmermehr heimisch fühlen können und als die neuesten „Schmerzenskinder" dem großen homogenen Elemente zusteuern und es wird eine Zeit kommen, wo der Patriot mit dieses Streben mit aller sittlichen Kraft wird fördern müssen, in der Erkenntnis nämlich, daß dort, wo Freiheit und Bildung nicht das einigende Band bilden, dynastische Interessen allein in diesem Jahrhundert viel zu schwach sind, um den Kitt des Zusammenhaltes abzugeben. Mag nach einer vielleicht sehr stürmischen Faulgährung unserer Nationalitäten-Maische endlich einmal ein gesunder lebenskräftiger Kern, etwa in Gestalt eines magyarischen Donaureiches, sich loslösen, unser Oesterreich mit allen seinen herrlichen Anlagen und all den stolzen Hoffnungen, die unsere Liebe daran knüpft, unser liebes altes, aber zugleich verjüngtes Oesterreich wird es nimmermehr sein! Möge Deutschland unsern Kindern und Enkeln für diesen Verlust, dessen ganze Schwere sie nicht mehr so wie wir fühlen werden, dereinst wenn möglich vollen Ersatz gewähren. Aber „Finis Austriae"!

Sie sehen, ich bin unvermögend, Trostworte, die Sie von mir verlangen, auszusprechen. Recht, Bildung und Gesittung müssen immer die Angelpunkte jedes dauernden Gemeinwesens bleiben; wo man aber das öffentliche Gewissen vergiftet hat, wie bei uns, wo man die öffentliche Moral so untergraben hat, wie es bei uns geschehen durch Wortbruch im Verfassungsleben, Vergeudung und Unehrenhaftigkeit in der Finanzgebahrung, Blindheit und Verstocktheit in der Leitung unserer äußeren Politik, Lahmlegung unserer kriegerischen Volkskraft, Mißachtung der öffentlichen Meinung und jedes höheren Geistesstrebens, dagegen Verhätschelung und Protektion der servilen Talentlosigkeit und diplomirten Unfähigkeit u. s. w., kurz durch eine endlose Reihe von Begehungs- und Unterlassungssünden, zu deren Aufzählung nicht nur dieses Blatt, sondern mein ganzer Papiervorrath nicht ausreichen würde, — dort wird nur ein Wunder das in den letzten Zuckungen liegende Staatsleben zu retten vermögen und, ich fürchte, die Zeit der Wunder und besonders der Wunderthäter ist bei uns vorüber! Was hilft es, dem Todkranken in der Agonie zu sagen, welches Regime und Arzneimittel ihm vor Jahr und Tag noch das Leben erhalten hätte? Was nützt es dem schon im Sinken begriffenen Wracke, den Ballast über Bord zu werfen,

Digitized by Google

wie wir beispielsweise mit Venetien gethan haben? Große Entschlüsse müssen, um Erfolg zu haben, zur rechten Zeit gefaßt werden; zur Unzeit gefaßt vermehren sie nur das Übel, weil sie zugleich die herzlose Verzagtheit verrathen, welche fast immer als Schleppträgerin der kopflosen Überhebung auf dem Fuße folgt. — Unser Rabbiner Klinkowström und Ihr Pater Jellinek haben fast gleichzeitig über die Ursachen der letzten Jammerkatastrophe gepredigt;[12] unser Rabbi hat nur eine Alberuheit mehr zu Tage gefördert, Ihr Pater aber den Nagel wirklich auf den Kopf getroffen, besonders in der zitirten Schriftstelle, welche so prägnant und treffend ist, daß er es wohl nur dem Zusammenwirken der jetzigen Zeitumstände verdanken mag, wenn der Herr Staatsanwalt davon keine Notiz nimmt. —

Journale und Publikum rufen einstimmig nach einem System- und Personenwechsel? Ganz richtig! aber wo fänden sich die Personen, mit denen uns geholfen wäre und die zugleich die Selbstaufopferung hätten, diese Erbschaft anzutreten? Und wenn auch, und täme selbst der Erzengel Gabriel als Premier-Minister mit dem himmlischesten Programme, das sich denken läßt, wer wird nach all den Erfahrungen, die wir mit den feierlichsten Gelöbnissen und Versprechungen seit einer Reihe von Jahren schon gemacht haben, noch so naiv sein können, ihm zu glauben? Man hat Treu und Glauben aus unserm öffentlichen Leben verbannt, eine natürliche Folge davon ist die allgemeine Demoralisation, von welcher unser Staatskörper angefressen ist, und jene Gesinnungslosigkeit der Wiener, über welche Sie klagen, ist nur ein dort lebhafter an den Tag tretendes Symptom jenes allgemeinen und sittlichen Siechthums. Ich schließe und breche hier absichtlich ab . . . .

Trostbedürftig wie ich selbst bin, suche ich, was mir der Anblick des engeren Vaterlandes versagt, auf jenen weiteren Gebieten der höheren und edleren, allgemeinen menschlichen Thätigkeit, auf jenen Feldern geistiger Arbeit zu finden, wo selbst die Rivalitäten und Kämpfe immer einen dem großen Ganzen zu statten kommenden Gewinn zum Erfolg haben; ich versenke mich, so viel es meine Gemüthsstimmung zuläßt, in Studien, Lektüre und Arbeit. Mit letzterer will es freilich nicht recht vom Fleck gehen, da unter solchen Umständen die Freudigkeit des Schaffens fehlt; dagegen gelingt es doch dem mächtigen Zauber, den die Lektüre großer Geisteswerke uie verfehlt, mich momentan ganz durch ihre unwiderstehliche Kraft zu bewältigen und über die Misere der Gegenwart zu erheben.

Gott erhalte und beschütze Sie und die Ihrigen und lasse uns bessere Tage erleben. Mit den herzlichsten Grüßen in alter Freundschaft und Hochachtung

Ihr treu ergebener A. Auersperg.

Franklerwiderte hierauf zunächst durch ein Schreiben vom 5. August 1866; die Zeit, wo es gedruckt werden könnte, ist auch jetzt noch nicht gekommen. Hingegen kann sein folgendes Schreiben aus Gainfahrn, 12. August 1866, hier mit Hinweglassung einiger Stellen mitgeteilt werden:

Sie tadelten das Aufbieten des Landsturmes an sich; das geschah auch häufig in Wien, aber in anderem Sinne: man fand das Aufgebot zu spät, und als das eine bekannte Persönlichkeit dem Finanzminister gegenüber äußerte, erwiderte er: „Wir hätten nicht gesäumt, wenn wir Waffen gehabt hätten; aber man fand es gut, im Amerikanischen Kriege 100 000 Gewehre dahin zu verkaufen, die man so zu sagen verschleuderte und jetzt um ein Billiges in Hinterladungsgewehre hätte umwandeln lassen können."

Gestern begegnete ich dem Garibaldi des Absolutismus, dem verabschiedeten Landsknecht![13] „Nur organisirte Guerillas hätten aufgeboten werden sollen" rief er. „Wir sind aber zu ehrlich, während der König, der die Krone vom Tische des Herrn nimmt, sich mit der Revoluzion verbindet, meinetwegen mit Italien, einem ganzen Volke; aber mit Klapka, um uns in Ungarn zu vernichten!" Nebenbei führte er aus, bei feierlichster Versicherung seiner Objektivität, daß Fürst Schwarzenberg der größte Feldherr des Jahrhunderts gewesen sei. Er habe die Fürsten und Völker nach Paris geführt. Das habe 2—3 Jahre gegolten, dann ließ man es

[12] Über Klinkowströms Predigt konnten wir keine Notiz auffinden; jene Jellineks ging (nach der „N. Fr. Presse" vom 23. Juli 1866 Nr. 681) von folgender Schriftstelle aus: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt; von der Fußsohle bis aufs Haupt ist nichts Gesundes an ihm. Euer Land ist wüste, Eure Städte sind mit Feuer verbrannt, Fremde verzehren Eure Ähren vor Euren Augen", und zitierte dann die Bibelstelle: „Ob Ihr schon viel betet, höre ich Euch doch nicht. Lernet lieber Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet den Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helfet der Witwe Sache." Denn Zion (Oesterreich) — schloß Jellinek — „muß nach den Worten der Schrift des Propheten durch Recht erlöst werden und ihre Gefangenen durch Gerechtigkeit." Eine abschwächende Erklärung über den Inhalt (von Jellinek selbst?) brachte die „Neue Freie Presse", Nr. 682 vom 24. Juli 1866: Der Redner habe „die religiösen Zustände bei Juden und Nichtjuden geschildert und ein allgemeines Bild von der äußerlichen, werkheiligen Frömmigkeit der Zeit neben Rechtsverdrehung und sittlicher Verderbtheit entworfen."

[13] Friedrich Fürst Schwarzenberg, der Sohn des Siegers von Leipzig, (1800—1870) war eine ritterliche Natur, begeistert für das Prinzip der Legitimität und die Aufrechthaltung alter Rechte. Ein kühner, abenteuerlicher Charakter, ein Soldat aus Beruf stellte er seinen Degen überall zur Verfügung, wo es die Revolution zu bekämpfen galt. Als oesterreichischer Offizier machte er 1831 die Expedition nach Neapel mit, kämpfte 1830 mit den Franzosen in Algier, 1838 für Don Carlos in Spanien, 1846 in Galizien, nahm 1847 an der Expedition des Schweizer Sonderbundes gegen Aargau teil, war ein Genosse der Tiroler Kämpfe im Jahre 1848, um schon im Jahre 1849 gegen die Ungarn auszuziehen. Die Zwischenzeit füllten große Reisen aus. Unter seinen zahlreichen Schriften über seine Erlebnisse ist die „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes" zumeist bekannt geworden.

Digitized by Google

absichtlich in Vergessenheit gerathen. Der pietätvolle Sohn vergaß freilich selbst, daß der Plan der Schlacht bei Leipzig von Bernadotte verfaßt wurde[14]) und daß es gerade die Oesterreicher waren, die am ersten Tage die derbsten Prügel bekommen haben. „Es giebt kein einiges Deutschland und wird nie eines geben!“ rief er aus, „und der Tag der Rache wird für Oesterreich kommen!“ Er schrie dies so laut, daß die Leute auf dem Stefansplatze stehen blieben. Er sieht vortrefflich aus, die Wangen schön geröthet kontrastiren gut zu den weißen Haaren; schade nur, daß seine kräftige Stimme durch das Fehlen aller Oberzähne die Worte undeutlich hervorbringt.

Weil ich denn schon mit fremden Anschauungen begonnen habe, so muß ich Ihnen die eines Juden noch mittheilen, der in einem Gleichnisse — wie das die Orientalen lieben — die Situazion Oesterreichs mir wie folgt darstellte:

Ein Vater schickte seinen Sohn in die Welt, in eine Hauptstadt, um zu studiren, er verwendete viel Geld auf ihn, damit er eine ausgezeichnete Bildung erlange. Nach einigen Jahren berief er ihn zurück, um sich von dessen erworbenen Fähigkeiten zu überzeugen. „Lasse hören, lieber Sohn, was Du gelernt hast? kannst Du französisch reden?“ — Nein. — „Hast Du Dich mit Geschichte und Geographie beschäftigt?“ — Nein. — „Hast Du Mathematik, Handelswissenschaft studirt?“ — Nein. — „Vielleicht Industrie und Fabrikwesen?“ — Auch nicht. — „Nun, mein lieber Sohn, was hast Du denn gelernt?“ — Tanzen! — „Nun, das ist auch etwas, so tanze mir ein wenig vor!“ — Ja wenn man mir zusieht, so kann ichs nicht!

„Sehen Sie, lieber Herr!“ sprach der Gleichnisredner weiter, „da haben Sie Oesterreich. Weder die Wissenschaft noch die Kunst, weder die Industrie noch den Handel, weder den Geist noch den Fleiß hat es gefördert, und wenn man fragte, wozu werden alle die großen Summen verwendet, so sagte der Sohn Oesterreich: „Aber schlagen habe ich gelernt!“ Nun, auch gut! Schlage Dich einmal, mein Sohn, damit ich es sehe. „Ja wenn man mir zusieht, so kann ich es nicht!“

Was auch einzelne Journale zur Fortsetzung des Krieges anfeuerten, wie lärmend auch Viele in Wien eine zweite entscheidende Schlacht noch wünschten; im Allgemeinen war nur Entmuthigung und die sichere Überzeugung vorhanden, daß wir wieder werden geschlagen werden.

Dem Timeskorrespondenten, der das Fraternisiren der oesterreichischen und preußischen Truppen unmittelbar nach der verkündeten Waffenruhe schilderte, ist wahrscheinlich der folgende verbürgte Zug entgangen. Die noch kurz zuvor feindlichen Offiziere saßen Abends fröhlich zu Tisch. Es gieng ganz gemüthlich her, erzählte uns unser Gewährsmann, da brachte ein Preuße den Toast aus: „Liebe Kameraden! Ihr seid tapfer bis zur Verserkerei, Ihr verachtet den Tod, als ob Ihr das ewige Leben gepachtet hättet. Aber das Kriegführen versteht Ihr gar nicht, das müßt Ihr aufgeben!“

Ich hatte dieser Tage wiederholt Gelegenheit, Beamtete, namentlich Einen aus dem Unterrichtsrath, zu sprechen. Der sagte mir: „Wenn es möglich wäre, das Beamtenheer, wie das mit Waffen in eine Schlacht zu führen, so würden wir dieselben Niederlagen, die vielleicht noch größere Schmach erleben. Sie ahnen nicht, mit all Ihrer Fantasie, welche Unwissenheit und vor Allem, welche Unselbstständigkeit da vorherrscht. Eine Verantwortlichkeit selbst für ein Kleinstes zu übernehmen, ist dem subalternen Beamten geradezu ein Gräuel. Es ist ein schrecklich wahres Wort, daß uns die preußischen Volks-Schullehrer besiegt haben. Frei von der Kirche muß die Volksschule werden, frei die Kanzel von dummen, selbst abergläubischen Predigern, frei, frei —“ — „Nun, warum thun Sie nichts dazu? Sie sind ja dazu berufen, Ihre Stellung ist so einflußreich!“ — „Ich muß meine Familie ernähren und darf mich nicht pensioniren lassen, was gewiß geschehen würde, wenn ich an die 600 jährige Tradizion der Dynastie rühren wollte.“

Immer und immer wieder drängt sich mir der Zweifel auf, ob denn auch die deutsche Bevölkerung Oesterreichs in Wahrheit sich eine Vereinigung mit Deutschland wünscht? Es müßte das Studium der Regierung sein, das zu erforschen. Vor allem wären die Reminiszenzen und die aus denselben noch jetzt vielleicht athmenden Gefühle zu prüfen, die das heilige römische Reich noch zur Basis haben. Es wäre in Abzug zu bringen, was die Poeten dazu gethan haben und diejenigen, die phraseologische Proklamazionen, Broschüren und dergleichen schrieben. Abgezogen müßte werden, was gedankenlos nachgesprochen, nachgesungen wird. Ich meine nicht die Denker, welche Deutschland ihre Bildung danken, die Minorität der Geister nicht, die das Vernünftige zu erkennen im Stande sind. In Wien vor Allem, das doch eine von Deutschen zumeist bewohnte Stadt ist, scheint mir mit dem Deutschthum viel geflunkert worden zu sein. Ich habe es erlebt, welche Theilnahmlosigkeit herrschte, als Schleswig-Holstein den Dänen genommen worden ist. Gesungen und getoastet und schwarz-roth-gold gebandelkramt wurde freilich viel und wie Viele hatten nicht einmal die richtige Vorstellung von der geografischen Lage der Elbe-Herzogthümer. Selbst diejenigen, die ein einiges Deutschland wünschen und die vielen Potentaten als das Hinderniß verwünschen, freuten sich der

[14]) Nach den neuesten Forschungen ist dies unrichtig. Der Plan wurde im oesterreichischen Hauptquartier und zwar von Radetzky entworfen. Übrigens steht das große Verdienst Schwarzenbergs um den Sieg heute außer Zweifel.

Digitized by Google

Siege Oesterreichs, um die Fürsten-Homunculos noch um einen, den Augustenburger, zu vermehren.

Es sind die Temperamente des Norddeutschen und des Deutsch-Oesterreichers einander zu entgegengesetzt, Katholizismus und Protestantismus einander so feind-feindlich, selbst der Boden mit seinen Hervorbringungen so ganz anders, daß ich bei einem Plebiszit voraussetzen muß, daß die Deutsch-Oesterreicher sich nicht mit Deutschland vereinigen werden, wenn sie — was freilich kaum anzuhoffen ist — durch eine freidenkende, weise Regierung geleitet würden. Durch eine Regierung, die in edlem Wettstreit mit der, die in Deutschland herrscht, diese noch zu überbieten sich bemühen müßte.

Es wäre des kulturhistorischen Resultates allein werth — ganz abgesehen von irgend einem politisch praktischen — die Frage zu studiren und den Kern der Deutsch-Oesterreicher blank zu bekommen. Ich zweifle aber nicht an der Gravitazion zu Deutschland, weil ich schmerzlich genug es weiß, wie wir regiert werden werden.

Was wird jetzt geschehen? Die Minister haben vorerst durch den Belagerungszustand jede solche Frage durch die Presse unmöglich gemacht — zu ihrem eigenen Schutze, nicht, wie sie lächerlich proklamirten, „um die Armee!! vor den Fremden im Lande zu schützen“.[15]) In einem Kreise von Ihnen bekannten Persönlichkeiten wurde unlängst viel Conjunkturalpolitik gesprochen. Jeder aber fragte, was werden jetzt unsere Staatsmänner thun? Da nahm der bis dahin schweigsame Gf. E. K.[16]) das Wort: „Meine Herren! zerbrechen wir uns unsere Köpfe nicht, es fällt Einem ja nicht gleich das Dümmste ein!“ . . . .

Die Physiognomie Wiens ist jetzt wieder eine veränderte. Vor Allem fallen die vielen Frauen in tiefer Trauer auf, die Zahl ist so groß, daß sie nur mit den Schlachtfeldern sich erklären läßt. Ein fortgesetztes Fahren von Munizion, Brod, Offizieren zu Pferd und Wagen. Infanterie-, Kavalleriezüge hemmen fast den Verkehr, namentlich seit die Truppen wieder nach Italien ziehen. Die Kaufleute und Industriellen können nicht begreifen, daß nicht wenigstens Ein Zug dem Verkehre gewidmet und bei dem traurigsten Stande der Industrie und des Handels für volle 14, vielleicht mehr Tage der Verkehr nach dem Süden völlig abgeschnitten ist.

Erschreckend sind die vielen verwundeten Soldaten, welche durch die Straßen spazieren und in den mehr abgelegenen betteln. Einen angenehmen Eindruck machen die sächsischen Soldaten, namentlich die blauen Kürassire mit der silbernen Einfassung der Waffenröcke. Die Leierkästen, diese Ohrentortur in Wien, spielen nicht mehr das „deutsche Vaterland“. Ob auf polizeiliche Weisung? und die Livrée des belgischen Gesandten mit der schwarz-roth-goldenen Kokarde erregt bereits einiges Aufsehen. Die Lebenslust fängt sich schon in Etwas zu regen an, sie würde vielleicht wieder so leichtsinnig sein, wie zuvor und wie zu aller Zeit, wenn die Cholera sie nicht dämpfte und diese ist stärker vorhanden, als Sie darüber in den Zeitungen lesen, und die Affaire des Wiedener und Leopoldstädter Theaters bildet den Mittelpunkt des Gespräches,[17]) wahrscheinlich nur um mit einem andern sich während des Belagerungszustandes nicht verfänglich zu machen.

Die Berichte, welche Reisende aus Böhmen und Mähren bringen, sind höchst trauriger Art, und wir werden das Bitterste, wenn einst der Feind abgezogen sein wird, zu hören und zu leiden bekommen.

Und wo ist zuerst zu helfen?

Und Sie werden, verehrter Freund! auch darum gefragt werden und das ist der eigentliche Zweck dieses Briefes, um Ihnen zu sagen, daß ich mehrseitig vernommen, es sei vor Einberufung der Landtage (welcher?) die Absicht, mit Vertrauensmännern vertraulich zu berathen. Sie wurden jedesmal genannt, auch als unser künftiger Unterrichtsminister wie schon vor Jahren. Ich weiß, wie verstimmend schon das Erstere für Sie wäre, es ist aber doch nöthig, daß Sie sich in der Ruhe ein Programm nun entwerfen, wie das instante Österreich zu konstruiren und zu regieren sein wird.

Wir haben hier fort und fort Regen und sehr kühles Wetter, für den Gesundheitszustand, namentlich für die Verwundeten sehr vortheilhaft. Ihnen wünsche ich die sonnigsten Tage und so sehr ich mich freue, Sie wahrscheinlich in Wien bald begrüßen zu können, so wünsche ich es doch um Ihret-

[15]) „Um bei dem dermaligen Verlaufe der kriegerischen Ereignisse, wodurch der Operations-Rayon der kaiserlichen Armee auch auf das Erzherzogthum Niederoesterreich ausgedehnt worden ist, für die Sicherheit der Armee und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung Vorsorge zu treffen“, erließ das Landes-General-Kommando für Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg und Steiermark am 21. Juli 1866 eine Kundmachung, welche die Gesetze zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Hausrechts außer Wirksamkeit setzte und die Judicatur über eine Reihe von strafbaren Handlungen (namentlich Herabwürdigung der Verfügungen von Behörden) den Militärgerichten zuwies.

[16]) So auch im Briefe. Vermutlich Graf Eugen Kinsky, der auch in der Folge einmal als Autor eines beißenden politischen Witzworts citiert wird.

[17]) Die beiden Theater sind vorzüglich dem heitern Genre gewidmete Vorstadttheater. Der beliebte Schauspieler Treumann, welcher durch 15 Jahre das Carltheater leitete, hatte von den Carl'schen Erben anläßlich der Kriegsereignisse einen Nachlaß gefordert, worauf ihm der Pacht-Vertrag gekündigt wurde. Der Direktor des Wiedner Theaters Strampfer bewarb sich um das Carl-Theater und wollte von der Behörde die Konzession, beide Spielhäuser leiten zu dürfen. Über die langwierigen Stadien der Verhandlungen brachten die Zeitungen fortlaufend ausführliche Bülletins.

Digitized by Google

halben nicht, wenn sich nämlich das oben angedeutete Gerücht bewahrheitet. Mit herzlicher Neigung und warmer Verehrung Ihr ergebener

Frankl.

Erläuternd sei beigefügt, daß der liberale Graf, wie dies so nahe lag, jedesmal, wenn eine freiheitlichere Strömung durch Oesterreich zog, als zukünftiger Minister genannt wurde. Ob er je ernsthaft an maßgebender Stelle in Kombination gezogen wurde, konnte der Herausgeber nicht in Erfahrung bringen. In den vielen Kopieen von Briefen Auerspergs, die ihm vorlagen (darunter Briefe an Schmerling, Carneri, Apfaltern, Leo Thun), findet sich nie die leiseste Andeutung auf eine solche Berufung. Das ist jedenfalls auffallend, wenn es auch bei der Reserve Auerspergs nicht beweiskräftig ist. Daß er aber jedenfalls abgelehnt hätte, steht außer Zweifel. Das beweisen auch mündliche Äußerungen Auerspergs gegen Frankl. So notiert dieser aus dem Dezember 1867, wo abermals solche Gerüchte gingen, folgendes Gespräch: Auf die Frage, ob er annehmen würde, erwiderte Auersperg: „Um keinen Preis!“ — „Wenn aber“, wandte Frankl ein, „der Kaiser Sie rufen läßt und Sie bei Ihrem Patriotismus auffordert?“ — „So werde ich Sr. Majestät“, war die Antwort, „bitten, mich zu begnadigen, da ich den Ministerposten als meine Hinrichtung ansehen würde.“ Ähnlich spricht er sich hierüber in seiner nachstehenden Antwort auf Franklś eben mitgeteilten Brief aus:

Dornau, 16. Aug. 1866.

Verehrter Freund!

Vor allem meinen herzlichsten Dank für Ihre lieben und interessanten Briefe, die mir beide noch hier zugekommen sind. Wir konnten uns nämlich, auch wenn wir wollten, von hier nicht entfernen, da wir durch die Sistirung des außermilitärischen Verkehrs auf der Südbahn in Dornau kriegsgefangen seit 1ten bis 14ten d. M. festsaßen, zudem von aller Berührung mit der Außenwelt abgeschnitten, die uns nur ihre nicht sehr tröstliche kriegerische Thätigkeit in den durch das Feld vor meinen Fenstern hinbrausenden Militärzügen erblicken ließ. Briefe und Zeitungen kamen meist sehr verspätet, mitunter gar nicht an. Seit vorgestern ist die Bahn wieder beleredisch „frei“, d. h. mit den gehörigen Verspätungen und Confusionen ausgestattet. Wir denken nun ernstlich daran, unsere hiesigen Zelte abzubrechen.

Ihre freundlichen Mittheilungen, immer so inhaltreich und willkommen, waren dies nun so mehr in diesen trostlosen Tagen, und ich bin Ihnen herzlich zu Danke verbunden für die vielfachen Anknüpfungs- und Orientirungsfäden, welche Sie mir in meiner unfreiwilligen Isolirtheit darreichten. Leider sieht mir eine gleiche Reichhaltigkeit des Stoffes zu angemessener Erwiderung Ihrer Mittheilungen nicht zu Gebote und ich muß mich darauf beschränken, statt Eigenes zu bieten, einen Theil des von Ihnen gelieferten Gesprächsstoffes fortzuspinnen, wozu mir auch die Schlußsätze Ihres letzten Briefes direkten Anlaß geben. Sie erwähnen einer in Aussicht stehenden Vertrauens-Kommission, welche man zur Berathung über innere Verfassungs-Angelegenheiten demnächst berufen will und wobei auch an mich als Mitglied derselben gedacht wurde. Wenn die Form dieser Einberufung sich mit meinem konstitutionellen Gewissen verträgt, so werde ich es wie bisher für meine patriotische Pflicht halten, ihr Folge zu leisten, so unangenehm mir persönlich auch dies sein möge. Meine warme Heimatliebe, einige Einsicht in den Lauf der Dinge und manche Erfahrungen könnten mich befähigen, auf diesem Felde vielleicht nützlich mitzuwirken. Was aber jene höhere Stellung, welche das Gerücht und Ihre freundschaftliche Sympathie mir zuweist, anbelangt, so müßte ich deren Annahme, wenn man je an mich dabei denken sollte, in aller Entschiedenheit ablehnen. Der Patriotismus hat auch seine Gränzen und es giebt auch ein patriotisches: Nein! In einem Momente, wo Oesterreich für die Anmaßungen der Unfähigkeit und für die Deplacirung seiner nicht dicht gesäeten Talente so schwer zu büßen hat, würde es meinerseits sträflicher als je sein, ein Amt anzunehmen, zu welchem mir die Befähigung fehlt; es wäre eine Schmach, sich selbst und Andern dies zu verschweigen, aber es ist keine Schande, es ehrlich zu gestehen. Zudem habe ich weder Lust noch Anlaß zum Selbstmörder zu werden; die Größe der Aufgabe aber, mit der ich es gewiß sehr ernst nähme, würde bei meiner Nervosität einen solchen Versuch dem indirekten Selbstmorde gleichstellen. Sie sehen, ich denke sehr nüchtern über diesen Punkt und lasse mir vom Kitzel der Eitelkeit keinen bösen Streich spielen, und so sei denn dieses Kapitel hiemit abgethan.

Der Raum, den Sie in Ihrem Schreiben den Erörterungen über die Stellung des deutschen Elementes in Oesterreich widmen, läßt mich glauben, daß auch Sie meine Überzeugung von der hohen Wichtigkeit dieser Frage für unsere Zukunft im ganzen Umfange theilen. Obschon ich dieser Zukunft aus andern jüngst angedeuteten Gründen kein günstiges Prognostikon stellen kann, so muß man doch die Möglichkeit des Bessern nicht aufgeben, eben so wenig wie das Streben und Ringen darnach. Und weil das einfache Scheinmittel in einem auf die hohen Ziele der Bildung, Gesittung und Freiheit gerichteten Wettlaufe Oesterreichs mit Deutschland besteht, ist die entscheidende Rolle gerade den Deutschen in Oesterreich zugefallen. Die vom siegshaften Preußenhäuptling gezogene politische Demarkationslinie kann und wird uns unser geistiges Deutschthum nicht verkümmern; dieses uns zu nehmen ist keine Macht der Erde stark genug.

Digitized by Google

Unser Programm kann fortan nur dahin lauten, deutscher zu sein, als je, d. h. durch gründlichere Bildung, edlere Sitte und wärmere Freiheitsliebe allen anderen Nationalitäten voranzuschreiten. Das ist keine Rassenherrschaft, sondern die gerechte Rangstellung der höheren Civilisation und Humanität. Ob die entsprechende Stellung dem Deutschthum von unsern Staatslenkern und Mitvölkern ermöglicht wird, davon wird es wesentlich abhängen, ob dasselbe in Hinkunft der verbindende, befestigende Kitt oder die zersetzende und auflösende Kraft zu werden berufen ist. Abgedrängt von seiner Kulturmission in Oesterreich, müßte es seinen natürlichen Kristallisationspunkt außerhalb desselben suchen und sich mit unwiderstehlicher Kraft von diesem angezogen fühlen. Es macht mich an jener Mission nicht irre, daß die Deutschen in Oesterreich und speziell in Wien sich derselben noch so wenig bewußt sind und daß sie insbesondere den Werth und Zusammenhalt ihrer eigenen Stammgenossenschaft (in der Masse wenigstens) kaum dunkel ahnen. Die bereits begonnenen Anmaßungen und Überhebungen der anderen Nationalitäten werden in der Periode, der wir entgegen gehen, den Deutschen gewiß bald klar machen, welche Standpunkte und Stellungen sie einzunehmen haben. Erst wenn diese ernstlich bedroht und gefährdet wären, würde das von Ihnen citirte, auch mir bekannte Wort des alten Gentz (im Nachdruck neuerdings von Bismarck edirt) zur Wahrheit und Verwirklichung werden.[18]) Obschon die jetzige Situation eine verzweifelte und viel ärgere ist, als jene, in welcher Gentz das desparate Wort sprach, so lägen doch in unserm Volke jetzt Hülfs- und Rettungsmittel, welche damals noch unentwickelt und gebunden waren. Es kommt nur darauf an, ob und wie man sie gebrauchen und gewähren lassen will. Das aber ist für mich das Schlimmste, daß ich bezweifeln muß, ob die maßgebenden Regionen und Potenzen jene Vor- und Grundbedingung ganz und ehrlich zu erfüllen Einsicht und Willen haben werden? —

Kennen Sie Ahasverus von S. Heller[19]) und vielleicht den Verfasser selbst? — Ich bin mitten in der Lektüre dieses Buches begriffen. Die Großartigkeit der Anlage und theilweise auch der Lösung oder doch der Durchführung müssen Achtung vor diesem Geiste einflößen. Und doch konnte das Buch — wenigstens in seiner ersten Hälfte — auf mich keinen mächtigen Eindruck, keine nachhaltige und tiefere poetische Wirkung hervorbringen. Das dichterische Gebilde scheint mir zu sehr Mosaikarbeit, an welcher der verbindende poetische Kitt zu sehr bemerkbar hervortritt.

Montag übersiedle ich nach Thurn am Hart, wo Ihre allfälligen Briefe mich bis in den Spätherbst (so Gott will!) treffen werden.

In aller Freundschaft und Herzlichkeit vielmals grüßend und mit den besten Wünschen

Ihr treu ergebener A. Auersperg.

Fraukls nächstes Schreiben lautete:

Gainfahrn, 14. Septbr. 1866.

Verehrter Freund!

Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen in gewissem Sinne, uns aber kaum in Einem eine Beruhigung schaffen. Es droht Ihnen nicht mehr, aus Ihrer glücklichen Einsamkeit herausgerissen zu werden! Man ist von der einen Moment gehegten Absicht rasch abgekommen: Notable zu vertraulicher Vorbesprechung einzuladen. Es soll die einfache Einwendung gemacht worden sein: „Wirken Sie, Exzellenz, dahin, daß der Belagerungszustand aufgehoben und die Presse freigegeben werden wird. Sie werden dann von Ihren Feinden lernen, was noth thut, von Ihren Freunden erfahren Sie es doch nicht, und wenn sie es Ihnen doch sagen sollten, so werden es Ew. Exzellenz nicht glauben!“ Von einem Minister für Unterricht ist auch wieder alles still. Unglaublich wie rasch wir die Prügel bei Königgrätz vergessen haben und es ist rührend anzusehen doch, wie fort und fort gedrängte Gruppen vor jenen Läden gaffen, wo Zündnadelgewehre erbaulich ausgestellt sind.

Doch der Friede ist geschlossen. Seltsam, daß der Vertrag, den natürlich Österreich unterschreibt, „im Jahre des Heils 1866“ datirt, während das Protokoll wahrheitsgetreuer „im Jahre des Herrn“ unterzeichnet ist; ja wohl des Herrn Wilhelm von Hohenzollern.

---

[18]) Fraukl schreibt in seinem Brief vom 5. August 1866 an Grün:

„Der Gedanke des nach Ofen zu verlegenden Schwerpunkts ist von Bismarck nur ufurpiert; ich schreibe Ihnen eine Stelle aus einem Briefe Gentz' ab, den er vor 50 Jahren an Johannes von Müller richtete:

„Der Kaiser muß das Reichsregiment mit Würde niederlegen; Wien muß aufhören, Residenz zu sein; die deutschen Staaten als Nebenländer, Grenzprovinzen betrachtet; der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen; eine neue Constituzion für dieses Land; mit Ungarn, Böhmen und Galizien, und was von Deutschland bleibt, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will. Träume und Trieb müssen um jeden Preis gerettet werden oder wieder erobert, sonst hat dieser Staat keine Wassercommunication, alles übrige in größter Fülle und die Gränzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Aber freilich, wenn man sich vom Graben, vom Prater, von Lazenburg, von der Redoute nicht trennen will, dann ist alles verloren.“

Der Brief von Gentz an Johannes von Müller, aus Dresden, 4. August 1806, wurde zuerst gedruckt in den „Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal.“ Herausgegeben von Gustav Schlesier. Mannheim, 1840. IV. 241 ff. Weiter ausgeführt hat Gentz diesen Gedanken in einem „Mémoire sur les moyens de mettre un terme aux malheurs et aux dangers de l'Europe et sur les principes d'une pacification générale. Rédigé entre le 25 Juin et le 15 Juillet 1806“. Diese Denkschrift findet sich in dem, von Anton Graf von Prokesch-Osten herausgegebenem Werke: „Aus dem Nachlasse Friedrich von Gentz.“ Wien, 1868. II. 1 ff

[19]) „Ahasverus“ Leipzig 1866.

Digitized by Google

Wenn ein Handlungshaus Kriba macht, so kommt es oft vor, daß der Chef sich zusammenrafft, neue Arbeit beginnt und schon nach wenigen Jahren reicher ist, als er je zuvor gewesen. Wenn aber der Chef schon bejahrt und müde ist, wird ihm, wenn er überhaupt die Arbeit noch einmal aufnimmt, schwerlich mehr ein Erfolg gelingen. Das scheint mir die Situazion Preußens nach Jena und die Oesterreichs nach Königgrätz, oder wie die Franzosen konsequent und richtiger schreiben, nach Sadowa zu sein.

Der Friedensvertrag enthält nichts, was wir nicht schon gewußt hätten; aber der Eindruck, den die 14 §§. so kurz und präcis, machen, ist trotzdem ein tief beschämender und demüthigender; eben durch die koncentrirte Zusammenstellung. Diese 14 Artikel sind doppelt so viel Schwerdter in den Busen der Austria, als die Mutter Christi empfangen hat. Es ist eine tödtliche Summe.

Der Kaiser erwartete die Telegramme während der Schlacht, erzählte man mir, auf dem Nordbahnhofe, und als das letzte so verhängnißvolle ankam, brach er in ein krampfhaftes Weinen aus und der Adjutant mußte den Wankenden die Stufen hinab führen, er wäre sonst gestürzt.

Seitdem es fort und fort nur von Krieg um uns her erscholl, gab mir ein 83 Seiten füllender Artikel „die social-politische Bedeutung des Krieges" von Wilh. Lieszelbach in seinen „Studien" (Cotta 1862) eine besondere Beruhigung, denn das Barbarenthum des Krieges hatte mich mit qualvollem Entsetzen erfüllt. Und so wollen, wenn nicht wir, doch unsere Kinder den wohlthätigen Gewitterfolgen entgegenharren.

Der Verfasser des „Ahasverus", um den Sie mich fragen, soll ein junger, in Leitmeritz lebender Mann sein. Ich besitze das Buch, ich weiß nicht von wem, und werde es jetzt, wo Sie mich auf dasselbe aufmerksam machen, lesen. Kennen Sie das Gedicht „Ahasver in Rom" von Hamerling?[20]) Jedenfalls der bedeutendste unter den frappant wenigen Dichtern aus dem nachmärzlichen Oesterreich. Noch hat er sich nicht zur einfach edlen Architektur der Komposizion durchgefunden, die Linien sind überall durch Arabesken, Guirlanden, Statuetten, so schön diese sind, unterbrochen und verdeckt. Und bei all diesem hyperthrophischen Reichthum und Luxus vermißt man den Reim. Ich vermuthe aus Bequemlichkeit des Autors. Die versi sciolti, die z. B. Hugo Foscolo so grandios behandelt, scheinen sich in deutscher Sprache nicht völlig zu eignen.

Eigen genug wird jetzt die Stellung der deutsch-oesterreichischen Poeten und Schriftsteller sein. Ein Gedicht von Ihnen sollte die erste glänzende Brücke nach — wie wir wieder sagen müssen — nach „draußen" sein, so schön und glänzend, wie schon oft, damit sie, wie die Zauberer in Egypten bei den Wundern Mose's, beschämt und neidisch sagen müßten: „Da ist Gottes Finger dabei!"

Die Ereignisse haben Sie wahrscheinlich um die Badereise gebracht? Doch freue ich mich in Ihren Briefen keiner Klage über Ihre Gesundheit zu begegnen. Mir selbst geht es nicht gut . . . . . Man sollte gesund ob kurz oder lang lebend sein und dann wie vom Blitz getroffen hinsinken.[21]) Wie hieß doch der weise Esel, der über die sittlich-moralischen Vortheile der Krankheiten ein Buch geschrieben hat: Ein Deutscher war's!

So groß meine und aller Ihrer Freunde Freude wäre, wenn Sie bald nach Wien kämen, so kann ich es um Ihretwillen aufrichtig nicht wünschen. Jeder würde sich bemühen, Ihnen andere Details zu erzählen, aus jedem Auge würden Sie die Reflexe der entsetzlichen Zeit sich entgegenleuchten sehen. Alle würden sich zu trösten suchen und Sie um den Trost quälen. Und hätten Sie einen zu bieten? Und doch wieder sollten Sie kommen. Dergleichen muß erlebt und nicht erlesen sein!

Der Herbst beginnt, nach dem fort und fort regnenden Sommer schön zu sein. Die Reben hängen voll blauer Trauben, die süß sind. Vom Walde Wöslau's dehnt sich eine unabsehbare reich und üppig bepflanzte Ebene hinaus, bis sie durch blaues Gebirg begränzt scheint, über welches der riesige Schneeberg hereinschaut zu all den tausend Menschenwohnungen, in denen kein „beständiger Friede" ist.[22])

Wie gedeiht Ihr Theodor, der nicht ahnt, daß die bessere Zukunft, wie der Wein in der Rebe, für ihn von der Sonne gekocht und vorbereitet wird.

Ich grüße Sie herzlich in unwandelbarer Verehrung

Ihr treu ergebener Frankl.

Im Herbst 1866 übersandte Frankl an Auersperg im Auftrage des Verfassers Adolf Fischhofs eben erschienene Schrift: „Ein Blick auf Oesterreich's Lage." An den Inhalt der Schrift erinnern wir in

[20]) „Ahasver in Rom." Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Hamburg, 1866.

[21]) Am 12. März 1894 sank Ludwig August Frankl, mit seiner Familie das Mittagessen einnehmend, wie vom Blitze getroffen auf das Sofa und hatte nach wenigen Sekunden ausgeathmet.

[22]) Eine Anspielung auf den Artikel 1 des Friedensvertrages zwischen Preußen und Oesterreich vom 23. August 1866: „Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen Sr. Majestät dem König von Preußen und Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, sowie zwischen deren Erben und Nachkommen und deren beiderseitigen Staaten und Unterthanen herrschen." Es wurde damals viel bemerkt, daß die übliche Wendung vom ewigen Frieden vermieden geblieben war.

Digitized by Google

einer Note,[23]) um die nachstehende Antwort Auersbergs verständlich zu machen:

Thurn am Hart, 16. X. 66.

Verehrter Freund!

Mein heutiges Schreiben hat mir einer der angenehmsten Pflichterfüllungen zu beginnen, nämlich mit der Abstattung meines herzlichsten Dankes für Sie und H. Dr. Fischhof für die Übermittlung des interessanten und gehaltreichen Sendschreibens über Oesterreichs gegenwärtige Lage. Sie sind wohl so gütig, der freundliche Vermittler meiner Danksagung an den Herrn Verfasser zu sein, dessen edle Persönlichkeit und unabhängig patriotischer Charakter schon seit Jahren eine sympathische Anziehungskraft auf mich ausübt. Der Inhalt seiner Schrift ist mir zwar schon aus dem Grazer „Telegraf" genau bekannt, wo ich die Folgenreihe von Artikeln mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt habe; aber demungeachtet behält das mir zugewendete Exemplar nebst dem bleibenden Werthe seines inneren Gehaltes für mich auch noch jenen erhöhteren, daß ich es aus den Händen des verehrten Autors selbst empfing. Das Receept, das er hier verschreibt, scheint mir ein wohldurchdachtes, tüchtiges und brisames und könnte, richtig und redlich angewendet, dem ordinirenden Arzte auch auf dem politischen Felde so günstige Heilerfolge erzielen helfen, wie Sie solche seiner sonstigen ärztlichen Praxis nachrühmen. Ich will dadurch nicht behaupten, daß seine Heilmethode die einzig unfehlbare sei, denn ich glaube, gegen leibliche sowohl wie gegen staatliche Leiden können sich verschiedene Heilmethoden gleich gut bewähren, nur muß die gewählte mit Ausdauer und Consequenz durchgeführt und von der Einmengung quacksalbernder Schäfer und alter Weiber, sowie von der Opposition der Verwandten und Vormünder des Patienten unbeirrt bleiben. Was hilft das heilkräftigste Tränklein, wenn es statt in den Magen des Patienten in ein anderes minder edles Gefäß geschüttet wird. Wenn ich an dem praktischen Erfolge des oberwähnten Receptes zweifle, so fehlt es meinerseits nicht an dem Vertrauen auf den Ordinarius, sondern es liegt in meinem Mißtrauen gegen andere nicht zu übersehende Faktoren, deren Charakteristik Sie mir heute erlassen, da ich nur in früheren Briefen Ausgesprochenes wiederholen müßte. Ich bin leider nach den Erlebnissen und den Erfahrungen der letzten zwei Dezennien wider Willen in die Reihe der Schwarzseher bezüglich der Zukunft Oesterreichs gedrängt worden. Niemand kann dies schmerzlicher empfinden als ich selbst. — Eines möchte ich an Dr. Fischhofs Schrift sowie an seiner ganzen Haltung hervorheben, das mir besonders wohlgethan, nämlich der hohe sittliche Ernst, der aus jeder seiner Anschauungen und Äußerungen hervortritt. Solche Wahrnehmungen sind doppelt erquickend und erhebend in diesen Tagen der Frivolität, wo man jenen sittlichen Ernst gerade dort so häufig vermißt, wo seine eigentliche Heimat sein sollte, nämlich in unserer Presse. Die Offiziellen und Offiziösen leisten darin neuester Zeit das non plus ultra! Man behauptet, es sei unmöglich, das Jemand sich selbst küsse oder sich selbst einen Tritt vor den H..... gebe. Unsere Dispositionsfond-Söldlinge haben beides geleistet, nachdem sie Ersteres con amore die längste Zeit betrieben, haben sie endlich auch Letzteres zuwege gebracht. Wer daran zweifelt, lese die Artikel, in welchen sie uns neuester Zeit den Verlust Venetiens und den (passiven) Austritt aus Deutschland als längst erwünschte Ziele plausibel zu machen bemüht waren, und er vergleiche dann damit, was dieselben Organe über dieselben Fragen vor wenigen Wochen orakelten.

Überraschend war es mir, Ihr letztes Schreiben schon aus Wien datirt zu sehen, während ich Sie noch in frischer freier Landluft zu Gainfahrn vermuthete .... Wir sind gegenwärtig mitten in unserer Weinlese begriffen, eine Periode, die ihre Anziehungskraft für mich nicht blos in ihrer landwirthschaftlichen Bedeutung hat.[24])

Was Sie über Robert Hamerlings „Ahasver in Rom" und überhaupt über dessen dichterischen Charakter sagen, stimmt völlig mit meinen eigenen Anschauungen über diese bedeutende Erscheinung überein und tritt gerade im Entgegenhalten zu S. Hellers Ahasverus am schlagendsten zu Tage. Bei größerer formeller Korrektheit steht letzterer

[23]) Fischhof geht nach einer historischen Ausführung von dem Gedanken aus, daß durch die nun durch die Thatsachen erfolgte Hinwegräumung der drei größten Hemmnisse: Benedig, die deutsche und ungarische Frage, die Frage der Konstituirung der westlichen Reichshälfte, losgelöst wie noch nie von allen beirrenden und verwirrenden Nebenfragen erörtert und einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden könne. Es sei kein Jahre 1848 kein Moment der Versöhnung und Verständigung der Völker so günstig gewesen, als der jetzige und ein aufrichtig liberaler, weitblickender und energischer Staatsmann werde sich erst jetzt in der Lage befinden, die dauernde Ordnung der staatlichen Verhältnisse herbeizuführen. Die herrschende Exclusivgewalt sei nicht genügt, die Lösung selbstständig herbeizuführen, eine andere Regierung jetzt nicht möglich; die bestehenden und bestandenen legislativen Körperschaften seien hiezu ebenfowenig geeignet, wie nach den Lehren der Geschichte eine konstituierende Versammlung. Wünsche man einen friedlichen und befriedigenden Abschluß der Verfassungskämpfe, dann müsse der Konstituierungsgedanke in einer kleinen Versammlung hervorragender, besonnener und einsichtsvoller Männer aller Parteien zur Reife gebracht und die Verfassung daselbst in ihren Hauptgrundzügen entworfen werden. Die Vereinbarung wäre dann der Regierung behufs Erzielung ihres Einverständnisses mitzuteilen. Nachdem dies geglückt, könnten die Führer ihre Parteien um sich versammeln und sie zur Annahme des Kompromisses vermögen. Erst wenn auf diese Weise der Erfolg allseitig sichergestellt sei, habe die Regierung die vereinbarten Grundzüge der Verfassung dem Parlamente zur Diskussion vorzulegen, welches nach rascher Erledigung der Kardinalfragen um so ruhiger an die Beratung der Details gehen könne, als es im Vorhinein der Zusicherung der Krone sicher sei.

[24]) Auf dem Boden des Auersperg'schen Schlosses Thurn am Hart wachsen vortreffliche Reben, und das Erträgnis des aus ihnen gekelterten Weines war ein sehr bedeutendes.

Digitized by Google

jedoch an poetischer Wirkung und Nachhaltigkeit des Eindrucks dem Hamerling'schen Gedichte nach. Interessant war es mir, daß Sie bezüglich des Metrums diesem dieselbe Aufstellung machen, die ich selbst mündlich gegen Hamerling, dessen persönliche Bekanntschaft ich in Gratz gemacht, ausgesprochen. Allein es ist keineswegs Bequemlichkeit — denn H. handhabt die Form mit großer Leichtigkeit — sondern Vorbedacht, was ihn zur Wahl des 5 füßigen Jambus veranlaßte, den er als das passendste Versmaaß für seine Zwecke erklärte. Aber daß er auch dieses nicht vollkommen korrekt behandelte, namentlich die Abrundung des Gedankens innerhalb des Rahmens der Einzelverse vernachlässigt, läßt sich nicht läugnen.

Ich schließe mit dem herzlichsten Wunsche, daß der böse Gast, der Wiens Mauern dermal so unsicher macht, an Ihnen und allen Ihren Lieben schonend vorübergehen möge, und so zugleich mit der Hoffnung eines nicht allzufernen Wiedersehens, in alter Treue und Freundschaft

Ihr aufrichtig ergebener A. Auersperg.

Damit sei unsere Mittheilung des Briefwechsels zweier Männer, die bei allem Patriotismus für ihr Heimatland auch gute Deutsche waren, aus der denkwürdigen Zeit vor dreißig Jahren geschlossen.

Saladins letztes Gebet.

Es war an einem Spätherbsttag,
Die Sonne malt durch Wolken schien,
Als auf dem Kissen sterbend lag
Des Islam Wonne: Saladin.

Der treue Divan stand im Kreis,
Die Augen rot und thränenschwer,
Der Sultan flüsterte nur leis':
„Führt meinen tapfern Mirza her!"

„Du trugst," sprach er zu ihm gewandt,
„Mein Banner in so manchem Krieg,
Und deine starke Freundeshand
Hat stets entfaltet es zum Sieg.

„Und weil du treu nach Muslembrauch
Und weil du fromm zu jeder Zeit,
So sollst du heute tragen auch
Mein Banner in der Ewigkeit!

„Dies Linnen nimm, das meine Kraft
Bedecken wird im Grabe bald,
Und heft' es an den Lanzenschaft,
Daß weit ob deinem Haupt es wallt.

„Und hebe hoch dies Banner mein
Und schreite stolz, wie sonst, hinaus,
Und rufe laut die Straßenreih'n
Und Runde schallend Haus für Haus:

„„Ihr Gläubigen, o kommt und seht,
Wie eitel aller ird'sche Glanz —
Die uralt-ew'gen Pfade geht
Der Herrscher heut' des Morgenlands.

„„Den Glaubensbruder Saladin
Streicht Ariel aus seinem Buch;
Und nichts — ach nichts! begleitet ihn
Ins Grab als dieses Leinentuch!""

Er schwieg und schloß die Lider matt,
Die Abendsonne brach herein,
Und übergoß die Lagerstatt
Mit goldig-rotem Heiligenschein.

Und als der Arzt zum Hissen trat,
Da war der große Sultan tot,
Und weithin durch Damaskus' Stadt
Erscholl sein letztes Machtgebot.

Ottokar Stauf von der March.

Herbstmorgen.

Kühl weht die Morgenluft durchs Feld,
Der Nebel wogt und wallt.
Dort aus der Eichenrodung dumpf
Der Schlag der Äxte schallt.

Horch, wie des Eisens Schneide wühlt
Tief in des Baumes Schaft,
Der stolz den Sommerwettern stand
In trotz'ger Lebenskraft. —

Am Belz der Spinne hängt der Tau,
Er blitzt und sprüht und blinkt.
Grell, milchig durch das dichte Grau
Des Spätherbst's Frühlicht dringt.

In Braun und Purpur prangt das Laub,
Und Pilze steh'n am Weg;
Ein Trauermantel flattert noch
Ums stille Waldgeheg. —

Ach, wieder zieht der Tod durchs Land
Und pflückt, was einst geblüht;
Der Morgenwind bricht Blatt um Blatt
Und auch das Herz wird müd'. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

Abendandacht.

Wie so schön der Sterne Pracht
Golden niederglüht vom Himmel!
Unnennbare, ew'ge Macht
Zittert hin durch ihr Gewimmel.

Und ich lausche still in's Licht,
Und die Seele glaubt an Liebe,
Liebe, welche nie und nie
Uns verläßt im Weltgetriebe.

Wunderbare Sternennacht!
Deinen Schimmer will ich trinken
Und, erfüllt von deiner Pracht,
Selig dann zur Ruhe sinken.

Adolf May.

Digitized by Google

Die Berliner Vereinsdame.

Von G. von Braulieu.*)

Nachdruck verboten.
Gesetz vom 11. VI 1870

Wohl in keiner deutschen Stadt ist die Vereinsthätigkeit eine so rege und wirkungsreiche wie in Berlin. Wir denken nicht an Geselligkeits- und Vergnügungs-Vereine, sondern an solche, welche philanthropische Ziele verfolgen. Zu dem, was diese Vereine geschaffen, in von ihnen begründeten, gemeinnützigen Einrichtungen vermag die junge Reichshauptstadt sogar mit London, das auf diesem Felde bekanntlich das Bedeutendste leistet, wetzueifern.

Hier haben uns nur die Frauenvereine oder solche, an denen sich Frauen hervorragend beteiligen, zu beschäftigen.

Diese Vereine sondern sich in drei Hauptgruppen: die rein humanitären, ferner jene, die für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes eintreten und endlich jene, die die sociale und politische Gleichstellung der Frau mit dem Manne erstreben und für sie kämpfen.

Die rein gemeinnützigen Vereine haben Mädchen- und Kinderhorte, Ferienkolonieen, Fortbildungsschulen, Kindergärten und Volkskindergärten mit den dazu gehörigen Lehranstalten für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen geschaffen. Ferner begründeten sie Speiseanstalten für Kinder, Volksküchen, Volkskaffeeküchen, Dienstbotenheime und Haushaltungsschulen, Asyle aller Art u. a. Endlich entstanden durch sie Krankenhäuser, Genesungsstätten und zahllose, der Fürsorge für Greise und Kranke gewidmete Einrichtungen. Das geschah entweder durch Frauen allein, oder sie verbündeten sich zu dem edlen Werke mit Männern. Allein die treibende Kraft war in den meisten Fällen die Frau, die, wenn sie sich einer Idee, einer Sache widmet, sich ihr auch mit Leidenschaft, mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit hingiebt.

An die erste Gruppe schließen sich die Frauenvereine, welche die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu erhöhen streben und so ein Stück sozialer Frage lösen.

Unter ihnen ist vor allem der Lette-Verein zu nennen. Er hat Frauen und Mädchen neue Arbeitsgebiete erschlossen und Schulen gegründet, um zu solcher Arbeit vorzubilden (Handels- und Gewerbeschule, Seminarschule, photographische Lehranstalt u. a.). Als der Verein 1866 von dem Präsidenten Lette ins Leben gerufen wurde, war für Damen, wollten sie auf eigenen Füßen stehen und doch nicht ihre gesellschaftliche Stellung aufgeben, nur die Möglichkeit vorhanden, Musik- oder sonstigen Unterricht zu erteilen. Andere Berufsarten galten damals für unstandesgemäß. Der Lette-Verein eröffnete nicht nur neue Erwerbsfelder, er zerstörte auch manches Vorurteil; er hob die praktischen Berufsarten, indem er Schulen einrichtete, in denen sie systematisch gelehrt wurden.

Ähnliche Bestrebungen verfolgt das Heimathaus für Töchter höherer Stände. Es besitzt außer einem Heim und Pensionat ebenfalls eine Handels- und Gewerbeschule.

Auch der Hilfsverein für weibliche Angestellte hat eine solche Schule begründet, in der schon im Erwerbsleben stehende Mädchen weitergebildet und andere zu einem derartigen Berufe vorbereitet werden. Der Verein umfaßt ungefähr sechstausend Mitglieder und ist ein wichtiger Faktor im socialen Leben Berlins, weil die weiblichen Angestellten, — Ladenmädchen, Buchhalterinnen, Kassiererinnen u. s. w. — unmittelbar mit den Damen des Komitees verkehren. Durch Delegierte sind sie im Vorstande vertreten und so ist, hier wenigstens, die von den Wohlmeinenden unter den Gebildeten so eifrig erstrebte Verständigung mit den unteren Ständen erreicht. Die jungen Bekannten begegnen den Damen der Gesellschaft, welche den Verein leiten, mit Vertrauen; das ist bei dem jetzt herrschenden Grolle, den die Armen gegen die Besitzenden hegen, von unschätzbarem Werte. Nicht wenig tragen zu dieser erfreulichen Thatsache die geselligen Abende bei, welche die Damen für die weiblichen Angestellten einrichten, und bei denen sie auf freundschaftlichem Fuße miteinander verkehren. Kleine Theaterstücke werden hier aufgeführt, musikalische wechseln mit deklamatorischen Vorträgen und mit wissenschaftlichen Vorlesungen ab. Außer den Schulen besitzt der Verein noch Krankenkassen, ein Bureau für Stellennachweis, eine Bibliothek, Lesesäle und Klubräume für die Mitglieder.

Es ist unmöglich, hier auf alle Vereine zu Erhöhung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes

*) Aus dem Manuskript des demnächst im Verlage der „Concordia Deutsche Verlagsanstalt“ in Berlin erscheinenden, von Ulrich Frank herausgegebenen, von Friedrich Stahl illustrierten Buches: „Die Berlinerin“. D. Red

Digitized by Google

näher einzugehen; allein das Wirken der Berlinerin auf diesem Felde ist wohl durch die drei genannten schon charakterisiert.

Die Vereine, welche für eine Änderung der socialen und politischen Stellung der Frau kämpfen, greifen eigentlich in die letztgeschilderten hinüber; die Gruppen lassen sich nicht scharf trennen.

Wenn auch viele der gemäßigten Frauenvereine es sich und anderen nicht eingestehen, so erstreben sie trotzdem eine Änderung in der Stellung des Weibes. Oder wenn sie diese auch nicht erstreben, so führen sie sie doch herbei. Eine wirtschaftlich unabhängige Frau nimmt einen ganz anderen Platz in der Gemeinsamkeit ein als eine abhängige; eine arbeitende Frau wird bei tüchtigen Menschen mehr Achtung genießen als eine von der Gnade ihrer Verwandten zehrende. Was ist nun natürlicher, als daß eine solche Frau mit der Zeit eine gewisse Stimme nicht allein im Stadt-, sondern auch im Staatshaushalte erlangt?

Die Frauenkampfvereine, wie man die dritte Gruppe bezeichnen kann, treten weniger für die Erlangung praktischer Berufsarten ein — sie überlassen das den älteren Frauen-Arbeitsvereinen —; sie erstreben im wesentlichen das wissenschaftliche Studium für das weibliche Geschlecht zu erschließen. Sie begründen Mädchengymnasien, höhere Schulen, Vortragscyklen; sie sind unermüdlich in Anfragen und Petitionen, zu welchen ihnen namentlich das jetzt Thatsache gewordene, bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich Anlaß gab. Sie erheben ihre Stimme bei socialen Krisen, zum Beispiel bei Strikes der Arbeiterinnen; sie nehmen sich ihrer unterdrückten Mitschwestern an. Sie sind radikaler, ihr Wirken macht mehr von sich reden als das der zweiten Gruppe. Besucht man ihre Versammlungen — und sie haben oft Versammlungen — dann staunt man über die Sicherheit, mit der sie das parlamentarische Handwerkszeug führen; man bewundert ihre scharfen, schneidenden, oft mit Ironie und Satire gewürzten Vorträge. In der Debatte findet man die Frauen dieser Art leidenschaftlicher als die Männer, mehr „Draufgänger“; ihr ganzes Auftreten hat einen subjektiven Anstrich. Sie sind heftig, weil ihre Sache noch jung und angegriffen ist und ihnen die regelrechte Schulung für die Öffentlichkeit fehlt; aber die ungestüme Hitze giebt ihrer Rede Reiz und bewirkt, daß sie nie langweilig ist.

Einige der Frauenkampfvereine, und zwar solche, welche von Lehrerinnen geleitet werden, begnügen sich mit rein wissenschaftlichen Zielen, allein auch letztere bedeuten ja im Grunde eine Emancipation. Diese „Frauenrechtlerinnen“ sind stolz auf ihre Ruhe und Mäßigung, ihre Reden sind Muster von Formvollendung, „Logik“ ist ihr Schlagwort, und die hitzigen Vorkämpferinnen werden von ihnen in den Bann gethan.

Was treibt nun eine Frau dazu, ihr Leben und ihre Zeit der Vereinsthätigkeit zu widmen? Meist ein Überschuß von Kraft, den ihr privates Dasein nicht verbraucht. Oft auch wäre ihre Existenz ohne den Verein unausgefüllt und unbefriedigt. Für ein echtes Weib ist es Lebenszweck, Lebensgenuß, sich einem Menschen, einer Sache hinzugeben; findet es nicht einen einzelnen, dem es seine Kraft zu weihen vermag, dann arbeitet es für das allgemeine Wohl.

Manchmal zwar verbindet sich beides; jedoch die Frau, welche allein dasteht, der das Schicksal Glück und Freude geraubt hat, wird sich dem Vereinsleben intensiver widmen als eine vollkommen glückliche Frau, eine junge Gattin und Mutter.

Daher kommt es, daß die Witwe, besonders wenn sie keine Kinder besitzt oder die Kinder ihr erwachsen und versorgt sind, unter den Vereinsdamen am stärksten vertreten ist.

Neben rein idealen Motiven, die zur Vereinsarbeit treiben, findet man wohl auch den Wunsch, eine Rolle zu spielen, zu herrschen. Für viele ist es Lebenslust, zu herrschen, Schicksale zu lenken; darum sollte man es ihnen nicht verargen.

Andere wieder sind nicht Gebieterinnennaturen wie die obigen, sondern Anhängerseelen. Sie brauchen etwas, das sie zu bewundern, für das sie zu leben vermögen.

Das Endergebnis all dieser treibenden und getriebenen Kräfte ist die achtunggebietende Vereinsthätigkeit der Berlinerin.

Versuchen wir einzelne Gesichter aus dem Meer von Köpfen hervorzuheben, das vor uns auftaucht, wenn wir das Wort „Berliner Vereinsdame“ aussprechen. Es scheint fast unmöglich und dennoch — jeder tüchtige Mensch tritt in den Wirkungskreis, welcher für ihn paßt; der Platz, wo er steht, ist für ihn, er für den Platz charakteristisch. So heben sich auch, — nach den Stellen, welche sie einnehmen, — einzelne ausgeprägte Typen unter den Berliner Vereinsdamen hervor.

Beginnen wir mit der Pionierin, der Organisatorin.

Sie ist in der Regel eine stattliche selbstständige Witwe und widmet sich schon seit Jahrzehnten philanthropischen Einrichtungen und der Frauensache. In letzterer verfolgt sie vorwiegend praktische Ziele, diejenigen, welche beim Beginn der Frauenfrage die einzig möglichen waren.

Als diese „Pionierinnen“ ihre Thätigkeit begannen, hatten die Frauen noch mit Vorurteilen aller Art zu kämpfen. Zu der Geselligkeit nahmen sie eine hohe, vielleicht zu hohe Stellung ein (denn ein Aufdem-Piedestalstehen bekommt keinem Menschen), in der Familie hingegen eine beschränkte Stellung, im öffentlichen Leben so gut wie gar keine. Selbst wenn eine Frau selbstständig war, — sagen wir eine wohlhabende Witwe, — dann traute man ihrem Portier, ihrem Schneider, ihrem Schuhmacher immer mehr Verstand zu als ihr.

Digitized by Google

Vor allem also mußte eine Frau damals beweisen, daß sie fähig sei, etwas anderes zu thun, als Strümpfe zu stopfen und im Kochtopfe zu rühren. Bei jedem Schritte, den sie that, stieß sie auf ein Princip; jedes Stückchen Boden mußte sie sich erobern.

So wurde das ganze Dasein der Pionierin ein Beweis. Vielleicht stählte grade der Kampf ihre Kraft, denn sie erreichte trotz alledem sehr viel. Sie beteiligte sich nicht nur an gemeinnützigen Einrichtungen, wo Frauen und Männer thätig waren; sie zeigte, daß auch eine Frau allein Schulen begründen, Anstalten leiten könne. Durch sie geschaffen, entstanden jene Institute, von denen oben Erwähnung geschehen; zu ihr kamen Frauen und Mädchen, wenn sie Rat und Hülfe brauchten. Wieviel Tragik lernten diese Pionierinnen kennen, wieviel Thränen, und wieviele haben sie getrocknet! Man findet bei ihnen nicht allein Teilnahme, sondern auch schnelle thatkräftige Hülfe. Unermüdlich von früh bis spät, in immer gleicher Güte — so lebten sie für das Wohl ihrer Mitschwestern. Sie einen politische Parteien, die sich sonst kampfslustig gegenüberstehen; ihr Werk ist ein neutraler Boden, auf dem sich Fortschrittler und Feudale zu friedlicher Arbeit die Hand reichen. Mütterliche Würde, ruhige Schlichtheit, die jeder Effekthascherei fremd ist, verbindet sich bei den Frauen dieser Art mit unglaublicher Elasticität und Schaffenskraft, mit einem warmen Herzen und einer schnellen impulsiven Art. Sehen sie Elend, hören sie von Bedrängnis, dann tauchen in ihrem erfindungsreichen Kopfe sogleich Pläne auf, wie dem abzuhelfen sei. Dem Einfalle folgt bald die That. Und da Frauen dieser Art Menschen und Dinge wie an einem unsichtbaren Fädchen zu lenken wissen, da ihr kluger Blick dem Menschen bis auf den Grund der Seele schaut und sie ihn dem Erspähten gemäß zu behandeln verstehen, so gelingt ihnen auch fast jedes begonnene Werk, ob es anfangs auch noch so kühn, so ungewöhnlich erschien, ob man auch nicht daran glaubte oder es vielleicht gar belächelte.

Heute sind viele Ideen dieser „Pionierinnen“ Thatsachen geworden. Man kann sich Berlin kaum denken ohne das, was sie geschaffen, ja Berlin wäre ohne sie nicht das, was es ist.

Einen anderen Typus der Vereinsdame bietet die Präsidentin.

Auch sie ist fast immer eine wohlhabende Witwe; eine graziöse und noch immer reizende Frau. Sie ist die geborene Vorsitzende aller Frauenversammlungen; sie spricht gut, doch das ist nicht ihre hervorragendste Eigenschaft. Ihre Hauptbegabung liegt auf einem anderen Felde. Sie versteht es, in stürmischen Sitzungen (und Frauenvereine bergen viel mehr latente Leidenschaft als die von Männern) das Schiff der Debatte mit geschickter Lotsenhand zu leiten, dem Meinungsaustausch die verletzende Schärfe zu nehmen, mit einer Handbewegung, einem Worte ein aufsteigendes Gewitter zu bannen und, selbst wenn der Blitzstrahl niedergeschmettert ist, die geschlagene Wunde durch sympathisches Verständnis und feine Schmeichelei zu heilen.

Ja, sagen wir es nur ehrlich: durch Schmeichelei.

Die Präsidentin erreicht viel durch dieses Mittel aller Mittel. Wer es aber wie ein Künstler handhabt, so fein, so klug — darf man dem nicht verzeihen? Wann wäre je die Menge gewonnen durch rein ideale Motive? Und die Menge braucht man, will man tief ins Leben einschneidende Wirkungen erzielen.

Die schwierigsten Dinge weiß die Präsidentin in ihrer stets gleichen Liebenswürdigkeit zu erreichen. Da sie das alles nur für andere, nicht für sich thut, so sollte man nicht zu sehr mit ihr rechten wegen der Mittel, deren sie sich bedient.

Für sich selbst hat sie nur das Bewußtsein, eine Rolle zu spielen.

Vielen Frauen wäre solch ein Wohnen in einem Glashause unheimlich; sie könnte sich in ein anderes Los nicht mehr finden.

Oft meint man: eine Frau dieses Schlages habe ein ungemütliches, unordentliches Heim. Sie selbst sei häßlich und altmodisch gekleidet, ihre Tassen und Teller seien ausgebrochen und ihre Servietten ausgefranst. Von dem Berliner Typus der Präsidentin gilt dies nicht. Wenn man ihr Haus besucht, sieht man eine elegante Dame, die mit gesuchter Einfachheit zwar, aber vollkommen modisch sich trägt; man findet ein behagliches, künstlerisch ausgestattetes Heim. Ihre Gesellschaften sind interessant, die Mittagessen vortrefflich. Die Präsidentin zerstört gründlich das Vorurteil: nur eine Frau, deren Haus ihre Welt ist, vermöge ihr Heim anziehend zu gestalten.

Eine der tüchtigsten Stützen der Vereine aber, Säule und Eckpfeiler, Arbeitskraft ersten Ranges, ist das alternde und das alte Fräulein. Die anmutige Präsidentin schwebt über dem Ganzen, sie kommt als Schlußeffekt in einem bequemen Wagen zu den Sitzungen herbeigerollt, wenn ihr weiblicher Adjutant — gewöhnlich Schriftführerin genannt — alles für sie vorbereitet und geordnet hat.

Der weibliche Adjutant fährt nie in einer Campage, immer im Omnibus oder in der Pferdebahn. Er trägt keine zierlichen Lackschuhchen, sondern derbe Lederstiefel und Gummi-Boots, dazu einen wetterfesten Regenmantel über dem immer schwarzen und schlichten, selten modernen und chicen Kleide. Sein einziger Schmuck ist eine Uhrkette, eine solide goldene Kette, gediegen wie er selbst, wie seine ganze Existenz.

Dieser Adjutant ist nicht eine Lehrerin, obwohl er zuweilen den Typus der Lehrerin alten Schlages zeigt; es ist ein selbstständiges Fräulein, das sich nicht damit begnügt hat, in seiner Familie Tante und Aushülfe bei Krankheitsfällen zu sein, sondern das

Digitized by Google

eine Beschäftigung verlangte, welche seine volle Zeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Für ihren Unterhalt braucht auch diese Frau nicht zu arbeiten, sie hat zu leben. Freilich nur bescheiden, doch das genügt ihr. So widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit; statt einen Mann beglückt sie die Menschen.

Früher hatte das alte und alternde Mädchen oft ein sentimentales Gebaren. Jetzt schlägt es meist in das Gegenteil um. Weil sie nicht dem bekannten kläglichen Schreckbilde „alte Jungfer“ gleichen will, wird sie burschikos und männlich. Ihre Außenseite ist rauh, ihr Wesen ziemlich rücksichtslos. Sie ist nicht hager und schattenhaft, wie einst die unverheiratete Frau es war, nein rotwangig, braungebrannt und wohlgenudet, von fester unverwüstlicher Gesundheit, da keine persönliche Sorge sie bedrückt.

Sieht dieses Mädchen Dich mit seinen scharfen, hellen Augen an, dann fühlst Du vielleicht, warum die Augen so klar und durchdringend sind — sie schliefen acht bis zehn Stunden, solange die Dunkelheit mit thörichten Träumen und tollem Jubel sich über die anderen Menschenkinder niedersenkte. Nie durchzuckte schmendes Verlangen diese Sinne, nie tauchte ein unverständiger Gedanke in diesem glattgescheiteltem Köpfe auf. Klar und kühl! Kommt der Morgen und mit ihm das helle nüchterne Tageslicht, dann thun sich die ausgeruhten Augen wieder auf und die Adjutantin „schnitet, daß es nur so kracht“.

Stoßt Euch nicht an ihren Kraftausdrücken, sie hat dennoch ein gutes Herz; freilich dieselbe Güte, dasselbe Wohlwollen für alle. Sie ist nicht ein Weib, das sich auf einen Menschen konzentriert und ihn über alles liebt und haßt, das nichts sieht als ihn allein, dem ein Mensch — besser gesagt ein Mann — Sonne, Luft und Licht ist. Sie ist gutmütig und hilfsbereit, aber sie verliert nie den Kopf, das Herz selbstverständlich noch weniger; ihre scharfblickenden Augen erspähen jede Falte an Dir, jeden Fleck an Deinen Kleidern oder ihr — nebenbei gesagt — ein Greuel ist). Trotzdem arbeitet sie für die Menschen und thut es mit Lust und Unermüdlichkeit.

Fehlt sie eines Tages in der Versammlung, sieht man ihre großen Gummischuhe und den handfesten Regenschirm nicht mehr im Korridor der Präsidentin, dann ist sie in das Land gegangen, woher kein Wandrer wiederkehrt — still, ohne Sang und Klang, wie ihr Leben war. In dem Vereinsblättchen steht dann ein Nachruf:

Wir haben die traurige Pflicht, anzuzeigen, daß unsere Schriftführerin, Fräulein †††, plötzlich, ohne vorherige Krankheit, entschlafen ist.

Der Verein verliert an ihr ein tüchtiges Mitglied, eine außerordentliche Arbeitskraft.

Im Auftrage:
Frau ††, Vorsitzende.

Kein Wort von Liebe und Verehrung; man spricht selbst jetzt nur von Tüchtigkeit. . . .

Ganz verschieden von diesem ist ein zweiter Typus des wohlthätigen alten Fräuleins.

Auch sie ergiebt sich dem Vereinsleben mit Leidenschaft, muß es ihr doch alles andere ersetzen. Aber sie hat etwas von dem Weinerlichen, Kläglichen an sich, das der Adjutant so fürchtet. Und während bei ihm der Verein gar keinen Rivalen hat, nicht einmal die Erinnerung, besitzt dieses Mädchen eine solche.

Freilich gleicht die Erinnerung einem Schemen. Die Sentimentale liebte, doch ach! so platonisch; sie ist ja aus so guter Familie. Beinahe hätte er — wenn sie — nun, man kennt ja die alte Geschichte die ewig neu bleibt.

Des Fräuleins ganzes Leben ist ein Beinahe, an allem vorüberkommen, den Becher sehen, ihn nie zum Munde führen. Auch in dem Vereine steht sie unter der Herrschaft des Beinahe. Eine Rolle spielt sie dort nicht, dazu ist sie zu schüchtern, zu sensitiv. Ihre Kränklichkeit hindert sie ebenfalls; viel kann sie nicht thun, so gerne sie es auch möchte.

Wie ihr Wesen ist ihre Sprechweise.

Turgenjew schildert einmal einen Leibeigenen, der nie einen Satz vollendet, aus Furcht, aus Verlegenheit. Dem Leibeigenen gleicht diese Vereinsdame. Muß sie einmal in der Versammlung sprechen, so wird sie rot, stottert und bricht verwirrt ab. Wie beneidet sie ihre robuste Gefährtin, die Schriftführerin! Der erscheinen die Zuhörer, Männer und Frauen, wie Kohlköpfe, die weiß mit ihrer tiefen, rauhen Stimme so klar und scharf zu reden. Ihr zirpendes, weinerliches Stimmchen dringt ja nur bis zu den vordersten Bänken; selbst wenn sie die Rede ablesen wollte, würde es ihr doch nichts nützen.

Allein die Vereinsthätigkeit giebt ihr trotz alledem einen Lebenszweck, einen Halt; er füllt die Stunden aus, welche sie ihrer Kränklichkeit abstiehlt.

Und nun die große Schar: die Mitglieder! Es giebt Frauen, denen ihr Verein alles ist: nicht nur Mann und Kind, sondern auch Haus und Heim, die so fanatisch sind, daß man sie zu nichts als für ihren Verein gebrauchen kann, wieder andere, die so gelehrt sind, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sehen und im wirklichen Leben unpraktisch und einfältig wie Kinder umhertappen, endlich solche, die nur eben mitthun, darunter auch solche, die eigentlich nicht recht wissen, warum sie's thun? . . .

Bei vielen Frauen auch hat der Beruf ihres Mannes abgefärbt und ihnen sein besonderes Gepräge verliehen. Ist der Mann Jurist, so behandeln sie ihren Verein feierlich wie Gesetzesparagraphen; ist er Arzt, so secieren und kurieren sie und finden Krankheiten an Gesunden; ist er Pfarrer, so predigen sie überall ein wenig; ist er Künstler, so sind sie genial und leichtlebig; ist er Kaufmann, so wissen sie geschickt und betriebsam günstige Chancen zu benutzen.

Digitized by Google

Natürlich fehlt es auch in den Vereinen an jungen Mädchen nicht. Im Gegenteil, sie beteiligen sich sehr zahlreich.

Ist es der jungen Dame wirklich ernst mit ihrem Vereine? Sie thut sehr wichtig damit, sie sagt immer „wir“ und „unser“ und sucht ihren Brüdern und deren Freunden mit diesem „wir“ Eindruck zu machen. Veranstaltet der Verein einen Bazar, auf dem zu Gunsten der Armen kokettiert werden soll, ordnet er ein Fest an, auf dem für die Hungernden getanzt und geschmaust werden soll — dann plätschert Minnie in Wonne und Wichtigkeit. Schon Wochen zuvor denkt sie an die Toilette für „unseren Bazar“. Diese Toilette muß möglichst glänzend sein, denn Minnie ist an dem Abend Besitzerin einer Blumenbude und es gilt, Käufer herbeizulocken. Dazu bedarf es eines reizenden Kostüms, das Papa, wenn auch seufzend, kauft. Das junge Mädchen, welches Vereinsmitglied ist, erfreut sich meist eines wohlhabenden Vaters.

Minnie wird alle Welt überraschen, denn sie wählt keine moderne Toilette, sondern die Tracht einer Andalusierin. Ihr ovales, brünettes Gesicht mit den feingezeichneten Brauen über nachtdunklen Augen, ihre volle elastische Gestalt nehmen sich in dem malerischen Kostüm sehr verführerisch aus. Und wie reizend lugen die Füßchen unter dem kurzen seidenen Rocke hervor. Da lohnt es doch noch wohlthätig zu sein, wenn es so gut steht, wenn man dadurch so viele Bewunderer findet!

Man denke nicht, daß dieser Typus des jungen Mädchens in Berlin eine Seltenheit sei. Das schlagfertige, kluge, ein wenig kecke, immer sichere, selbstbewußte Geschöpf kommt heute viel häufiger vor als das blonde Gretchen, welches ganz Weib, ganz Hingabe ist, welches andächtig zum Manne emporsieht in ehrfurchtsvollem ahnendem Schauer.

Minnie weiß fast alles; sie ist unterhaltend und witzig, auf den meisten Gebieten „beschlagen“; denn hoffentlich ist man nicht so ungalant, zu sehr auf den Grund zu gehen. Wenigstens spricht sie über alles: über den Kongo und über Kunst, über den Nil und Mau'zelle Nitouche. Vorurteile hat sie nicht, noch weniger als ihre Mutter; sie kennt auch mehr als ihre Mutter und nicht nur wissenschaftliche Dinge.

Kommt der Mann, dem sie gestattet, sie zum Standesamt zu führen und die Seele seines Salons zu sein, dann hört Minnie auf, Vereinsmitglied zu spielen. Oder wenn sie es thut, dann prangt ihr Name nur noch auf der Liste, aus ihrem Herzen und Kopfe ist der Verein entschwunden.

Und die blonden Gretchen?

Sie sind selten Vereinsmitglied. Sie werden es erst, wenn sie keinen Mann finden, dem sie ihr ganzes Ich hinzugeben vermögen, wenn sie sich resignieren und weißes Haar sich in ihren glatten blonden Scheitel mischt. Dann kränkeln sie und fühlen sich einsam und unglücklich, dann — vielleicht — werden sie Vereinsmitglied, ein solches wie die gefühlvolle, schüchterne, alte Jungfer.

Litterarische Notizen.

— „Geistige Größen der Gegenwart.“ Von M. A. Lange. Skizzen. Berlin, Paul Modebeck 1896. Herr Lange ist offenbar ein Dilettant, dem es weder an Belesenheit, noch an dem ehrlichen Arbeitseifer, wohl aber an allem anderen fehlt, was zum Essayisten gehört, der das Schaffen der bedeutendsten Geister der Gegenwart kritisch würdigen will, namentlich an Geschmack und Sicherheit des Urteils. Zu diesem dilettantischen Zuge stimmt es, wenn ein Lichter, wie Carducci, auf — drei Seiten abgehandelt wird, wobei zu seiner Charakteristik allerdings Kernsätze wie die folgenden verwendet werden: „Er (Carducci) dichtet nur in den Armen der Muse“, und: „Wenn wir in Summe seine Persönlichkeit betrachten, so stellt Carducci einen anderen Menschen dar, als das Bild von ihm sich in vielen Köpfen malt“. Dabei findet sich auf diesen drei Seiten noch Raum für frappante Aperçus allgemeinen Charakters, so z. B. „Mit letzterischem Freimut sei es bekannt, daß Pindar selbst hinter Leopardi und Thomas Moore zurücksteht“. Pindar — Leopardi — Thomas Moore — welch eine Höhe des Standpunkts, von der aus als verwandt erscheint, was wir Anderen nie mit einander vergleichen würden, weil unseres Erachtens zwischen dem italienischen Dichter des Weltschmerzes und dem alten, weltfreudigen Hellenen ein Abstand ist, genau so groß, als er überhaupt je Dichter von einander scheiden kann. Aber vielleicht das Bezeichnendste, was sich über das Buch sagen läßt, ist sein Inhalts-Verzeichnis. Neben Carducci werden als „geistige Größen der Gegenwart“ abgehandelt: Dumas d. J., Sophie Kowalewsky, die Stockholmer Mathematikerin und Romandichterin, Henrik Ibsen, Julius Schwarz, ein ungarischer Abgeordneter und Historiker, Loudrofo, Castelar, Ascoli, Berthelot und der russische Chemiker Mendelejev, dem — zwei volle Seiten gewidmet sind! Es ist ja hübsch, daß Herr Lange sich für Vielerlei interessiert, auch daß er seine Ansichten niederschreibt, ist sein gutes Recht, nur sollte er das Geschriebene nicht unter einem so anspruchsvollen Titel drucken lassen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Göbel, Julius. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1895.

Müller, Franz. Vaterlands- und Soldatenlieder. Ein Liederstrauß für das deutsche Volk und Heer. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg. 1896.

Zoozmann, Richard. Lieder, Romanzen und Balladen, Vierte, vermehrte und veränderte Auflage. 2 Bände. Leipzig. P. Friesenhahn. 1896.

Armands Ausgewählte Romane. Lieferung 15 und 16. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

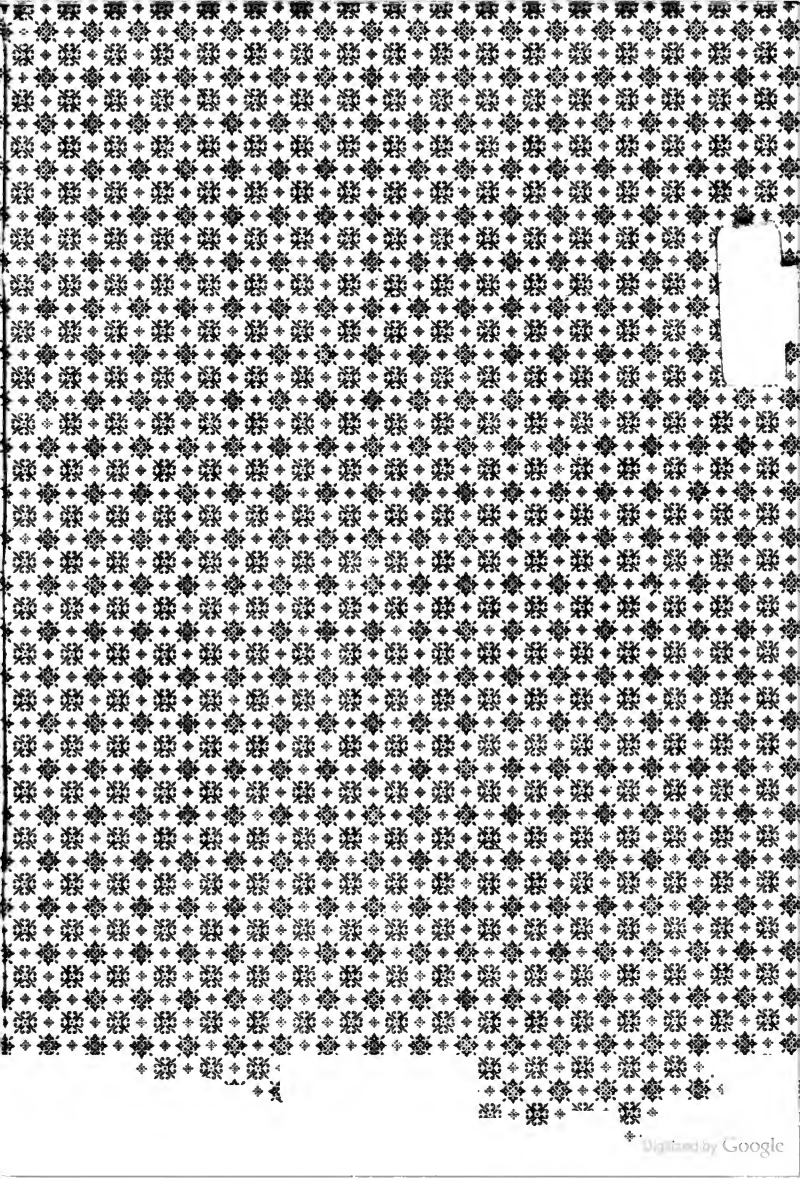
Buse, Karl. Jugendstürme. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 1896.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von Wilhelm Baensch in Berlin.

Digitized by Google

[redacted]
32101 042847432

Digitized by Google


Digitized by Google